Die vollständigste

Naturgeschichte

des

In- und Auslandes

von

H. G. Ludwig Reichenbach,

Königl. Sächs. Hofrathe, Ritter des K. S. Ord. für Verdienst und Treue, Doctor der Philosophie, Medicin und Chirurgie, Professor der Naturgeschichte, Director des Königl. Sächs. naturhistorischen Museum und des botanischen Gartens in Dresden u. s. w.

Die Raubsäugethiere.

Dresden und Leipzig,

Expedition der vollständigsten Naturgeschichte.

1852.

Die

Raubsäugethiere

von

H. G. Ludwig Reichenbach.

Mit 751 Abbildungen auf 102 Kupfertafeln.

Dresden und Leipzig
Expedition der vollständigsten Naturgeschichte.
1852.

Vorrede.

Es dürfte dem geehrten Leser nicht unbekannt sein, daß die Werke von Büffon, Pallas und Schreber weit längere Unterbrechungen als das unsere erlitten, auch dürfte ihm die unausgesetzte Erscheinung der Bände der Vögel bis zum letzten und die Ursache der Verzögerung der Ausgabe des gegenwärtigen Bandes nicht mehr neu sein.

Die im Jahre 1849 in Dresden stattgefundene Revolution hat nämlich am 6. Mai durch Brandlegung den Theil des Zwingergebäudes zerstört, welcher die reichbesetzte Galerie der Säugethiere, die Galerie der Amphibien und Fische, die Molusken nebst Conchilien und Strahlthieren, dabei die große Corallensammlung enthielt, ebenso die Räume, in denen die Schränke mit den Insekten, Arachniden und Crustaceen aufgestellt waren, ferner den großen Hörsaal, in welchen durch zwei Tage und einen großen Theil zweier Nächte fortgesetzte Anstrengung von acht Personen die Bibliothek und die botanischen, entomologischen und zootomischen Privatsammlungen des Verfassers dieses Buchs nebst seinen Manuskripten und allen ihm werthvollen Papieren und anderen Gegenständen, in dem Wahne, sie zu retten, eingeräumt worden.

Das Schicksal wendete sich, das dem Zwinger angebaute Wohnhaus kam mit zerschossenen Fenstern, Spiegeln und übrigen Mobilien davon und blieb stehen, während das für sicherer gehaltene Königl. Gebäude mit seinem Inhalte niederbrannte, denn da das reichliche Brennmaterial an dieser Stelle in die Kuppel des gewölbten Daches gelegt war, so stürzte die Decke nieder, als das Ausräumen zwischen den flammenden Wänden so eben begann.

Die Bibliothek und die Sammlungen des Verfassers waren aber sämmtlich als Supplemente für die königl. öffentlichen Sammlungen zu betrachten; nach vierzigjähriger Aufwendung seiner eigenen Mittel hoffte er einst dieselben diesen öffentlichen Sammlungen als schätzbare und für dieselben nothwendige Supplemente hinterlassen zu können. Die epidemische Rohheit jenes Jahres hat diese Resultate vieljähriger Opfer plötzlich vernichtet, die Ergebnisse unsaglicher Mühen, die Beweise von seltenem Wohlwollen zahlreicher, zum großen Theile nicht mehr lebender Gönner und Freunde und die Früchte von Gelegenheiten und zufälligen Umständen, welche nur selten im Leben des Einzelnen sich darbieten können, loderten in den gierigen Flammen empor und Klumpen verbrannter Spuren unter dem eingestürzten Gemäuer oder in stundenweiter Entfernung von der Stadt aufgefangene, vom Winde getragene verkohlte Papierstückchen mit lesbarer Schrift und erkennbaren Zügen der Kupferstiche, Lithographieen oder Gemälde, welche man als Merkwürdigkeiten dem Verfasser zurückbrachte, waren das, was nach dieser Scene an die Stelle durchgearbeiteter und wohlgeordneter Sammlungen trat.

Das Bewußtsein der glücklichen Errettung des Lebens aller Glieder seiner Familie aus ununterbrochen durch sieben Tage und Nächte hindurch im eingeschlossenen Raume drohender Todesgefahr wurde das erste Moment, welches dem Verfasser nach schwerem Ergriffensein wieder neue Lust am eignen Leben erweckte. Die bis auf einige schmerzliche Verluste erhaltene Galerie der Vögel und die durch einen schnellen Entschluß seines Sohnes, den der in den Räumen des Zwingers als Schutzgeist weilende Vorstand der Museen, Herr Regierungsrath Dr. Schulz sogleich ausführen ließ, durch die Durchschlagung einer Zwischenmauer, um Wasser in den allem Wassers beraubten Zwinger bringen zu können, gerettete oryktognostische Mineraliengalerie eröffneten als Reste eines großen naturhistorischen Museums den Trost, daß eine günstigere Zukunft einen Zusammenhang zwischen beiden Reichen der Natur wiederherstellen würde.

Als ein schönes Bindeglied für alle drei Reiche der Natur ist auch eine große Petrefactensammlung wieder angekauft worden und, sowie die Hieroglyphen nicht ohne Kenntniß von Sprachen gelöst werden, so wird auch die Anschaffung von für Erläuterung jener Reste und Trümmer der Vorwelt unentbehrlichen Typen der Jetztwelt eifrig gefördert und für alle Theile der Zoologie wurde schon durch zahlreiche Sendungen wohlwollender und theilnehmender Männer aus allen Welttheilen eine neue Grundlage geboten. So sind auch wieder Säugthiere vorhanden, doch deren

größere Anzahl wird noch präparirt. Am dritten Jahrestage nach dem Brande wurde der Wiederaufbau der zerstörten Galerieen in den Verhandlungen der Stände des Landes entschieden und die mit mehr als mannshohem Fliedergebüsch bewachsenen Ruinen werden jetzt im vierten Jahre durch zahlreiche Hände wieder gesäubert und hoffend sieht die Gegenwart der einstigen Verjüngung des alten Zwingers entgegen.

Noch fehlt leider der größte Theil der vom Verfasser besessenen literarischen Mittel und die sorgfältig durchstudirten und mit zahlreichen Originalen und Handschriften versehenen Sammlungen desselben. Dankbar ist anzuerkennen, daß das vorzüglich für die akademischen Vorlesungen dringend Nothwendige durch vereinte Theilnahme Sr. Maj. des Königs, des K. Ministerium des Innern und eines wohlwollenden städtischen Vereines angeschafft wurde, aber die Aussicht auf irgend einen Ersatz für die größere Masse des verlorenen Privateigenthums ist, wie sich jetzt im vierten Jahre gezeigt hat, rein illusorisch gewesen, da die Ansprüche auf den Ersatz dieses verlorenen Eigenthums des Privatmannes juristisch in gleiche Kategorie gestellt werden mit den allgemeinen Ansprüchen des Staates, so auch mit denen für das niedergebrannte Opernhaus, dessen Wiederherstellung gar nicht beabsichtigt wird, und so muß ganz natürlich das kurze Leben des Einzelnen ablaufen, während der perennirende Anspruch für das der Vergessenheit verfallene Gebäude ohne Nachtheil für irgend Jemand in die fernste Zukunft fortgesetzt wird. Dieser Grundsatz führt eine Repartition des Ersatzfonds herbei, welcher die Aussicht auf einen Ersatz weit unter den Prozeßkosten läßt und nur als ein neuer Nachtheil, als ein neuer Verlust selbst wieder erscheint.

Unter diesen leider obwaltenden Umständen war dem Verfasser in dieser Zeit seit dem erlittenen Verluste nur für die Classe der Vögel, deren Galerie auch im Museum größtentheils erhalten blieb, eine Vervollständigung an literarischen Hilfsmitteln wieder möglich geworden und dieser Band der Säugethiere wird nur auf den dringenden Wunsch der Besitzer des Werkes geschlossen, um eingebunden werden zu können. Unter früheren, günstigeren Umständen sollte derselbe noch weiter ausgeführt werden, unter den jetzigen gaben wir nur, was wir konnten und die Fortsetzung des anatomischen Theiles der Säugethiere wird die Charakteristik der Gattungen weiter erläutern, wie dies bereits auf der ersten Seite des Bandes gesagt worden ist.

**

Während ein Anderer, im Fall er unsere Verluste erlitten, ein dergleichen Werk wahrscheinlich nicht fortgesetzt haben würde, so dürfen wir wenigstens in dem Bewußtsein, das Mögliche gethan zu haben, die ruhige Erwägung und Nachsicht des geehrten Lesers erbitten. Die gegebene Uebersicht über die natürliche Anreihung der Gattungen in ihren Gruppen führt zum Register und dieses giebt eine Aufzählung der beschriebenen Arten. Die Beutelthiere erscheinen zunächst.

Von der letzten Abtheilung der Vögel, den Baumvögeln, sind einstweilen die Familien der Eisvögel und Bienenfresser aller Welttheile erschienen und die Fortsetzung erfolgt ununterbrochen; die schwierigen Gruppen der Sittinae und Dendrocolaptinae sind bereits im Stiche vollendet und erscheinen sobald als es möglich wird, das Colorit vollenden zu können.

Der Verfasser.

Vierte Ordnung.

Vielzähner: Mammalia polyodonta. Alle Zahnarten bis zu geschlossener, endlich gleichhoher Reihe sich abschließend. Extremitäten vom Flossenzustande durch alle Formen bis zur Hand sich vollendend.

Nur diejenige Zusammenstellung der Thiergruppen können wir eine natürliche nennen, welche deren „Natur“ entspricht, d. h. dem Entwickelungsgange des Werdens, vom Niedern beginnend und aufsteigend zum Höheren, mit steter Wiederholung des Vorausgegangenen, wie mit Andeutung und Vorbildung des später folgenden Höheren, welches in weiterer Entwickelung der Stufen sich abschließt.

So wie jede ganze Klasse durch ihre Ordnung die übrigen Klassen und in deren Reihefolge an ihrer Stelle sich selbst repräsentiren muß, so muß auch diese letzte Klasse der Säugethiere ihre Beziehungen auf alle vier Klassen der höheren Hälfte des Thierreichs oder der Wirbelthiere in ihren Ordnungen in deutlicher Ausprägung wieder anschaulich machen.

Die erste niedrigste Ordnung der Säugethiere hat schon seit den alterältesten Zeiten der Takt der Völker in ihrer Sprache den Fischen verglichen und durch seine Benennungen eine natürliche Systematik begründet, welche noch heutzutage die Wallthiere oder fischartigen Säugethiere, z. B. Wall, Finn- und Pottfische nennt, und wir erstaunen, wie das künstliche System, von der Natur abirrend, jene Formen in eine sehr unnatürliche Verwandtschaft, zum Theil zwischen höher entwickelte Thiere gestellt hat, während die Verkümmerung ihrer Extremitäten zu Flossen, die fischartig abnehmende Wirbelsäule ohne Becken, ihr ganzer Habitus und ihre Bewegung und Weise zu leben, die Klasse der Fische hier sehr bestimmt wiederholt.

Die zweite Ordnung, die der Hufthiere, zeigt den Fortschritt der Wirbelthierbildung unter den Säugthieren, wie jener in der Amphibie sich als höher vollendete Fischbildung gestaltet. Offenbar gehören dahin die Sirenen und Manatis und bilden sich durch Hippopotamus fort in die übrigen Dickhäuter, denen die übrigen Hufthiere nach früherer Aufzählung sich anschließen und in ihrer Gesammtheit als Vertreter der Amphibien unter den Säugthieren erscheinen.

Die dritte Ordnung, die Wenigzähner, erscheinen eben so anatomisch wie in ihrer Lebensweise als Repräsentanten der Vögel, Schnabel und Faserzunge des Schnabelthiers, Spechtzunge des Ameisenfressers, Vereinigung von Harn- und After-

öffnung zur Kloake, vorwaltende Ausbildung der Krallen, glattes, furchenloses Gehirn, Blinddarmanhänge bei Hyrax unter den Halbhufern, trompetenförmiger Fruchthälter bei dem Schnabelthier und Gabelbein im Skelett desselben, Sporen, muskulöser Magen der Ameisenfresser u. s. w., sowie zum Theil die Lebensweise auf Bäumen und einzelne Kunsttriebe, z. B. der Bau von Nestern, welche den Vogelnestern sehr ähnlich sind, das Flechten und die zum Theil aus Insekten bestehende Nahrung, die zwitschernde Stimme u. dergl. sprechen die Hindeutung auf die Klasse der Vögel sehr bestimmt aus.

Die vierte Ordnung, die der Vielzähner, die wir in diesem Bande beginnen, bleibt diejenige, welche ihre eigene Säugethierklasse repräsentirt, deshalb Anklänge an alle Ordnungen derselben aufstellen muß. Daher kommt es, daß diese Ordnung in ihrer ersten großen Familie, den Raubthieren, wieder mit beflossten, schwimmenden Formen beginnt, welche an die Cetaceen oder Wallthiere zum letztenmale erinnern. Die zweite Familie, die der Beutelthiere, beginnt mit Nachbildern der Hufthiere und die dritte Familie, die der Flatterthiere, hat, ihrer großen Analogie mit den Nagern zufolge, die Volkssprache Fledermäuse genannt, während die vierte die letzten, menschenverwandten Gestalten ihrem Vorbilde, dem Menschen selbst zuführt und wir auch hier in den vier Familien eine untergeordnete Beziehung auf die Klasse der Fische, Amphibien, Vögel und Säugethiere leicht wieder erkennen.

In dieser Weise ist ein Rückblick auf das Niedere nicht zu umgehen, denn auf jeder ihrer Entwickelungsstufen ist die Natur ein Ganzes und in jedem Punkte ihrer Entwickelungsreihen müssen wir uns klar bewußt werden, wo wir uns befinden, um nicht in dem vielgestalteten Labyrinthe, welches die Zeit ihre Ordnung und ihr System nennt, mit irre zu gehen.

Eine Zusammenstellung der Gattungen der Raubsäugthiere in ihrer naturgemäß sich steigernden Entwickelung dürfte folgende sein:

Raubthiere: Mammalia fera.

A. Flossenraubthiere: pinnipedia *Illig.*

a. Cystophora.

Morunga *Gray.*
Cystophora *Nilsson.*

b. Otariinae.

Otaria *Peron.*
Arctocephalus *F. Cuv.*

c. Trichecina.

Halichoerus *Nilsson.*
Trichecus *Linn.*

d. Phocina.

Phoca *L.*
Calocephalus *F. Cuv.*
Pelagius *F. Cuv.*
Stenorrhinhus *F. Cuv.*
Leptonyx *Gray.*

B. Schlankthiere: gracilia *Illig.*

a. Lutraria.

Enhydra *Flemm.*
Pteronura *Gray.*
Aonyx *Less.*
(Aonix & Leptonix *Less.*)
Lutra *L.*
(Lontra & Lataxina *Gray.*)

b. Taxina.

Meles *Briss.*
Taxidea *Waterh.*
Arctonyx *F. Cuv.*
Mydaus *F. Cuv.*
Conepatus *Gray.*
Marputius *Gray.*
Chinchia *Gray.*
Mephitis *Cuv.*

c. Gulonina.

Gulo *Storr.*
Melogale *I. Géoffr.* (Helictis *Gray.*).
Mellivora *Storr* (Ratelus *Gray*, Ursitaxus *Hodgs.*).
Grisonia *Gray.* (Galictis *Bell*, non *J. Géoffr.* Huro *I. Géoffr.* Eracia *Lund.*)
Galera *Brown* (Erasia *Lund.*).

d. Mustelina.

Mustelina *L.*
Putorius *L.*
Gymnopus *Gray.*
Martes *Cuv.*
Vison *Gray.*
Zorilla *Gray.*

C. **Sohlengänger:** plantigrada *Illig.* (et subterranea *Illig.*)

a. Soricina.

Scalops *Cuv.* (Talpasorex *Less.*).
Talpa *L.*
Hylomys *T.*
Chrysochloris *Cuv.*
Astromyctes *Harris* (Condylura *Illig.* Rhinaster *Wagl.* Talpasorex *Schinz.*).
Crossopus *Wagl.* (Hydrosorex *Nath.* Pinalia *Gray.*).
Corsira *Gray* (Amphisorex *Duvern.*).
Myosorex *Gray.* (S. varius.).
Crocidura *Wagl.* (Suncus *Ehrnb.*).
Sorex *L.* (Pachyura *Selys.*).
Macroscelides *A. Sm.* (Rhinomys *Lcht.*).
Solenodonta *Brant.* (Solenodon *Less.*).
Myogalea *Fisch.* (Mygale *Cuv.* Caprios *Wagl.*).
Galemys *Wagl.* (Mygalina *J. Géoffr.* Caprios *Wagl.*).
Gymnura *Raffl.* (Echinosorex *Blainv.*).
Tupaia *Raffl.* (Cladobates *F. Cuv.* Sorexglis *Diard.* Glisorex *Desm.* Hylogale *T.*).

b. Erinacina.

Erinaceus *L.*
Echinogale *Mart.* (Echinops *Mart.*).
Ericulus *J. Géoffr.*
Centetes *Illig.* (Tenrec *La Cép.* Setifer *Cuv.*).

c. Ursina.

Thalassarctos *Wiegm.*
Ursus *L.*
Danis *Gray.*
Melursus *Meyer* (Prochilus *Illig.* Chondrorhynchus *G. Fisch.*).

d. Procyonina.

Procyon *Storr.* (Lotor *Tiedem.* Campsiurus *Lk.*).
Nasua *Storr.* (Coati *LaCép.* Campsiurus *Lk.*).
Cercoleptes *Illig.* (Kinkajou *La Cép.* Potos *Cuv.*).
Caudivolvulus *Dum.* (Lemur *Penn.* Ursus *L.*)
Campsiurus *Lk.*
Ailurus *F. Cuv.*

D. **Zehengänger:** digitigrada *L.* (Sanguinaria *Illig.*)

a. Canina.

Canis *L.*
(Canis, Lupus *Sws.* Thous, Dusicyon, Cerdocyon, Chrysaeus, Primaevus, Sacalius, Oxygaeus, Vulpicanis.)
Vulpes *Ray* (Otolicnus *G. Fisch.* Megalotis *Illig.* Galago *Desm.* Fennecus *Desm.*).
Nyctereutes *T.*

Otocyon *Lchtst*. (Megalotis *H. Sm*.)
Lycaon *Brooks*. (Cynhyaena *F. Cuv*.).

b. Hyaenina.

Proteles *Is. Géoffr*.
Hyaena *Briss*.
Crocuta *Gray*.

c. Viverrina.

Cynogale *Gray*.
(Potamophilus *Müll*. Lamictis *Blainv*.).
Cryptoprocta *Bennet*.
? Eupleres *Doyère*.
Paradoxurus *F. Cuv*.
(Platyschista *Otto*).
Paguma *Gray* (Amblyodon *Jourd*.).
Arctitis *T*. (Ictides *Valenc*.).
Nandinia *Gray* (Viv. binotata *Reinw*.).
Hemigalea *Jourd*.
Ryzaena *Illig*.
Suricate *Desm*.
Crossarchus *F. Cuv*.
Cynictis *Ogilby*.
(Cynopus *Is. Géoffr*.)
Herpestes *Illig*.
(Manguste *Cuv*. Ichneumon *La Cép*. Martes *Wagl*.)
Urva *Hodgs*. (Cancrivora, Mesobema cancrivorus & Gulo Urva *Hodgs*.).
Atylax *F. Cuv*.
Mungos *Ogilby* (fasciatus & vitticollis).
Bassaris *Lichtst*.
Galictis *I. Géoffr*. (& Galidictis ej.).
Galidia *I. Géoffr*.
Genetta *Cuv*.
Linsang *Müll*. (Prionodon *Horsf*. non *Cuv*. Prionodontes *Less*.).
Viverra *L*. (Civetta *Géoffr*. Viverricula *Hodgs*.).

d. Felina.

Cynailurus *Wagl* (Gueparda *Gr*. Guepardus *Duvern*. Cynofelis *Less*.).
Lynx *Sws*. (Lyncus *Gr*. Lynchus *Jardine*).
Felis *L*. (Cattus *Briss*.).
Leopardus *Gray*.
Tigris *Gray*.
Leo *Leach*.

Katzengeschlecht. Felis.

Katzen, katzenähnliche Thiere. *)

1. Der Löwe. Felis leo LINNEE. — Weibchen: Löwin.

Griechisch: ὁ λέων, ἡ λέαινα. — Lateinisch: leo und leaena. — Italiänisch: leone. — Französisch: le lion, la lionne: die Löwin, les lionceaux: die jungen Löwen. — Spanisch: leon. — Englisch: the lion, the lioness. — Schwedisch: leyon. — Arabisch: Asad. — Persisch: Sjir, Gehad.

Kennzeichen der Art: Schwanz mit Endquaste.

Beschreibung. Die Länge des Löwen beträgt von der Nasenspitze bis zum Ursprunge des Schwanzes gewöhnlich 5 Fuß, ausgezeichnet große Exemplare erreichen auch eine Länge von 6—7 Fuß, ja die dunkelfarbige Abänderung am Vorgebirge der guten Hoffnung gelangt sogar zu der noch bedeutenderen Länge von 8 Fuß. Bei der Mittelgröße von 5 Fuß 2 Zoll betrug am männlichen Löwen aus der Barbarei die Länge des Kopfs 1 Fuß 2 Zoll, des Schwanzes 2 Fuß 2 Zoll, die Höhe über den Schultern so wie über den Hüften 2 Fuß 9 Zoll. — Gewicht 2—3 Centner. — Die Löwin ist mit einem männlichen Löwen von gleichem Alter und gleicher Raçe verglichen, meist um den vierten Theil kleiner.

Bei der allgemeinen aber höchst kräftig und muskulös ausgeprägten Katzenform zeichnet sich der Löwe ganz allein unter allen Arten der Gattung durch die Schwanzquaste aus, welche also zu Unterscheidung der Art in beiden Geschlechtern dienen kann. Der männliche Löwe hat noch in der bedeutendern Größe seines fast viereckigen Kopfes und in seiner Mähne etwas eigenthümliches, was also nicht als Unterscheidungskennzeichen der Art, sondern nur des Männchens betrachtet werden kann, da der Kopf des Weibchens bedeutend kleiner und runder und so wie der Hals ohne oder nur im Alter mit einer sehr kurzen Mähne bewachsen und der Körper im Allgemeinen schlanker gebaut ist. Die Behaarung selbst ist über den ganzen Körper hin (wo nicht Mähne befindlich) in beiden Geschlechtern kurz, dicht und anliegend, die Farbe des Haares nach den Raçen verschieden, im allgemeinen ein bräunliches Ockergelb mit schwarzen Haarspitzen melirt. Der Rumpf verschmächtigt sich von der sehr

*) Man vergleiche den „Plan des Werkes," dem zufolge alles Systematische, folglich auch was über die Gattungen oder Geschlechter im Allgemeinen zu sagen ist, am Schlusse einer Classe erläutert und übersichtlich zusammengestellt werden soll.

starken Brust aus nach hinten sehr sichtlich und deutlicher bei dem Männchen, beide Geschlechter haben sehr kräftig gebaute Beine, an denen wie bei allen Katzenthieren, der Unterfuß nur mit dem geballten Zehen auftritt, welche die sichelförmig gebogenen, hornfarbigen, zolllangen Nägel oder Klauen, im Zustande der Ruhe in ihre Scheiden zurückgezogen, verborgen halten. Der kräftige Schwanz nimmt von seinem Ursprunge an ab und verdünnt sich bis zum Ende, welches mit einer Stachelspitze in beiden Geschlechtern versehen ist. Gegen diese Spitze hin folgt der übrigens sehr kurzen Behaarung jener quastenartig sich zusammenneigende Büschel aus längeren Haaren, denen der Mähnenhaare des Männchens vergleichbar. Die Pupille im Auge ist rund, das äußere Ohr abgerundet und aufrecht. Das Weibchen ist mit zwei Paar Saugwarzen versehen.

Die neugebornen Löwen kommen mit offnen Augen zur Welt, sind 8 Zoll lang, der Schwanz noch 5 Zoll 6 Lin. Der Kopf 3 Zoll 6 Linien, die Höhe über Schultern und Hüften beträgt 5 Zoll 6 Linien. Sie haben das Ansehen kleiner Katzen und müssen von dieser Form hinauf erst zu der des Löwen sich entwickeln, denn sie haben noch keine Schwanzquaste und eben so ist keine Spur von Mähne vorhanden. Die Ohren halten sich nicht aufrecht, die Spitze derselben ist schlaff auf die Seite hängend. Erst nach zwei Monaten werden sie aufrecht getragen. Die Farbe ist graulichgelb und vom Rücken laufen zahlreiche schwarzgraue Parallelstreifen herab. Diese verlieren sich im ersten Jahre und nur der Kopf, die Schenkel und Hüften, so wie die Beine bleiben noch in den nächsten Jahren braungefleckt. Die Mähne und die Schwanzquaste entwickeln sich im dritten Jahre, das Wachsthum und die Ausbildung dieser Zierden dauert aber bis über das fünfte Jahr fort, so daß die Löwen erst vom sechsten Jahre an in ihrer größten Vollkommenheit und Schönheit erscheinen.

Man hat noch außer diesen allgemeinen Verhältnissen in Größe, Gestalt und Farbe des Löwen folgende Verschiedenheiten zu beachten, welche durch die Raçen oder klimatischen Abänderungen bedingt werden.

a) Der Löwe der Barbarei als der Typus der Art ist die stärkste Raçe, das Männchen hat den verhältnißmäßig größten Kopf und die reichste Mähne, welche über die Brust auf der Unterseite längs des ganzen Bauches und über die Hinterschenkel fortsetzt. Die Mähne sowohl als die Behaarung überhaupt, diese auch bei dem Weibchen, am meisten mit ganz schwarzen Haaren gemischt, während an den bräunlichgelben Haaren der untere Theil schwarz ist. Derselben Raçe scheint der sogenannte schwarze Löwe am Vorgebirge der guten Hoffnung anzugehören.

b) Der Löwe am Senegal ist weniger groß, lebhaft röthlichgelb, die Mähne minder reich und nicht unterhalb der Brust fortlaufend, mehr gleichfarbig, wenig mit schwarz gemischt. Auch diese Abänderung findet sich zugleich am Vorgebirge der guten Hoffnung und heißt dort der blasse oder fahle Löwe.

c) Der Löwe in Persien ist noch kleiner, der Kopf auch verhältnißmäßig zum Körper minder groß, über den ganzen Leib fahlgelb, die Mähne mittelmäßig aber sehr schwarz.

Bastarde oder Mittelschläge zwischen Löwen und Tiger hat man in der Gefangenschaft dieser Thiere entstehen sehen, vielleicht noch niemals in der freien Natur. Deren Beschreibung folgt am Schlusse der Naturgeschichte des Tigers.

Das Vaterland des Löwen ist vorzugsweise Afrika, in welchem Welttheile die kräftigste Raçe auch gegenwärtig noch einzeln in den ausgedehnten Landstrichen von Mauritanien, Numidien u. s. w. gefunden wird. Am Senegal findet sich die zweite Raçe und beide dehnen ihre Heimath bis nach Süden in die von den Cap-Colonieen entlegeneren Districte aus; die dritte lebt in Asien, in einigen Gegenden von Arabien und zwischen dem Indus und Persien, Bengalen; überall aber ziemlich vereinzelt.

Ganz anders war das Zahlenverhältniß der Löwen auf der Erde in der alten, klassischen Zeit. Sie waren damals nicht nur in den Gegenden, welche sie heut zu Tage noch bewohnen, weit häufiger, sondern auch noch viel weiter verbreitet. Der Geschichtschreiber Herodot erzählt uns (im VII. Buche), daß die Löwen auch in Griechenland, namentlich in Macedonien, Thracien und Akarnanien häufig gewesen sind, und Aristoteles bestätigt dieß (im VI. und VII. Buche) für seine spätere Zeit. Pausanias nennt als ihr Vaterland den Olymp, Macedonien und Thessalien. Asien war vormals von Syrien aus bis zum Ganges und Oxus mit Löwen reichlich bevölkert, sie fanden sich in Palästina, in Cilicien, Armenien und im Lande der Parther, unzählig waren diese Thiere über Afrika verbreitet. Von hieraus bezogen sie die Römer für ihre Kampfspiele, wofür Q. Scävola (nach Plin. hist. n. VIII. 20.) als Aedil, sie zuerst gebrauchte, und nur aus dem überaus häufigen Vorkommen derselben in Afrika wird es erklärbar, wie Sylla als Prätor nach der Erzählung von Plinius (lib. VIII. cap. 16.) hundert männliche Löwen auf einmal vom König Bocchus aus Mauritanien erhalten und im Cirkus kämpfen lassen konnte. Pompejus führte sechshundert Stück auf, darunter dreihundert und funfzehn Männchen, Julius Cäsar als Dictator brachte deren Zahl auf vierhundert. Heut zu Tage glauben die Beherrscher Afrika's ein höchst werthvolles Geschenk zu machen, wenn sie im Stande sind, einen einzigen Löwen nach Europa zu senden. Unter Mark-Aurel (vom J. 161—180 nach Ch.) wurde schon die Verminderung der Löwen bemerkbar und obwohl unter Probus (in der Mitte des dritten Jahrhunderts) noch einmal hundert Löwen und hundert Löwinnen mit einer Unzahl anderer wilder Thiere zusammen kämpften, so wurde dennoch aus Furcht, daß es künftig an hinlänglichen Candidaten für diese das Volk belustigenden Kampfspiele fehlen möchte, die Jagd auf dieselben den Privatleuten durch ein Gesetz verboten. Die Zurücknahme dieses Gesetzes unter Honorius führte auch, so wie später vorzüglich der Gebrauch der Feuergewehre, wirklich eine fast gänzliche Ausrottung der Löwen herbei, wenigstens flüchteten sich die wenigen übriggebliebenen in die unbewohnten Wüsten, in denen sie sich noch in sehr geringer Anzahl erhalten.

Ueber die Lebensweise und Eigenheiten des Löwen ist schon vieles geschrieben worden, wir begnügen uns, das wichtigste davon kurz zusammen zu fassen. Es ist allgemein bekannt, daß bereits im Alterthume die Gestalt und das Benehmen des Löwen eine Art von Achtung einflößte und die Schriftsteller von da bis in die neueste Zeit sich in der Schilderung seiner Majestät und Großmuth, im Lobe seiner Kraft und Klugheit oder in Erzählungen von Beweisen seiner Dankbarkeit erschöpften. Einer der neueren Reisenden in Afrika, Mr. Burchell, bemüht sich uns dieß schöne Bild vom Löwen zu verdunkeln, er schildert ihn als eine furchtsame, tückische Katze. Beide Ansichten sind dennoch vereinbar, und auch hier liegt wohl

die Wahrheit mehr in der Mitte als in den Extremen. Denken wir uns den Löwen als den Repräsentanten einer auf die höchst mögliche Stufe ausgebildeten und veredelten Katzennatur, so gelangen wir wahrscheinlich zu einer Anschauung des richtigsten Bildes von ihm. Unwiederruflich steht der Löwe da, als das schon durch sein Aeußeres am meisten imponirende, und wenn wir dieß von einem Thiere überhaupt sagen wollen, Achtung gebietende Thier. Es ist die Ehrfurcht vor dem Schöpfer eines solchen Geschöpfes, welche bei dem Anblicke desselben in uns kräftig sich regt. Es giebt kein anderes Thier, welches in der Bildung seines Gesichts und seines ganzen Körpers so viel Kraft und Klugheit, so viel würdigen Anstand, mit einem Worte so viel Ueberlegenheit über alle Charactere der übrigen Thiere auszudrücken vermöchte. Warum wollen wir also die Alten tadeln, wenn sie den Löwen den König der Thiere nannten, so lange wir nicht im Stande sind, irgend ein anderes Thier würdiger oder nur mit gleichem Rechte so zu nennen? Der katzenähnliche Bau des Körpers ist ganz dazu geeignet, auf dieser Stufe der Ausbildung alle die Zwecke mit der größten Leichtigkeit erreichen zu lassen, deren Erreichung für die Erhaltung des Lebens nothwendig ist. Das Gesicht des Löwen verräth keineswegs jene heimtückische Mordlust, welche der eignen Schwäche sich bewußt, nur mit List und Verschlagenheit gepaart zu dem Ziele ihres Strebens gelangt, es ist vielmehr das Bewußtseyn einer Kraft, welche jedem andern Thiere sich entgegenzustellen vermag, und dieß mit fester, wenn auch bisweilen getäuschter Hoffnung auf günstigen Ausgang, mit dem Stolze der Ueberlegenheit wirklich zu thun pflegt. Die Größe des Kopfs ist, sobald das richtige Verhältniß des Gehirns zu ihm statt findet, allerdings auch ein redender Zeuge von den geistigen Anlagen des Löwen und seine hohe Stirn verleiht ihm fast ein menschliches Antlitz. Das ernste Auge, die imponirende Mähne, alles trägt dazu bei, ein Thier auszuzeichnen, welches in der Natur bestimmt zu seyn scheint, Vorzüge vor allen Thieren zu haben. Wir müssen also nach genauerer Ueberlegung und nach Vergleichung der Erscheinungen, welche wir im Character des Löwen wahrnehmen können, weit entfernt seyn, ihn mit einigen Schriftstellern der letzteren Jahre darum der Feigheit zu beschuldigen, weil er den Menschen flieht und der feste Blick eines kräftigen Mannes hinreichen soll, ihn zum Stillstand und zur Flucht zu veranlassen. Wir glauben vielmehr, daß eben hierin der Beweis für die höhere geistige Entwickelung des Löwen sich deutlich verkündet. Es ist jene von Gott allgemein in der Natur ausgesprochene Superiorität des Menschen, welche der Löwe in solchem Momente anerkennt und überlegend zieht er die Flucht einem Angriffe vor, welcher nicht als ein Beweis von Muth, sondern mehr von Tollkühnheit erscheinen würde, und welchen er deßhalb auch nur dann ausübt, wenn er durch unbändigen Nahrungstrieb oder in der Unmöglichkeit zu entfliehen, des freien Gebrauches seiner Fähigkeiten und der Möglichkeit seiner Ueberlegung zu folgen, beraubt ist. Nur dann, wenn der Mensch einen Beweis von Feigheit durch die Flucht giebt, glaubt der Löwe ihn nicht achten zu müssen und bemächtigt sich seiner. Selbst daß der Löwe die Thiere, deren er sich bemächtigen will, nicht von vorn angreift, sondern von hinten auf sie springt, möchte noch nicht als Beweis für Feigheit genommen werden können, denn was hätte er wohl im Kampfe mit schwachen Antilopen, mit Schaafen und Ziegen zu fürchten? Sicherlich thut er dieß wohl nur, um seines Opfers sicher zu seyn und dasselbe sich nicht entkommen zu lassen.

Auch in unsern Menagerieen ist der Löwe gewöhnlich ein Gegenstand von sehr allgemeinem Interesse, und erscheint darin wieder öfter, seitdem es gelungen ist, diese Thiere in Europa fortpflanzen zu lassen und zu zähmen. Jene würdige Selbstbeherrschung, welche der Löwe im Zustande seiner Ruhe wahrnehmen läßt, seine Gleichgültigkeit bei leichten Neckereien, sein dumpfes Grollen bei den plumperen Mißhandlungen seiner Wärter oder bei der Aufreizung durch die schaulustige Menge, sein ungeduldiges Brüllen vor Empfang seines täglichen Mahles, und dann die entsetzliche Begierde, wenn er nun die erhaltene Mahlzeit verzehrt — dieß sind Züge seines Characters, welche wir leicht beobachten können und davon Kunde geben, daß das edle Thier nur dann seinen Character zu der niedern Katzennatur herabstimmt, wenn es gilt den unbesiegbaren Trieben seiner Erhaltung zu folgen. Auch der Löwe in der Freiheit dürfte heut zu Tage ganz anders zu beurtheilen seyn, als der Löwe der alten classischen Zeit, welcher vielleicht im Bewußtseyn vereinter Kraft sich mächtiger fühlend, furchtloser war, wenn Pfeile und Spieße gegen ihn andrangen, dankbarer gegen Menschen, welche ihn zähmten, um sich von ihm begleiten zu lassen oder in prachtvollen Aufzügen den Wagen des Triumphators zu ziehen, als die Löwen unserer Zeit, welche mit Feuergewehren, denen keine Kraft zu widerstehen vermag, bis in die fernste Wüste verfolgt, oder wenn sie lebendig gefangen worden, im Käfig bei magerer Kost und harter Behandlung für immer der freien Bewegung ihrer Glieder beraubt werden. Bildet sich doch das Pferd in unendlich verschiedenen Characteren bei verschiedener Erziehung und verschiedener Behandlung. — Doch, betrachten wir die Lebensweise unserer heutigen Löwen in ihrer völligen Freiheit, im sichern Asyle der Wildniß, wie besonders Reisende am Vorgebirge der guten Hoffnung darüber am besten und vorurtheilfreiesten berichten. Auch hierbei stimmen alle darin überein, daß die Löwen in den Wüsten weit furchtbarer und unternehmender sind als diejenigen, welche sich etwa in der Nähe menschlicher Wohnungen noch aufhalten und die Wirkung des Feuergewehres oder die Ueberlegenheit des Menschen überhaupt vielleicht schon aus Erfahrung erkannt haben. Dergleichen Reisen vom Cap aus in das Innere des Landes geschehen theils zu Fuß, theils im Wagen, mit 8—10 Ochsen bespannt. Die Bedeckung bildet eine Anzahl tüchtiger Hottentotten, welche mit den zu bereisenden Gegenden hinlänglich bekannt sind und die Fährten (Spur) der wilden Thiere ganz genau unterscheiden. Immer weiter und weiter rollt man über die Grenzen der Civilisation der Deutschen und Engländer hinaus und sieht sich endlich umgeben von den Horden der Buschmänner und Caffern, welche roh aber zufrieden von ihren Heerden und der Jagd leben und kaum irgend Etwas durch Cultur ihren dürren Wüsten abzugewinnen wissen. Solche gänzlich unbebaute Gegenden sind es aber, in welche sich die Löwen zurückgezogen haben, in denen man sie also, so wie andere reißende Thiere, heut zu Tage nur noch allein vorfindet, hier wird auch der Löwe für die wenigen und zerstreuten Bewohner noch ein Gegenstand des Schreckens, denn wenn die Fußtritte eines Löwen bemerkt werden, so reichen diese hin, alles mit Furcht zu erfüllen. Allerdings wird dieser Umstand durch die nicht zu widerlegende Erfahrung begründet, daß die Löwen den Hottentotten weit öfter anfallen als den Europäer. Haben nun die Hottentotten die Spur aufgefunden, so bemächtigt sich ihrer immer jene Furcht, sie haben dann sogleich einige schauerliche Geschichten in Bereitschaft und erzählen dem Reisenden alle Abentheuer, die ihnen jemals

von Kämpfen mit Löwen bekannt geworden sind. Während diesem, die zum erstenmale gesehenen Fußtapfen des Löwen, welcher da gekreuzt hat, nicht aus dem Sinne kommen, so rühmen diese wieder, ihn zu ermuthigen, ihre Erfahrung bei Verfolgung der Spur, den kühnen Räuber in seinem Lager zu entdecken. Der Hottentott besitzt auch in der That eine so instinctartig untrügliche Fähigkeit, ein Wild nach seiner Spur zu verfolgen, daß Barrow behauptet, es würde einer nicht nur den Wolf und den Hund an der Fährte erkennen, sondern auch die Fußtapfen eines seiner Cameraden aus tausenden herausfinden. Sie üben von erster Jugend an dieses ihnen so nützliche Talent. Einst war Mr. Burchell beschäftigt, mit einem Hottentotten zu der Stelle zu gelangen, wo sie ein Nilpferd erschossen hatten. Sie arbeiteten sich eben durch ein Weidengebüsch hindurch, als plötzlich der Hottentott sichtlich bewegt ausruft: „seht hierher Herr!" Mr. Burchell richtete darnach seine Augen auf den bezeichneten Platz und erblickt die frischen Fußtapfen eines Löwen, welcher vielleicht erst in dieser Stunde daselbst gewesen zu seyn schien, um aus dem Flusse zu trinken. Diese Erscheinung lenkte nun plötzlich das Gespräch vom Hippopotamus ab und mit leiserer Stimme richtete sich dasselbe nun ernster und einzig allein auf den wahrscheinlich in der Nähe verborgenen Löwen und auf die Gefahr, an einem so bewachsenen Orte allein mit ihm zu seyn. Wenn auch in diesem Falle die unmittelbare Gefahr nicht eintrat, so verkündete sie doch auf ähnliche Weise sich öfter. Ein trüber Abend brach herein, Gewitterwolken bedeckten nach allen Seiten hin den Himmel und alles überzog mit schwarzem Dunkel die Nacht. Bald zuckten wieder belebende Blitze durch die Schwärze des Himmels und Güsse von Regen stürzten strömend unter tosendem Donner herab. Das Vieh wurde unruhig und die Hottentotten waren bemüht, ihr Kochfeuer zu Abwehrung wilder Thiere zu erhalten. Solche Nächte sind es nämlich, welche vorzüglich der Löwe benutzt, sich Beute zu holen. Die Wuth der Elemente rüttelt ihn auf aus seiner gewöhnlichen Ruhe. So schleicht er dann herbei, mit weniger Vorsicht als er sonst thut, und weder das Bellen der Hunde noch das Knallen der Gewehre ist dann hinreichend, ihn zu vertreiben. Die Ochsen der Carawane scheinen die Annäherung ihres furchtbaren Feindes zu empfinden, in der größten Unruhe zerarbeiten sie sich, um von dem Wagen sich loszureißen und der Gefahr entfliehen zu können. Das fortgesetzte Losschießen der Gewehre wird in solchen Fällen durchaus nothwendig, nicht nur um den Löwen von der Wachsamkeit der Bedrohten zu überzeugen, sondern auch um das Vieh zu beruhigen. An solche Nächte werden die Reisenden in Afrika gewöhnt, da sie nicht selten vorkommen. Kommt es zum Angriffe, so pflegt er gewöhnlich die ersten sich ihm nähernden Hunde auf einen Schlag mit der Tatze niederzustrecken und vertheidigt sich dann wüthend gegen die, welche in der Mehrzahl über ihn herfallen, nach und nach muß er jedoch ihnen und den Wunden, welche zu gleicher Zeit die Gewehre ihm beibringen, unterliegen.

Auf den Ebenen Südafrika's weiden oft tausende von grasfressenden Thieren, wie bei uns die gezähmten, in Ruhe. So das Guagga, der Springbock und andere Antilopen. Diese harmlosen Thiere sind die gewöhnliche Beute des Löwen. Sie zu erlangen pflegt er ihren Zügen zu folgen, sich dann in der Ferne niederzulegen und von da aus in weiten Sprüngen sie zu erhaschen. Doch richtet er sein Blutbad unter ihnen gewöhnlich zur Nachtzeit an, wo er ihre Lager beschleicht.

In vollem Laufe ist er im Stande, ein so schweres Thier, ja sogar einen Büffel stundenweit mit sich zu tragen. Um des Büffels sich zu bemächtigen, legt er sich gewöhnlich in einen Hinterhalt und wartet ab, bis er auf ihn springen kann, schlägt ihm die Klauen in die Kehle und setzt ihm die andern Tatzen ins Gesicht, auf diese Weise flicht er sich gleichsam um seinen Kopf herum und hält ihn in dieser Stellung, bis er vor Blutverlust abstirbt. Die Giraffe läuft oft meilenweit, um Wasser aufzufinden, und während sie endlich sich niederbückt, am langersehnten Trunke sich zu laben, springt ihr ein Löwe auf den Nacken und sie bietet seinem Durste ihr eigenes Blut. Außerdem nährt er sich auch von mehreren gezähmten Thieren, Rindern, Pferden, Schaafen und Ziegen, gewöhnlicher von den genannten wilden Thieren und von wilden Schweinen, Civetten und Affen. Die Affen entwischen ihm leicht auf Bäume, auf welchen der Löwe wegen der Schwere seines Körpers nicht zu klettern vermag. Immer soll der Löwe sein Opfer erst tödten, dann erst auffressen.

Ueberhaupt hat man den Löwen nicht bloß zur Nachtzeit zu fürchten, die runde Pupille seines Auges verkündet, daß er ursprünglich kein nächtliches Thier ist. Er liegt zwar dessenungeachtet am Tage während des Hitze verbreitenden Sonnenscheins gewöhnlich ruhig im kühlen Gebüsch, wo er sein Lager hat, und steht, sobald ihn nicht Hunger treibt, ungern von demselben auf, um sich auf die Straßen zu begeben, wo Wagen und Vieh vorbeipassiren. Bisweilen weckt ihn jedoch aus dem Schlummer das unaufhörlich weitschallende Gebell der Hunde, welche stets die Caravanen begleiten. So erzählt Mr. Burchell auch einen hierher gehörigen Fall. „Es war ein heiterer Tag und keine Wolke am Himmel zu sehen. Es ging eine oder ein paar Meilen weit hin am Ufer eines Flusses, mit hohen Matten-Binsen bewachsen. Die Hunde gefielen sich darin, das Schilf zu durchspüren, und untersuchten jedes neue Plätzchen auf das genaueste, bis sie mit einander ein ganz eigenthümliches heftiges und bestimmtes Bellen erhoben. Wir forschten der Ursache dieses Bellens mit aller Vorsicht nach, und wurden bald überzeugt, daß es die Ansicht eines Löwen gewesen, welche ihren Ton so plötzlich umgestimmt hatte. Wir trieben sie an, ihn aufzujagen und sie zeigten sich sehr thätig, so daß wir bald den vollen Anblick eines großen, mit schwarzer Mähne behangenen Löwen und einer Löwin genossen. Die letzte erblickten wir indessen kaum eine Minute lang, als sie zwischen den Binsen verschwand. Der Löwe dagegen kam festen Schrittes vorwärts, stand dann still und faßte uns in's Auge. In diesem Augenblicke fühlten wir wohl, daß unsere Lage nicht ohne Gefahr war, denn das Thier schien einen Sprung auf uns vorzubereiten und wir standen am Ufer nur einige Fuß weit von ihm entfernt, die meisten von uns zu Fuß und ohne Waffen, ohne die geringste Aussicht zu entkommen. Ich selbst hatte mein Pferd an die Jäger abgegeben, und war also auch zu Fuß, indessen war es hier nicht Zeit zur Furcht, und die Nothwendigkeit verlangte einen Angriff, um ihm zu entgehen. Ich war wohl auf meiner Hut, hielt meine Pistolen in der Hand, den Finger auf dem Drücker, und eben so vorbereitet hielten sich andere, welche mit Flinten versehen waren. Allein gar bald begannen die Hunde sich zwischen uns und dem Löwen zu stellen, sie umzingelten ihn, und unterhielten ein heftiges Bellen, ihm den Angriff zu verkünden. Der Muth dieser braven Thiere war wahrhaft bewundernswerth, immer näher und näher rückten sie von der Seite auf das gewaltige Thier und droheten ihm dann in's Gesicht mit heftigem Bellen, ohne die geringste

Spur von Furcht zu verrathen. Der Löwe dagegen, seines Uebergewichts sich bewußt, stand still und unbeweglich bei diesen lärmenden Näckereien und wendete sein Auge nur gegen uns. Mit einemmale waren die Hunde bis nahe an seine Füße heran und schienen nun aus allen Kräften den Angriff wagen zu wollen, als die ersten Angreifer für ihre Unklugheit theuer büßen mußten. Der Löwe nämlich blieb ruhig in seiner majestätischen Stellung beharrend, machte nur eine kleine Bewegung mit der Tatze und im Augenblicke lagen von deren Schlage zwei seiner Angreifer todt zu seinen Füßen. Es geschah dieß so ohne alle Anstrengung, daß man den Erfolg davon kaum zu begreifen im Stande war. Während dieses Vorspiels mit den Hunden verloren wir keinen Augenblick. Es wurde nun auf ihn gefeiert, eine Kugel traf ihn in die Seite, unter den kurzen Rippen, und unmittelbar darauf quoll das Blut aus der Wunde. Der Löwe blieb dessenungeachtet in derselben Stellung, wie vorher. Nun aber hatten wir Ursache zu vermuthen, daß er einen Sprung auf uns thun würde und alle Gewehre wurden wieder geladen. Doch wir hatten uns geirrt, der Löwe ging ruhig von dannen.

Im Zorn sträubt der Löwe die Mähnen, brüllt fürchterlich gegen die Erde und schlägt mit dem Schwanze kräftig um sich herum. Schon die Alten pflegten zu sagen, er besäße dazu den eigenthümlichen, hornartigen Stachel an der Spitze des Schwanzes, um damit sich in die Seiten zu stechen, um sich selbst anzureizen, gleichsam sich den Sporn zu geben, damit er nicht im Zorne ermüde.

So heftigen Zornes und so gewaltiger Kraftäußerung auch der Löwe fähig ist, in so großer Sanftmuth giebt sich auch wieder sein Naturell unter anderen Umständen zu erkennen. Wir finden schon in den Erzählungen der Alten Beispiele von Unterwerfung einiger Löwen unter den Willen von Menschen. Die allbekannte Geschichte, welche G e l l i u s vom römischen Sclaven A n d r o c l u s erzählt, welcher in einer Höhle mit einem Löwen zusammentraf, diesem einen Dorn aus dem Fuße zog und den Fuß heilte, sagt uns, daß dieser Löwe aus Dankbarkeit dafür, seinem Arzte sich gänzlich unterworfen und von ihm in den Straßen Roms herumgeführt worden sey. Eben so soll Ritter G o t t f r i e d d e l a T o u r auf dem ersten Kreuzzuge einen Löwen von einer Schlange befreiet haben und dieser ihm wie ein treuer Hund dankbar gefolgt, bei der Seefahrt auf der Rückkehr, als ihn der Herr nicht habe in das Schiff aufnehmen wollen, sogar im Meere nachgeschwommen und dabei ertrunken seyn. Beide Erzählungen, vorzüglich die letztere lassen manchen Zweifel zu. C a m p a g n o n fand am Senegal einen sehr kranken jungen Löwen, den er pflegte und mit Milch wieder herstellte. Der Löwe schmiegte sich an seinen Wohlthäter, fraß ihm aus der Hand und folgte ihm an einer Leine, wie ein Hund. A n t o n i u s fuhr mit der C i t h e r i d e in einem mit zwei Löwen bespannten Wagen in den Straßen von Rom und N e r o erschreckte seine Gäste bei Tafel durch zahme Löwen, die auf seinen Befehl in die Säle hereintraten. — A r c h e r erzog einen jungen Löwen, dieser wurde dann von ihm getrennt, wurde nach Frankreich und später nach England in die Menagerie am Tower gebracht. Hierher kam einst ein Diener von A r c h e r, den jener Löwe sogleich wieder erkannte, und nachdem derselbe die Erlaubniß erhielt, zu ihm hinein zu gehen, an ihm emporsprang, ihn leckte und mit Liebkosungen überhäufte, nach seinem Abschiede traurig wurde und fast vier Tage lang nicht fraß. Ein anderer Löwe der Herzogin von H a m i l t o n, welcher sonst nicht eben

sanft war, erkannte einen Soldaten wieder, der ihm drei Jahre vorher bei der Ueberfahrt von Gibraltar nach England Wärter gewesen, und liebkos'te ihn auf ähnliche Weise. Solche und ähnliche Fälle erklären sich aus dem sehr treuen Gedächtniß, welches der Löwe hat. — In der Menagerie am Jardin du Roi in Paris gab es öfters Beispiele von Zahmheit der Löwen. Der Thierwärter Felix Casal erfreute sich so großer Anhänglichkeit seiner Löwen, daß der männliche Löwe während dessen durch Krankheit nothwendig gewordenen Abwesenheit trauerte und von seinem einstweiligen Wärter keine Nahrung annahm, bis der endlich genesende Felix wieder herbeischlich und durch seine Rückkehr seinem Löwen die volle Heiterkeit und Eßlust von neuem verschaffte. Auch der Löwe vom Senegal in der Pariser Menagerie lebte mit seinem Wärter auf dem vertrautesten Fuße. Nicht leicht kann man sich ein Thier denken, welches ein unbedingteres Zutrauen und einen unbegrenzteren Gehorsam gegen einen Menschen bei humaner Behandlung bewiese, als dieser Löwe, welcher nur dann in Zorn gerieth, wenn er sich Gewalt entgegentreten sah. Er war jung eingefangen worden. Andere Individuen können dagegen nur durch Gewalt gezähmt werden. Hunger und Schläge finden dann auch hier ihre Anwendung, um Unterwürfigkeit unter den Willen des Menschen zu fördern. Bisweilen sieht man, daß die Wärter sich die Hand lecken lassen, die Zunge des Löwen ist aber wie die aller Katzenarten, mit spitzigen härtlichen Wärzchen besetzt und leckt daher leicht die Haut los, so daß es blutet, das Blut reizt dann den Appetit des Löwen und der Spaß wird höchst gefährlich.

In neuerer Zeit hat man es nun auch gewagt, diese Thiere in der Gefangenschaft zur Paarung kommen zu lassen, und nicht ohne den großen Vortheil, sie durch Befriedigung natürlicher Triebe gesund zu erhalten, sondern auch die Zahl dieser kostbaren Thiere zu vermehren. Es scheint indessen, daß vielleicht in Neapel zum erstenmale Löwen in Europa geboren wurden, wie D. Willugby in Ray's schon im J. 1683 erschienener synopsis animalium quadrupedum p. 165 erzählt. Dann wurden in den Menagerieen in Paris und in London mehr als einmal Löwen geboren. Die berühmte Löwenfamilie der Herren Martin und van Aken gebar in Hamburg, Dresden,*) Berlin u. a. O., und alle diese in Europa gebärenden und gebornen Löwen zeichneten sich durch einen hohen Grad von Zahmheit und Anhänglichkeit an ihren Wärter aus. Ein Individuum derselben war auch zu wiederholtenmalen in London im Covent-Garden-Theater in der Oper Alexander und Darius auf der Bühne erschienen. Gewöhnlich sieht man kleinere Thiere, besonders Hunde mit Löwen zusammengesperrt und deutet es als Beweis für die Großmuth des Löwen, daß er diesen schwächeren Thieren kein Leid zufügt, sondern mit ihnen in so großer Freundschaft lebt, daß er oft sie eher ihre Nahrung verzehren läßt, als er selbst sich deren bedient. In älterer Zeit machte diese uns gewöhnliche Erscheinung noch mehr Aufsehen und man hat die vorzüglichsten Beispiele davon aufgezeichnet, so erzählt Jean Macquet unter Regierung Heinrich IV. von Frankreich, wie er zu Marokko einen Hund im Schutze mehrer Löwen gesehen, und St. Pierre schildert gar anmuthig die Freundschaft, welche im J. 1793 zwischen dem Löwen in Versailles und einem Hunde bestand.

*) Die hier im kalten Winter 1824 gebornen Jungen befinden sich im Königl. Naturalien-Cabinet ausgestopft und deren Skelet und weichen Theile im zootomischen Museum der Königl. Thierarzneischule.

Die Löwen leben zur Paarungszeit paarweise beisammen, auch in den Menagerieen steigt ihre Wildheit bei Eintritt dieser Zeit, welche in der Gefangenschaft etwa 8 Tage dauert, auf den höchsten Grad. Sie folgen dann nur ihren wilden Trieben und verschmähen die Nahrung. Die Begattung selbst geschieht wie bei den Katzen und das Weibchen trägt 108, bei kälterer Witterung wohl auch 110 Tage, gebiert dann 2—3, selten 4 Junge, man will auch Beispiele von 5 Jungen gesehen haben und auch in dem obenerwähnten Falle in Neapel sollen 5 Junge zur Welt gebracht worden seyn. Aeltere Schriftsteller behaupteten, die Löwin werfe zum erstenmale 5, zum zweitenmale 4, zum drittenmale 3, zum viertenmale 3 und zum fünftenmale nur 1 Junges. Indessen bestätigen neuere Erfahrungen nur die von uns oben angegebene Anzahl, ohne bestimmte Zu- oder Abnahme, und schon Ray findet es unwahrscheinlich, daß die Löwin, während sie nur 4 Zitzen habe, 5 Junge gebären könne. Ausnahmweise kommt indessen auch bei andern Thieren dieser Fall vor. Die Löwin behandelt ihre Jungen mit der allergrößten Zärtlichkeit und vertheidigt sie so wüthend und rücksichtslos, daß sie in dieser Zeit sogar ihrem Wärter nicht traut. Doch gaben die Löwinnen in der Martin-Akenschen Menagerie auch hier noch Beweise von Anhänglichkeit an den Wärter, den sie mitten unter ihren Jungen litten und liebkos'ten. Die Löwin pflegt auch nach Katzenart die Jungen im Maule herumzutragen und an andere Orte zu bringen, sobald es ihr deren Sicherheit zu erheischen scheint. Sie säugt sie 5 bis 6 Monate lang, nach deren Verlauf die Neigung zur Paarung wieder eintritt. Aussehen und Veränderung der jungen Löwen während des Wachsthums wurden oben beschrieben. Die Eckzähne brechen hervor, sobald sie ein Jahr alt sind. In dieser Periode sterben viele junge Löwen in Menagerieen. Die in der Gefangenschaft erzogenen Löwen fallen nach Maßgabe der Art und Weise ihrer Erziehung und nach Maßgabe ihrer individuellen Constitution verschieden aus. Nicht selten werden uns verkümmerte, durch Hunger und Schläge verwahrlos'te Löwen vorgeführt, welche bei schlechtem Aussehen und gesenktem Haupte den Druck zu erkennen geben, unter dem sie erwuchsen, weit entfernt, uns den Begriff, den wir gewöhnlich mit dem Namen des Löwen verbinden, zu rechtfertigen. Daß indessen auch gezähmte Löwen zu dem vollkommnen Wachsthum und dem allerdings majestätisch kräftigen Ansehen des freien Löwen gelangen können, zeigt uns das Beispiel der durch die Herren Martin und van Aken erzogenen Löwen, unter denen der von denselben sogenannte Riesenlöwe an Schönheit und Größe alle übertraf, die wir irgendwo jemals gesehen. Die menschenfreundliche Behandlung begünstigt auch hier, wie bei dem Pferde und allen dem Willen des Menschen unterworfenen Thieren, die Entwickelung des Geistes und Körpers dieser Geschöpfe. Die Nahrung, deren der Löwe bedarf, ist wie bei allen fleischfressenden Thieren verhältnißmäßig nicht beträchtlich, denn es gedeiht das ausgewachsene Thier bei 8—12 Pfund Fleisch in 24 Stunden, kann aber auch lange Hunger aushalten. Der Löwe tödtet das Thier, welches er lebendig bekommt, durch das Zerbeißen der Gurgel, öffnet mit einem Schlage der Klaue den Leib und frißt zuerst die edleren Eingeweide, die übrigen Theile nach und nach nebst den zermalmten Knochen. Hundeähnliche Thiere, also auch Füchse und Wölfe frißt er nicht. Junge Kameele und junge Elephanten scheinen ihm Leckerbissen zu seyn. Zum unmittelbaren Umgange mit Menschen ist aber der Löwe durchaus nicht geschaffen, und wenn er auch die größte Anhänglichkeit

und Treue gegen Einzelne beweis't, so kann es schon um der Gefahr willen, welche andern ihm unbekannten von ihm droht, niemals versucht werden, ihn als freies Hausthier zu halten. — Die Löwen leiden, wie schon oben gesagt, viel bei der Zahmung; ein anderes Uebel, dem sie in der Gefangenschaft häufig ausgesetzt werden, ist die Blindheit durch Verdunkelung der Crystalllinse, der graue Staar, wahrscheinlich durch die Feuchtigkeit, deren die Thiere bei der gewöhnlichen Bauart der Behälter ausgesetzt sind. —

Das Alter mag sich bei den Löwen gewöhnlich auf 25 bis 40 Jahre erstrecken, man will auch Beispiele von 70 Jahren kennen. —

Jagd und Fang. Die Alten erzählen uns schon, daß sie die Löwen in Gruben gefangen haben, diese bedeckte man mit dünnen Baumstämmen und Reißig und band in den Mittelpunkt dieser hohl liegenden Bedeckung ein Stück Wild oder ein zahmes Thier fest. Sobald der Löwe seinen gewaltigen Sprung, zu welchem er nicht selten 24 bis 36 Fuß weit ausholt, auf diese Stelle richtete, brach er ein und wurde in der Grube entweder getödtet oder lebendig gefangen. Ein afrikanischer Hirte soll die Römer eine leichtere Weise gelehrt haben, sich der Löwen zu bemächtigen, nämlich mit einem Mantel, den man dem Thiere während seines Angriffs über den Kopf würfe. So würden sie durch Bedeckung der Augen wehrlos gemacht und ließen sich geduldig gefangen nehmen. Auch bei den römischen Kampfspielen soll dieß Experiment mit Erfolg wiederholt worden seyn, es findet sich auch eine Abbildung davon in Jo. Stradani venationes ferarum etc. fol. tab. 11. Eine andere Weise ihn zu fangen, geschieht durch starke Netze oder vielmehr Schlingen. Die Afrikaner treiben ihn mit Fackeln hinein, wobei sie Schilder vor dem Gesicht haben. S. Stradani tab. 10.

Die Löwenjagd hat nun wohl durch Anwendung der Feuergewehre eine größere Sicherheit erlangt, dessenungeachtet bleibt sie gewöhnlich mit großer Gefahr verbunden. Nur in seltnen Fällen geschieht es, daß der Löwe am Tage in die bewohnten Plätze kommt, wovon Lichtenstein ein Beispiel erzählt. „Ein afrikanischer Colonist, van Wyk, war vor seinem Hause mit Ausbesserung eines Wagens beschäftigt. Im Hause neben der Thüre saß seine Frau und die Kinder spielten neben ihr. Plötzlich am hellen Tage erschien ein großer Löwe und legte sich ruhig auf die Thürschwelle in den Schatten. Die Frau vor Schrecken erstarrt, bleibt auf ihrem Platze, die Kinder flohen in ihren Schooß. Ihr Geschrei macht den Vater aufmerksam, er eilt nach der Thür und bemerkt dort den Löwen, der ihn nicht sah. Fast unwillkührlich bewegte sich Wyk nach der Seite des Hauses und dem Fenster des Zimmers, wo sein geladenes Gewehr stand. Glücklicherweise stand das Fenster offen und eben so die Thüre des Zimmers, so daß er die ganze drohende Scene übersah. Er konnte die Flinte erhaschen, legte ohne langes Besinnen auf den Löwen an, der eben eine Bewegung, vielleicht zum Sprunge machte, rief leise der Mutter Trost zu und schoß, hart an den Locken seines Knaben vorbei, dem Löwen in die Stirn, so daß dieser sich nicht mehr regte." Schon oben bei Betrachtung der Lebensweise lernten wir den eigentlichen Aufenthalt des Löwen kennen und die Art seines Angriffes. In jenen großen Ebenen mit Gebüschen und ausgedehnten mit hohen Binsen und mit Schilf bewachsenen Plätzen an den Ufern der Flüsse, finden wir das Lager fast aller großer katzenartiger Raubthiere. Hat man einmal aus der Fährte oder den Eindrü-

cken seiner Fußtritte im sandigen Boden die Spur des Löwen gefunden, so dauert es gewöhnlich nicht lange, bis die Hottentotten und deren eingeübte Hunde den Löwen selbst entdecken und aufjagen. Wie er sich dann benimmt, ist oben geschildert worden. Es bleibt hier Regel, daß man nicht vor ihm fliehe, sonst ist man verloren. Entschlossen fest zu stehen und ihn steif ansehen ist hier das einzige Mittel ihn zu fesseln, er steht dann selbst still oder duckt sich nieder, um den großen Sprung zu wagen. Geschieht dieß so ist es Zeit, auf ihn zu schießen, wenn er so nahe ist, daß man ihn nicht zu fehlen fürchten muß. Wenn man unbewaffnet ist, wird es doppelt nöthig die Fassung nicht zu verlieren, denn das einzige Mittel zur Rettung besteht auch hier nur darin, daß man fest und still steht, unverwandten Blickes ihn anstarrend. In diesem Falle soll man sich sogar nicht irren lassen, wenn er sich niederduckt, denn er wagt den Sprung nicht, so lange man Muth genug hat, unbeweglich zu stehen und mit den Augen ihn scharf zu fixiren. Jede Bewegung dagegen scheint er als Zeichen der Feigheit oder als Einladung zum Angriff zu deuten und bricht dann blitzesschnell auf den Gegner los. Hat dieß gegenseitige Anschauen eine Zeit lang gedauert, so dreht sich der Löwe um und geht langsam seitwärts, blickt noch einigemal zurück, bewegt sich wieder langsam fort, bis er endlich aus dem Gesichtskreise des Menschen zu seyn glaubt, wo er im vollen Laufe entrinnt, von seinem eigenen Schrecke, der erhabenen Gestalt des Herrn der Erde begegnet zu seyn, sich zu erholen. Barrow erzählt dagegen, wie einst ein Hottentott vier und zwanzig Stunden lang auf einem Aloestrauche blieb, weil ein Löwe sich ihm zu Füßen gelegt hatte, der ihm erst gefolgt war, als er seine Heerde zur Tränke getrieben hatte. Der Löwe wurde endlich selbst durstig und ging zum Wasser, der Mann benutzte diesen Zeitpunkt und eilt eine Meile weit nach Hause. Der Löwe kehrt indessen zurück zu dem Strauche, vermißt den Mann und folgt seiner Spur auf dreihundert Schritte nach dem Hause. Sowohl die 12 — 15 starken Hunde, als die Pferde, deren man zur Jagd bedarf, müssen auf die Löwenjagd besonders dressirt werden, außerdem wagen sie selten den Angriff. Die Buschmänner wissen, daß der Löwe seine Mahlzeit gewohnter Weise früh Morgens bei Sonnenaufgang hält und dann auch wohl Abends bei Sonnenuntergang. Sie begeben sich nun um Sonnenaufgang dahin, wo sie wissen, daß Heerden von Antilopen grasen und beobachten diese. Sehen sie irgend wo in der Heerde eine Unruhe, ein Durcheinanderlaufen vor Schrecken, so geben sie genau Achtung auf die Stelle, woher die Veranlassung dazu kam, und etwa eine Stunde vor Mittag, wenn die Sonne schon ihre höchste Gewalt übt, kehren sie dahin zurück und durchsuchen die Stelle genau, weil sie aus Erfahrung wissen, daß der Löwe jetzt von seinem Mahle ausruht und in gemächlicher Ruhe wohl eingeschlafen ist. Hier finden sie ihn und senden vergiftete Pfeile in seine Brust. Der Löwe erwacht vom Schrecke, springt vom Lager auf und sucht noch durch einen Sprung sich zu retten, allein der Pfeil verfehlte nicht, seine Wirkung zu äußern und der Buschmann weiß sicher, daß er nach wenigen Stunden ihn entweder todt oder mit dem Tode kämpfend wieder antrifft.

Mr. Pringle, dem sich die Gelegenheit darbot, die Sitten der Eingebornen in Südafrika gründlich zu studiren und ihre Berührungen mit den wilden Thieren des dortigen Landes kennen zu lernen, giebt auch eine gute Beschreibung von einer Löwenjagd, an welcher er und mehrere andere zum erstenmale Theil nahmen. Er

war ein Bewohner der östlichen Grenze der Cap-Colonie und im Jahr 1822 lag sein Pachtgut am Bavian's River. Er erzählt folgendermaßen. Ein Löwe, welcher seit kurzem einige Schaafe aus meinem Grundstücke geraubt hatte, kam eines Nachts und tödtete mir mein Reitpferd, nur etwa hundert Schritte weit vom Thore meines Hauses. Ich wußte daß der Löwe, sobald er seine Beute nicht fortschleppt, sich in der Nähe aufhält und einen passenden Augenblick ablauscht, dieselbe leichteren Spieles zu erlangen. Ich beschloß nun gegen ihn ohne Aufschub und ohne Barmherzigkeit zu verfahren. Ich sendete einen Boten in die Umgegend und ließ alle einladen, welche Lust hatten, an der Jagd Antheil zu nehmen, sich sobald als möglich auf dem zur Zusammenkunft bezeichneten Platze einzufinden. In einer Stunde waren die Männer der sämmtlichen Umgegend, mit Ausnahme zweier feigen Wichte, welche vorzogen bei den Weibern zu bleiben, wohlberitten und bewaffnet zur Stelle. Wir hatten auch etwa ein Dutzend Bastard- oder Mulatten-Hottentotten zusammengebracht, welche zu der Zeit in unserm Bezirk sich aufhielten, es sind dieß thätige und unternehmende, obwohl nicht eben zuverlässige Leute. Unsere Freunde, die Tarka-boors, unter denen es tüchtige Löwenjäger giebt, waren leider zu weit von uns entfernt, um Antheil zu nehmen, denn diese unsre nächsten Nachbarn wohnten zwanzig Meilen weit von der Besitzung. So waren wir bei eigenem Mangel an Erfahrung genöthigt, durch die Hottentotten die Jagd leiten zu lassen.

Zuerst mußte nun der Löwe nach seiner Fährte aufgesucht werden. Einige Hottentotten zu Fuß übernahmen dieß Geschäft, gingen von dem Platze aus, auf welchem das Pferd getödtet worden war und wußten die Fußtapfen wieder zu finden und ihnen zu folgen, ungeachtet sie durch Gras, Kies und Buschwerk hindurchgingen. Die bewundernswürdige Ausdauer und Geschicklichkeit, mit welcher sie dieß Geschäft verfolgten, führte sie endlich in ein großes Dickicht aus Gestrüpp und immergrünen Bäumen, etwa eine Meile weit vom Hofe. Nun kam es darauf an den Löwen aufzutreiben, um ihn in geschlossenen Reihen möglichst klug und erfolgreich anzugreifen. Die bewährte Weise ist in solchen Fällen die, daß man ihn durch Hunde beunruhigt, bis er sein Lager verläßt und sich in's offne Feld begiebt. Die ganze Jagdgesellschaft drang dabei immer vorwärts und feuerte wohlüberlegt immer einer um den andern. Da er davon nicht so schnell fallen konnte, sondern es ihn nur immer mehr entrüsten mußte und vorauszusehen war, daß er sich dadurch veranlaßt sehen würde, auf seine Feinde loszugehen, so mußten wir uns immer in geschloßnem Kreise halten und unsere Pferde blieben mit dem Hintertheile auswärts gekehrt. Einige hielten die Pferde fest am Zügel, während die andern knieeten und unverwandten Auges bereit blieben, nach dem Löwen zu zielen, so wie er sich sehen lassen würde, da es bisweilen sich trifft, daß er sich ganz nahe bei den Füßen der Pferde befindet. Dann ist der Augenblick, ihm einen Schuß in den Kopf oder sonst eine tödtliche Wunde beizubringen. Verwundet man ihn ohne Erfolg, so wächs't seine Wuth. Es geschieht auch wohl, daß die Pferde bei seinem Erscheinen und seinem Brüllen sich entsetzen, sich bäumen und losreißen, dann bekommt freilich die Sache ein sehr ernstes Ansehen, und nimmt wohl auch ein unglückliches Ende, besonders dann, wenn nicht auf jedem Platze muthige und entschlossene, in der Sache erfahrene Männer stehen. Die Grenzbauern sind indessen meist so vortreffliche Schützen und dabei so ruhig und überlegend, daß sie selten fehlen, und aus einer irgend günstigen Entfernung ihn meist tödtlich verwunden.

In gegenwärtigem Falle konnte man die Führung der Sache nicht eigentlich loben. Die Bastards hatten uns alle diese und andere weisen Vorsichten bei der Löwenjagd weitläufig erzählt und doch waren sie die ersten, welche sie nicht befolgten. Als sie sahen, daß die etlichen unbedeutenden Jagdhunde wenig Eindruck auf den Feind gemacht hatten, so theilten sie sich in zwei bis drei Abtheilungen, ritten um die Stelle herum, welche die Hunde umbellten, und feuerten auf dieselbe, doch ohne Erfolg. So vergingen einige Stunden und in einigen meiner Landsleute fing das schottische Blut an über diese Saumseligkeit unruhig zu werden, ihrer drei erklärten ihren Entschluß, dem Löwen selbst vor sein Lager zu rücken, drei von den Bastards, welche als die besten Schützen bekannt waren, möchten ihnen folgen, um mit ihnen den Angriff auf das Thier zu unternehmen. So wurde verabredet, obwohl einige der ruhigern Theilnehmer unter uns es widerriethen. Etwa funfzehn bis zwanzig Schritte von dem Platze lag das Thier wirklich, es hatte sich über die Wurzeln eines großen immergrünen Baumes ausgestreckt, auf der einen Seite war ein kleines freies Plätzchen, und bei der Annäherung glaubten sie ganz genau zu sehen, wie es unter den Blättern hervor einen fürchterlichen Blick auf sie schoß. Indem nun die Bastards befehligt wurden, fest und unverrückt zu stehen, um ihr Ziel nicht zu verfehlen, so rückten die schottischen Helden muthig hervor, doch nicht gegen den Löwen, sondern — gegen einen großen Block röthlichen Gesteins, in dessen Nähe jedoch auch der Löwe wirklich lag. Ob ihn jetzt ein Streifschuß getroffen, war ungewiß, jedoch sprang er pfeilschnell unter furchtbarem Gebrüll aus dem Gebüsche. Die feigen Bastards, anstatt nunmehr mit einer tüchtigen Salve ihm entgegen zu kommen, drehten sich um, ergriffen über Hals und Kopf die Flucht und überließen nun den Schotten das Vergnügen allein. Diese, mit abgeschoßnen Gewehren, taumelten in ihrer Eile, den Klauen des reißenden Thieres zu entkommen, durch- und übereinander. Wie ein Blitz war auch der Löwe bei ihnen und mit einer kleinen Bewegung seiner Tatze schlug er den nächsten zu Boden. Die Scene wurde nun schrecklich. Da stand der Löwe, den Fuß auf dem erschlagenen Manne, im Bewußtseyn seiner Kraft blickte er mit Stolz auf die Rotte seiner Verfolger, und zeigte dabei einen so edlen und imponirenden Anstand, als man nur irgend sich vorstellen kann. Ich habe nie eine großartigere Scene gesehen. Leider war die klägliche Lage unserer Freunde nicht geeignet, uns deren Anschauung in Ruhe genießen zu lassen und erzeugte in unseren Gefühlen ein Gemisch von sehr verschiedener Stimmung. Wir mußten jeden Augenblick erwarten, einen oder den andern von ihnen in Stücke zerreißen zu sehen. Denn obwohl der übrige Theil der Gesellschaft funfzig Schritte weit mit ihren gezogenen und angelegten Gewehren stand, durften wir doch nicht mit ihnen feuern, denn einer von uns lag unter der Klaue des Löwen und die andern wankten vor uns im Wege herum, so daß wir sie gewiß würden erschossen haben. Dieß alles ging aber schneller vor sich, als ich es beschreiben konnte. Glücklicherweise schien der Löwe, nachdem er uns unverwendeten Blickes einige Sekunden lang beobachtet hatte, sich nicht weiter mit uns einlassen zu wollen, und mit sehr erwünschter Mäßigung wendete er sich ruhig um, trieb die schnüffelnden Hunde wie Ratten vor seinen Füßen hin und schritt über das nahe Dickicht mit derselben Ruhe, wie die Katze über ein Fußbänkchen, lichtete Büsche und Gesträuche von zwölf bis funfzehn Fuß Höhe, als ob es Grashalme wären, und zog sich dann gegen die Berge zurück.

Als wir nun die Lage unseres befreiten Kameraden, welcher glücklicherweise nichts als eine leichte Kratzwunde auf dem Rücken und einige Rippenbrüche davon getragen, untersucht hatten, erneuerten wir sogleich die Jagd mit den Hottentotten und Hunden gemeinschaftlich mit lautem Geschrei. Sehr bald stießen wir wieder auf unsern Feind und fanden ihn, wie er an der Seite eines Bergstroms, des Douglas-Water, unter einer alten Mimosa stand. Die Hunde bellten um ihn herum, fürchteten sich aber doch ihm nahe zu kommen, denn er erhob ein gewaltiges Gebrüll und schlug mit dem Schwanze um sich herum, so daß man seine üble Stimmung erkannte. Die Hottentotten stellten sich zwischen ihn und den Berg, und nahmen einen Vorsprung vom Felsen ein, von wo aus sie den Platz, wo der Löwe stand, bequem übersehen konnten. Eine andere Abtheilung von uns nahm ihren Stand auf einer andern Seite des Thales und brachte so den kräftigen Räuber zwischen zwei Feuer, welche seine Aufmerksamkeit irre leiteten und seinen Rückzug abschnitten. So wurde nun auf ihn geschossen bis er fiel, von mehreren Wunden durchbohrt. Es war ein ausgewachsener Löwe von der gelben Raçe, etwa 5—6 Jahr alt. Er maß von der Nasenspitze bis zum Schwanzende ziemlich zwölf Fuß. Seine Vorderbeine waren am Knie so dick, daß ich sie mit beiden Händen nicht umspannen konnte, und sein Nacken, seine Brust und Schenkel schienen nach Oeffnung der Haut aus lauter tüchtigen Sehnen zu bestehen.

Wäre der Löwe feig, so würde er in solchen Kämpfen nicht stehen bleiben, aber eben da wo er Gewalt gegen sich gerichtet sieht, zeigt er sich am standhaftesten und beweis't, daß er dann selbst dem Menschen sich entgegenzustellen vermag, wenn er durch Auftreibung von seinem Lager oder durch offenbaren Angriff bestimmt herausgefordert worden.

Zum Verscheuchen der Löwen, sagt man, trüge auch der Hahnenschrei bei, dem er entflöhe, was aber keineswegs bestätigt wird. Bei den Bivouaks der Caravanen bedient man sich nächtlicher Feuer, um überhaupt wilde Thiere zu scheuchen, indessen erzählt Poiret in seiner Reise in die Barbarei, daß der Löwe in Numidien sich durch nichts abhalten lasse, daß er ungeachtet der lodernden Feuer mitten in die arabischen Horden dringe, um sich seine Beute zu verschaffen, den Menschen aber auch nur in Ermangelung anderer Nahrung im Heißhunger anfalle.

Nutzen und Schaden. Man kann nicht sagen, daß die große Menge von Löwen, welche es in der Vorzeit gegeben, auf die Cultur der Menschheit einen nachtheiligen Einfluß geübt habe, denn Afrika war in jener Zeit überaus bevölkert und die Afrikaner befanden sich fast auf einer höheren Stufe der Bildung als irgend ein anderes Volk, sie erfreuten sich einer Cultur, welche den heutigen Bewohnern jener weitausgedehnten Districte gänzlich fremd ist. Das Vorhandenseyn jener großen fleischfressenden Thiere muß überhaupt nicht als gegen das Menschengeschlecht unmittelbar gerichtet angesehen werden. Im gewöhnlichen Leben nimmt man wohl den Zufall für die Hauptsachen und sieht jene Verminderung der großen Raubthiere auf unserer Erde als ein vortheilhaftes Ereigniß an, für das Fortbestehen des Menschengeschlechts und der mit ihm lebenden Thiere. Weiß man dagegen, daß wahrscheinlich mehr Menschen durch die sanften pflanzenfressenden Thiere, durch den Hufschlag der Pferde oder durch den Stoß der Rinder zum Tode gefördert werden als durch fleischfressende Thiere, daß auch ferner nicht bloß diese wilden Fleischfresser, sondern

auch jene sanften von vegetabilischer Kost sich ernährenden Thiere in ihren Riesenformen vom Erdkreise verschwunden sind und fortwährend sich verringern, so mögen wohl andere Gründe dafür aufgesucht werden müssen. Azara beobachtete in Südamerika und andere wahrheitsliebende Reisende in Asien und Afrika, daß selbst die gefährlichsten reißenden Thiere, eben die großen Katzenarten, so wie der Löwe selbst, niemals aus andern Gründen als um ihrer Selbstvertheidigung willen, nach einem auf sie geschehenen Angriff, sich dem Menschen entgegenstellen, und — wie schon erwähnt — vielleicht nur im höchsten Grade des peinlichsten Hungers einmal eine Ausnahme machen, überhaupt aber auch unter den Thieren, welche ihre gewöhnliche Nahrung ausmachen, niemals mehr tödten als sie zu ihrer Nahrung bedürfen. In dieser Mäßigung im Morden spricht sich sogar eine gewisse Sicherheit für den Menschen und für die übrigen Thiere aus. Dessenungeachtet sind immer die Löwen verfolgt worden und Polybius und Scipio Aemilianus erzählen sogar, daß sie in Afrika an das Kreuz geschlagene Löwen gesehen haben, die man aus Strafe dafür, daß sie Menschen gefressen und zur Warnung für andere Löwen gekreuzigt hatte. Man behauptet auch noch immer, daß Löwen, welche einmal Menschenfleisch genossen, dann öfter dem Menschen nachstellten, wahrscheinlich nicht sowohl um des Fleischgeschmacks willen, als darum, weil sie die Scheu vor ihrem Beherrscher verloren haben. — Es ist wohl auch ferner einleuchtend, daß mit einer geregelten Forstwirthschaft, wie wir diese in Europa haben, die Hegung großer Raubthiere nicht bestehen könnte.

Unmittelbaren Nutzen gewährt der Löwe vorzüglich im Besitz derer, welche ihn der schaulustigen Menge vorführen. In der schon bezeichneten Zeit der Römer erhöhte er die Pracht der Triumpfe und Kampfspiele. Als Zugthier ihn zu benutzen, dürfte ein gefährliches Spiel seyn, und die Abrichtung der Löwen zur Jagd möchte wohl auch nur selten geschehen, und deren Zweck durch den bald zu betrachtenden Guepard oder Chetah (unsre Nr. 17.) sichrer erreicht werden. In Afrika pflegt man das Fleisch der Löwen zu essen, es soll einen dem des Kalbfleisches ähnlichen Geschmack haben. Eine Löwenhaut trug schon Herkules und so wurde sie das Kleid der Helden. Die Neger bedienen sich deren als Lagerdecken, auch in Europa sieht man sie hier und da als Pferde- und Schlittendecken, doch stehen sie nicht in bedeutendem Preiße. Sattler und Riemer benutzen das Leder. Die Löwenballen, Haarkugeln, welche man wie bei andern Raubthieren im Magen findet, gelten noch bei den vorzüglich in der Medicin abergläubischen Bewohnern des südlichen Europa als arzneiliche Substanzen, von denen sie wichtige Kräfte erwarten. Dasselbe gilt bei den Afrikanern noch von fast allen Eingeweiden des Löwen, besonders von dessen Herz, auch von seinem Blute und Fette. Letzteres ist allerdings erweichend, wie das Fett vieler anderer Thiere.

Zweifelhafte dem Löwen ähnliche Thiere sind bei den Schriftstellern manche erwähnt worden, als 1) Löwen ohne Mähne bei Solinus und Oppianus. — 2) Löwen mit wenig Mähne in Thracien, an der Grenze von Arabien, um Bagdad, nach Olivier. — 3) Löwen mit krauser Mähne, nach denen viele Antiken gemacht zu seyn scheinen, im Fall diese nicht als licentia poëtica des Bildhauers erklärt werden müssen, erwähnt Aristoteles IX. 69. als eine furchtsame Raçe. — 4) Schwarze und struppige Löwen Indiens, welche zur Jagd abgerichtet werden, bei Aelian lib. XVII. —

Abbildungen von Löwen dürften in der That unzählige existiren, dennoch gehört die gute Darstellung eines Löwen unter die allerschwierigsten Aufgaben eines Künstlers und selbst unser trefflicher deutscher Thiermaler Ridinger hat keinen Löwen gezeichnet, den man nur leidlich nennen könnte. Viele der übrigen Abbildungen sind gänzlich verfehlt und wahre Carricaturen oder Pasquille auf die Löwennatur zu nennen. Selbst die Bildwerke der Alten sind entweder nicht frei von dem Vorwurfe des Manierirten oder die Löwen welche ihnen zum Vorbilde dienten, waren von anderer Raçe als unsere heutigen sind. Unsere Darstellungen sind nach Vergleichung unzähliger Bildwerke der an Kunstschätzen so reichen sächsischen Residenz, nach den Originalen der geistreichsten jetzt lebenden Thiermaler, eines Thomas Landseer und William Harvey gefertigt worden. Wir denken wie einer der Beschauer: „das sind endlich Löwen!" —

Fig. 1. ein Löwe und eine Löwin der Hauptraçe aus der Berberei. 2. Eine Löwin nebst ihren Jungen, beide nach dem Leben in der Menagerie am Tower gezeichnet.

3. Der Tiger, Königstiger. Felis tigris Linn. — Weibchen: Tigrin.

Griechisch: ὁ und ἡ τίγρις (medischen Ursprungs, bedeutet: ein Pfeil.) — Altlateinisch: tigris, mittel- oder neulateinisch fälschlich: tygris. — Italiänisch: il tigri. — Französisch: le tigre royal, la tigresse. — Englisch: the tiger, the tigress. — Persisch: paleng. — Russich: Babr. — Tartarisch: Julbars. — Mongolisch: Barr. — Kalmukkisch: Charkulla. — Indisch: Bahgghae. — Tungusisch: Morerija-bajùn. — Tangutisch: Wali. — Sinesisch: Lou-chu, Lau-hu, Hu. — Chinesisch auf Java: Hari-mou. — Malayisch auf Java: Radja-utang.

Kennzeichen der Art: rothgelbbraun, unten weiß, Kopf, Leib und Füße vom Rücken aus schwarz quergestreift.

Beschreibung. Der Tiger steht dem Löwen in Größe nicht nach, im Gegentheile lesen wir oft er werde noch größer. Bei dergleichen Angaben ist indessen immer an relative Verhältnisse zwischen einzelnen Individuen zu denken und viele meiner Leser dürften die ausgezeichneten Exemplare beider Thierarten noch in Erinnerung bewahren, welche Hr. van Aken vor einigen Jahren in seiner Menagerie unter der Bezeichnung eines Riesenlöwen und Riesentiegers vorzeigte. Auch der Tiger erscheint meist in einer Länge von 5—6 Fuß und die völlig ausgewachsenen Individuen von 7 Fuß bekommen wir in Menagerien höchst selten zu sehen; der Schwanz mißt dann noch 3 Fuß. Die Höhe des Thieres beträgt 3—4 Fuß.

Die Gestalt des Tigers ist noch weit bestimmter die unserer Katzen, indem sein Kopf in ein ähnliches Verhältniß zum Körper gestellt ist. Auch der Leib ist mehr als bei dem Löwen in die Länge gestreckt, die Stärke der Brust geringer und der ganze Leib ist schmaler. Der Hals des männlichen Tigers erscheint ebenfalls im Alter mit einer wenigstens kurzen Mähne geziert, welche das ganze Gesicht mit umgiebt. Unter diesen Umständen dürfen wir den Tiger in seiner äußeren Gestaltung mehr mit der Löwin als mit dem Löwen vergleichen, doch ist der Kopf noch kürzer und runder als bei dieser. Die Behaarung verbreitet sich über den größten Theil des Körpers und über den sich allmälig verdünnenden quastenlosen Schwanz, glatt anliegend. Nur unterseits von der Kehle an aufwärts an den Ohren und unterwärts über den Leib hin ist das Haar länger und schlaffer, fast zottig. Ein schönes Braungelb zieht sich über den ganzen obern Theil des Thieres über die Seiten und Füße herab, das reine Weiß beginnt an den Lippen, zieht sich über die Wangen nach den Seiten des Halses über die ganze Bauchseite und über die Innenseite der Füße, auch über jedem Auge findet sich ein mehr oder

weniger ausgedehnter weißer Fleck, so wie die Innenseite der Ohren ebenfalls weiß ist. Die Zeichnung auf dem glatten Felle besteht aus schwarzen Streifen, welche von der Rückenlinie ausgehen und schon an der Nasenwurzel beginnen, endlich den Schwanz als Ringe umgeben, wie dies alles treulich die Abbildung darstellt, die Pupille im Auge ist rund, und dessen Iris grünlich oder bräunlichgelb, die Ohren abgerundet und das Weibchen ist außer durch die Anwesenheit von zwei Paar Saugwarzen, nicht wesentlich verschieden.

Neugeborne Tiger sind auch ungefähr so groß als die neugebornen Löwen, haben einen etwas plumperen Umriß ihres Körpers als die alten, auch ihre Farben sind minder lebhaft, besonders das Weiße ist matter und weniger deutlich gesondert. Die Zahl der Jungen beläuft sich auf zwei bis vier, man spricht auch von fünf. Auch in England haben sich Tiger gepaart und ein einzelnes Junges zur Welt gebracht. Die Tragzeit dauerte vierthalb Monat.

Besondere Raçen des Tigers hat man nicht zu unterscheiden, seitdem der Begriff der Art sich genauer bestimmt hat. Abänderungen dürften nur individuell seyn und in mehr oder minder hohem Colorit des Felles bestehen, oder auf mehr oder minder zahlreichen, breitern oder schmalern Streifen beruhen.

Das Vaterland des eigentlichen Tigers ist Bengalen, Siam, Tunkin und Sumatra so wie Java; überhaupt die Halbinsel des Ganges bis Cochinchina. Schon Pallas *) berichtet indessen, daß auch russische, nördlicher gelegene Provinzen von ihm besucht und bewohnt werden, er sagt: der Tiger erscheint zuweilen um Dalai-noor und am Fluße Argun, kommt aber in der ganzen Steppe zwischen Sibirien, China und Indien vor, eben so auf dem altaischen Gebirgszuge außerhalb der russischen Grenzen und um den Aral-See. Nach Fischer geht er bis zu den Flüßen Ischim und Irtisch, selbst bis zum Ob. Auch Ehrenberg erfuhr, daß er dort bis in die Breiten von Paris und Berlin herabkäme.

Aeltere Schriftsteller bezeichneten ohne Unterschied die großen gefleckten Katzenarten mit dem unbestimmten Namen des Tigers, so daß selbst der in das gewöhnliche Leben übergegangene Ausdruck „getiegert" meistens nur für „gefleckt" gebraucht wird. Bei sorgfältiger Sonderung des eigentlichen Tigers finden wir dessen Erwähnung bei Plinius und Oppianus und es scheint, daß zuerst Augustus durch seine Gesandten in Indien ächte Tiger nach Rom brachte. Unter dem Consulate des Quintus Tubero und Fabius Maximus ließ er am 4. Mai bei feierlicher Einweihung des marcellinischen Theaters einen gezähmten Tiger sehen. Claudius brachte dann deren vier und eine treue Mosaik, welche man neuerlich bei dem Arkus des Gallienus auffand, bezieht sich hierauf. Heliogabalus fuhr bei einem bacchantischen Triumphzuge mit einem Gespann von zwei Tigern. Gordianus III. besaß deren zehn.

In den europäischen Menagerien unserer Zeit gehören die Königstieger immer unter die seltensten und kostbarsten Thiere, und die durch Herrn van Aken vor einigen Jahren gesehene Versammlung von vier prächtigen Exemplaren derselben, darf für den Continent fast unerhört genannt werden.

Die Naturforscher der spätern Zeit, welche den Tiger genauer unterschieden, begannen seinen Character so zu schildern, daß er zum Bilde der Grausamkeit und der

*) Zoogr. ruthen. asiat. I. 115.

Mordlust wurde. Buffon sagt von ihm er solle unablässig würgen ohne der Beute zu bedürfen, das Schlachtopfer lebendig verzehren und in unersättlichem Blutdurste sich gefallen. Ruhige Betrachtung dürfte ein solches Scheußal in der lebendigen Natur keineswegs antreffen und jene Schilderung in der Erfahrung keine Rechtfertigung finden. Bei einem Rückblicke auf die Erklärung des Löwencharacters mag eine ähnliche Ansicht uns hier leiten. Das gewaltige Thier ist und bleibt eine Katze, es ist folglich derselben Sanftmuth und Schmeichelei nicht unfähig welche wir an dieser erkennen, es erscheint aber auch, wenn die Herrschaft der niederen Triebe die edleren Regungen verdrängt als grausam blutdürstiges Wesen und um so furchtbarer, je größer die Kraft ist, welche dem athletischen Körper inwohnt. Man verschrie den Tiger vielleicht darum als vorzugsweise blutdürstig, weil er in bewohnteren Gegenden lebt, folglich weit mehr Hausthiere raubt und weil aus demselben Grunde die Fälle seines Zusammentreffens mit Menschen und die Veranlassung zu seiner Selbstvertheidigung weit häufiger vorkommen als bei dem Löwen, welcher die Wüsten bewohnt. Aber auch der Tiger fällt den Menschen nicht unbedingt an. Im gesättigten Zustande ist er träge und feig, flieht dann sogar vor dem Menschen und pflegt gleich ähnlichen Thieren nach eingenommenen Mahle, wenn es angeht, in Ruhe zu verdauen und sich dem Schlafe zu überlassen. Johnson traf einst auf einer Hasenjagd auf einen Tiger, der sich in diesem Zustande befunden haben mochte, der Tiger erhob sich und ging langsam und unwillig an ihm und an den Dienern, welche mit dem Bepacken der Pferde beschäftigt waren, vorbei. Der Tiger kehrt auch in manchen Fällrn leicht von seinem Anfalle zurück, wenn er erschreckt wird. Eine heitere Gesellschaft fuhr in einer Gondel auf dem Ganges in der Nähe von Calcutta, als ein Tiger aus dem Dickicht am Ufer hervortritt und zum tödtlichen Sprunge auf die erblickten Menschen bereit ist. Eine Dame breitet ihren, nach der Sitte des Landes großen Sonnenschirm aus, um sich damit zu bedecken, und bei dessen Anblick wendet sich der Tiger um und entflieht. Ein andermal stürzt bei einer Tigerjagd ein Engländer von einem Elephanten herab und fällt auf den Tiger, dieser drüber gleichfalls erschrocken, entflieht. Auch das entschlossene Standhalten soll ihn, eben so wie den Löwen vertreiben. Einem unbewehrten Offizier gelang es durch stundenlang fortgesetztes, muthiges aber ruhiges Entgegentreten, einen Tiger zur Flucht zu bewegen. Hungrige Tiger fallen Menschen ohne Unterschied an, ohne Furcht vor der Menge oder der benachbarten Feuer, wofür noch Beispiele weiter unten.

Von gezähmten Tigern lesen wir bereits in der Geschichte römischen Kaiser und auch späterhin kommen Beispiele vor. Schon Pallas sah einen im kaiserlichen Jägerhofe in St. Petersburg, den Bucharen jung dahin gebracht hatten. Er sollte ziemlich langsam gewachsen seyn, war aber bei der größten Wildheit die er in einzelnen Momenten verrieth, dennoch so zahm, daß sein Wärter zu ihm in den Käfig ging, sich in Gegenwart von Zuschauern von ihm die Hand lecken ließ und ihm die Faust in seinen Rachen steckte. Die kräftige Stimme des Wärters und ein leichtes Bespritzen mit kalten Wasser war hinreichend seine Wuth zu zähmen, wenn sie während dieser Zeit in ihm wieder erwachte. Auf ähnliche Weise und wahrscheinlich immer durch dieselben Mittel gezähmte Tiger, sind späterhin mehrmals in England und in Frankreich vorhanden gewesen und in Deutschland gezeigt worden. Auch kleine Hunde sieht man bei den gezähmten Tigern wie bei den Löwen und sie haben für einzelne dieser Thiere bisweilen besondere Neigung. So wird erzählt, daß Capitän White in Cambodia einer Tigerin

mehrere Hunde nach und nach vorwarf und dieselbe endlich einen, welcher sie muthig oder verzweifelnd anfiel und ihr die Nase blutig biß, durch ihre Aufmerksamkeit auszeichnete und ihn ruhig mit der Pfote von sich abwehrte, bis das kleine Thier in seiner unnützen Wuth ermüdete und von dem gefürchteten Wesen zärtliche Liebkosungen erfuhr, welche endlich ein Vertrauen erweckten, das von beiden Seiten zunahm. Sonst pflegt der Tiger bei Vorwerfung eines dergleichen schwachen Thieres mit ihm, wie die Katze mit den Mäusen anfangs zu spielen, endlich funkeln seine Augen, er bewegt den Schwanz hin und her und ergreift mit den Zähnen das Thier am Nacken. Die furchtbaren Eckzähne zertrennen schnell die Schlagadern am Halse, er läuft jetzt mit der Beute im Rachen im Käfig herum oder drückt sie mit der Tatze zur Erde und saugt ihr das Blut aus.

In der Lebensweise hat der Tiger überhaupt viel mit dem Löwen gemein. Sein Aufenthalt sind die weitausgedehnten Wälder seines heißen Vaterlandes, er liegt daselbst den Tag über in Felshöhlen oder im Dickicht, oft nahe bei den Wohnungen der Menschen, vorzugsweise in dem Gestrüpp der großen bis zwanzig Fuß hohen schilfartigen Bambusen, welche die Ufer der colossalen Flüsse bekleiden. Dies Dickicht oder Röhricht nennen die Engländer jungle, daher man wohl auch in deutschen Schriften von einem „Jungle" zu lesen bekömmt. Er lauscht hier nach Art der Katzen auf seine Beute, mit dem Schwanze wedelnd kriecht er näher herzu, tief mit dem Leibe zur Erde gedrückt, und sobald er die Beute sicher zu erlangen glaubt, hebt er sich zu dem gewaltigen Sprunge, stürzt sich auf sie, packt sie im Nacken, schlägt ihr die Klauen in die Kehle und bringt sie an einen sichern Ort. Mit Leichtigkeit trägt der Tiger auf diese Weise im schnellsten Laufe einen Menschen, ein Pferd, Maulthier oder einen Büffel, welche letztere alle seine gewöhnliche Nahrung ausmachen, im Rachen davon. Wenn er seine mächtigen Sätze auf die Beute vergeblich gethan und diese ihm entgeht, so zieht er sich beschämt zurück und hört auf ihr zu folgen. Sein Gebrüll (lateinisch: rancare), hört man sehr weit, in der Stille der Nacht durchtönt es in furchtbar schnaubendem „haub! haub!" die ruhenden Wälder. Sonst ist sein Brüllen im Zorn dem des Löwen nicht unähnlich; nur brüllt er nicht so wie jener in dem Momente wo er seiner Beute sich nähert. Wenn er sehr heißhungrig ist, so klingt seine Stimme mehr wie ein gräßliches Geschrei oder Gekreisch; bei Besorgniß um die geraubten Jungen durchschallt ein furchtbares Geheul der Mutter die weite Umgebung. Seine Fortbewegung geschieht kriechend oder schleichend oder in weiten gallopirenden Sätzen. Das Traben ist ihm fremd, daher er die Maulthiere und Pferde im geraden Laufe niemals verfolgt. Diese selbst sollen indessen bei seinem Anblicke meist so sehr erschrecken, daß sie nicht einmal im Stande sind, freiwillig zu fliehen. Ein Schlag mit der Tatze vom Tiger ist hinreichend einem Pferde, Kameele oder Büffel die Beine zu brechen.

Die Tigerin ist mit derselben Mutterliebe für ihre Jungen besorgt, wie die Löwin, nicht so der Tiger, welcher sich nicht um sie kümmern, sie sogar auffressen soll wenn er ihrer ansichtig wird. Von dem Löwen erzählt man so etwas nicht, indessen kommt auch bei den Hauskatzen dieser Fall nicht selten vor. Auch die Tigerin soll dies bisweilen selbst thun und auch dafür fehlen bei den Hauskatzen die Beispiele nicht. Redi (de generatione insectorum) erzählt einen Fall, daß eine Tigerin welche mit ihrem Jungen nach Florenz gebracht wurde, daselbst eines Tages das letztere, ob im Spaß oder im Ernst, war nicht zu unterscheiden, mit den Zähnen faßt, ihm die Beine zerbricht und

losreißt und nachdem sie die Glieder vom Leibe entfernt hat, diesen auffrißt, ungeachtet im Käfig Ueberfluß von anderem Fleische vorhanden war. Indessen beweisen zahlreichere andere Fälle die Zärtlichkeit der Mutter für ihre Jungen, und man darf sich um so weniger allgemein bei der Bestimmung des Characters einer Thierart aussprechen, als diese Geschöpfe sowol im wilden als vorzüglich im gezähmten Zustande doch auch individuell in den Aeußerungen ihrer Instincte abweichen und sich selbst überlassen, immer unfähig sind, plötzlichen Aufregungen der niedern Triebe der Wuth und des Zornes zu widerstehen. Capitän Williamson erhielt zwei junge Tiger während er in Ramghur in Garnison stand. Sie waren mit noch zwei andern in Abwesenheit der alten Tigerin aufgefunden worden. Man brachte sie in einen Stall wo sie mehrere Nächte hindurch so heftig lärmten, daß die Tigerin endlich herbei kam, sie zu befreien und deren Geschrei mit dem fürchterlichen Geheul beantwortete. Man sah sich endlich aus Furcht vor Gefahr genöthigt die Jungen frei zu lassen und früh am andern Morgen ergab sich, daß sie dieselben in das benachbarte Gebüsch entführt hatte. — Im engen Passe von Kutkumsandy lag eine Tigerin mit zwei Jungen und würgte mehrere Monate lang täglich einen oder zwei Menschen, unter denen nach und nach etwa ein Dutzend Postbothen ihr zum Opfer wurden. Diese Tigerin hatte dadurch alle Verbindung der obern Provinzen mit der Präsidentschaft fast gänzlich unterbrochen und die Regierung fühlte sich endlich veranlaßt einzuschreiten, indem sie einen Preis aussetzte. Ein Gentleman wurde auf seinem Palankin auf dieser Straße getragen, seine acht Träger erblickten die Tigerin und machten Halt, er wollte sie zwar veranlassen vorwärts zu dringen, man verständigte sich aber nicht und die Träger liefen davon, der Engländer selbst rettete sich auch noch. Ein Lieutenant mit 40 Mann kam die Straße entlang, erblickte die Tigerin, hatte aber nicht speciellen Befehl zu schießen, marschirte daher nach dem vorigen Posten zurück, um Meldung zu thun und Ordre zu holen. Er erhielt die Ordre zu schießen, machte den Weg noch einmal, traf aber die Tigerin nicht mehr an, sie hatte sich wieder verborgen und setzte ihre Räubereien fort, bis endlich eine Treibjagd des Raja dem Unwesen ein Ende machte und die Straße von jenem bösen Gaste befreiete. Auch die bekannte Erzählung von Frank und Lincolm (bereits im Carlsruher Unterhaltungsblatte 1828 aufgenommen, dann 1834 im Sonntags-Magazin u. a. wieder abgedruckt und deshalb hier nicht wiederholt) spricht für die Mutterliebe der Tigerin.

Die europäische Cultur hat auch in Indien sehr vortheilhaft auf die Ausrottung wilder Thiere gewirkt, und vorzüglich ist diese furchtbare Landplage der Tiger dadurch sehr vermindert worden. Die Hindus sind so wenig muthig, daß sie auch zu einer Jagd auf den Tiger sich nicht leicht freiwillig entschließen. Der Tiger wird unter diesen Umständen desto kühner und streift in die Höfe und Häuser wo er die Hausthiere raubt, ja selbst die Menschen mit sich fortnimmt, so daß sogar ganze Dörfer welche sich in der Nähe der Bambusenwälder befinden, durch Tiger entvölkert, leer stehen. Nach einem amtlichen Berichte welcher von der ostindischen Compagnie im J. 1819 gegeben wurde, waren in einem einzigen kleinen Distrikte das Jahr vorher nicht weniger als vier und achtzig Einwohner durch Tiger, welche in dem benachbarten Walde hausten, gefressen worden. In den Sunderbunds (niedrige sumpfige Inseln am Ausflusse des Ganges, an der Nordküste von Bengalen) wird alljährlich eine Anzahl von den Arbeitern in den dortigen Salzwerken die Beute dieser kühnen Räuber. Sie stürzen sich sogar in die See und schwimmen von einer Insel zur andern um ihre Beute zu suchen.

Die Kaste der Shekarrier kennt man als geschickte Jäger, doch ist ihre Zahl zu gering um die Länder von diesen Thieren zu befreien. Indische Fürsten stellen bisweilen mehr zur Belustigung Tigerjagden an und bieten Armeen von 20—60,000 Mann, Infanterie und Cavallerie dazu auf. Man umstellt die Tiger mit starken und hohen Netzen, man baut auf Bäumen und hohen Pfählen Schießhäuser, steckt Wald und Buschwerk ringsum in Brand und rückt auf Elephanten heran, wobei nun das fürchterlich lärmende Treibjagen jener vielen Tausende beginnt, welches dem Parforcejagen vergleichbar ist, indessen wird der Tiger vom bequemen Schießhause oder Haudah (howdah, einem Sattelsessel) erschossen, sobald er den Elephanten angreift, was aber nicht früher geschieht bis er sich gänzlich umstellt sieht. Der sich leichter bethätigende Muth der Europäer ist es eigentlich, dem jene Distrikte erst ernste Maasregeln zur Säuberung von diesen Erbfeinden der Einwohner verdanken. So wurde die Insel Cossimbuzar fast gänzlich durch einen Deutschen, Namens Paul, von Tigern gereinigt, welche derselbe mit ausgezeichneter Muskelkraft und mit unerschütterlichen Muthe verfolgte. Man sagt, er habe bis zu fünf Tiger an einem Tage erschossen. Sein Gewehr fehlte niemals und der Erfolg seiner Bemühungen, das Land von dieser Geisel zu befreien, war so groß, daß ungeachtet der unglaublich zugenommenen Verwüstungen welche man diesen Thieren, ohne ihnen den geringsten Widerstand entgegen zu setzen, zugelassen hatte, man dennoch bald alles in fruchtbares Ackerland verwandelt sah. Ein anderer Privatmann Heinrich Ramus, Richter des Distrikts Ruhar, hatte nach und nach nicht weniger als dreihundert und sechzig Tiger allein erlegt. Die ostindische Compagnie setzte anfangs zehn Rupien (etwa zwanzig Schilling, gegen sieben Thaler) für jeden in ihren Provinzen getödteten Tiger als Preis aus.

Wie bisweilen der Tiger die Menschen flieht, hat man auch vor einigen Jahren in England erlebt. Die Postpferde aus Salisbury Plain wurden von einer Tigerin angefallen, welche aus einer reisenden Menagerie entkommen war. Sie folgte ganz ihrem natürlichen Instinkte, lagerte sich in der Nähe der Landstraße und sprang von da aus auf die Vorbeipassirenden los. Die Wachen wollten sie hier erschießen, allein ihre Wärter trieben sie fort und sie entfloh zu einem Heuschober, unter welchen sie kroch und mit wenig Mühe hervorgezogen wurde. In den engen Pässen von Hindostan werden die Reisenden oft von Tigern angefallen und gewöhnlich wird dann ein Ochs, Kameel oder Pferd ihre Beute. Bei der Jagd ist es wegen der Furcht der Pferde höchst gefährlich, sich derselben zu bedienen. Der Elephant wird hierbei gewöhnlicher gebraucht. Obwol er bei dem Anblicke des Tigers heftig bewegt wird, so steht er doch fester, so daß sein Reiter im Stande ist dem entscheidenden Sprunge des Tigers durch einen kräftigen Schuß zuvorzukommen, wodurch dieser meistens zu Boden gestreckt wird. Es gehört zu den Eigenheiten des Tigers, daß er sich bestrebt nach dem Wasser zu entkommen, wenn er verfolgt wird oder wenn er der Beute nachgeht, und sodann nach dem andern Ufer entflieht.

Man erzählt auch eine eigene Weise, wie man sich des Tigers in den nördlichen Provinzen Ostindiens bemächtigt. Nach Auffindung der Spur eines Tigers gesellen sich die Bewohner zusammen und pflücken die Blätter eines Baumes den sie Prauß nennen, einem wilden Feigenbaume ähnlich aber nicht hinlänglich systematisch bestimmt, und bestreichen dieselben auf einer Seite mit einer Art Vogelleim den sie durch das Zerquetschen einer dort häufigen Beerenart bereiten. Diese Blätter werden dann auf

dem Wechsel (Weg zum Hin- und Hergange) des Tigers so auf den Boden gestreut, daß die klebrige Seite oben liegt. Sobald der Tiger auf eines dieser Blätter tritt, so beginnt er seine Bemühungen es wieder zu entfernen, er bewegt sich immer heftiger, erst mit den Füßen, dann mit dem ganzen Körper und bedeckt sich dadurch immer mehr mit den übrigen Blättern, bis er sich wüthend niederwirft und sich wälzt, wobei er sich aber immer mehr einhüllt und Augen, Ohren und Nase verklebt, so daß er in diesem Zustande fürchterlich brüllt und durch die hierauf herbeieilenden Bauern leicht erschossen wird. Auch durch Selbstschüsse mit vergifteten Pfeilen pflegt man dem Tiger zu begegnen. Wo man weiß, daß der Tiger ein Thier hingeschleppt und nur zum Theil aufgefressen hat, errichtet man in der Schnelligkeit ein Schießhaus und erwartet bei einbrechender Nachtzeit seine Rückkehr, wobei er oft von einzelnen, kühnen Schützen erlegt wird. Ist es ein menschlicher Leichnam den er geholt halt, so wagen wenigstens die Eingeborenen aus religiöser Furcht nicht hinzugehen. Wo an einer Straße ein Mensch von einem Tiger angefallen worden ist, errichtet man Warnungszeichen, eine Stange mit einem farbigen Tuch und erbaut dabei eine Hütte. Alle Reisende welche die Straße kommen, versammeln sich hier zum Gebet, wird aber dann noch einer vom Tiger getödtet, so halten sie dessen Tod für ein Gottesgericht.

Eine mißlungene Tigerjagd beschreibt auch der Bischof Heber in seinem Tagebuche so umständlich, daß man sich dadurch leicht in das Getümmel versetzt sieht. Er erzählt so: „zu Kulleanpoor machte einmal der junge Raja Gourman Singh gesprächsweise die Bemerkung, daß daselbst ein Tiger sich aufhalte welcher bereits viel Unheil angerichtet habe; er selbst wäre mehrmals nach ihn ausgegangen, ohne auf ihn zu treffen, sey aber nicht übel willens mit Mr. Boulderson, dem Einnehmer der Gegend und mit mir eine Streiferei gegen ihn zu machen. Ich antwortete ihm, daß ich die Hazardspiele nicht liebe, aber Mr. Boulderson's Augen traten in's Feuer als nur der Name Tiger genannt wurde, und er drückte nur Besorgniß aus schon diesen Nachmittag an dem Orte einzutreffen. Ich bezeugte keine Lust ihm sein Spiel zu beneiden und beschloß mich damit zu begnügen, einen Zuschauer abzugeben. Mr. Boulderson rieth mir indessen doch meine Pistolen für den Fall einer nöthigen Selbstvertheidigung geladen in Bereitschaft zu halten und bot mir auch eine schöne Doppelflinte für denselben Zweck dar. Wir setzten uns jetzt auf drei unserer Elephanten, jeder hatte hinter seinem Sattelsitze seinen Diener. Der Raja stellte sich in der Ungeduld seines Eifers an die Spitze des Zuges. Eine große Anzahl Volks zu Fuß und zu Pferd hatte sich aus unsern und aus den benachbarten Dörfern zusammengefunden und aus allen sprach sich dieselbe Theilnahme an der Jagdlust aus, welche man in England bei dergleichen Parthien zu sehen gewohnt ist. Der Raja saß auf einem kleinen weiblichen Elephanten, kaum größer als die Durhamer Ochsen und etwas pudelartig zottig, eine eigene Raçe aus der Nachbarschaft, welche gewöhnlich kleiner ist als die in Bengalen und Chittagong. Er saß auf dem niedrigen Sattelsessel mit zwei oder drei geladenen Gewehren. Mr. Boulderson hatte den Kopf seines Treibers mit einem tüchtigen Arsenal von Büchsen und Vogelflinten beladen. Wir ritten gegen zwei Meilen weit durch eine Ebene welche mit hohem Gras und Röhricht bedeckt war, so wie dies in diesen Gegenden gewöhnlich vorkömmt. Unzählige Wachteln und anderes wildes Geflügel flatterte da aus dem Grase empor und zierliche Gazellen weideten hier und entflohen nach allen Gegenden des heiteren Himmels. Der Erzähler schildert nun weiter die man-

nigfaltigen Stimmen welche das Röhricht belebend, aus ihm ertönten, und erwähnt wie auch zwei dem Elen ähnliche Hirsche (wahrscheinlich meint er hier den Roßhirsch, Cervus equinus oder das Rusa-Thier der Malayen), von den Einwohnern auch „Mohr" genannt, aus dem Gebüsche herausstürzten, und wie nun die Angst unter dem Jagdvölkchen immer mehr wuchs. Dann fährt er so fort: endlich gelangten die Elephanten mit ihrem Körper in's Freie, begannen zu brüllen und stampften heftig mit den Füßen. Der kleine Elephant des Raja drehte sich kurz herum und bei dem Widerwillen aller Treiber mochte dieser bitten oder drohen, der Elephant nahm seine Stellung zum großen Verdruß des Raja dicht hinter Mr. Boulderson. Die andern drei — auch von meinen Elephanten war noch einer hinzugekommen, dessen Treiber aber unbewaffnet, — bewegten sich träge von dannen, bald nachher aber erhoben sie mit einemmale ihren Vorderleib, breiteten ihre Ohren aus und blinzelten mit ihren kleinen verständigen Augen gerade vorwärts. Dies ist das Zeichen, wenn der Elephant den Tiger ausgewittert hat. „Wir sind ihm nun auf der Spur" sagte Mr. Boulderson, wir wollen dahin feuern, wo wir eine Bewegung im hohen Grase bemerken." In demselben Augenblicke stampfte mein Elephant wieder heftig mit dem Fuße und dessen Treiber schrie „hier, hier sehe ich den Kopf!" Ein kurzes Brüllen oder Grollen folgte dieser Scene und ich bemerkte unmittelbar vor dem Kopfe meines Elephanten im Grase die Bewegung eines großen Thieres, welches sich darin verborgen hielt. Ich feuerte in dieser Richtung und nach dem Schusse bemerkte ich ganz deutlich eine heftigere Bewegung und feuerte noch einmal. Abermals folgte ein kurzes Brüllen und die Bewegnng war dieß zweitemal noch lebhafter und verlor sich weiterhin in entferntere Gebüsche. Mr. Boulderson war darüber ungeduldig und meinte jetzt müsse man ihn nun wie eine Ratte heraustreiben und er wollte ihm schon den Garaus machen. Wirklich machte sich nun alles zu Fuß und zu Pferd auf die Beine und durchstreifte nach allen Richtungen das Röhricht. Auch wir begaben uns nach dem Platze wo wir die Bewegung des Thieres zuletzt gesehen hatten, allein alles blieb ein blinder Lärm, denn bei zu wiederholtenmalen erneuter Durchstreifung des Distriktes, konnten wir vom Tiger nichts wieder entdecken.

Auf unserer Rückkehr fragte ich Mr. Boulderson ob die Tigerjagd gewöhnlich so abliefe, und konnte mir nicht anders helfen, wenn ich sie mit den kleinen Abentheuern verglich welche in England auf der Fischotterjagd vorkommen. Er erwiederte mir, daß allerdings in solchen Gegenden welche mit Röhricht und hohem Grase bewachsen sind, ein verwundeter Tiger sich immer verbirgt und so lange als nur möglich ganz ruhig verhält. Hat er dagegen sein Versteck durchbrochen, oder findet er sich überhaupt in einer bequemen Lage sich entgegen zu stellen, so beginnt nun das ernstere Spiel, er greift seine Feinde an und unterliegt im Kampfe. Der Tiger stirbt, wie überhaupt fleischfressende Thiere in heißen Climaten, leicht an seinen Wunden, deren Ausgang, wenn sie auch nicht sogleich tödtlich sind, doch leicht bösartig werden. Der Löwe, nicht so groß und nicht so behende als der Tiger, benimmt sich doch bei solchen Angriffen kräftiger und muthiger, denn der Tiger reißt aus wenn er verfolgt wird und verbirgt sich. Der Löwe dagegen tritt seinen herannahenden Feinden fest entgegen, springt auf sie zu und begiebt sich mit offenem Rachen in die freie Ebene hinaus, gleich dem verwegensten Jagdhunde auf den offenen Kampfplatz. Er wird dann allerdings ohne große Umstände geschossen, und nur wenn man ihn öfter verfehlt wird er ein furchtbarer Feind. Denn so wenig behende er ist, so springt er doch mit desto größerer

Kraft und Heftigkeit und sein großer Kopf, seine gewaltigen Tatzen und die bedeutende Stärke seiner Brust befähigen ihn auf den höchsten Elephanten zu springen und ihn mit dem Reiter und allem was noch auf ihm ist, zu Boden zu werfen. Wenn dagegen ein Tiger auf den Elephanten springt, so gelingt es diesem gewöhnlich bald seinen Feind unter die Füße zu bringen, wo er ihn dann jämmerlich zurichtet. Der Elephant kniet auf ihn und zertritt ihn zugleich, oder versetzt ihm einen Hieb, wodurch er ihm die Rippen zerbricht, und schleudert ihn dann mit dem Rüssel bis auf zwanzig Schritte weit fort. Indessen sind auch die Elephanten in diesem Kampfe bisweilen heftig bedroht, denn ein alter und großer Tiger klammert sich so fest an, daß er oft den Elephanten überwältigt, so daß dieser niederstürzt und alles was auf ihm ist durch Feind und Freund in große Gefahr kömmt, da nicht selten bei diesem Sturze einer oder der andere der Reiter erdrückt wird. In seltenen Fällen gelingt es ihm sogar den Elephanten durch Abreißen des Rüssels tödlich zu verstümmeln. Wie die Büffel mit ihm verfahren erläutert folgende Geschichte.

Johnson erzählt in seinem Buche über die Volksspiele der Indier, daß ein paar Biparier, welche einige beladene Ochsen von Chittrah nach Palamow trieben, als sie sich noch einige Meilen von letzterem Orte befanden, von einem Tiger angegriffen wurden, welcher auf einen ihrer Leute sprang. Ein Guallah oder Hirt, war Zeuge von dem Vorfalle, er sprang zur Rettung herbei und versetzte dem Tiger einen tüchtigen Hieb. Dies veranlaßte jedoch nur, daß der Tiger den Biparier losließ und den Hirten selbst packte. Die Büffel von seiner Heerde stürzten nun auf den Tiger, ihren armen Hirten zu befreien und schleuderten sich einer nach dem andern auf ihren Hörnern den mattgewordenen Räuber zu, bis er starb. Der Biparier kam davon, der unglückliche Hirte mußte dagegen sein Mitleid mit dem Leben bezahlen.

Die Wunden von Tigerklauen erklärte man für giftig, wahrscheinlich in demselben Sinne wie man von den Wunden welche die Katzen verursachen, dasselbe zu sagen pflegt. Jene Volksmeinung hat nur in so weit Grund, als dieselben sehr gefährlich sind und sogar mit den Zehen bis zu einer Tiefe von fünf Zoll eindringen sollen. Man hat Beispiele genug, daß Menschen von Tigern heftig verwundet, dennoch vollkommen genaßen. So hatte einst bei einer dieser Jagden eine ungeheure Tigerin unerschrocken einen Elephanten angegriffen, der noch Neuling im gefährlichen Spiel war. Er drehte sich um und floh. Ungeachtet aller Bemühung des Treibers den Elephanten vorwärts zu bringen, gelang dies nicht und die Tigerin sprang auf dessen Rücken, packte den im Sattelsessel sitzenden Europäer bei dem Schenkel, schleuderte sich denselben über den Rücken und entrann so mit ihm in größter Leichtigkeit noch in vollem Laufe zum nächsten Dickicht. Alle Gewehre waren zwar auf das Thier gerichtet, aber Niemand wagte zu schießen, aus Furcht den Unglücklichen selbst zu treffen. So entkam das Thier, ohne daß die plumpen Elephanten ihm nachzukommen vermochten und nur zu Fuße konnte man die blutige Spur noch verfolgen, in der Hoffnung wenigstens den Leichnam des Freundes noch zu erlangen. Immer mehr verminderten sich die blutigen Zeichen und tief im Schilfe schien auch die letzte Hoffnung zu schwinden. Desto überraschender war der Anblick des verfolgten Thieres, welches man hier todt zur Erde gestreckt fand, den geraubten Menschen im krampfhaft geschlossenen Rachen noch festhaltend. Man schnitt den Rachen auf und löste die Beute heraus, indem man die furchtbaren Zähne des Thieres aus den Wunden wie aus Scheiden herauszog. Einem Wundarzte von der

Gesellschaft gelang es den Lebenshauch des Scheintodten wieder zu erwecken und alles athmete freier und dankte Gott für dies noch unerklärte Wunder der Rettung. Bei sorgsamer Pflege in einem benachbarten Hause kam der Leidende gänzlich wieder zu sich und erzählte den Hergang der Sache. Durch den Sturz vom Elephanten seiner Besinnung beraubt, erwachte er wieder auf dem Rücken der Tigrin, als diese mit ihm durch das Dickicht enteilte und Dorngebüsche und bestachelte Kräuter ihm Gesicht und Hände zerfleischten. Er erkannte seine Lage, hatte soviel Besinnung an die Pistolen in seinem Gürtel zu denken, aber lange Anstrengung kostete ihm die kleine Bewegung, um die Mordgewehre zu erlangen, da der Verlust des aus der Wunde über den Rachen der Tigrin herabströmenden Blutes ihn so bedeutend geschwächt hatte, daß er nur durch wiederholtes Bestreben, erzeugt durch die Kraft des ernstesten Entschlusses, wie die Nothwendigkeit ihn herbeiführte, sich endlich in den Stand gesetzt sah, einen Schuß auf den Kopf des Thieres loszubrennen. Der Erfolg davon war leider nur der, daß der Tiger mit den Kiefern einen tüchtigen Ruck that, noch tiefer in die Wunde hineinbiß und seine Sprünge beschleunigte. Seine Besinnungslosigkeit kehrte wieder da er sich selbst verloren gab, nach einigen Minuten siegte indessen die wiederdämmernde Hoffnung über die gesunkenen Kräfte, er ermannte sich so weit um das zweite Pistol zu erlangen, setzte dies dem Thiere unter dem Schulterblatt auf, und versuchte so dessen Herz zu treffen. Der Schuß hatte kräftige Wirkung, das Thier stürzte sogleich nieder und er verfiel von neuem in Ohnmacht. So hatten ihn die Freunde gefunden und bei fortgesetzter Pflege genas er, nur mit einem lahmen Beine die seltene Erfahrung und Rettung aus so großer Lebensgefahr verbüßend.

Johnson erzählt einen andern, unglücklich abgelaufenen Fall. Ein alter muhamedanischer Priester befand sich einige Meilen von Cittrah um Mittag auf einer Reise zu Pferde und sein Sohn ging ihm zur Seite zu Fuß. Bald hörten sie in ihrer Nähe das Gebrüll eines Tigers und als der Sohn den Vater erinnerte schärfer zu traben, fährt der alte Mann fort ruhig im Schritte zu reiten und bemerkt mit aller einem guten Muselmanne eigenthümlichen Ruhe: „ich sehe da keine Gefahr, uns wird der Tiger nichts thun" er sagte nun seine Gebete her und rufte den Allah an. Indessen schon während dieser Andacht kam der Tiger heran, riß ihn vom Pferde herab und schleppte ihn in eiligen Sprüngen über die Straße davon. Der Sohn lief so schnell er konnte hinterher und hieb das Thier mit dem Säbel. Der Tiger ließ hierauf den Vater los, packte den Sohn an und lief mit diesem davon, ohne daß man jemals wieder etwas von ihm gehört hat. Den Priester brachte man nach Chittrah zur Verpflegung, indessen starb er noch denselben Tag an seinen Wunden.

Auch bei den Märschen der englischen Cavallerie sind Beispiele vorgekommen, daß plötzlich hervorspringende Tiger einen einzelnen Mann aus den Reihen heraus vom Pferde gerissen und mit ihm davon geeilt sind. Daß auch das Feuer den hungrigen Tiger nicht abhält, beweist das bekannte Schicksal von Monro. Derselbe befand sich im Jahre 1792, auf der Insel Sangor im Ganges auf der Jagd in Gesellschaft mehrerer Freunde. Sie saßen im Schatten eines Gebüsches um ein Feuer. Plötzlich hört man das Brüllen eines Tigers, der auch in demselben Momente schon herbeispringt, Monro packt und aus der Gesellschaft seiner Freunde vom Feuer wegschleppt. Alle schießen nach dem Thiere und nach kurzer Zeit kommt auch Monro wieder zurück, da das Thier erlegt worden, indessen starb ersterer noch denselben Tag an seinen Wunden. Auch John-

son's eigner Diener, Namens Dilber wurde auf einer Jagdreise durch einen plötzlich hervorbrechenden Tiger bei dem Schenkel gefaßt und den Kopf auf der Erde schleifend über eine englische Meile weit fortgeschleift, wo man ihn endlich halb aufgefressen fand. Der Tiger scheint sich zur gewöhnlichen Portion der Hälfte eines Menschen oder eines großen Thieres zu bedienen, denn die andere Hälfte findet man gewöhnlich bei dem gesättigten Thiere.

Der Schakal folgt auch dem Tiger so wie dem Löwen nach, um an solchen Ueberbleibseln des Mahles sich zu laben, gewiß nicht um ihn zu bewachen, zu warnen oder zu schützen, wie wohl die Fabel gesagt hat. Doch sollen Schakals sich vereinen, ihm den Raub zuzutreiben, das heißt wohl, was sie für sich jagten, mußten sie dem stärkeren Tiger überlassen, und warten dann ab, bis er sich gesättigt hat, um ihren Lohn sich zu holen.

Das Alter des Tigers scheint sich auf zwanzig und einige Jahre zu belaufen. Die Indier glauben nach ihren Grundsätzen einer Seelenwanderung, daß die Seelen der bösesten Menschen in ihn gebannt werden. In der Gefangenschaft ist er denselben Krankheiten unterworfen wie der Löwe.

Der Schaden, den der Tiger anrichtet, ergiebt sich aus obigem, daher man immer darauf bedacht ist, vor ihm sich zu schützen oder ihn zu verfolgen. Die Bewohner der Thibetanischen Gebirge sollen den Tiger durch den Geruch des Knoblauchs vertreiben, indem sie Zwiebeln dieses Gewächses zerquetscht in Beuteln an ihren Häusern aufhängen. So erzählte man Pallas. Lebendig fängt man ihn in Gruben und Schlingen wie den Löwen, vorzüglich sucht man sich der Jungen zu bemächtigen, während die Mutter auf Raub ausgehend, die Höhle verlassen. Die Jagden der Tiger wurden schon oben geschildert.

Der Nutzen des Tigers ist im Verhältniß zu seinem Schaden sehr gering. Felle von den großen Tigern von Sumatra und vom Continente Ostindiens gehören allerdings unter die schönsten Thierhäute welche es giebt und machen in den Häusern der wohlhabenden Chinesen eine gewöhnliche Zierde aus. Die Bucharen bringen sie auch häufig nach Rußland, indessen scheinen die europäischen Kürschner die Felle der Unzen, Panther und Leoparden höher zu schätzen. Bei den Kirgisen wird eine schöne Tigerhaut einem guten Pferde gleichgeachtet. Sie überziehen damit ihren Brustharnisch, der aus Ringen zusammengesetzt ist. Gewöhnlicher bedient man sich der Häute in Europa zu Pferde- und Schlittendecken. Zu ersterem Zwecke werden sie auch häufig in Persien verbraucht, in China überzieht man damit Polster, Sänften und Wagen, in Polen geben sie ein Pelzfutter für Kleider ab. — Das Fleisch wird nach der Versicherung von Saar (ostindischer Kriegsdienst S. 18) bisweilen gegessen.

Abbildung. Viele existirende, mit dem Namen Tiger bezeichnete Abbildungen, gehören zu folgenden Arten, die des wahren Tigers sind nicht zahlreich und die älteren, auch neuere, sind sehr schlecht. Unter den wenigen besseren neueren findet sich leider sogar eine mit falschen Katzenaugen, mit langer Pupille. Die Zeichnung für die unsrige ist von dem berühmten Thomas Landseer in London gearbeitet und stellt zwei Tiger dar, wie sie im höchsten Affect begriffen, einander die Beute (ein Schmalthier vom ostindischen Hirsch) streitig zu machen bereit sind. Ein höchst gelungenes, überaus naturgetreues Bild.

4. Der Löwen-Tiger-Bastard. Felis leo ≍ tigris.

Französisch: métis de lion et de tigresse. — Englisch: lion-tiger cubs.

Kennzeichen der Bastarde vertheilen sich zwischen die der Aeltern und sind vergleichsweise mit diesen zu bestimmen. Gegenwärtige haben vom Löwen: den etwas plumpen Bau und großen Kopf, auch ziemlich die Grundfarbe; vom Tiger: den Mangel der Schwanzquaste und Mähne, die wenigstens theilweise bleibenden schwärzlichen Streifen des Felles.

Griffiths sagt in seinem Werke über das Thierreich (Animal Kingdom. II. 1827) folgendes über diese Mittelgeschöpfe.

„Der junge Löwe kann den unerfahrenen Beobachter in Hinsicht seiner Bestimmung täuschen, denn er kömmt mit einem quergestreiften Felle zur Welt und jener wird eher geneigt seyn, ihn für einen jungen Tiger zu halten. In dieser Beziehung kommen unsere jungen Bastarde den Jungen des Löwen sehr nahe. Bei dem jungen Löwen verschwinden aber diese Streifen sehr bald gänzlich, bei unsern Thieren sind sie auch späterhin (wenigstens zum Theil) bleibend, so daß sie in dieser Hinsicht dem Tiger ähnlicher werden. Die Mähne fehlt unsern Bastards, ebenso die Schwanzquaste gänzlich. Ihr Pelz ist mehr schlaff wollig, das äußere Ohr hängt anfangs auch etwas, indem seine Spitze umgebogen ist. Die Klauen sind beständig ausgestreckt, nicht wie bei den Alten in die Scheide zurückgezogen, ebenso ist es auch bei neugeborenen Löwen. Die Farbe ist schmuziggelb oder wollweißlich, von der Nase aus, vom Oberkopfe, vom Rücken und der Oberseite des Schwanzes verläuft eine dunklere Färbung und an diesen Stellen befinden sich die stärkeren, schwärzlichen Querstreifen, der Vorderkopf hat dunkle Fleckchen, deren auch verloschene hier und da auf dem Körper vorkommen. Der Umriß des Kopfes gleicht mehr dem des Löwen, die übrige Oberfläche des Leibes und alles übrige scheint mehr nach dem Bilde der Tigrin geschaffen."

Es dürfte die Paarung zwischen Löwen und Tigrinnen schon früherhin in England statt gefunden haben, indessen fehlt es an sorgfältigen Aufzeichnungen darüber, so wie an Abbildungen jener Bastarde, welche vielleicht nur kurze Zeit lebten. Erst in der neuesten Zeit beachtete man diese Umstände genauer. Der berühmte Thierbändiger Atkins erzog einen schönen Löwen, den wir auf unserer Vignette im Hintergrunde schlafend erblicken. Es ist wichtig zu bemerken, daß die eigenthümliche Wildheit, welche wir bei dergleichen Thieren als erblich anzusehen geneigt sind, bei diesem Löwen durch eine außerordentliche Sanftmuth und Gelehrigkeit vertreten wurde, welche mit der Schönheit seines Aeußeren übereinstimmte. Er war eben vier Jahre alt, als Mr. Atkins eine ebenfalls sehr schöne Tigrin von gleichem Alter erhielt, die sich so wie der Löwe durch einen edlen Anstand so wie durch Milde im Betragen auszeichnete. Sie schien gleichfalls sehr jung eingefangen und bei guter Behandlung aufgezogen worden zu seyn. Beide Thiere wurden in einem und demselben Gemach zusammenlogirt und als Resultat dieser Vereinigung gebar die Tigrin am 17. October 1824 zu Windsor drei junge Bastarde. Sie gab von der Stunde der Geburt an die heftigsten und entschiedensten Zeichen eines schmerzhaften Zustandes zu erkennen, weshalb man die Jungen unmittelbar nach der Geburt von ihr entfernte und dieselben anfangs durch einige Hündinnen und durch eine Ziege ernährte. Sie gediehen vortrefflich und der Berichterstatter sah sie in einem Alter von vier oder fünf Jahren bei bester Gesundheit.

Am 31. December 1828 erfolgte eine abermalige Geburt von zwei ähnlichen Bastards welche dann in London gezeigt wurden. Von einer späteren Geburt kam auch ein Thier dieser Art während der Ostermesse dieses Jahres (1834) nach Leipzig. Dies Exemplar bewies den Umstand, daß Bastarde von gleichen Aeltern unter sich selbst weniger gleich sind, sondern in dem Grade der Hinneigung zu einem der beiden Aeltern von einander abweichen. Das dortige Exemplar hatte eine graugelbliche Löwenfarbe, Nase und Wangen zogen so wie der Rücken ins Bräunliche, die Stirne hatte kleine dunkle Fleckchen, nur die Hinterbeine waren mit einigen schwarzen Halbringen umgeben und der Schwanz hatte von der Mitte aus sieben schwärzliche Ringe und eine dunklere schwarze Spitze.

Unsere Darstellung bietet ein treues Bild des friedlichen Besammenseins dieser merkwürdigen Thiere. Im Hintergrunde schlummert der Löwe mit ausgestreckten Gliedern, die Gruppe des Familienbildes nach beiden Enden begrenzend, den Mittelraum erfüllt die Tigrin, in der Sanftmuth einer zärtlichen Mutterliebe dem Spiele mit einem ihrer jetzt drei Monate alten Jungen ergeben, welches muthwillig an den Kopf der schönen Mutter sich anschmiegt, während ein zweites auf seine Ernährung bedacht scheint und das dritte halb unter dem Leibe der Aeltern verborgen, den vordern Körper emporhebt, einem entfernten Geräusche, wie es scheint, seine Aufmerksamkeit zuwendend. In ihm ist unverkennbar die Physiognomie des Vaters wieder zu finden und schließt diese herrliche Gruppe durch eine Harmonie in welcher sie das hohe Kunstgefühl des gediegensten Meisters beurkundet. Das Ganze zeigt überhaupt wie es uns scheint, eine höchst reine und edle Auffassung der Natur und — mögen wir dabei die schlummernde Gewalt des alten Löwen, das Bewußtseyn seiner Kraft welches ihn auch im Schlafe nicht verließ, oder die mütterliche Hingebung der Tigrin, oder endlich die verschiedenen Triebe der Jungen, das Verlangen nach Muttermilch, das katzenähnliche Schmeicheln oder die sich entwickelnde Kraft und den aufwachenden Muth noch weiter verfolgen — so liegt in der Darstellung eine Mimik verborgen, welche das Nachdenken auf das angenehmste beschäftigt und an die Leistungen der alten Griechen erinnert.

Nachträglich mag hier noch erwähnt werden, daß der S. 16 unten erwähnte

Löwe ohne Mähne

auch nach neueren Nachrichten wirklich zu existiren scheint. Olivier sah auf seiner Reise im Orient zu Bagdad ein Thier dieser Gattung, welches jene Eigenthümlichkeit hatte, und aus Arabien dorthin gebracht war. In einer der letzten Sitzungen der zoologischen Gesellschaft zu London zeigte der Kapitän Walter Smee die Häute eines Löwen und einer Löwin aus Guzarat, von denen das Männchen sich durch den Mangel der Mähne auszeichnete. Zwischen dem Halse und Rücken zeigten sich nur wenige längere Haare wie bei dem Cheetah oder der Felis jubata (unser Nro. 17), und an Backen, so wie zwischen den Vorderschenkeln, ein langes, wenig dichtes, seidenartiges Haar. Es ist dieß wenigstens eine Varietät, die Herr Smee Felis leo var. Guzaratensis zu nennen vorschlägt. Das Männchen hatte, mit Inbegriff des Schwanzes eine Länge von 8 Fuß 9½ Zoll engl. Maaß, und wog ohne die Eingeweide, 225 Kilogrammen. Dieser Löwe bewohnt Guzarat in einer Ausdehnung von 40 Meilen, wo er, wegen seiner Farbe, unter dem Namen Onthiu bacca (gelber Tiger) bekannt ist. In der heißen Jahreszeit findet er sich in den kleinen Gebüschen und bewaldeten Ebenen, welche die

Flüsse Gombermutty und Bhartar begrenzen, von Ahmedabad bis zu den Grenzen von Cutsch. Er thut den Heerden großen Schaden, fällt aber den Menschen nicht an. Wird er durch eine Kugel verwundet, so zeigt er sehr viel Muth, und ist bereit Jedem Widerstand zu leisten, der ihn angreift, oder er zieht sich langsam und mit Würde zurück. Sein Schweif ist kürzer als der des gemeinen Löwen; aber der Haarbüschel am Ende desselben ist schwarz und weit stärker. Nach der Aussage eines englischen Offiziers in persischen Diensten giebt es auch in Persien Löwen ohne Mähne, welche die Wälder von Mazanderan und Ghilan bewohnen, und denen gleichen, welche auf den Ruinen von Istachr, die man gewöhnlich für die Ruinen von Persepolis hält, vorgestellt sind. Ihrer Eigenthümlichkeit wegen hat man sie für Thiere einer andern Gattung genommen. Die Nähe von Persien, Guzurat und Arabien läßt vermuthen, daß der mähnenlose Löwe dieser drei Länder die nemliche Varietät ist. Es bleibt noch zu untersuchen, ob, nach den Vermuthungen des Kapitän Hamilton Smith, eine neue Spezies des Katzengeschlechts, die größer als der ungemähnte Löwe, deren Haut und Kinnladen durch Professor Kretscher aus Nubien sollen eingesandt worden seyn, einerlei mit dem Löwen ohne Mähne sey, der auf den egyptischen Monumenten vorkommt, oder ob sich dieses merkwürdige Thier noch an einem vierten Orte findet.

5. Der Jaguar, amerikanische Unze. Felis Onça Linn.

Französisch: le Jaguar, l'Once d' Amérique. — Brasil. portugiesisch: Onça pintada. — Brasilisch: Jaguara Marcgr. Yaguaréte Azara. — Botokudisch: Oupa, rack-gipakiü, d. h. große Katze. — Malaisch: Jó. — Maconisch: Cumang. — Camaconisch: Jackédere. — Wird auch brasilianischer Tiger, brasilianischer Panther und von den Rauchhändlern großer Panther genannt.

Kennzeichen der Art. Das Fell ist rothgelbbraun mit schwarzen Ringen, deren an jeder Seite nur etwa vier Längsreihen stehen, unterseits weiß, schwarz gefleckt.

Beschreibung. Der Jaguar ist nächst dem Tiger die größte bekannte Katzenart, ja nach den Aussagen der in dessen Vaterlande Reisenden, sollen vollkommen ausgewachsene Individuen dem Königstiger an Größe nicht nachstehen. Die gewöhnliche Länge beträgt 3—4 Fuß, der Schwanz hat kaum zwei Fuß Länge, ist im Vergleich mit den benachbarten Arten kürzer, denn er hat noch nicht die halbe Länge des Leibes. Prinz Maximilian Neuwied beschreibt eine Jaguarhaut von 4 Fuß 10½ Zoll und sagt, daß diese noch nicht zu den größten gehöre, der Schwanz an derselben war 2 Fuß lang. Farbe und Zeichnung geben dem Thiere ein überaus schönes Ansehen, erstere ist ein lebhaftes Rothgelbbraun, welches nach der Unterseite in reines Weiß übergeht, wovon Schnautze, inneres Ohr, Kehle, Unterhals, Brust, Bauch und Innenseite der Füße überzogen sind. Die Zeichnung besteht aus großen schwarzen geschlossenen Ringen auf dem rothgelbbraunen Grunde, welche größer sind als die Fleckenringe bei den ähnlich gezeichneten Arten, so daß vom Rücken aus nach dem Bauche hin abwärts nur vier solcher Ringe gezählt werden können, wovon mehrere in ihrer Mitte pupillenartig einen, auch wohl zwei kleine schwarze Fleckchen haben, der Raum innerhalb der Ringe ist aber übrigens gleichfarbig mit dem Grunde. Nach dem Rücken und Bauch hin geht die Zeichnung in einfache und unregelmäßige abnehmend kleinerwerdende, schwarze einfache Flecken und einzelne Streifen, davon besonders am Unterhals einige quer laufen, aber die kleinsten, punktartigen Flecken finden sich in braunem Grunde auf der Stirn und an den Füßen. Auch der Schwanz ist nur gefleckt bis zur Ausdehnung einiger Halbringe, sonst nicht eigentlich geringelt und die Spitze ist ganz schwarz. Das Ohr ist außen

schwarz, mit weißem Fleck an der Basis, innen weißlich, der Maulwinkel schwarz. Das Haar ist durchaus kurz und glatt anliegend, fast glänzend, am Bauche nur wenig länger, ohne zottig zu seyn. Der ganze Leib ist kräftiger und stärker, und kräftiger gebaut als bei den folgenden Arten und vollkommen entsprechen diesem Bau die Glieder. Die sehr scharfspitzigen hakenförmig gebogenen, von der Seite flachgedrückten Klauen haben eine hornartig grünlich-weißliche Farbe.

Abänderungen in Farbe und Zeichnung kommen nicht selten vor, indem erstere mehr oder minder lebhaft erscheint, auch dunkler gefunden wird, ja sogar in Schwarz übergeht, auf welchem dann die Ringe nur noch dunkler abstechen. Dieser schwarze Jaguar wurde von einigen Schriftstellern für eine eigene Art gehalten, allein vorzüglich durch die Erfahrungen des Herrn Prof. Reinwardt, daß schwarze Leoparden mit bunten in demselben Wurfe geboren werden, wurde man auf die Erscheinung der schwarzen großen Katzen aufmerksamer und hält sie jetzt allgemein nur für individuelle Abweichungen (aberrationes, nicht Abarten oder varietates). Die Eingebornen und in Südamerika lebenden Portugiesen bezeichnen diesen schwarzen Jaguar mit dem Namen: Jaguara, Onça preta, die Botokuden: Capurack him, die Camacaner: Jaké-hya. Die Ringe und Flecken haben aber auch bei der gewöhnlichen Grundfarbe nicht immer dieselbe Gestaltung. A. v. Humboldt redet auch von ganz weißen Abänderungen dieses Thieres, über welches der Prinz Maximilian Neuwied keine Nachrichten einziehen konnte, allein im Sertong von Bahia, zu Vareda sah er ein Fell eines kleinen Jaguars mit dichter stehenden Flecken, welches von einem Thiere mit dickerem Kopfe und stärkeren Gliedern herrühren sollte, man nannte es Cangassú, jedoch bezeichnet man in anderen Gegenden auf dieselbe Weise auch den großen Jaguar, den wieder andere Popé nennen, und über die specifische Verschiedenheit jenes kleinen Thieres ließ sich noch keine Gewißheit erlangen.

Das Vaterland des Jaguars, den wir oft unter dem Namen des Panthers in unsern Menagerien zu sehen Gelegenheit haben, ist das südliche Amerika in großer Ausdehnung, von Guiana aus südlich bis unter Paraguay herab, in Brasilien überall da wo die Cultur die Waldungen noch nicht urbar gemacht hat, also bei weitem in den ausgedehntesten Districten. Zuverlässige Männer versicherten den Prinzen Maximilian N. W., daß sie in der Zeit der Gründung ihrer Niederlassungen oder Pflanzungen mit ihren Jagdhunden zwanzig bis ein und zwanzig solcher Thiere in einem Monate aufgefunden und erlegt hätten, bald aber nahm die Zahl ab und man konnte nun erst daran denken, die jetzt in jenen Gegenden so blühende Rindviehzucht einzuführen. Gegenwärtig zeigt er sich seltener in den bewohnten Gegenden, in denen man ihn auch kein hohes Alter erreichen läßt. Größer und furchtbarer erwächst er aber an den Ufern des Orenoco, wo es scheint, daß man ihn auch noch mit weniger Glück zu jagen versteht.

Lebensweise und Eigenheiten. Der Ausdruck des Gesichts deutet auf eine sehr vollendete Katzennatur, die lebhaften Augen mit runder Pupille bestimmen das Thier zum Tagwachen, leuchten indessen zur Nachtzeit, in welcher der Jaguar nicht weniger thätig ist, obwol er nur in der Dämmerung noch ein scharfes Gesicht hat. Der Geruch ist bei den Katzenthieren überhaupt nicht eben vorzüglich, aber sie haben ein sehr leises Gehör. Der Jaguar lebt einsam in seinem Reviere, lagert sich im Dickicht an den Rändern der ungeheuren Urwälder, vorzüglich gern an den Ufern der Ströme und Flüsse (man vergleiche unsere Abbildung) zwischen den hohen Gräsern, welche die

sumpfigen Stellen der Ufer umwachsen. In diesen hält er sein Lager und in der Morgen- und Abenddämmerung, so wie in mondhellen Nächten geht er auf seinen Raub aus. Sobald die Sonne höher steigt, begiebt er sich wieder in ein ähnliches Lager wo er ausruht. Er richtet seine Jagd hauptsächlich auf die wilden Pferde der Pampa's, wie Southey berichtet, ferner auf Hirsche, Rehe Affen, Aguti's, Kapybara's, wilde Schweine, frißt aber auch Schildkröten und Stachelthiere. In Ermangelung jener größeren Geschöpfe nimmt er auch mit kleineren, mit Ratten, Wasservögeln und Fischen vorlieb, welche letztere er am Wasser lauschend und deren Züge beobachtend, durch einen behenden Schlag mit der Tatze recht geschickt herauszuholen weiß, nachdem er sie durch Tropfen seines Speichels, welche er in das Wasser hinabfallen läßt, angelockt hat. Wo ihm Wild fehlt, streift er in die bewohnten Gegenden und holt sich Stücke aus den Viehheerden heraus. Hier sucht er sich am liebsten Kälber und Fohlen zu verschaffen; Ochsen und Kühe vertheidigen sich heftig gegen ihn und erstere erwarten muthig seinen Angriff. Dagegen werden ihm die Pferde und Maulesel weit öfter zur Beute, denn diese Thiere sind weit furchtsamer vor Raubthieren, wie uns aus der Geschichte des Löwen und Tigers schon bekannt ist. Sie wittern auch den Jaguar schon aus der Ferne, stampfen und schnauben und fliehen wenn sie frei sind. Die Art und Weise wie er sich seines Raubes bemächtigt, ist dieselbe wie bei dem Tiger, auch er tödtet durchaus nur wenn er Nahrung bedarf und bemächtigt sich des Raubes wie der Tiger durch weite Sprünge, reißt mit der Tatze die Halsadern auf, saugt das Blut aus, schleppt den Raub, selbst Pferde weite Strecken fort in das Dickicht und frißt ihn an. Er lagert sich nach der Mahlzeit zur Ruhe, bleibt in der Nähe höchstens von einer Viertelstunde und kehrt oft am andern Morgen dahin zurück, öfter aber nicht, da er kein Aas frißt. Prinz Maximilian N. W. fand häufig in Brasiliens Waldungen die Panzer der großen Landschildkröte (Testudo tabulata) vom Jaguar gänzlich ausgefressen, so daß er sich wahrscheinlich auch hier der Klauen zum Herausholen des Thieres bedient hatte. — Wo sich in der Nähe von Viehständen ein Jaguar aufhält, rottet sich das Rindvieh zur Nachtzeit, sobald es von ihm Witterung hat, zusammen, und brüllt unaufhörlich. Die Paarungszeit fällt in den August und September. Die Paare halten sich dann zusammen und werden dem Menschen höchst gefährlich, da sie auch die Gefahr des Kampfes mit einander theilen und mit Wuth einander gegenseitig beschützen. Unaufhörliches, weit durch die Wälder hintönendes Schreien, verkündet wie bei den Hauskatzen, die Zeit der Begattung. Das Weibchen trägt nahe an vier Monate, dann wirft es in unzugänglichem Dickicht zwei bis drei, seltener nur ein einzelnes Junges, von denen man sagt, sie würden blind geboren. Das Lager findet sich unter den sich eigenthümlich oberhalb des Bodens erhebenden und ausspreitzenden Wurzeln der Bäume des Urwaldes. Die Jungen werden wie bei den Hauskatzen im Maule fortgetragen wenn es Noth thut und wer sich ihnen genähert hat, wird von der wüthenden Mutter mit Brüllen bis in die weite Ferne verfolgt. Nach fünf bis sechs Wochen sind die Jungen so groß als die größten unserer Hauskatzen und jetzt beginnt die Mutter mit ihnen herumzustreifen und lehrt sie die Jagd auf kleinere Thiere. Die jungen Jaguare welche man als Säuglinge dennoch erlangt und aufzieht, haben noch ein längeres, weicheres, fast wolliges Haar und weniger deutlich bestimmt sind die Umrisse der Flecken. Sie benehmen sich wie junge Katzen, spielen so wie diese auch mit den Hunden, schmiegen sich an ihre Wärter schmeichelnd an und miauen wenn sie das Bedürfniß der

Nahrung empfinden oder sich langweilen, zischen und knurren wenn sie bei dem Fraße gestört werden. Wasser bedürfen sie viel zum Saufen, sie lecken es mit der Zunge wie die Katzen. Nach einer Sättigung werden sie träge und spielen ohne in Zorn zu gerathen. Man legt sie in Hofräumen mittelst eines Halsbandes und ledernen Seiles an einen Baum an. Ihren stinkenden Auswurf verscharren sie, wie die Katze zu thun pflegt. Das Ausathmen der Thiere verbreitet den üblen Geruch, den wir bei den meisten fleischfressenden Thieren zu bemerken gewohnt sind. Im dritten Jahre wird der so aufgezogene Jaguar böse und sein Schicksal ist dann gewöhnlich das festere Einkerkern in den Menagerien Europa's.

In Beziehung auf den Menschen benimmt sich der Jaguar ganz so wie seine Verwandten. In den unbewohnten Distrikten flieht er den selten sich zeigenden Menschen, aber in der Nähe menschlicher Wohnungen gewöhnt er sich an den Anblick desselben und wenn er hungrig ist und anderer Beute entbehrt, fällt er ihn an, wobei er auch wieder die Neger und Mulatten, wahrscheinlich der starkriechenden Athmosphäre folgend, den weißen vorzieht, so daß diese in Gesellschaft von jenen sicherer sind. Der Anfall geschieht aber so plötzlich, daß nur selten die augenblickliche Entschlossenheit zu retten vermag, denn kaum behält man Zeit das Gewehr auf ihn abzufeuern. Ob hier die Geistesgegenwart das Ziel noch richtig ins Auge faßt und trifft, entscheidet über Leben und Tod. Eben so schnell zieht er sich auch in andern Fällen wieder zurück. Sonnini erzählt, daß er mit seinen Leuten in Guiana zwei Nächte hintereinander von einem Jaguar beunruhigt wurde, der aber so plötzlich erschien und so schnell sich wieder zurückzog, daß sie alle nicht im Stande waren, ihn mit einem Schuße zu begrüßen. Einen andern Fall erzählt A. v. Humboldt. Zwei Indianerkinder, ein Knabe von neun und ein Mädchen von sieben Jahren vergnügten sich in der Umgebung eines Dorfes, als um zwei Uhr Nachmittags ein großer Jaguar aus dem Walde auf sie zukömmt, ganz nahe an sie herantritt, den Kopf niederbeugt, einen Katzenbuckel macht und Lust bezeigt mit den Kindern zu spielen. Jetzt tritt er mit dem Knaben, sich an ihn anschmeichelnd zusammen und jener wird eben erst gewahr, welche Gefahr ihm drohe, als der Jaguar ihm mit seiner Tatze einen Kratz auf den Kopf gibt, daß das Blut kömmt, worüber das kleine Mädchen heftig erzürnt, mit einer Ruthe in der Hand, nach ihm schlägt. Der Jaguar hatte sich hierauf bereits wieder zum Rückzuge herumgedreht, als die Indianer auf das Geschrei der Kinder herbeieilten. A. v. Humboldt sahe noch die Narben, welche der Knabe von den Kratzwunden auf dem Kopfe behielt. Der Jaguar schwimmt auch gut, steigt auf seinen Streifereien in die Schiffe und Kähne um sich Menschen oder Hausthiere zu holen. Er hält während des Schwimmens den Kopf über dem Wasser und schwimmt über die breitesten Ströme. Sobald er am Ufer das Wasser verlassen hat, sieht er sich um, schüttelt sich wie ein Hund und reinigt dann auch jede einzelne Pfote indem er sie rüttelt und abschüttelt. Wenn auch nur mit einer einzigen Klaue sich einhakend, schwingt er den geschmeidigen Körper in einen Kahn und geht unerschrocken auf die Mannschaft los. Nach Rengger's*) Erzählung feuerten Schiffer auf einen schwimmenden Jaguar in der Entfernung von nur etwa 5—6 Fuß. Dieser wurde verwundet, hakte sich am Rande des Kahns an und sprang ungeachtet der Ruder- und Kolbenschläge mit denen die Mannschaft ihn zu bewillkommen für gut

*) Rengger Naturgeschichte der Säugthiere von Paraguay. 8. Basel 1830. bei Schweighaußer.

fand, so kräftig in denselben hinein, daß endlich diese selbst dem unerschrockenen Thiere wich, ins Wasser sprang und sich an das Land rettete. Der Jaguar selbst betrachtete sich nun als den Herrn des Kahns, setzte sich auf demselben gemüthlich nieder und ließ sich von der Strömung des Wassers dahinführen bis andere Jäger ihn abermals angriffen und nun er wieder ins Wasser hinabsprang, und wie die frühere Mannschaft, am Ufer sein neues Asyl fand.

Zur Jagd auf dieses Thier gehören wenigstens sechs tüchtige Hunde. Diesen gelingt es gewöhnlich den Jaguar in den Urwäldern in denen er haust, auf einen Baum zu treiben, von dem ihn dann der Jäger herabschießt. Weniger als drei Mann wagen nicht auf den Jaguar auszugehen, von ihnen trägt einer eine Lanze, ein anderer eine zweizinkige Gabel, wie Ofengabel, 5 Fuß lang, denn man muß immer gewärtig sein, daß das Thier nach einen Fehlschuß den Jäger angreift, was nach Art der Bären im aufgerichteten Zustande geschieht, in diesem Moment wird es nun mit jenen Instrumenten empfangen und durch geschickt angebrachte Stiche verwundet. Letztres muß gewöhnlich mehrmals wiederholt werden, daher diese Waffen nach angebrachtem Stiche schnell wieder zurückgezogen werden, auch kann der Lanzenstich nur von der Seite gelingen, da er von vorn auf der hochgewölbten Brust abgleitet. Zuweilen zerbricht er mit einem Schlage oder durch eine Wendung die Lanze, wodurch die Gefahr für die Schützen sich bedeutend vergrößert. So lange der Jaguar noch unverwundet ist, können kaum zwanzig Hetzhunde ihn überwältigen, da er mit unglaublicher Gewandtheit sich von diesen Feinden befreit, im Augenblick bricht er einem das Genick, einem andern das Rückgrath, einem dritten reißt er den Bauch auf und die übrigen treibt er von sich. Dessenungeachtet wagt der kühne Mensch in einer gefahrvollen Jagd auch allein den Angriff auf ihn. Der Jäger wickelt sich ein Schaaffell um den linken Arm, bindet es fest und naht sich dem Thiere das er zum Kampfe herausforderte und durch seinen Angriff reizt, der Jaguar springt wüthend in großen Sätzen auf ihn zu, richtet sich auf und empfängt ihn brüllend mit offnem Rachen. Der Jäger beut ihm nun den geschützten Arm und sticht ihm mit der rechten Hand zu gleicher Zeit das ellenlange Waidmesser in das Herz. Das Thier stürzt nieder und die Hunde beginnen jetzt ihren Kampf. Steht es wieder auf, so wiederholt sich das ganze Mannöver. Auf Paragay erlegte ein einziger Mann auf diese Weise mehr als hundert Stück dieser Thiere, bevor er, was im J. 1821 geschah, in diesem Kampfe sein Leben verlor. Die Jagd mit der Keule, womit man sich bemüht ihnen das Rückrath zu zerschlagen ist gefährlich, sicherer dagegen ist der Wurf mit der Schlinge welche man an einer langen Stange in einer Kerbe befestigt, ihm, während er sich auf einen Baum gelagert, um den Hals legt. Man reißt ihn dann herab und bringt noch mehrere Schlingen um die Beine. Die Jäger sprengen dann in entgegengesetzter Richtung fort, wodurch er erwürgt wird.

Wie zahlreich diese Thiere vor Einführurg europäischer Cultur gewesen sind, ist schon oben angedeutet worden, man hat in den spanischen Colonien eine Zeit lang alljährlich 4000 Stück getödtet und 2000 kamen allein jährlich aus Buenos Ayres. Die Wunden welche der Jaguar durch seine furchtbaren Zähne und Klauen veranlaßt, sind mit vieler Gefahr verknüpft. Meist folgt bald Starrkrampf und Tod.

Das schöne Fell kann so benutzt werden, wie das des Tigers, hat indessen nur wenig Werth.

Unsere Abbildung stellt den Jaguar dar, wie er im Schilfe im Hinterhalte

liegt. Im Hintergrunde ist eines dieser Thiere im Anfalle auf Kapuzineraffen begriffen, welche erschrocken fliehen und aneinander gegenseitig sich anklammern.

6. Der Panther, Parder. Felis Pardus Linn. Gm. — Weibchen: Pantherthier.

Griechisch: ὁ πάνθηρ, ἡ πάρδαλις, εως, τὸ παρδάλιον. — Lateinisch: pardus, Weibchen: panthera, varia. — Felis panthera Pall. — Französisch: la Panthère, Tigre d' Afrique des fourreurs. — Englisch: the Panther. — Italiänisch: pantéra. — Russisch am Kaukasus: Bars. — Tatarisch: Kaplan. — Georgisch: Wepchi. — In Congo: Engoi. — Gewöhnlich von den in Afrika Reisenden: Leopard genannt. Vgl. No. 7. —

Kennz. der Art: sehr glatt und kurzhaarig, rothgelbbraun, unten weiß, an den Seiten mit in sechs bis sieben Längsreihen stehenden, aus etwa 6—7 schwarzen Fleckchen zusammengesetzten Ringen, deren Innenraum mit dem Felle gleichfarbig ist; Schwanz (aus 28 Wirbeln) so lang als der Leib (mit Ausschluß des Kopfes).

Beschreibung. Der ächte Panther der Alten, den wahrscheinlich schon Aelian und Oppian meinten, als sie unter den ähnlichen Arten eine langgeschwänzte unterschieden, ist von mehreren späteren Schriftstellern wieder verkannt worden, und nur Linnée und unter den neueren der ältere Cuvier scheinen diese Art richtig wieder aufgefaßt zu haben, welche wir nach ihnen als den Panther beibehalten. Dieser erreicht eine Länge von 3—4 Fuß. Georg Cuvier verglich hunderte von Fellen und fand den Kopf 8 Zoll lang, von da an bis zur Schwanzwurzel 3 Fuß 3 Zoll, den Schwanz dritthalb Fuß, Pallas giebt das Maas bei einem Felle das er sahe, bis 5 Fuß 6 Zoll, der Schwanz ist immer so lang, daß er über den Rücken zurückgelegt mit seiner Spitze den Hals berührt, also während des Gehens herabhängend auf der Erde schleift. Die Grundfarbe ist ein schönes Rothgelb, die ganze Unterseite ist weiß. Ueber die Seiten hin ziehen sich etwa sechs Reihen schwarzer Ringe, welche mehr oder weniger dicht beisammenstehend, aus 6—7 schwarzen Fleckchen zusammensetzt sind, so daß man sie mit einer Rose verglichen hat; einige haben auch im Mittelpunkte ein oder zwei schwarze Fleckchen, die Flecken des Kopfes, Rückens, des Schwanzes und der Beine sind kleiner, meist einzeln, nur wenige ringförmig, andre wie kleine Streifen oder rundlich. Der Panther ist demnach sowohl durch die Form der Flecken als vorzüglich durch die Länge des Schwanzes von den beiden benachbarten und noch folgenden Arten, nicht schwer zu unterscheiden, der jüngere Cuvier hat in seinen Abbildungen den Panther als Leoparden und den Leopard als Panther gegeben.

Das Vaterland des Panthers ist Afrika, das westliche Asien bis zum Kaukasus, Armenien und dem Ararat. Es darf kaum bezweifelt werden, daß dieser Panther unter den großen gefleckten Katzen, welche die alten Römer in Menge aus Afrika zu ihren Kampfspielen brachten, zum großen Theile sich befunden habe. Er war damals in Syrien und Kleinasien häufig, heut zu Tage hat seine Zahl sehr abgenommen. Als Cicero als Proconsul in Cilicien residirte, bat ihn sein Freund Coelius ihm eine Heerde dieser Thiere zu seinen Spielen zu senden. Nach Xenophon soll man zu Aristoteles Zeit derselben mehr in Europa gehabt haben als in Asien und Afrika. Probus zeigte deren zweihundert im Circus, von denen die eine Hälfte aus Lybien die andere aus Syrien angelangt war. Unter Pompejus erschienen 410 und unter Augustus 420.

Lebensart, Jagd und Fang. Der Aufenthalt des Panthers kommt mit dem

der benachbarten Thiere überein; er hält sich in den Waldungen gern in der Nähe der Flüsse und Sümpfe auf, wo er im Dickicht verborgen, Thiere belauscht, welche zur Tränke gehen. Seine Nahrung besteht in kleinen Waldthieren, Hasen und Affen, vorzüglich stellt er auch den Antilopen nach und raubt zur Nachtzeit Federvieh und Schaafe und junge Rinder aus den Gehöften. Mit Leichtigkeit erklettert er Bäume und fängt sich da Affen und Waldvögel, und sucht wenn er flieht, seine eigne Rettung in den dickbelaubten Zweigen der Gipfel. Er vermeidet es scheu, dem Menschen zu begegnen, indessen wird er furchtbar sobald man ihn in Wuth gebracht hat. Für die Colonisten wird er schon wegen seiner Räubereien der schlimmste Feind. Die wilden Afrikaner halten ihn für ein geheiligtes Thier, daher sie ihn schonen, und ihre Frauen und Kinder werden ihm darum häufig zur Beute. In den Cap-Colonien hat man ihm mehr Achtung eingeflößt, dort greift er die Menschen nie an, außer wenn er gereizt wird. In den ferngelegenen Gegenden ist es indessen nicht selten, daß er bei nächtlicher Weile um die Pachthöfe herumstreift und sein gräßliches Geheul hören läßt. Den hungrigen Panther hält dann auch das Gebell der vielen Hunde, welche auf allen Gehöften gehalten werden, nicht ab, sich den Weg zu den Ställen zu bahnen. Die Colonisten fangen ihn so wie die Hyäne in Gruben und Fallen, letztre aus Holzstücken errichtet. Sobald ihn die Schlinge gefaßt hat, hetzt man die Hunde auf ihn, er unterliegt aber selten ohne drei bis vier Hunden das Genick zerbrochen zu haben. Im Walde gejagt, verbirgt sich das Thier instinctmäßig im Gipfel eines schnell erklommenen Baums. Wer sich einem solchen Baume nähert ohne das Thier sogleich herabzuschießen, läuft Gefahr daß es auf ihn springt und er schwer verwundet oder getödtet wird. Ein Colonist am Kap erzählte folgenden Vorfall, welcher genauen Bekannten von ihm begegnet war.

Zwei Pächter kamen von der Antilopenjagd, stießen in einer Gebirgsschlucht auf einen Panther und begannen sogleich ihn zu jagen. Der Panther suchte anfangs zu entwischen indem er einen Absturz erkletterte, allein von den Jägern beinahe eingeschlossen und bereits durch eine Kugel verwundet, wendet er sich plötzlich um und stürzt sich mit der Wuth welche diesen Thieren, wenn sie gereizt werden, eigenthümlich ist, auf den Jäger der ihn verwundet hatte, reißt ihn vom Pferde, bringt ihm einen tüchtigen Biß an der Schulter bei und zerfleischt ihm mit den Klauen das Gesicht. Der andere Jäger sieht diesen Vorfall, steigt ab und feuert auf das wüthende Thier, das er indessen im Schusse verfehlt. Der Panther verläßt jetzt den angegriffenen und stürzt sich mit einem ungeheuren Sprunge hastig und wüthend auf den zweiten Jäger, wirft ihn mit unglaublicher Schnelligkeit zu Boden und verstümmelt und zerfleischt ihn mit seinen Tatzen und Zähnen, auf die entsetzlichste Weise. Alles geschah in wenigen Augenblicken, und bevor der erstere sich aufzuraffen vermochte um seine Flinte zu ergreifen, waren die beiden Kämpfenden im Handgemenge eine bedeutende Anhöhe hinabgerollt, wo sie den Kampf fortsetzten. Jetzt hat jener wieder geladen und schießt auf den Panther, doch zu spät, das wüthende Thier hatte dem unglücklichen Freunde das Gesicht zerfleischt, die Kehle zerbissen und den Bauch aufgerissen, so daß er unter den furchtbarsten Qualen den Geist aufgab. Sein selbst schwer verwundeter Freund hatte den traurigen Trost, das gleichfalls durch die Jagdmesser schon übel zugerichtete und bereits sich verblutende Thier noch zu erlegen.

Ein andermal verfolgten acht Jäger einen Panther, der nächtlicherweile um ihre Pachthöfe herumgestreift hatte und nachdem sie ihn eine halbe Stunde lang verfolgt

hatten, sprang er auf einen Baum, in dessen dicht belaubten Zweigen er ihren Blicken entschwand. Sie umstellen den Baum und suchen das Thier auszuspähen. Ein Neuling in dieser Jagd will sich hevorthun, geht nahe an den Baum heran und bevor noch die andern im Stande sind, ihn durch ihren Ruf zurückzuhalten und die Gefahr zu entfernen, stürzt sich der Panther auf ihn herab und beide wälzen sich bereits mit einander am Boden herum. Alle standen vom Schrecken getroffen und vom herzergreifenden Geschrei welches der angegriffene in der Todesangst ausstieß, tief bewegt, aber dennoch nicht im Stande, auf das Thier zu schießen, in der Furcht den Freund selbst zu durchbohren. Einer wagte es endlich sich zwischen die Kämpfer zu werfen und es gelang ihm mit dem Pistol, in der größten Nähe das Thier in den Kopf zu schießen. Der Jäger vermochte jetzt sich loszureißen, trug aber tiefe Wunden davon und besonders hing ihm der behaarte Theil des Kopfes, den die großen Katzen mit bewundernswürdiger Schnelle sogleich aufreißen, wie Lappen zur Seite herab. In diesem traurigen Zustande wurde er nach Hause getragen und nach drei Monaten war er wieder geheilt, doch mit gräßlichen Narben, welche ihm Zeitlebens als Zeugen seiner Unvorsichtigkeit verblieben.

So furchtbar der Panther im gereizten Zustande ist, so schmeichelnd ist er im gezähmten Zustande als junges Thier, und die ungemein zierlichen Bewegungen der schlanken schöngezeichneten Katze, bieten ein erfreuliches Schauspiel. Springen und Klettern geschieht mit der Behendigkeit des Eichhörnchens und die Stimme wechselt nach den Affecten, welche das Thier durch sie auszudrücken bemüht ist. Von der Jungenliebe des weiblichen Panthers erzählt der blinde Reisende Lieutenant Holmann ein Beispiel. Etwa 80 englische Meilen weit von Sierra Leone wurde das Lager eines Pantherweibchens entdeckt, umstellt und nachdem dasselbe auf Beute ausgegangen, ihm die endlich aufgefundenen zwei Jungen geraubt. Sie waren nicht größer als gewöhnliche Katzen, man steckte sie in einen Sack und brachte sie nach Sierra Leone. Die Mutter fand die Spur, folgte den Räubern ihrer Jungen, wagte aber doch nicht so viele Personen anzugreifen und fuhr fort mehrere Wochen lang um die Stadt herumzustreifen, bis sie die Hoffnung ihre Jungen wieder zu erhalten, endlich aufgab.

Lebendige Panther bringt man oft nach Europa, wo sie gewöhnlich Leoparden genannt werden, deren Felle finden sich häufig bei den Kürschnern unter dem Namen des kleinen Panthers, Pantherthiers, afrikanischen Tigers. Auf den Fellen der jüngeren Thiere sind die Flecken wie bei den ähnlichen Arten, noch weniger ausgeprägt und zerstreuter. Cuvier und Desmoulins sagen, daß am Schwanze nur der letzte Achttheil schwarz sey, und auch dessen Unterseite noch weiß, dann folgen 3—4 weiße Ringe.

Abbildungen sind zum großen Theil nach jungen Thieren gefertigt, unsre Abbildung kann den Typus des Panthers darstellen und drückt zugleich den Charakter des Thieres wunderschön und lebendig aus.

7. Der Leopard. Felis Leopardus Schreb.

Das Wort ist erst im vierten Jahrhundert christl. Zeitr. aufgekommen, es ist zusammengesetzt und bedeutet: Löwenpanther. — Franz.: le leopard. — Engl.: the leopard. — Ital.: il leopardo. —

Kennz. der Art: sehr glatt und kurzhaarig, Grundfarbe blaßgelblich, über den Rücken hin bräunlich, nach unten weiß, längs den Seiten hin laufen in etwa 10 Rei-

hen zahlreiche aus etwa 3—4 kleinen schwarzen Fleckchen zusammengesetzte enge Ringe, deren Innenraum rothbraun ist, der Schwanz ist mittelmäßig, hat 22 Wirbel.

Beschreibung. Der eigentliche Leopard wird nur drei, höchstens vierthalb Fuß lang, sein Schwanz höchstens zwei Fuß, berührt also kaum mit der Spitze den Boden. Die Farbe ist oben angegeben, und ist als besonderes Kennzeichen zu betrachten, daß der Raum innerhalb der Ringe dunkler gefärbt, ist als die Fläche des Felles um die Ringe herum, welche sehr blaß, fast weißlich ist. Cuvier und Desmoulins sagen daß der Schwanz am letzten Drittheil schwarz sey, mit 5—6 weißen Seitenringen.

Der Leopard bewohnt die Inseln des indischen Oceans, er haust auf Java, Sumatra, Borneo und Celebes, in Ceylon und China. Wie weit er sich ausbreitet, ist wegen Unbestimmtheit der Angaben ungewiß und ob er sich in Afrika wirklich gefunden oder noch findet, sehr zweifelhaft. Ob daher die Römer ihn gekannt oder unter ihrer Varia nicht vielmehr den Gepard, Nimr und Irbis gemeint haben, dürfte kaum sicher zu entscheiden sein. So viel ist gewiß, daß der Name Leopard erst weit später aufkam, als man der zahlreichen Panther erwähnt fand, welche die Römer aus Afrika brachten, so daß der Panther sogar vorzugsweise auch Africaner genannt wird. Erst im vierten Jahrhunderte fing man an von Leoparden zu sprechen, die man sich ohne einen bestimmten Artbegriff, als Bastarde vom Panther mit der Löwin erzeugt, dachte; ja man wendete das Wort so wenig bestimmt an, daß man den Panther selbst damit bezeichnete. Auch die Giraffe nannte man deßhalb Kamelparder, weil man sie für einen Abkömmling des Panthers und Kameels hielt. Man wird deshalb nur billigen können, wenn die meisten Schriftsteller für das den Alten genauer bekannte Thier aus Afrika, auch den ihm schon von Alters her gegebenen Namen des Panthers beibehielten, und das weniger bekannte mit dem Namen des Leoparden bezeichneten.

In Hinsicht auf Lebensweise, Jagd und Fang, Nutzen und Schaden kommt der Leopard mit dem Panther fast ganz überein.

Unsre Abbildung giebt den Leopard in dem Zustande in welchem er auf der Lauer im Schilf liegt.

8. Der Nimr. Felis Nimr H. E.

Griechisch: nebst No. 6. verstanden unter πάρδαλις. — Lateinisch: Pardus? Varia? — In Arabien, Nubien, Habessinien: Nimr. — In Amhara: Nibr, Naber. —

Kennz. und Art. Oben rostfarbig, unten schmuzigweiß, mit zerstreuten schwarzen Ringen und Flecken, Ohren an der Basis und Spitze weiß, in der Mitte mit schwarzem Fleck, oberste Bartborsten schwarz, unterste ganz weiß.

Beschreibung. Der Nimr hat nicht ganz die Größe und fast die Gestalt der beiden vorigen Arten. Ein Fell welches Ehrenberg gemessen hat, hielt 3 Fuß 4 Linien, dessen Kopf 6 Zoll 4 Linien, der Schwanz (verletzt) 1 Fuß, 8 Zoll, 4 Linien. Die Ohren sind ein wenig kürzer als ein Drittheil der Kopflänge. Die Höhe des Thiers beträgt hinten etwa die Hälfte der Körperlänge nnd vorne nicht viel weniger. Das Haar ist auf dem Rücken 4—6 Linien lang und angedrückt, am Bauche dagegen anderthalb Zoll lang, nicht sehr steif, schlaff, immer einfarbig. Die Grundfarbe ist eigentlich blaß gelblich, wie ausgebleicht, unter sehr vielen Fellen sahe Ehrenberg nur eins welches röthlichgelblich war; die Flecken zahlreich, braunschwarz, nach der Mitte

der Seiten in Ringe zusammengehäuft auch wohl augenartig, anderwärts nur einfach, die Unterseite ist weißer, deren Flecken schwärzer. Auf den Kopfe sind die Fleckchen weit zahlreicher und kleiner, zerstreut, einige als kleine Streifchen von 6 Lin. Länge und 3 Lin. Breite, dergleichen finden sich 8 größre zwischen den Ohren und 10 kleinere zwischen den Augen, zwischen Ohren und Augen etwa 9. Alle diese Fleckchen sind röthlich und haben weiße Räume zwischen sich, welche wenig größer sind als sie selbst. Auf der Mitte des Scheitels neigen sich die Streifchen gegeneinander und fließen fast in einen Kamm zusammen, was doch an andern Fellen nicht der Fall war. Ueber den Augen schwarzbraune Wimpern. Kinn weiß. Ein breiter schwarzer Fleck am Maulwinkel, ein längerer auf der obern Kinnlade, ein kürzerer auf der untern, deren Spitze weiß ist. Die Schnurren scheinen an der Basis von 3 schwarzbraunen Linien aufgenommen zu werden, die untern derselben sind ganz weiß (also nicht an der Basis schwarz). An der Kehle läuft eine Punktreihe vorn querüber, drei dünne schwarze Querbinden laufen darüber hinaus. Mitten auf dem Nacken bilden schwärzere, schmale Fleckchen zwei fast parallele, unterbrochne Linien. Auf der weißern Brust sind die schwarzen Punkte weniger zahlreich. Die Vorderbeine haben einfache, größere, fast kreisrunde, fast 9 Lin. breite Fleckchen. Auf den Oberschenkeln sind die Fleckchen unbestimmt rosenartig zusammengehäuft, doch nicht so bestimmt als an den Seiten des Leibes. Am Ellenbogen zeigt sich beiderseits ein Augenfleck und ein kleiner einfacher Fleck. An den Seiten laufen 3, 4 bis 5 schwarze halbzöllige Flecken in eine Rose zusammen oder bilden einen Ring, dessen Innenraum rothgelblich ist, die obern halten 1 Zoll 3 Linien, die untern 1 Zoll 10 Linien im Durchmesser. Auf dem Hinterrücken und an den Hinterbacken finden sich dergl. Zeichnungen nicht, sondern die Flecken sind hier zerstreut, größer auf den Hüften, schräge, und 1 Zoll 3 Lin. lang, 8 Lin. breit. Am Unterfuße nehmen die Flecken ab, auf den Zehen sind es nur noch Strichelchen und Punkte. Sieht man vom Schwanze aus gegen den Hinterrücken so sind dessen Farben in 7—8 Parallelreihen zu unterscheiden, deren obere deutlicher, deren untere weniger regelmäßig sind. Die beiden Mittelreihen stehen von den übrigen weiter ab, weniger unter sich selbst und laufen über die Mitte des Schwanzes fort, sie sind dunkler. Der Schwanz hat längliche und rhomboidale Flecken die von der Basis aus in mehreren unregelmäßigen Reihen verlaufen und gegen die Spitze an Größe zunehmen. Nächst der Spitze erscheinen die breiter gewordenen Flecken als querüberlaufend. Unten ist der Schwanz weißer, dessen Flecken seltner. Der erste Querfleck ist 1 Fuß, 7 Zoll, 6 Linien von der Basis des Schwanzes entfernt. Die Krallen sind weiß.

Der Nimr lebt in Syrien, im glücklichen Arabien in den Gebirgen bei Gumfude, in Dongola und im Küstenlande von Habessinien. Er war schon den Hebräern, Griechen und Römern bekannt. Letztere erhielten die großen gefleckten Katzenarten für ihre Kampfspiele aus Afrika und Syrien, sie glaubten Männchen und Weibchen zu unterscheiden indem sie die mit röthlicher Grundfarbe Pardos nannten und für erstere annahmen, die mit weißlicher Grundfarbe aber, Pantheras genannt, für letztere, nämlich Weibchen hielten. Deshalb lesen wir auch, daß diese weißen d. h. die orientalischen Panther, unser Nimr, häufiger aus Cilicien gebracht wurden. Zu **Plinius** Zeit wußte man wohl, daß unter beiden Thierarten sich beiderlei Geschlechter fänden und unterschied sie bloß noch nach der Farbe.

In der Lebensweise kommt dies Thier sehr wahrscheinlich mit den ähnlichen über

ein. Ehrenberg sahe nur in Nubien eins lebendig, welches aus einem Wäldchen kam und etwa hundert Schritte weit vom ersten Cameele langsam über den Weg schlich, sich dann hinter die Hügel verbarg. Zwei von der Gesellschaft verfolgten die Fährte, irrten aber lange auf unwegsamen Pfaden umher und mußten fürchten, der Hitze und dem Durste zu unterliegen, ohne das Thier auffinden zu können. Im Sinagebirge erzählten die Beduinen von dem Vorkommen des Nimr und nach ausgesetzter Belohnung brachte auch einer die Nachricht, er hätte einen verwundet, welcher eben eine Sina-Ziege zerrissen. Andre gingen mit ihm das Thier aufzusuchen, allein sie fanden es nicht wieder. — Der Felle bediente man sich im glücklichen Arabien, in Syrien und Habessinien als Lagerdecken.

Die Abbildung ist ganz nach Ehrenberg, dem wir in neuerer Zeit nach Hamilton Smiths Andeutung, die genauere Auseinandersetzung und nähere Kenntniß dieses Thieres verdanken.

Die nächstverwandte Art ist

8b. Der Irbis, od. die persische Unze. Felis Irbis Müll.

dessen schöne Abbildung und Beschreibung wir im Nachtrage zu diesem Bande nebst noch mehreren erst jetzt erhaltenen Arten geben werden.

9. Der Melas, schwarze Leopard. Felis Melas Peron.

Franz.: Le Melas. — Engl.: The Melas. — Sumatr.: Rimeu-Kumbang? —

Kennz. d. Abänderung. Ganz schwarz mit noch dunkelschwarzen Flecken.

Beschreibung. Man hielt dies Thier ehedem für eigne Art, indem es De Lamétherie unter dem Namen Panthère noire beschrieb. Peron brachte späterhin wieder ein Exemplar nach Europa und legte ihm obigen Namen bei. Er brachte es von der Ostküste von Java und verehrte es der Kaiserin Josephine welche es der Menagerie am Jardin de plantes überließ. Neuerlich zeigte man in London in Wombwell's Menagerie wieder ein ähnliches Thier. Es war kleiner als die gewöhnlichen Leoparden und sehr wild. Es hat sich nunmehr ergeben, daß dergleichen schwarze Leoparden in dem Vaterlande des Leoparden (vergl. No. 7.) nichts seltenes sind, sondern als individuelle Abänderungen daselbst ebenso einzeln vorkommen, wie wir von den schwarzen Jaguars in Südamerika, berichtet haben. Professor Reinwardt und der auf Java verstorbene Dr. Kuhl versichern, daß man dort allgemein weiß, daß schwarze Leoparden in demselben Wurfe mit bunten geboren werden. Die dunkelschwarzen Flecken treten auf dem weniger dunklen Grunde, besonders in gewisser Einwirkung des Lichtes deutlicher hervor. Wie bei allen Abänderungen, kann man auch hier nicht erwarten, daß die Individuen derselben einander alle gleich seyn sollten, deßhalb darf es nicht auffallen, wenn Temminck wieder solche sahe, deren Grundfarbe nur kastanienbraun war, so daß diese gleichsam den Uebergang zu jenem Melas darstellen.

Sehr wahrscheinlich giebt es von mehreren und vielleicht von allen verwandten gefleckten Katzenarten dergleichen schwarze Abänderungen.

10. Der Schildpadd=Tiger, großgefleckter Tiger. Felis macrocelis Tem.

Sumatr.: Rimau-Dahan. — Franz.: Félis longibande, tigre à écaille de Tortue. — Engl.: The Rimau-Dahan. —

Kennzeichen der Art: Bräunlichgrau mit schwarzen bogigen Binden und großen, eckigen Ringen in 2—3 Längsreihen, deren Hinter-Hälfte stärker ausgedrückt ist, Schwanz lang, dick und gleichmäßig schwarz geringelt.

Beschreibung. Nach Temminck ist das Thier 5 Fuß 6 Zoll lang, wovon nämlich 2½ Fuß auf den Schwanz kömmt. Dr. Horsfield maß ein Weibchen und fand es eben so groß, obwohl schwerlich vollkommen erwachsen, nämlich 5 Fuß, 6 Zoll, wovon 2 Fuß, 8 Zoll auf den Schwanz kamen. Die Schulterhöhe war 1 Fuß, 4 Zoll. — Der Kopf ist verhältnißmäßig klein, etwas verdünnt, stumpf, die Oberlippe voll und ausgedehnt, die Unterlippe weniger aufgeworfen, die Schnauze abgestumpft, der Vorderkopf niedrig und platt, die Nase nur wenig gewölbt. Das ganze Ansehen des Thieers verräth nicht die Wildheit des Tigers oder Leoparden; die gelblichen Augen und die ganze Physiognomie ähnelt außerordentlich der unsrer Hauskatze. Die Ohren sind verhältnißmäßig klein und abgerundet, die Gliedmaßen kurz, dick und kräftig, der Schwanz bis zur Spitze von gleicher Dicke und so lang wie der Leib bis an den Kopf. Die Grundfarbe ist blaßgraulich, etwas ins Bräunliche ziehend, die Zeichnung ist schwarz. Vom Auge und vom Maulwinkel aus ziehen zwei schwarze Linien nach der Kehle hin, einige wellenartige längs über den Halsrücken, vom Rücken aus nach den Seiten zeigen sich die großen eckigen Ringe, von denen über den Schultern nur einer wegen bedeutender Größe Platz findet, von da an finden sich aber vom Rücken aus zwei bis drei untereinander, deren Vorderrand ist dünn, kaum bestimmt, der Hinterrand aber dicker und stärker ausgeprägt, der Innenraum ist dunkler und wie punktirt; auf der Unterseite des Halses, des Bauchs und auf der Außen= und Innenseite der Füße finden sich unregelmäßige einfache, schwarze, spitzige Flecken und Streifen; der Schwanz hat zahlreiche, ziemlich gleiche, schmale, schwarze Ringe, welche unten wenig zusammenschließen.

Die erste Nachricht von diesem Thiere, dessen Kenntniß der neuesten Zeit angehört, gab Sir Stamford Raffles in dem beschreibenden Catalog seiner in Sumatra zusammengebrachten Sammlung. Nach ihm gab der Dr. Horsfield eine ausführlichere Beschreibung und treffliche Abbildung, die wir von ihm entlehnt haben. Später beschrieb Temmink das Thier unter dem Namen den wir oben nannten, nach unvollständigen Fellen und Horsfield erklärte dessen Félis longibande für dasselbe schon früher von ihm beschriebene Thier.

Der Schildpadd=Tiger lebt in Sumatra, Temminck vermuthet er sei auch auf dem Continet von Ostindien zu Hauße, weil er mehrere Mäntel von Daiackers erhielt welche aus dem Felle des Thiers gemacht waren. Er klettert auf Bäume und verfolgt die Vögel und kleinen Säugthiere von denen er lebt, ja die Bewohner von Sumatra versicherten Raffles, daß das Thier auf dem Gabel=Zweige eines Strauches ausgestreckt und an denselben angeklammert zu schlafen pflege, daher ist auch der Name zu leiten, denn Dahan heißt eine Gabel, welche aus zwei Aesten gebildet wird. In der Gefangenschaft benahmen sich die Exemplare bei Raffles sehr sanft, sie betrugen sich wie Katzen, spielten und schmeichelten, mit einen Vogel den man ihnen zuwarf spielten sie wie eine Katze mit der Maus, sie zogen ihn herum ließen ihn los, faßten ihn wieder

und stießen ihn wieder fort. Dies Spiel treiben sie oft Stunden lang bevor sie ihm das Blut aussaugten und ihn auffraßen. Sie schienen niemals auf einen Menschen oder ein Kind Jagd zu machen, sondern nur die Unterhaltung mit ihnen zu lieben. Die Eingebornen versicherten daß sie sich von Federvieh, Waldvögeln und jungem Rothwild nährten. Sie leben nicht gesellschaftlich, sondern gehören auch in ihrem Vaterlande unter die seltensten Thiere. Die beiden Exemplare welche Raffles erhielt, waren im Innern von Bencoolen am Ufer des Bencoolen-Flusses gefangen worden. Sie leben da in der Nähe der Dörfer, und die Eingebornen fürchten sie weiter nicht, außer für ihr Federvieh. Eins von den beiden Thieren kam in die Menagerie nach Exeter-Change, wo es in den ersten Tagen sich sehr wild benahm, nach und nach aber wieder gewöhnte und sanft wurde.

Raffles erwähnt auch noch eines ähnlichen großen Thiers im südlichen Sumatra. Man nennt es dort **Rimau-mang** und sagt es sey noch größer und gefährlicher als der Tiger selbst, es mache seine Anfälle nicht aus einem Hinterhalte und schleichend, sondern bringe wüthend und unaufhaltsam vorwärts in die Dörfer und Häußer. Es soll eine lange Mähne haben, eine Schwanzquaste und dunkel einfarbig seyn, auch einen größern und längern Kopf haben als der Tiger. Wenn also das Thier nicht eine Race des Löwen selbst ist, so muß es ihm in jedem Betracht sehr nahe verwandt seyn.

Den Abbildungen nach, mögen doch wohl auch zwei ähnliche Thiere verwechselt worden seyn. Die **Felis nebulosa** welche Smith früher in der Menagerie zu Exeter-Change abbildete und beschrieb und in Fr. Cuvier's **Mammiféres** publizirte, hat einen größern Kopf, rothgelbe Grundfarbe und abgerundete nicht eckige Ringzeichnung, dasselbe Thier copirte Schinz und gab ihm den neuen Namen **Felis virgata**.

Griffith beschreibt seine **F. nebulosa** so groß wie den Tiger, das Fell das er sahe, war unglücklicherweise zu Pelzmützen zerschnitten und kam aus China. Er gab dessen ungeachtet eine Abbildung im **Animal Kingdom** und diese erscheint jetzt copirt bei Schreber Heft **LXXIV. f. 105. A.** Wir haben vielleicht mit Fischer, Lenz und Voigt geirrt, wenn wir im **Regnum animale No. 10.** die **F. nebulosa** mit der beschriebenen, für einerlei halten und werden diese im Nachtrage noch hinzufügen. Auch Jardine hält sie für verschieden.

11. Der Ozelot. Felis pardalis Linn.

In Südamerika: **Chibi-Gouazoú, Maracaya, Mbarabayá, Gato do mato pintado grande, Onça pequena.** — Botocud. **Cuparack-nig-mäck.** — Camaçan. **Kuichhuá.** — Peruvianischer, brasilianischer Tiger.

Kennzeichen der Art: Grundfarbe gelblich, nach unten weißlichgrau, braune schwarzgeränderte Längsstreifen laufen über die ganze Seite hin, unterhalb zerstreute, einfache Fleckchen, der Schwanz ist so lang als der Mittelrücken.

Beschreibung. Der Ozelot ist 2 Fuß 4 Zoll lang, 15 Zoll hoch und sein Schwanz 15 Zoll; der Kopf nebst Nase, doch mit Ausnahme der Schnautze und Wangen ist blaßröthlichbraun, welche Farbe über den Rücken hinzieht, Schnautze, Wangen, die Seiten des Körpers vom Rücken aus bis zum Bauch und von da herab, so wie die Innenseite der Beine weißlich, die Außenseite der Beine und Oberseite des Schwanzes haben eine blaß gelblichgraue Grundfarbe. Der Kopf hat in braunem Grunde auf der Stirn zahlreiche kleine schwarze Fleckchen, zwei schwarze Linien beginnen von der

Nasenwurzel und laufen von da aus nach dem Halsrücken, zwei andre jederseits eine vom Augenwinkel aus, die andre unter demselben beginnend, nach den Seiten des Halses, Hals und Vorderbeine sind mit unregelmäßigen schwarzen Streifen geziert, über den Rücken und die Seiten laufen lange bandförmige braune Flecken mit schwarzer Einfassung, kürzere dgl. finden sich zwischen ihnen und tiefer nach dem Bauche hin, ähnliche rundliche auch zusammengesetzte zeigen die Hinterschenkel, der Schwanz ist von der Basis aus bis über die Mitte unregelmäßig schwarz gefleckt, von da aus mit einigen ungleichen Ringen umgeben, die Spitze schwarz.

Dieser langgeschwänzte Ozelot muß vorzugsweise seinen Namen behalten, obwohl mehrere Schriftsteller denselben auf ähnliche Thiere übergetragen haben. Ich sahe ihn lebendig und habe ihn jetzt ausgestopft vor mir.

Azara sagt von seinem Chibi-guazu daß er paarweise lebe und am Tage sich sehr verborgen halte. Er tödtet Vögel, Hunde und Katzen welche kleiner sind als er selbst, soll indessen vom Genuß des Katzenfleisches die Raude bekommen. Er frißt auch Schlangen und Kröten, nach deren Genuß er jedoch an Erbrechen leiden und sogar sterben soll. Im Käfig gehalten, bringt er immer seinen Koth in ein Wassergefäß. Er gebiert zwei Junge die sich leicht zähmen lassen, indessen alles Haußgeflügel todtbeißen. Auch das Exemplar welches ich lebendig sahe, war sehr sanft, für andre Zeit doch katzenartig boshaft und hielt sich sehr reinlich. Aus Trinidad kam ein anderes durch Sir Ralph Woodford unter dem Namen eines peruvianischen Tigers nach London in die Menagerie am Tover. Der Mbaracaya, unter welchem Namen der Prinz Max von Neuwied das Thier beschreibt, wurde von ihm, in Brasilien vorzüglich am Mucuri, Alcobaça, Peruhype und Belmonte beobachtet. Es nährte sich gern von Aguti's und wurde in Schlagfallen gefangen. Es streift weit umher und ist ein kühnes Raubthier welches alles Lebende, was es bezwingen kann, verzehrt, auch Rehe fängt. Mit Hunden gehetzt entflieht es auf Bäume und wird herabgeschossen. Die Neger und einige Eingeborne essen das Fleisch, obgleich dasselbe wie von allen Katzen, unangenehm riecht. Des schönen Felles bedient man sich zu Regenkappen für die Flintenschlösser.

Diese und mehrere andre Arten welche jetzt oder später folgen, bilden gleichsam eine besondere Gruppe in der Gattung der Katzen, welche den Uebergang von den großen gefleckten Arten, denen sie sich in der Zeichnung anschließen, durch ihre längliche Katzenpupille zu den kleinern Arten eröffnen. Diese Gruppe enthält No. 11. den Ozelot: F. pardalis Linn. — 12. Die Halsbandkatze. F. armillata Fr. Cuv. — 12b. Die Kettelkatze, F. catenata Hamilt. Sm. — 15. Der Marguai. F. tigrina Schreb. — 13. Die brasilianische Katze. F. brasiliensis Fr. Cuv. — 13b. Der Tlatco od. Mexicanische Ozelot. F. Onca Schreb. — 13c. Lessons Ozelot. F. elegans Lesson. — 14. Die großschwänzige Katze. F. macroura Max. N. W.

Unsere Abbildung stellt den ächten Ozelot in etwas verkürzter Stellung dar.

12. Die Halsbandkatze. Felis armillata Fr. Cuv.

Franz.: Chat à collier.

Kennzeichen der Art: Gelblich, unten weiß mit Längsstreifen, welche schwarz eingefaßt, auf dem Rücken dunkelbraun, nach den Hinterbacken hin bräunlichgelb sind,

von einem schwarzen Halsbande laufen 7 schwarze Linien kopfwärts, Brust, Bauch und Füße sind klein-schwarzgefleckt, der Schwanz geringelt und kürzer als die Hinterbeine.

Beschreibung. Diese schöne Katze ist 2 Fuß lang, ihr Schwanz nur 10—11 Zoll. Farbe und Zeichnung ist oben angegeben. Diese südamerikanische Katze wurde in der Menagerie in Paris lange lebendig gehalten, alle ihre Bewegungen hatten etwas angenehmes und zierliches, ebenso war auch ihr Charakter. Sie spielte gern und betrug sich überhaupt wie eine wohlerzogene, gutartige Haußkatze, deren größte Race sie etwa um ein Drittheil an Größe übertraf, ihre Höhe betrug über einen Fuß.

13. Die brasilianische Tigerkatze. Felis brasiliensis Fr. Cuv.

Franz.: Chat du Brésil.

Kennzeichen der Art: Aschgrau, unten weiß, am Halse schmale Längsstreifen und an den Seiten sehr unregelmäßige Flecken von gelbbräunlicher Farbe mit schwarzem Saum, vom Halsband aus laufen 7 Linien kopfwärts, diese so wie die kleinen Flecken und Streifen an Brust, Bauch und Füßen sind schwarz, der geringelte Schwanz ist kürzer als die Hinterbeine.

Beschreibung. Die Länge beträgt 2 Fuß, die des Schwanzes 11 Zoll, die mittlere Höhe einen Fuß. Sie kam aus Cuba nach Frankreich, mit der Versicherung, sie stamme aus Brasilien. Sie zeichnet sich aus durch die kurzen abgerundet-breiten Ohren, Farbe und Zeichnung ist oben angegeben. Die Schnurren sind weiß.

Sie betrug sich in ihrer Gefangenschaft ungemein sanft und schmeichelnd, zum Theil wohl in Folge der guten Behandlung, die ihr zu Theil wurde.

14. Die kleine oder langgeschwänzte Tigerkatze. Felis macroura Max. N. W.

Brasil. an der Ostküste: Gatto do mato pintado, die gefleckte Waldkatze. — Botocud.: Kuparack-Kuntiack. — Camacan.: Knichhua-dan. — Franz.: le Chat-tigre à longue queue. Engl.: the Long-tailed Ocelot. — Felis Wiedii Schinz, Wiedische Katze. —

Kennzeichen der Art: Fahl grauröthlich, unterseits weißlich, auf Rücken, Bauch und Füßen spitzeckige Flecken, die an den Seiten ringförmig; an der Stirn zwei, am Halse 5 Längsstreifen welche so wie die Querbänder an der Kehle schwarz sind; der Schwanz anderthalb mal so lang als die Hinterbeine, großgefleckt, Fußsohlen dunkelbräunlich.

Beschreibung. Obigem ist nur noch hinzuzufügen, daß das Thier kleiner ist als voriges, 1 Fuß 9 Zoll lang, der Schwanz aber 13 Zoll 9 Linien.

Diese Katze lebt in den großen Urwäldern Brasiliens, wo sie mit größter Leichtigkeit an den Lianen emporklettert und die Bäume nach Vogelnestern und mancherlei Thieren durchsucht, sie verzehrt alles warmblüthige, Lieblingsnahrung bieten ihr besonders die Tinamu's und andere rebhuhnähnliche Vögel. Aus den Höfen holt sie Federvieh. Sie wohnt in hohlen Stämmen, Felsklüften oder Erdhöhlen, wo sie wie unsere wilde Katze, ihre Jungen zur Welt bringt. Sie geht bei Tag und Nacht auf den Raub aus und wird in Schlagfallen gefangen oder von den Bäumen geschossen, wohin sie vor den Hunden entflieht.

Botocuden und Neger essen ihr Fleisch, von dem Felle macht man Mützen und Regenkappen um die Gewehrschlösser.

15. Der Marguai, amerikanische Tigerkatze. Felis tigrina Schreb.

Brasilian.: Marguao. — Mexic.: Tapa malaton.

Kennzeichen der Art: Fahlgelb unten weiß, schwarzbraune Streifen und längliche Flecken laufen in Reihen über die Seite und schief nach unten, der Schwanz ist geringelt etwa so lang als die Hinterbeine.

Beschreibung. Der Marguai hat die Größe und Gestaltung unserer Hauskatze, die Ohren sind breiter. Der Leib hält 15 Zoll, der Schwanz 12 Zoll Länge, die Höhe des Thiers beträgt 9 Zoll. Auf dem Kopfe entspringen zwei Linien vom innern Augenwinkel und steigen zum Scheitel empor, wo vier Linien folgen, welche nach dem Halse herablaufen, und dann zwei andre auf jeder Seite, welche parallel herablaufen, eine vom äußern Augenwinkel die andre von der Seite der Nase bis zum Anfange des Halses. Vier bis fünf kleine Striche zeigen sich noch am Ursprunge der Schnurren. Drei Parallelstreifen, aus langen Flecken zusammengesetzt, ziehen sich über den Rücken, die mittlern, anfangs sehr schmal, werden dann breit. Die Seiten des Halses so wie die des Körpers sind mit mehr oder weniger länglichen, sehr unregelmäßigen, schwarzen Flecken versehen, einige sind auch in der Mitte gelblich oder ausgekerbt und mit jener Farbe gesäumt; unter der Unterkinnlade entspringt ein Streif, welcher über die Seite des Halses verläuft, ein andrer schneidet quer zwischen Hals und Brust durch und vereint sich mit den Schulterflecken, von denen sich besonders zwei durch Größe auszeichnen. Hüften und Schenkel führen kleine schwarze Flecken. Bauch, Innenseite der Hüften und Schenkel sind weniger gefleckt und die Vorderbeine oben mit schwarzen Querbändern gezeichnet. Der Schwanz hat oben Halbringe und unten lose und unregelmäßige Flecke. Der Kopf hat oben eine graulichgelbliche Grundfarbe, unten ist er weiß, die schwarze Linie, welche vom Augeuwinkel ausgeht, trennt diese Farben. Die Ohren sind schwarz, am Hinterrande mit einem kleinen weißen Flecken, auch inwendig weiß. Die Fleckenzeichnung ist bei dieser wie bei ähnlichen Arten sehr veränderlich.

Die Pupille ist länglich, ein inneres Augenlied zieht sich oft über das Auge. Der Marguai ist äußerst sanft, läßt in der Gefangenschaft sich streicheln und schmiegt sich dabei an, wie die Hauskatze, wobei er schnurrt wie diese, ein etwas starkes Miauen ist die Stimme seines Verlangens. — Ich habe diese Art ausgestopft vor mir.

16. Der Stahlpanther. Felis chalybeata Herm.

Franz.: Panthère chalybé. — F. pardus Tem. Fisch.

Kenzeichen und Art. Röthlichgelb, unterseits weißlich, der ganze Körper mit ungleichen schwarzstahlglänzenden einfachen Flecken bestreut, Schwanz sehr lang.

Beschreibung. Diese Art gehört unter die zweifelhaften und bleibt deshalb ferneren Beobachtungen empfohlen. Der Straßburger Prof. Hermann kaufte das Fell in Leipzig und sandte die Abbildung nach dem ausgestopften Thiere an Schreber, welcher diese in seinem Säugthierwerke publizirte. In Hermanns Nachlaß und im Straßburger Museum suchte man Aufschluß über das Thier, welches aber vielleicht nicht mehr vorhanden war und jetzt in einem jungen Leoparden vermuthet wurde, wofür auch Wahrscheinlichkeit spricht, da bei mehreren Katzen mit Ringzeichnung, diese Ringe in der Jugend nicht ausgeprägt, sondern in Gestalt ausgefüllter Flecken erscheinen. Cuvier und

Temminck irrten, wenn sie Hermans Thier in einem Serval des dortigen Museums suchen wollten, darüber vergleiche man die treffliche Beleuchtung der Sache von Dr. A. F. Wiegmann in der Isis 1831. S. 286. Vielmehr scheint es dasselbe zu seyn, welches Temminck und Fischer als F. pardus annehmen, zu unserm F. leopardus gehörig. Unsre Abbildung ist eine verkleinerte Wiederholung der einzigen existirenden, und konnte nicht besser seyn als diese. — Eine andre Felis chalybeata Jard. ist der Liver-coloured Puma in Chili, von dem noch keine Abbildung existirt.

17. Der Gepard, Chittah, oder Jagdleopard. Felis jubata Schreb.

Persisch: Palenk, Youze. — Buchar.: Pulam. — Kalmukkisch: Tschagunda. — Arabisch: Fabad. — Ind.: Chittah. — Französisch: le Guépard, tigre-chasseur. — Holländisch am Cap.: Luipard. — Englisch: The Chetah, the Hunting-Leopard, Hunting Cat. — Felis venatica Pennant.

Kennzeichen der Art: Klauen nicht zurückziehbar, Nacken mit aufrechter Mähne, Grundfarbe erbsgelb, unten blasser, der ganze Leib mit zahlreichen einfachen, schwarzen Flecken; vom Augenwinkel läuft eine S-förmige schwarze Linie nach dem Maulwinkel, der Schwanz ist etwa so lang als die Hinterbeine.

Beschreibung. Der Gepard wird 3 Fuß und 2 Zoll lang, sein Schwanz 22 Zoll bis 2 Fuß. Der Wuchs des Thieres weicht einigermassen ab von dem der übrigen Katzen, indem es hochbeiniger ist, und die Hundsklauen oder nicht zurückziehbaren Nägel, könnten allerdings einen Charakter darbieten, um das Thier als eine eigene Gattung: Cynailurus Wagler von den eigentlichen Katzen zu sondern, da es wegen des ganzen Habitus und wegen des Gebisses und der rauhen Zunge, worin es mit den übrigen Katzen auf das genaueste übereinstimmt, unmöglich ist, das Thier in die Gattuug der Hundsthiere zu versetzen. Sein Vaterland ist Afrika, wo es am Senegal und seltner am Cap vorkömmt und der Orient; nach Pallas lebt es an der südöstlichen Küste des kaspischen Meeres und in der südlichen Kirgisen-Steppe hier und da, findet sich in Ostindien auf dem Continent so wie auf Java und Sumatra. Einige glaubten man müsse zwei ähnliche Thiere unterscheiden, nämlich den gemähnten Gepard (F. jubata Schreb. venatica Penn.) aus Indien und den ungemähnten Gepard (F. guttata Herm. Schreb. venatica Griff.) aus Afrika. Es hat sich indessen der ungemähnte Gepard, wie ihn Schreber abbildet, in der Natur gar nicht nachweisen lassen und die Abbildung scheint unter diejenigen dieses Werkes zu gehören, welche durch Zeichner und Maler verdorben sind, sobald nicht dies zweite Thier, welches nach der Abbildung auch eine rothbraune Grundfarbe und kurze Beine zeigt, wirklich so wieder aufgefunden wird. Das Thier, welches Lecoupé vom Senegal brachte, war der gewöhnliche Gepard ebenso wie der aus Indien, welchen Duvaucel unter dem Namen Chittah brachte.

Der Gepard hat eine runde Pupille, sein Kopf ist in der Mitte weit gewölbter als der der verwandten Katzen (wie unsre Abbildung treulich zeigt). Er ist durch seine große Sanftmuth ausgezeichnet und wird nicht nur ganz frei in Häußern gehalten, wo er mit Kindern aber auch mit Haußthieren spielt, sondern er ist auch das Thier, dessen man sich in Ostindien zur Jagd bedient und welches gewöhnlich auch unter dem vieldeutigen Namen der Unze in unsern ältern Schriften erwähnt wird. Seine Lebensweise im wilden Zustande scheint noch wenig beobachtet, allein desto häufigere Nachrich-

ten existiren über sein Benehmen im gezähmten Zustande. Chardin, Bernier, Tavernier u. a. ältere Reisende fanden in mehrern Gegenden von Persien und Ostindien, daß man sich einer gefleckten Katzenart zur Jagd auf Gazellen bediente, indessen war die Kenntniß dieser Art erst neueren Zeiten vorbehalten. Jene Jagd üben die Fürsten und Großen des Reichs zu ihrer Belustigung, nicht wegen des Nutzens, also mit dem veralteten Spiel der Falkenjagd in Europa zu vergleichen. Man richtet auch die Gepards auf ähnliche Weise zur Jagd ab, man benimmt ihnen ihre natürliche Kraft dadurch, daß man sie gefesselt und mit verkappten Gesicht auf niedrigrn Karren fährt und sie hier erst auf das gegebene Commandowort befreit und auf den Raub, wenn er sich zeigt, fortspringen läßt, an den sie dann heranschleichen und ihn endlich mit wenigen Sätzen erhaschen. Man hat sie auch auf dem Elephanten oder auf dem Kameele das man reitet, hinter sich sitzen, wenn sie dressirt sind, gewöhnlich aber fährt man sie auf jenen niedrigen Karren, welche mit Ochsen bespannt werden. Ein Augenzeuge sagt darüber folgendes: kurz bevor wir unser Revier berührten, meldete uns der Kameeltreiber, denn deren bedient man sich gewöhnlich zum Aufsuchen des Wildes und zum Vorbereiten der Jagdlust, daß eine halbe Meile von unserm Standte eine Heerde Gazellen weide, und wir beschlossen sogleich sie mit unsern Gepards zu verfolgen. Jeder derselben fand sich auf einem offenen Karren ohne Leitern, mit zwei Ochsen bespannt und jeder hatte sein Gefolge von zwei Personen. Die Gepards waren mit einem Halfter an ein leichtes Halsband oben auf den Karn gebunden und wurden noch von den Beileuten an einen Riemen gehalten, welcher um die Lenden ging. Eine lederne Kappe bedeckte ihnen die Augen. Da die Gazellen außerordentlich scheu sind, so ist die beste Weise an sie anzukommen, wenn der Treiber an der langen Seite des Jagdwagens sitzt und man baut auch letztere darum so wie die Karren der Bauern, weil an deren Anblick die Thiere gewöhnt sind, so daß man sich ihnen bis auf 1—200 Ellen näheren kann. Diesmal hatten wir drei Gepards mit uns, rückten auf die Stelle wo die Gazellen gesehen worden waren in einer Linie vor, in welcher jeder 100 Ellen vom andern entfernt blieb. Als wir eben in ein Baumwollenfeld kamen, erblickten wir vier Gazellen und mein Kutscher bemühte sich bis auf 100 Ellen an sie zu kommen. Schnell wurde dem Gepard die Kappe und die Fesseln abgenommen und kaum erblickte er das Wild, als er sich nach der entgegengesetzten Richtung mit dem Bauch gänzlich zur Erde gedrückt, äußerst langsam und schmiegsam, hinter jedem Busche, und jedem Hinderniß was im Wege lag, sich verbergend fortschlich, sobald er indessen vermuthete bemerkt zu werden, beflügelte er seine Schritte und war nach einigen Sätzen plötzlich mitten unter den Thieren. Er faßte ein Weibchen und rannte indem er dieses gepackt, gegen 200 Ellen weit, gab ihm dann einen Schlag mit der Tatze, wälzte es um und in einem Augenblicke trank er das Blut aus der geöffneten Kehle. Einer der andern Gepards war zu derselben Zeit losgelassen worden, nachdem er aber vier bis fünf verzweifelte Sprünge gemacht hatte, mit denen er die Beute verfehlte, gab er die Verfolgung auf, kehrte knurrend zurück und setzte sich wieder auf den Karren. Als jenes Thier überwältigt worden lief einer vom Gefolge hin, setzte dem Gepard seine Kappe auf und schnitt dem Thiere die Kehle ab, sammelte Blut in ein hölzernes Gefäß und hielt es dem Gepard unter die Nase. Die Gazelle wurde fortgeschleppt und in ein Behältniß unter dem Wagen gebracht, während dem Gepard durch ein Bein des Thieres sein Wildrecht gegeben wurde.

Johnson sahe zu Ellickpoor mehrere Gepards auf offner Straße unter offnen Verschlägen nur mit Kappen versehen.

In Afrika kennt man die Benutzung des Thieres nicht, man treibt dort nur einen unbedeutenden Handel mit dessen Fellen, allein in Ostindien wurde diese Jagd unter der Regierung des Mogul am meisten betrieben, für ihn wurden auch andere ähnliche Thiere, wie es heißt „Leoparden, Luchse, Tiger" zu diesem Zwecke aufgebracht um Schweine mit ihnen zu hetzen. Mehre Kaiser führten bei ihren großen Jagden tausend Jagdleoparden mit in das Feld. Aber es dürfte nicht uninteressant seyn, zu wissen daß auch in unserm Europa diese Jagd nicht ganz fremd gewesen ist. Im Leben des Kaiser Leopold I. heißt es nämlich: „Es ist noch eine Art von Jagden in Wien bekannt gewesen, welche Lust sonst kein Prinz in Europa genossen, nemlich die Leoparden-Jagd. Der türkische Kaiser hatte durch die letzte Gesandtschaft unter andern Präsenten zwei zum Jagen abgerichtete zahme Leoparden präsentiren lassen, womit sich der römische Kaiser zum höchsten Vergnügen öfters divertirte. Diese Thiere waren so zahm, als der allerangewöhnteste Hund, saßen ihren Reitern zu Pferde hinten auf der Kruppe und sahen sich bei der Jagd weit um, ob sie was gewahr würden. Erblickten sie nun Hasen, Rehe u. dergl. Thiere, so sprangen sie ab und in einem vogelschnellen Schuß hatten sie das Wild eingeholt, worauf sie sich wieder hinter ihren angewohnten Jäger auf das Pferd setzten und einen neuen Fang ablauschten. (Der Verf. beschreibt sie nun und fährt fort:) Als aber die Rebellen bis fast in die Vorstädte von Wien einbrachen, haben sie diese Thiere, nebst andern wilden Thieren, so in den neuen Gebäuden aufbehalten worden, niedergehauen, um sich der Felle zu ihrer Husarischen Tracht zu bedienen." Auch der dressirte Panther, den Emmanuel, König von Portugal dem Pabste Leo X. schenkte, war sehr wahrscheinlich ein Gepard, ebenso auch die Unze welche der Herzog Wilhelm von Cumberland mit einem starken Hirsche zusammenbrachte, dem sie nicht beikommen konnte, endlich durch Zerreißung der Netze durch die Zuschauer entkam und in einem nahen Gehölz einen Damhirsch jagte, wornach man sie zurückbrachte.

18. Der Serval, afrikanische Tigerkatze. Felis Serval Schreb.

Franz.: le Serval, le chat-pard. — Engl.: The Serval. The Cape tiger. Holländ.: Tigerbosck Kate. — Felis Serval et F. capensis Temm. — Afrikanische Parderkatze. F. Galeopardus.

Kennzeichen der Art: Erbsgelb, unten weißlich, Lippen blaßgelblich, im Nacken vier schwarze Längslinien, fünf zwischen den Schultern, übrigens über den ganzen Leib zerstreute kleine schwarze Flecken, Ohren groß, schwarz, weiß gefleckt, Schwanz nicht halb so lang als der Leib.

Beschreibung. Der Serval wird 2 Fuß 11 Zoll lang, sein Schwanz $13\frac{1}{2}$ Zoll, die Ohren $2\frac{1}{2}$ Zoll. Das Exemplar welches in der Pariser Menagerie lebte, war mit einem Schiffe in Brest gelandet, ohne daß man früher erfahren konnte, woher das Thier gebracht sey, indessen ist es keinem Zweifel unterworfen, daß dasselbe im südlichen Afrika lebt, woher die übereinstimmenden Felle kommen und woher ich auch das vor mir stehende Thier erhielt. Das lebendige Exemplar in Paris war katzenartig, sanft und spielend, stehend war es hinten 15 und vorn nur 12 Zoll hoch. Farbe und Zeichnung vgl. oben.

Die Pupillen sind rund, der Serval ist also eine Tagkatze, die Ohren sind verhältnißmäßig groß.

Die Felle werden zu hunderten vom Cap der guten Hoffnung und von Guinea gebracht und kommen im Handel unter dem Namen der afrikanischen Tigerkatze vor. Sie werden zu Unterfutter in Oberröcke und Mäntel, Mützen u. dgl. verarbeitet.

Die ähnliche ostindische Servalkatze: F. ornata Mus. Edinb. (F. servalina Jard.) vgl. später.

19. Der Chati, die sanfte Katze. Felis mitis Fr. Cuv.

Franz.: le Chati. — Felis chati Temm. F. chibi-gouazon Desmar.

Kennzeichen der Art: gelblich, unten weiß, mit vier Reihen kurzer schwarzer Streife über den Rücken, einige braun ausgefüllte, offene Ringe an den Seiten nebst zerstreuten kurzen Strichen und Fleckchen, Ohren außen schwarz und weiß gefleckt, Schwanz schwarz geringelt etwa so lang als die Hinterfüße.

Beschreibung. Diese schöngezeichnete Katze war ein Weibchen und wurde in der Pariser Menagerie lebendig gehalten, sie hatte 2 Fuß Länge, der Schwanz hielt 11 Zoll; die Pupille war rund. Ueber das Vaterland war man nicht ganz sicher, da der Schiffer, welcher mit ihr in Brest landete, darüber nichts angeben konnte; sie stammt indessen sehr wahrscheinlich aus Südamerika und der Prinz Max Neu-Wied findet sogar die Abbildung seinem Ozelot so ähnlich, daß er fast geneigt ist, sie für dasselbe Thier zu halten.

Der Wärter, welcher in der Menagerie das Thier pflegte, nannte es Chati und Fr. Cuvier nahm diese Benennung als Artnahmen an, was er für besser hält als unbestimmt diese schöne Katze für die Abänderung einer andern auszugeben. Das Benehmen, des Thieres war so sanft als das der zahmsten Katze, deren Stimme auch die ihrige gleich, nur etwas stärker war. Sie spielte gern, ohne jemals zu kratzen oder zu beißen, und wenn Umstehende ihr nicht nahe genug kamen, so trieb sie sich unruhig im Käfig herum und ließ ein sanftes Rufen hören, bis man sich mit ihr beschäftigte. So große Sanftmuth und Anhänglichkeit läßt vermuthen, daß diese Katze ein ebenso angenehmes als schönes Hausthier werden würde, wenn es gelänge, sie jung zu erhalten und unter guter Behandlung aufzuziehen. Fr. Cuvier vermuthet in einem Nachtrage zu seiner Beschreibung, daß sein Chati vielleicht mit dem Jaguar von Buffon IX. t. 18 und Suppl. t. 39 (nicht unser Jaguar No. 5.) mit dem Brasilian-Tiger von Pennant Hist. of. Quadrup. t. 31. f. 1. und mit Felis Onça Schreber. t. CII. einerlei seyn könne, indessen müssen wir ganz der Annahme von Desmoulins beistimmen, welcher in den Figuren von Buffon und Schreber den Mexicanischen Ozelot oder Tlatco-Ocelot von Hernandez findet und den Chati als besondere benachbarte Art aufführt, derselben Meinung sind auch die neuesten englischen Zoologen, welche in gegenwärtig ablaufendem Jahre über diese Thiere geschrieben haben.

20. Der Kuwuk, javanische Katze. Felis javanensis Horsf.

Javan.: Kuwuk. — Franz.: Chat de Java. — Engl.: The Javanese Cat, the Kuwuk.

Kennzeichen der Art: gelbgraubräunlich, obenhin mit 4 rußschwarzen Linien, welche auf dem Rücken unterbrochen sind, an der Seite mit länglichen, am Bauche mit runden Flecken, an der Kehle mit vier, und am Unterhalse mit zwei schwarzen Querbinden.

Beschreibung. Von dieser Katze wurden Felle aus Java durch Leschenault an das Pariser Museum gebracht. Sie maß nur 17 Zoll, ihr Schwanz 8 Zoll, die Höhe betrug 8 Zoll, so daß sie auch in der Größe der Haußkatze so nahe kam, wie in der Farbe. Späterhin beschrieb indessen Horsfield seine Javanische Katze und bildete sie ab, deren Grundfarbe rothbraun ist, sein Thier sieht überhaupt etwas anders aus und es ist noch nicht entschieden, ob beide zu derselben Art gehören. Horsfield beschrieb ein jüngeres Thier und Cuvier glaubt, daß das seinige ein altes gewesen seyn, und deshalb eine mehr graue Grundfarbe gehabt haben könne, was dadurch wahrscheinlich wird, daß Temmink zwei Exemplare lebend besaß und bemerkt daß diese in der Jugend röther gewesen wären.

21. Der Puma, Kuguar. Felis concolor L.

Brasil.: Çuguaçuarana Marcgr. Gouazonara Azara. Onça Çuçuoranna; in der Linga Geral: Çuçuaranna. — Botokudisch: Cuparak-Nimpruck. — Camakanisch: Jaké-Coará. — Felis concolor und discolor Schreb. — Französisch: le Couguar, le Pouma. — Englisch: The Puma, or American Lion.

Kennzeichen der Art: röthlichgrau, Brust, Bauch, innres Ohr und Maul meistens weiß, äußeres Ohr und Schwanzspitze schwarzbraun.

Beschreibung. Der Puma erreicht eine Länge von $3\frac{1}{2}$ Fuß, der Schwanz wird gegen 2 Fuß lang, nach englischem Maas wird angegeben $4-4\frac{1}{2}$ Fuß, der Schwanz $2-2\frac{1}{2}$ Fuß. Nach Versicherung des Prinzen Max N. W. wird das Thier auch noch weit größer, da ihm Felle aus Pennsylvanien vorgekommen, welche denen des Jaguar an Größe wenig nachgaben. Die röthlichgraue Farbe des Thieres zieht in der Jugend nahe in grau, im Alter nahe in röthlichbraun, von Flecken scheinen sich nur in der Jugend undeutliche Spuren zu finden, diese Spuren deuten auf große aber sehr entfernte also nicht zahlreiche Flecken in den Seiten, dergl. sich auch drei Reihen über den Rücken ziehen; bei den ausgewachsenen Thieren sind sie gänzlich verschwunden. Die Augenwimpern sind weiß und entspringen von schwarzen Punkten. Der Pelz ist dick und weich, besonders gilt dies vom Schwanze.

Man hat nach der Entdeckung von Amerika, wo man die dortigen Thiere mit den aus andren Welttheilen bekannten, verglich, den Puma, als die einzige, größre, einfarbige, fahle Katze, amerikanischen Löwen genannt, weil derselbe in der Färbung einige Aehnlichkeit mit dem Löwen, in der Gestalt wohl auch mit der Löwin hat, indessen ist der Schwanz quastenlos, keine Mähne vorhanden und des ganze Thier bedeutend kleiner und schwächer. Der Kopf ist verhältnißmäßig klein und kurz, Leib und Glieder aber lang und ziemlich stark, die Klauen groß und grünlich=weiß.

Der Puma findet sich in dem größten Theile von Amerika, nördlich bis Canada,

und südlich bis Paraguay. Er hält sich dort in allen großen Wäldern auf und verbirgt sich wie die verwandten Thiere gern auf Bäumen. Wenn er sich in der Nähe großer Viehstände aufhält, wird er den Kälbern und jährigen Rindern gefährlich, denen er gern nachstellt. Er begnügt sich nicht, wie die größeren Katzen mit einem einzigen Opfer, sondern würgt z. B. von einer Schaafheerde so viele Schaafe als er kann, und säuft nur deren Blut. Er ist überhaupt in den Ebenen im freien Felde, in den Pampa's mehr zu fürchten als der Jaguar, welcher die Wälder nicht leicht verläßt Im Freien jagt er alle Arten des kleinern Wildes, auch Rehe. Doch ist der Puma furchtsam und scheu; auch in der Gefangenschaft zeigte er sich weniger wild als andre Katzen; im Gegentheil waren die, welche wir gesehen, sanft und fast träg zu nennen. An ihre Wärter gewöhnen sie sich und lassen sich von denselben liebkosen, einen Fremden zischen sie dagegen nach Katzenart an. Einer in der pariser Menagerie lebte daselbst funfzehn Jahre und fraß täglich 4—6 Pfund Fleisch, auf eine Mahlzeit. Man hat Beispiele von gänzlicher Zähmung. Schon Azara besaß einen ganz gezähmten, und der Tragödiendichter Mr. Kean hatte einen Puma, der ihm nachlief, wie ein Hund, und den er oft mit in das Schauspiel brachte. Wilson hatte einen Puma von dem er sagt, er habe sich sehr anhänglich an bekannte Personen gezeigt und ihren Füßen oft seinen Rücken geboten und wie die Katzen mit dem Besatze ihrer Kleider gespielt. Er liebte das Wasser sehr und sprang gern in einen großen Bottich hinein und wieder heraus, wenn er sich zur Abkühlung darin herum gewälzt hatte. Als Wilson in London war, entlief das Thier einmal auf die Straße, wurde aber daselbst durch einen Gassenwächter ohne Widersetzlichkeit gefangen genommen und wiedergebracht. Es war aus St. Paulo, der Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts von Brasilien gebracht worden. Auf der Reise befand es sich in ganz freundschaftlicher Berührung mit mehreren Hunden und Affen, von denen es keinem etwas zu leid that, nicht einmal die Neckereien jener erwiederte; hatte aber ein Vogel oder eine Ziege das Unglück in seinen Bereich zu kommen, so machte es ihm sogleich kurzen Prozeß. In Edinburg angelangt, wurde dieser Puma gewöhnlich mit Fleisch gefüttert, doch gelang es ihm einen wilden Entrich und einen Hasen zu beschleichen, bei denen er dasselbe Mannöver wie in seinem Vaterlande ausführte, in Kreisen um sie herumzugehen, dann auf sie zu springen und ihnen mit der Pfote den tödtlichen Schlag zu versetzen.

Die Jagd auf den Puma geschieht entweder so wie bei den vorigen Arten, daß man ihn mit Hunden auf einen Baum hetzt und herabschießt, oder in den Pampa's bedient man sich der, den Amerikanern eigenthümlichen Weise, welche unsere Vignette darstellt, mit der Wurfschlinge. Ein Jäger führt einen sehr langen Riemen, an dessen Ende ein Stein befestigt ist, diesen Riemen dreht er so lange, bis er den Puma eingeholt hat, und schleudert ihn nun so auf denselben los, daß der Stein seinen Weg um ihn herum nimmt und ihn in den Riemen einschlingt. Sobald der Wurf gelungen, zieht der Jäger den Riemen straff und reitet einige Schritte zurück, wodurch das Thier erdrosselt wird. Aeltere amerikanische Reisende sagen, der Puma griffe die Menschen nie an, indessen haben doch die neuesten Erfahrungen gelehrt, daß ein verwundeter Puma dem Menschen leicht lebensgefährlich werden kann, wie ein Vorfall in den Katskils Gebirgen in der Provinz New-York bewiesen hat.

Neger und Indier essen das Fleisch des Puma. In allen Gegenden von Brasilien traf der Prinz Max N. W. die Felle desselben in den Wohnungen der Bewohner an.

Sie haben weniger Werth als die der gefleckten Katzen und werden zu Pferdedecken benutzt. Im Handel in Europa kommen sie selten vor.

Abbildung. Das ältere Thier im Vordergrunde, das jüngere Thier unter Gebüsch ruhend. Im Hintergrunde die Jagd mit der Schleuderschlinge, welche oben beschrieben.

22. Die dunkle Katze. Felix obscura Desmar.

Französisch: le chat noir du Cap.

Kennzeichen der Art: braunschwarz mit wellenförmigen dunklern Querbinden, der Schwanz etwas länger als die Beine, undeutlich geringelt.

Beschreibung. Sie hat einen, dem unserer Hauskatze ähnlichen Wuchs, ihre Körperlänge beträgt 19 Zoll, die des Schwanzes 10 Zoll. Der ganze Pelz hat eine schwärzliche etwas in das röthlichbraune fallende Farbe, die dunklen Querbinden über den Rumpf, Hals und die Beine fallen nicht sehr in die Augen, zwei schwarze Linien gehen von der Seite des Auges und der Brust parallel bis hinter die Backzähne; zwei breite Querflecken finden sich nach oben an der Innenseite der Vorderbeine, am Schwanze 6 — 8 undeutliche schmale Ringe; die ganz dunkle Zeichnung macht sich nur bei einer treffenden Beleuchtung bemerkbar.

Die Herrn Peron und Lesueur hatten diese Katze während der Weltumseegelung des Capitän Baudin, am Vorgebirge der guten Hoffnung erlangt und verehrten sie der Menagerie in Paris. Auf dem Schiffe lief sie frei herum und fing Ratten; auch in der Menagerie befreite man sie späterhin aus ihrem engen Gewahrsam, doch ließ sie sich nicht fangen und angreifen. Hauskatzen verfolgte sie feindlich, und lebte nur ein Jahr lang. — Temminck hielt sie irrig für eine Abänderung des Stiefelluchses (No. 42.) so daß Geoffroi und Fried. Curier sich veranlaßt sahen zu sagen: wenn diese Katze von irgend einer andern eine Abänderung sey, so sey sie es doch gewiß nicht vom Stiefelluchs.

23. Der Jaguarundi. Felix Jaguarundi La Cep.

Franz.: le Jaguarundi d'Azara. — Brasil.: Gatto murisco, an einigen Orten: Hyrara oder Irara. Botokud.: Poknienn.

Kennzeichen der Art: Haar sehr kurz, abwechselnd schwarz und weiß, daher der Pelz dunkel braunschwarz, weißlich melirt; Kopf klein, Ohren klein, abgerundet, Schwanz so lang als Rumpf.

Beschreibung. Im Wuchs nähert er sich dem Puma ist aber weit kleiner. Seine Größe wird indessen sehr verschieden angegeben. D'Azara giebt ihm *) dieselbe Größe, wie seinem Chat noir, nämlich 23 Zoll für den Leib, gegen 13 Zoll auf den Schwanz, anderwärts 36¾ Zoll und für den Schwanz 13¾ Zoll, Desmoulins setzt: 26 Zoll für erstern und 16 Zoll für letztern, Temminck 2 Fuß 6 Zoll und für den Schwanz 22 Zoll, im Ganzen 4 Fuß 4 Zoll. Die Höhe beträgt auf den Schultern 1 Fuß. Die Puppille ist rund, das Weibchen trägt an jeder Seite 3 Zitzen.

---

*) Voyages dans l'Amerique méridionale par Don Felix d'e Azara par Walkenaer. Paris 1809. p. 273.

Der Jaguarundi lebt einsam oder paarweise im Dickicht der Wälder von Brasilien, Paraguay und Guiana, namentlich Surinam und Essequebo und gehört unter die Arten welche selbst die Reisenden sehr selten zu sehen bekommen, auch der Prinz Maximilian von N. W. erfuhr nur daß man ein schönes Paar gefangen hatte ohne es in noch vollkommnem Zustande zu sehen. Das Thier beschleicht listig vorzüglich die Hühnervögel und kleinen Säugethiere, verbirgt sich gern in Höhlen und Klüften oder in alten Stämmen, soll überhaupt schwerer zu schießen seyn als die Tigerkatzen, da es nicht lange vor den Hunden aushält, wenn es gebäumt hat. Azara bekam ein erwachsenes Exemplar lebendig welches nach 28 Tagen so zahm war, daß man es angreifen durfte. Den kurz aber dichtbehaarten Pelz braucht man zu Regenkappen über Gewehrschlösser und zu Mützen.

Der Puma (No. 21.) der schwarze Puma (Fel. nigra cf. suppl.) der Jaguarundi (No. 23.), Eyra, Pampa-Puma oder Pajeros bilden nebst dem zweifelhaften Stahl-Puma (vergl. S. 46. Z. 6.) eine eigne Gruppe oder Untergattung, welche Sir William Jardine unter dem Gattungsnamen Puma zusammengefaßt hat. Von letztgenannten Arten existirt noch keine Abbildung. — Temminck hält die einfarbige Katze, F. unicolor Traill für den Jaguarundi. Das Thier kam von Demerara, es ist 2 Fuß 8½ Zoll lang, der Schwanz 1 Fuß 8 Zoll, die Höhe über die Schultern 10 Zoll, alles im englischen Maaße.

24. Die Nepaulische Katze. Felis nepalensis Horsf. et Vig.

Franzöf.: Chat du Nepaul (aber nicht Geoffr. und Fr. Cuviers Thier dieses Namens vergl. No. 29.) — Engl.: Nepaul Cat.

Kennzeichen der Art: Schwanz mittelmäßig, dünn, an der Spitze grau, Rumpf röthlichgrau, an der Seite mit länglichen oder eckigen schwarzbraunen und lohfarbigen Flecken, welche hinten dunkler eingefaßt sind, Unterkehle ungefleckt, Hals zur Seite mit zwei gebogenen Binden und einem länglichen Querflecken, Kehle mit schmalen Binden, Wangen mit zwei schwarzen Linien und schwarzen Mondfleck bis zum Rachenwinkel.

Beschreibung. Eine schlanke Katze von 1 Fuß 10½ Zoll, Schwanz 10½ Zoll engl. Maaß. Sie hat also die Größe von der javanischen Katze (No. 20.) ist aber weit schlanker gebaut, auch ihr Schwanz länger und dünner, die Stellung der Flecken ist anders und sie haben hinten einen dunkelschwarzen Saum. — Das einzige existirende Exemplar in der Sammlung der Zoological Society, Broton Street in London, wurde von Farrer, Capitän der Ostindischen Compagnie eingesendet. Man hatte es in Calcutta aus Nepaul erhalten. Es lebte einige Zeit im Garten der zoolog. Gesellschaft, betrug sich aber äußerst unbändig. Meist traf man es sitzend, wie unsere Hauskatzen. Unsere Horsfieldische Abbildung giebt dies seltene Thier leider nur im (ziemlich schlecht) ausgestopften Zustande treulich wieder.

25. Die kleinpfötige Katze. Felis mauiculata Ruepp. Cretzschm.

Franz.: Félis ou chat ganté. — Engl.: the egyptien Cat.

Kennzeichen der Art: ockergelblich-grau, Wangen und Vorderhals weiß, dieser ockergelb gesäumt, Sohle und Hand- und Fußwurzeln schwarz; Schwanz schlank, gleich, an der Spitze mit zwei schwarzen Ringen.

Beschreibung. Größe einer mittelgroßen Hauskatze, um ein Drittheil kleiner als die europäische wilde Katze, der Schwanz verhältnißmäßig länger: 9 Zoll, 2 Linien, der Rumpf 1 Fuß 19 Zoll. Das wollige Grundhaar schmutzig ockerfarbig, nach dem Rücken zu dunkler, nach dem Bauche zu heller; Oberhaar schwarzbraun und schmutzigweiß geringelt, Lippenränderhaut, Augenliederrand und Nase schwarz; Bart und Augenbraunborsten glänzend weiß, an der Wurzel braun, Nasenwölbung dunkel ockerfarben, Iris im Auge feurig gelb. Acht schmale, schwarze Wellenlinien welche auf dem Scheitel entspringen, verlieren sich auf dem Oberhalse; Wangen, Kehle und Vorderhals sind glänzend weiß, von dem äußern Augenwinkel und der Mitte der Wangen entspringen zwei ockergelbe Linien, welche unter dem Ohre zusammenstoßen. Zwei solcher ockergelben Ringe umschlingen den weißen Hals, während sich ähnliche Flecke unter denselben zeigen. Brust und Bauch sind schmutzigweiß und mit denselben gelben Flecken oder Halbringen durchwirkt. Ueber den Rücken läuft ein dunkler Streifen, der lichter an den Schultern entspringt und dunkler auf dem Kreuze wird, sich allmählig in den obern Theil des Schwanzes verliert, dessen untere Fläche weißlichgelb ist und der am Ende zwei schwarze Ringe hat. Die Beine haben vorn 5—6 schwärzliche Bänder, hinten 6 dergleichen.

Diese Katze wurde von Rüppel in Nubien, auf der Westseite des Nils bei Ambukol in felsigten, buschigen Gegenden aufgefunden, auch Ehrenberg sendete dieselbe Art aus Nubien, vorläufig mit dem Namen **F. dongolana** bezeichnet nach Berlin.

Dr. Cretzschmar macht zuerst darauf aufmerksam daß diese Katze auch darum die Aufmerksamkeit der Naturforscher verdiene, weil sie mit Wahrscheinlichkeit diejenige sey, von welcher die Hauskatze der alten Egypter abgestammt habe. Aus den Katzenmumien und deren Abbildungen an den Monumenten von Theben erkennt man noch wie sehr sie diese Thiere verehrten. Ehrenberg bemerkt daß bei den Egyptern zwei ähnliche Arten, nämlich außer den gegenwärtigen noch die **F. Bubastis**: eine Mittelart zwischen unsrer wilden Katze (No. 27.) und dem Kirmyschack (No. 45.) mit langer Schnautze und mittelmäßigem Schwanz, heilig gewesen sey. Von letzterer spricht Hasselquist in seiner Reise nach Palästina S. 69. Der Kopf der Katzenmumie in der **Description de l'Egypte, Antiquités II. pl. LI.** Fig. 3. scheint hierher zu gehören; in derselben Abtheilung dieses Werkes findet sich **pl. XLV.** Fig. 14. eine Hauskatze, **pl. LIV.** Fig. 7. deren Skelet.— Auch unter den Varietäten der zahmen Katzen in Europa findet sich eine welche von jener egyptischen abzustammen scheint, sie ist weißgrau und hat die 8 Stirnstreifen, die beiden welche an den Wangen hinziehen und die zwei Brustringe so wie die Querstreifen und Bänder der Gliedmaßen, dieselbe Größe und den dünnen langen Schwanz.

26. Die Hauskatze. **Felis domestica** Briss. — Männchen: Kater, Weibchen: Katz, Katze, Kätzin, Kietze, Kitze, Kitz. — junges: Kätzchen, Kätzel, Katzel.

Altgriechisch: ὁ und ἡ *Αἴλουρος*. — Altlateinisch: **Cattus, Gattus, Murilegus.** — Altdeusch: Kot, Kotta, ♂ Kuder. — Franz.: **le chat domestique, la chatte.** — Engl.: **the domestic cat.** — Altengl.: **cath.** — Ital.: **catto, catta.** — Portug. und Span.: **gato.** — Schwed.: **Katta.** — Dänisch und Holländ.: **Kat.** — Polnisch: **Kot.** — Russ.: **Koschka.** — Illyr.: **Kotschka.**

Kennzeichen: wegen mehrfacher Abstammung der Abarten sehr veränderlich, eine Hauptraçe (5.) welche am selbstständigsten scheint, zeichnet sich aus durch: fleischfarbene Lippen und Fußsohlen, vermischt sich aber mit den andern.

Was wir unter dem Namen der Hauskatze zusammenfassen ist, ein Gemisch von Thieren welche mit größter Wahrscheinlichkeit von mehreren wilden Arten abstammen, welche wir indessen nur für einige Raçen mit ziemlicher Gewißheit vermuthen können. Voraus ist es nothwendig die Raçen selbst zu sondern. *)

1) Die kleinpfötige Hauskatze: **F. maniculata**, von voriger Art abstammend, deren Beschreibung vergl. oben.

2) Die Karthäuserkatze, blaue oder Augsburger Katze: **F. domestica coerulea** Bchst. **Chat des chatreux.** Scheint von einer eignen Varietät der wilden Katze abzustammen, welche unter einer graublauen Farbe erscheint und z. B. in England noch vorkömmt. Dahin gehört die Abbildung der wilden Katze in **William Jardines Felinae plate 29.** Das gezähmte Thier behält diese graublaue Farbe, hat sehr langes weiches Haar, schwarze Lippen und Sohlen, und ist sehr lebhaft, es wird vorzüglich in Augsburg und Nürnberg gefunden. Die sibirische bleigraue Katze welche Pallas beschreibt, steht ihr wahrscheinlich sehr nahe, und die türkische scheint zu dieser zu gehören. Nach Pallas werden in Rußland von schwarzen Katzen ebenfalls bleigraue, den sibirischen ähnlich, geboren.

3) Die Cyperkatze, gestreifte Katze: **F. dom. striata** Bchst. **F. dom. tigrina** Desmar. sonst **Catus syriacus.** Grau mit schwarzen Streifen welche über Kopf und Rücken gerade auslaufen, auf den Beinen krumm sind. Stammt vermuthlich von einer nicht genau bekannten, vielleicht von der von Schreber **t. CVII. A. a.** abgebildeten Varietät der wilden Katze, welche vielleicht eine eigne Art ausmacht, und von Pallas mitgetheilt worden war, ab. Sie wird jetzt überall cultivirt und ist wahrscheinlich orientalischen Ursprungs, auch im südlichen Rußland kommt sie zahm vor, aber Pallas vermuthet daß man sie dort eingeführt habe. Obige wilde, hat rostrothe Wangen, Lippen und ganze Unterseite weiß. Nach dem Pariser Museum stammt sie von **F. caffra No. 30.** ab.

4) Die Cumanische Katze: **F. dom. cumana.** Pallas erzählt daß am Cuma-Fluße und vom Caucasus Felle gebracht werden von 4 Spannen Länge, deren Schwanz anderhalb Spanne mißt. Der Pelz ist aschgraulich wie von den Cyperkatzen, oder aus gelblichgrauem Grunde, aschgraulich, so wie auch die zahme Katze vorkömmt, Rücken dunkler, Ohren gleichfarbig, innerseits weiß behaart. Vier schwarze Striche von der Stirn aus längsverlaufend, drei über den Nacken, einer über den ganzen Rücken gehend; Bändchen über die Seiten hin vom Rückenstreifen aus querüber bogig, an den Seiten etwas unterbrochen. Unten mit Wischflecken, in der weißlichgrauen Abänderung längs durch die Mitte weiß. Schwanz rund, zottig, an der Basis gleichfarbig, am Ende mit 3 immer breiter werdenden Ringen, welche so wie die Spitze schwarz sind. Beine mit schwarzbraunen Wischflecken, Sohlen graulichgelblich, Schnurren weiß.

5) Die spanische Katze: **F. dom. hispana**, ehedem **Catus vulgaris nostras.** Weiß und schwarz in großen Flecken wechselnd, bis zum ganz weißen und ganz schwarzen, die Weibchen auch dreifarbig, mit rostrothen Flecken oder ganz rostroth; Lippen und Sohlen fleischfarbig. Diese ist als die eigenthümlichste zahme Katze zu betrachten. Sie scheint von einer wilden Form des südwestlichen Europa, aus Spanien und Südfrankreich

---

*) Noch existiren von denselben wenig Abbildungen, so wie man sie überhaupt in Büchern wenig beachtet findet. Was wir gut abbilden können, werden wir späterhin zur Vervollständigung bringen.

verbreitet worden zu seyn. Die Kater kommen wahrscheinlich nicht dreifarbig vor, es sind sogar deshalb Täuschungen versucht worden, doch wird gesagt daß dergleichen wirklich existiren sollen.

6) Die angorische Katze: F. dom. angorensis. Sehr wahrscheinlich vom Manul (No. 32. 33.) abstammend, vergl. dessen Beschreibung und Abbildungen. Haar sehr lang, seidenartig, vom Bauche an oft bis zum Boden herabhängend, nur am Kopfe und den Pfoten kurz. Grau, bräunlich, weiß, auch gefleckt, Lippen und Sohlen fleischfarbig.

7) Die chinesische Katze: F. dom. sinensis, mit hängenden Ohren wie der Dachshund und langen hängenden seidenartigen Haaren. Abstammung wahrscheinlich von einer nicht naturhistorisch bekannten Katzenart in Ostindien oder China, die hängenden Ohren können sich durch eine Cultur von mehreren tausend Jahren so erzeugt haben wie bei den Hunden. Das Thier ist noch gar nicht genau bekannt. In der Provinz Po-chi-ly als Liebling der Damen gehalten.

8) Die malayische Katze: F. dom. indica s. torticauda, wurde von Sir Stamford Raffles im malayanischen Archipel angetroffen und zeichnete sich dadurch aus, daß ihre Jungen entweder Haarflechten oder knotige Büschel am Schwanze trugen. Eine ähnliche Abänderung soll auch auf Madagaskar vorhanden seyn.

9) Die nacktschwänzige Katze: F. dom. nudicaudata s. paraguensis, Haar kurz und dicht anliegend, Schwanz nackt.

10) Die kurzschwänzige Katze: F. dom. brevicaudata s. japonica, weiß, gelblich und schwarz gefleckt, der Schwanz kurz abgestutzt.

11) Die ungeschwänzte Katze: F. dom. ecaudata in Cornwall und Isle of Man häufig; ob von voriger als Raçe verschieden? —

12) Die Marder-Katze: F. Foina-domestica. Vielleicht Bastard. Im Dorfe Nikolskoe genannt Beketofka im Penser Gouvernement hielt man eine Katze welche oft in den nahen Wald lief und lange vom Hause wegblieb. Sie gebar einmal im J. 1790 drei Junge, darunter ein Weibchen, welche der Mutter ganz unähnlich waren und Fell und Pelz vom Steinmarder hatten. Pallas sahe sie alle lebendig und sagt von ihnen daß sie den Charakter von Bastarden getragen hätten. Das junge Weibchen belief sich mit einem gewöhnlichen Kater und gebar zwei schwarze und ein graues junges, fraß aber alle in wenig Tagen wieder auf. Die Beine jener Bastarden waren dünner als gewöhniich und bis zum Rumpfe schwarz, die Schnautze etwas länger, schwärzlich bis über die Augen; ein Mondfleck vor den Ohren und der Scheitel gelblichgrau, Ohren ganz schwarz, Schwanz dreimal so lang als der Kopf, schwarz, die Haare (bei Ausstreckung) fast zweireihig. Rumpf ganz so gefärbt wie vom Steinmarder, etwas dunkler, besonders am Rücken; Unterhaar gelblichgrau-weißlich. Betragen und Geruch wie bei einer Katze, aber sie blieben sehr wild. Die Abbildung wird folgen.

Wenn wir bereits bei Beschreibung früher betrachteter katzenartiger Thiere gesehen haben, daß dieselben in hohem Grade zähmbar sind, so ist es nicht unwahrscheinlich daß die Zukunft noch verschiedene andere Raçen von Hauskatzen mit dem Menschen in Berührung bringen dürfte. Indessen ist diese Berührung immer weit weniger innig als die mit dem Hunde, denn während der Hund seinem Herrn gehört, so kann man von der Katze nur sagen daß sie dem Hause ihres Herrn angehört und leicht ihn, schwerer und nicht freiwillig dieses verläßt, ja meilenweit wieder nach ihrem alten Wohnorte

zurückkehrt, wenn man sie entfernt hatte. Dagegen ist sie von da nicht zu vertreiben, wo sie sich eingewöhnt hat. Mit diesen Umständen ist es auch übereinstimmend daß wir die zahmen Katzen nur bei den Völkern finden, welche Häuser bauen, bei den Nomaden aber größtentheils diese Thiere gänzlich vermissen. Die Zähmung der Katzen scheint auch überhaupt, wenigstens in Europa nicht in das früheste Alterthum zurückzugehen. Die Griechen kannten sie wenig, Aristoteles u. a. griechische Naturforscher erwähnen derselben nur mit wenigen Worten und nur von den Egyptern erfährt man durch Herodot *) daß diese sie (nämlich F. Bubastis und maniculata, s. oben) göttlich verehrten; lief indessen eine Katze über den Weg so galt dies schon im Alterthume für ein böses Anzeigen **). Die Seltenheit der Katzen war in Europa noch im eilften und zwölften Jahrhundert so groß, daß damals eine gute Mausekatze in hohem Preise stand. In Petersburg ist dies auch jetzt noch der Fall und in London hält man deren drei Millionen. Die Leges Walliae oder die Walliser Gesetzsammlung enthält noch eine Werthbestimmung für die Katzen von jedem Alter und nach Maaßgabe ihrer Eigenschaften und Leistungen, so wie die bestimmten Strafen auf Mißhandlung, Verstümmelung und Tödtung derselben. Alte Heldenvölker führten sie auch als Bild der Freiheit in ihren Wappen und Fahnen. Die Europäer haben sie nach und nach in alle Gegenden der Welt verbreitet, wobei dieselben sich kaum verändert haben. So sind nach Bosmann die in Guinea noch ganz so wie sie in Holland waren, die amerikanischen Hauskatzen sind auch offenbar noch die spanischen und eben so die gewöhnlich (außer der 8ten Raçe) auf Madagaskar vorkommenden keiner Veränderung unterworfen gewesen. Man hat in der Vorzeit die Raçen und sogar Arten der Thiere zu voreilig als Produkt klimatischer Einflüße erklärt.

Die gewöhnlich vorkommenden zahmen Katzen gehören zur dritten und fünften Raçe, auf sie bezieht sich vorzüglich was hier noch gesagt wird.

Die Größe ändert, so daß man die Mittelgröße zu anderhalb Fuß oder um ein Dritttheil geringer annehmen kann, als die der wilden Katze. Das Haar ist weit kürzer als bei dieser und der Schwanz verdünnt sich auffallender; auch die Beine sind dünner, doch stärker und kürzer als bei der ersten Raçe. Auf der Oberlippe stehen dicke und steife Borstenhaare in 4—5 Reihen, über jedem Auge 3—6 längere und mehrere kürzere Borsten in einem Büschel beisammen, auf jedem Backen 2 kurze. Der Kater läßt sich schon durch seinen dicken Kopf von der Katze unterscheiden, so wie überhaupt sein ganzer Körper kräftiger gebaut ist. Der Mechanismus für die eigenthümliche, leichte Beweglichkeit so wie der für das Rauben, ist derselbe welcher den früher betrachteten Arten zukommt und wird bei den Kennzeichen der Gattung beschrieben werden.

Was die Lebensart der zahmen Katze betrifft; so sind von derselben manche Eigenheiten bekannt, welche dies Thier um so mehr von allen übrigen gezähmten unterscheiden, je mehr diese überhaupt von den Gattungskennzeichen der Katzenthiere abweichen. Die Hauskatze ändert bei der nur sehr beschränkten Erziehung welcher sie sich in Berührung mit Menschen unterwirft, ihr Naturell wenig, sie liebt die Freiheit und Einsamkeit und sucht sich besonders zur Nachtzeit, welche ihr überhaupt für ihre Thätigkeit, vermöge ihrer bei Tage länglichen Pupille, die nur zur Nachtzeit rund wird, mehr

---

*) in Euterpe sive II. 66. seq. — Cicero de leg. I. II.
**) Herald ad Martial. VII. epigr. 86.

angewiesen ist als der Tag, vom Wohnhause zu entfernen. Immer schleichend, lauschend und horchend, merken sie auf alles was sich bewegt, und das geringste Geräusch erweckt ihre Mordlust, so daß die Katze unter den Säugethieren offenkundig eine Feindschaft gegen alles Lebendige repräsentirt. Bei der ersten Wahrnehmung eines lebendigen Wesens, steht sie still und stutzt, gewöhnlich mitten im Laufe, meist die rechte Vorderpfote hebend, oder niedergeduckt und liegend starrt sie unverwandten Auges hin auf die bewegte Stelle, bei Wiederholung des Geräusches oder der Bewegung thut sie einen schnellen Sprung und meist augenblicklich ist die Beute von ihr überwältigt. Ihr Jagen auf ein fliehendes Thier geschieht in weiten Sätzen, wobei sie den Schwanz oberwärts richtet. Dies sieht man nur vor dem ersten Angriffe, denn was ihr nach gemachtem Angriffe entgangen, verfolgt sie so wenig, als andere katzenartige Thiere dies thun. Vor größern Thieren, z. B. starken Hunden flieht sie in schnellem Laufe, gewöhnlich erst nachdem sie sich zur Wehr gesetzt hat. Dies geschieht indem sie sich hochbeinig hinstellt, die Vorderbeine vorwärts ausstreckt, den Rücken krümmt, das Haar sträubt, die Ohren zurücklegt, den Schwanz heftig bewegt, den Rachen aufsperrt, zischt und spuckt, endlich bei jedem Angriffe sich der Vorderpfoten zu Hieben bedient, um dem Feinde damit eine Kratzwunde zu versetzen. Auf der Flucht senkt sie die Augen nieder, legt die Ohren zurück, zieht den Schwanz ein und macht weite Schritte mit niedergedrückten Rumpf, sie sucht dann entweder in ein Versteck zu gelangen oder an einen Baum, an einer Planke in die Höhe zu klettern, was bei Einhakung der Krallen mit großer Behendigkeit geschieht. Sehr geschickt und schnell laufen sie, besonders zur Nachtzeit auf den schmalsten Latten und Stangen herum, und sind im Stande weite Sprünge zu machen. Bei jähen Sprüngen macht sie den Rücken ganz krumm, spreizt die Glieder auseinander und hält den Schwanz gleichsam als Steuerruder empor, so gelingt es, daß sie aus bedeutenden Höhen herabfallend, im Falle sich sogar im Bogen herumdreht und doch endlich auf die Beine auftritt, wonach sie dann sich zu schütteln und schnell fortzulaufen pflegt. Ihr Geruch ist weniger fein als der der Hunde, allein desto feiner ist bei ihr Gehör und Gesicht, letzteres besonders in der Dämmerung, während im Sonnenscheine ihre Pupille sich zusammenzieht. Das Leuchten, oder richtiger gesagt das Funkeln des Katzenauges ist nichts anders als das Glänzen und Reflectiren der Farbenfläche (tapetum) auf der Aderhaut im Auge, weshalb man das Licht nur in der Richtung sieht, in welcher man senkrecht in das Auge hineinblickt, in schiefer Lage schwindet es, noch weniger sieht man es im Profil, wodurch bewiesen ist, daß kein Licht vom Auge ausströmt. Ganz dasselbe Funkeln sah ich auch an drei gezähmten Fischottern. — Bei der Angewöhnung an die Sitten der Menschen sehen wir die meisten Katzen auch am Tage thätig, indessen ist dies kein Vergleich gegen ihre behende Beweglichkeit und Unruhe zur Nachtzeit, wo sie ihrer Nahrung und Paarung vorzugsweise nachzugehen pflegen, so daß wir sie doch häufiger am Tage schlafend und ruhend erblicken. Sie schläft auf der Seite liegend, den Kopf nach dem Bauche gerichtet, Beine und Schwanz eingezogen; nach dem Erwachen aus ihrem Schlafe, welcher so sanft ist daß jedes Geräusch sie zu wecken vermag, stellt sie sich hochbeinig, macht einem Katzenbuckel, hebt den Schwanz und dehnt sich einigemal aus. Ruhend sitzt sie auf den Hinterbeinen, hält die Vorderbeine aufrecht und schlägt den Schwanz um diese herum.

Das bekannte Miauen ist die Stimme des Verlangens, der Ton ihrer Behaglichkeit oder Zutraulichkeit ist das rru-rru oder Schnurren, oder Spinnen, weil man es mit

dem Geräusch eines Spinnrades vergleicht; ihr Zischen und Blasen im Zorn und die melancholischen Töne bei der Paarung sind gleichfalls bekannt und werden allgemein für so unangenehm gehalten, daß die Katzenorgel *) keine weitere Nachahmung gefunden und die Katzenmusiken so wenig harmonisch als ehrenvoll genannt werden können.

Der elektrische Zustand der Katzenhaare kann an allen Katzen, aber nur in vollkommen trockner Atmosphäre, besonders bei großer Kälte und zur Laufzeit im Januar und Februar beobachtet werden, wo der mit trockner Hand rückwärts gestrichene Pelz, vorzüglich eines schwarzen Katers, Fünkchen sprüht und knistert. Die Erscheinung gehört jedoch unter diejenigen, welche weit häufiger beschrieben als gesehen und oft übertrieben worden sind. Dieser elektrische Zustand mag indessen die Ursache seyn, daß manche Personen eine Unbehaglichkeit in der Nähe der Katzen empfinden. So erzählte Petit in seinen Vorlesungen daß er eine Frau gekannt, welche sich stets übel befunden sobald, auch ohne daß sie es gewußt habe, in einem Zimmer sich eine Katze befunden. Dasselbe weiß man noch vom König Stanislaus von Polen und die Beispiele unter den Lebenden sind nicht selten. Die Katzen selbst haben Vorgefühl von elektrischen Entwicklungen in der Atmosphäre und werden deshalb vor Gewittern und Erdbeben unruhig. Wie sehr die Katze die Reinlichkeit liebt, zeigt sie stets so lange sie gesund ist, und man muß jede unreinliche Katze für krank halten. Sie meidet nicht nur allen Schmutz sondern auch die Nässe die ihr durchaus zuwieder ist. Mit großer Geschicklichkeit putzen sie mit den Pfoten sich selbst ab, wobei sie dieselben mit Speichel benetzen um sich da zu reinigen wohin sie durch Lecken mit der Zunge nicht zu gelangen vermögen. Ihren Koth entfernten sie möglichst weit von ihrem Lager (wie die Marder, Iltisse und andere Raubthiere) an verborgenen Orten, oder scharrten ihn ein. Ebenso ist es mit dem Urin. In Zimmern halten sie denselben, wenn sie nicht entlaufen können außerordentlich lange an und entledigen sich desselben nur im höchsten Zwange der Natur. Sie lieben ferner den Tag über die Ruhe und Wärme, legen sich gern an erwärmte Stellen und Feuerheerde und sollen dadurch schon Köhlchen im Pelze weggefangen und verbreitet haben.

Die ursprüngliche Nahrung der Katzen besteht in lebendigen Thieren, in frischem Fleische, in der Gefangenschaft gewöhnen sie sich an die zubereitete Nahrung der Menschen, geben aber doch immer dem Fleisch und der Milch den Vorzug. Gehen sie ins Freie auf Beute aus, so verfolgen sie wie gesagt alles was lebt, was sich bewegt und nicht zu kräftig ist. Sie verschmähen daher auch kleine Thiere nicht und jedes Insekt welches ihnen aufstößt macht sie aufmerksam, jede Fliege wird von der Katze verfolgt, im Freien fängt sie Heuschrecken, Käfer und Nachtschmetterlinge, so daß sie oft in Häusern die bösen Schaben (**Blatta orientalis**), — in Gärten und Wäldern die Maikäfer (**Melolontha vulgaris**) oder auf den Feldern die schädlichen Hopfenschmetterlinge (**Hepiolus humuli**), in Menge fängt, sie frißt die Leiber und wirft die Flügel dann weg. Es ist höchst unterhaltend eine Katze im Freien zu beobachten, wo viele Insekten und andere Thiere vorkommen, nichts kann ihre Aufmerksamkeit und die Geschwindigkeit übertreffen, womit sie nach allen Seiten hin ihre gefälligen Bewegungen ausübt. Eine Lieblingsspeise bieten ihr die Hausmäuse, Ratten, kleine Vögel, Eier und Fische. Katzen welche sich die Fische selbst aus dem Wasser fangen, sind selten, da ihre Scheu vor dem Wasser so groß ist. Mit schwachen Thieren pflegt sie nach dem Fange zu spielen.

*) Umständlich beschrieben in Krünitz Encyclopädie Theil 36. S. 205—9.

Durch Verzärtelung und zu gute Nahrung entwöhnt sie sich vom Fange der Mäuse, doch sind die Individuen hierin verschieden. Ratten werden nicht von allen Katzen gefangen, noch weniger gefressen, was ihnen auch schädlich seyn soll, weshalb man der Katze nach solchem Genuß gewöhnlich ein Stückchen Butter oder Speck als Reinigungsmittel zu geben pflegt. Flüssige Speisen genießen sie leckend, salzige lieben sie nicht und zu warme umgehen sie, bis sie erkaltet sind. Sie kauen schwer und schütteln den Kopf sobald sie etwas nasses berühren, sie saufen oft, aber wenig auf einmal. — Merkwürdig ist bei Betrachtung ihres Geruches, die ihnen eigene Neigung für gewiße Gewächse, welche starkriechende ätherische Oele enthalten, nämlich das sogenannte Marumverum (**Teucrium Marum L.**) die Katzenminze (**Nepeta Cataria**) und den Baldrian (**Valeriana officinalis**). Ersteres kommt in unsern Gärten vor, das andere wächst auf Schutt, an Wegen und in Gärten, letzteres in Wäldern vorzüglich in bergigen Gegenden und wird in Thüringen auf dem Felde gebaut, wo ich oft einzelne Pflanzen ebenso durch Katzen vertilgt sahe wie sie die Exemplare von jenen beiden Pflanzen in Gärten zu vertilgen pflegen. Sie werden wie unsinnig, sobald sie den Geruch genossen, wälzen sich auf der Pflanze herum, zerstören sie bis nichts mehr übrig ist, vom Baldrian graben sie selbst die Wurzeln aus und werden auch durch die Wurzel allein, welche man ihnen hinwirft, ebenso heftig aufgereizt. Die Gartenraute (**Ruta graveoleus**) ist ihnen dagegen zuwieder und sie verschonen die Gegenstände, welche man mit den frischen Blättern derselben gerieben hat.

Die Paarungszeit der Katzen tritt jährlich zweimal ein, zu Ende Januar bis in den Frühling und dann wieder im Herbste, bisweilen auch dreimal. Die Laufzeit dauert bei jeder etwa 9 Tage und die Kitzen sind in dieser Zeit am unruhigsten. Sie versammeln sich zur Nachtzeit in der Mehrzahl um einen Kater herum und reizen ihn durch klägliches Geschrei, durch Betastung, heftige Angriffe und Bisse. Kommen mehrere Kater zusammen, so streiten auch diese untereinander und immer heftiger wird der Lärm und immer gräßlicher tönen die Stimmen. Die Begattung geschieht gänzlich im verborgnen Dunkel der Nacht, während der Kater die Kitze in den Nacken beißt. Die Kitze trägt etwas über 8 Wochen gewöhnlich 55 Tage und gebiert dann auf der Seite liegend und mit dem Maule sich selbst Hülfe bringend 4 — 6, selten mehr, höchst selten sogar bis 12 Junge an einem verborgenen Orte, diese bleiben 9 Tage blind und die Kitze ist vorzüglich besorgt, sie vor den Nachstellungen des Katers zu schützen, welcher sie gern auffrißt. In seltnen Fällen frißt die Kitze unmittelbar nach der Geburt wo sie ohnedies die Placenta aufzufressen hat, auch eines oder das andere von den Jungen mit. Vorfallende Mißgeburten verzehrt die Mutter instinctmäßig, sobald sie sie nicht als wohlgebildete Kätzchen erkennt. Ihre Mutterliebe entwickelt sich indessen von Tag zu Tag mehr, sie schützt und verbirgt ihre Jungen sorgfältig, trägt sie im Maule fort wenn sie entdeckt werden und sie Gefahr für sie fürchtet, säugt sie fleißig und bringt ihnen bald nachdem sie sehen gelernt Mäuse, Vögel und andere lebende Thiere mit denen sie zu spielen beginnen. Ein Engländer erzählte sogar daß neuerlich beobachtet worden sey: eine Katze habe kurz vor ihrem Gebären eine Anzahl Mäuse und junge Ratten zusammengefangen, ihnen die Beine gelähmt und sie so gefangen gehalten. Man entdeckte es als eine von den Ratten entkam. Wenn der Katze die Jungen genommen werden, so wird sie traurig und säugt bisweilen andere Thiere, man will sogar Beispiele wissen und erzählt mit genauer Angabe der Umstände, auch vom Säugen einer Maus in

Jesse's gleanings, eine fast unglaubliche aber als wahr bezeugte Geschichte, welche wenigstens zu ferner Beobachtung veranlassen kann.

„Diese Katze gehörte dem Hrn. Smith, dem Gerichtshalter des Hrn. Carl Lucan zu Lalcham. Sie lag gewöhnlich auf der Decke vor dem Kaminfeuer. Man hatte ihr von allen ihren Jungen nur ein einziges gelassen und wahrscheinlich wurde sie von der Milch belästigt. Ich erwähne dies um das folgende einigermaßen zu erklären. Eines Abends, als die Familie um das Feuer saß, bemerkte man eine Maus, welche von dem Schranke neben dem Kamine nach der Katze hinlief und sich an ihren Leib legte, wie es ein junges säugendes Kätzchen zu machen pflegt. Erstaunt über diesen Anblick, und aus Furcht, die Maus, welche eine alte zu seyn schien, zu stören, konnte man auf der Stelle sich nicht überzeugen, ob sie sauge oder nicht. Nachdem sie ziemlich lange bei der Katze geblieben war, kehrte sie zu dem Schranke zurück. Diese Besuche wiederholten sich bei mehren andern Gelegenheiten, und viele Personen waren Zeuge davon. Die Katze schien nicht allein die Maus zu erwarten, sondern sie ließ auch jenen schnurrenden oder spinnenden Begrüßungston hören, welchen dieses Thier bekanntlich, wenn es von seinen Jungen aufgesucht wird, von sich giebt. Die Maus schien in der That an der Katze zu saugen, aber sie war dabei so wachsam, daß sie sogleich die Flucht nahm, wenn Jemand die Hand ausstreckte sie zu ergreifen. Kam die Katze nachdem sie draußen gewesen, wieder in das Zimmer, so ließ sie ihre einladende Stimme hören, und die Maus kam zu ihr. Die Anhänglichkeit, welche zwischen diesen beiden, so wenig zu einander passenden Thieren statt fand, war nicht zu verkennen, und dauerte eine Zeit lang. Das Schicksal der Maus war, wie das der meisten Lieblinge, traurig. Während der Abwesenheit ihrer Ernährerin kam eine fremde Katze in das Zimmer. Die arme Maus sah sie für ihre alte Freundin und Beschützerin an, lief ihr entgegen und wurde sogleich ergriffen und getödtet, ehe man sie retten konnte. Die Trauer der Pflegemutter war außerordentlich. Als sie in das Zimmer zurück kam, rief sie auf die gewöhnliche Weise, aber die Maus kam ihr nicht mehr entgegen. Sie war in beständiger Unruhe und Kummer, miaute um das Haus herum und äußerte ihre Trauer auf die deutlichste Weise. Merkwürdig ist hierbei noch besonders, daß diese Katze fast eine vortreffliche Mäusefängerin ist und während der Zeit wo sie eine so große Anhänglichkeit für jene Maus vertieth, andere mit der größten Begierde verzehrte." — In Elford bei Lichfield hatte **Rev. Mr. Sawley** junge Hasen vom Felde mitgebracht, um sie aufzuziehen, da er den alten geschossen hatte. Die Hauskatze, welcher eben ihre Jungen genommen worden waren, lief auf sie zu und man glaubte schon sie würde sie auffressen, als sie sich ganz ruhig niederlegte, ihnen ihre Milch bot, und sie so Mutterstelle bei ihnen vertrat. — Anderwärts hatten eine Katze und eine Hündin zugleich Junge bekommen, die Hündin ging einmal aus dem Hause und kehrte nicht wieder zurück, da man sie weggefangen oder getödtet haben mochte. Die Katze begab sich zu den jungen Hunden und säugte sie. Nach zwei Tagen entdeckte man die jungen Katzen so abgemagert, daß sie bis auf eine starben, diese erzog die alte in Gesellschaft mit den Hunden zugleich. — Bei den Spielen der jungen Katzen bemerkt man immer deutlicher die Entwickelung ihrer Naturtriebe und ihres Charakters und die hauptsächliche Uebung besteht bei ihnen im Gebrauche der Krallen, das Herausstrecken derselben aus ihren Scheiden, so wie das Zurückziehen der Krallen, wird immer versucht, daher das Kratzen und Häckeln während der vielfachen Sprünge und geschmeidigen Bewegungen des Leibes und der Gliedmaßen

auch bei der ersten Ausdehnung nach den Schlafe, stets zu bemerken ist. Ihr Wachsthum dauert 15 bis 18 Monate, dessen ungeachtet sind sie schon vor Auslauf des ersten Lebensjahres zur Fortpflanzung fähig und bringen ihr Alter auf 10 Jahre und darüber. Kastrirte Katzen werden älter, aber bald fett und faul, in gesitteten Ländern ist überhaupt diese Operation nicht üblich.

Die geistigen Fähigkeiten der Katzen sind nicht denen der gelehrigen Hunderaçen gleichzustellen, alles geht bei ihnen immer nur auf Befriedigung natürlicher Triebe, die allerdings bei der bessern Erziehung veredelt werden können, so daß in dieser Hinsicht die Individuen so verschieden sind als die Art der Behandlung welche sie genossen. Es ist durchaus nicht zu leugnen daß sie großer Anhänglichkeit an den wohlwollenden Wärter fähig sind, allein bei dennoch eintretender Züchtigung überwiegt ihr Zorn uud sie vergessen in solchen Augenblicken die Zuneignng zu ihrem Wohlthäter, deshalb nennt man sie falsch, während sie nur unfähig sind, nach menschlichen Sittengesetzen ihren innern Trieben zu wiederstehen. In Edinburg hatte ein Nachtwächter in St. James Square eine Katze welche ihn bei seinen nächtlichen Umgängen regelmäßig begleitete, und mit dem Schlage der Stunde auf ihrem Posten sich einfand. Die rührende Anhänglichkeit der Katze des Henry Wriothesly, welcher Freund und Gefährte des Earls von Sussex in seinem Aufstande war, und nicht wenig erstaunte als ihn in seinem Gefängnisse diese durch den Schornstein gekommene Katze besuchte, ist durch Pennant bekannt genug. Beweise langer Rückerinnerung geben sie durch Rückkehr in das gewohnte Haus aus weiter Ferne. Eine schöne Katze wurde aus Glasgow mit nach Edinburg, 10 Stunden weit mitgenommen und warf bald junge. Man ließ ihr zweie davon. Eines Morgens vermißt man sie und eines ihrer Jungen. Nach vierzehn Tagen schrieb man aus Glasgow die Ankunft der höchst abgezehrten, ermatteten Katze mit einem Jungen im vorigen Wohnhause. Sie hatte auf dem weiten Wege vielleicht eine Woche zugebracht und tausend Unfälle zu vermeiden gehabt um ihr Junges zu retten. Man pflegte und fütterte sie wieder so, daß sie bald wieder zu Kräften kam, aber dann auch wieder die Reise nach Edinburg glücklich vollendete. Hier kaum wieder gestärkt, nahm sie das zweite jetzt selbst laufende Junge mit leichterer Mühe mit sich in die gewohnte Heimath nach Glasgow. Ob irgend ein Thier eine größere Mutterliebe oder kräftigere Rückerinnerung zu beweisen im Stande sey, möchte man wohl hierbei bezweifeln müssen. Ihre Kenntniß von Lokalitäten entwickelt sich sehr bald und ein entdecktes Mauseloch oder Vogelnest weiß sie in großer Entfernung wieder zu suchen und ermüdet nicht Stunden lang dabei Wache zu stehen, oder liegend davor zu lauschen.

Das zähe Leben der Katzen ist sogar zum Sprichworte geworden und ebenso abhängig von der besonders auffallenden Stärke ihrer Nerven, wie wahrscheinlich ihre Empfänglichkeit für Elektrizität. Jene Nervenstärke beschleunigt ihre Reife zur Paarung, sie macht sie weniger empfindlich gegen die Leiden des Gefäßsystems und läßt sie Durst und Hunger, Mangel an Luft und Wärme ertragen. Nur ein Beispiel. Als man vor einiger Zeit in Leith (in Südschottland) einen Ballen russischen Flachs öffnete, welcher bekanntlich vor Absendung durch Maschinen zusammengepreßt wird, so sprang aus der Mitte desselben eine Katze heraus. Sie war so munter als jede andere gesunde Katze und hatte dennoch in einem höchst zusammengepreßten Zustande, denn der Raum ihres Lagers betrug etwa den vierten Theil ihres gewöhnlichen Umfanges, ohne Luft und Nahrung sich 28 Tage auf der Reise von Petersburg nach Leith befunden. Vor

einigen Jahren stürzten Knaben in Weimar eine Katze von der Höhe des Jacobsthurmes, welcher sie eine Schweinsblase angebunden hatten, sie drehte sich im Fallen immer im Kreise und kam auf die Füße zu stehen, die Blase wurde ihr abgebunden, und sie lief eiligst davon.

Die Krankheiten der Katzen finden wir in unsern Naturgeschichten gewöhnlich nur mit wenigen Worten berührt. Man pflegt sie nicht so zu beobachten wie die der Hunde, weil die Katzen sich weniger unserer Aufsicht überlassen und wenn sie krank sind verbergen, ihnen auch Arzneien nur schwer beizubringen sind; dann auch wohl deshalb, weil diese Thiere im Allgemeinen heut zu Tag wenig geachtet werden. Der Gegenstand bleibt dessenungeachtet für das praktische Leben beachtungswerth. — Die Wuth ist die fürchterlichste Krankheit der Katzen, obwohl sie ihnen vielleicht nur durch Bisse von Hunden und Füchsen beigebracht wird. Sie bringt dieselben Erscheinungen und Folgen hervor wie die Hundswuth. Die gebissene, oder sonst von der Wuth befallene Katze wird traurig ohne ferner von ihren Umgebungen Kenntniß zu nehmen, sie verliert den Appetit, säuft auch keine Milch mehr, bekommt bald Schaum um das Maul, wird endlich unruhiger, springt plötzlich auf, rennt über Treppen auf- und abwärts, und dreht sich im Wirbel herum. In solchen Falle ist stets das Tödten des Thieres anzuempfehlen und alle Versuche mit Arzeneien würden nicht ohne große Gefahr seyn, für den Menschen der sich damit ihr nähren wollte. Wo Arsenikdämpfe aufsteigen, welchen die Katzen ausgesetzt sind, bildet sich eine der Wuth ähnliche Krankheit, sie liegen einige Tage still, erbrechen sich dann heftig und drehen sich im Kreise herum, laufen auf und nieder und schreien fürchterlich zwischen wechselnden Convulsionen. Man empfiehlt hier das Begießen mit kaltem Wasser, obwohl eine innere Anwendung von Mitteln gegen Arsenik überhaupt, nützlich seyn könnte, weshalb auch bei jener Behandlung fast alle sterben. Wuthähnliche Erscheinungen treten bisweilen als Milchfieber ein, wo die Absonderung der Milch durch Verhärtung der Brustdrüsen gehemmt ist. Durch Lecken wissen sie diese wieder zu erweichen und meist heilen sie leicht ohne daß man mit erweichenden Mitteln ihnen beisteht. Nach Wegnahme der Jungen folgt jene Verhärtung oft und ein Bestreichen der Milchdrüsenstellen mit Oel oder Butter ist anzuwenden wenn sich das Thier nicht durch das Lecken selbst heilt. Die Raude oder Räude entsteht bei den Katzen zuerst im Gesicht. Sie verlieren hier die Haare, kahle Flecken werden schuppig oder wohl gar rissig, und verbreiten sich nach und nach über den ganzen Leib, so daß die Katze ein häßliches Ansehen annimmt. Da diese Krankheit in Folge schlechter Haltung und schlechter Nahrung, wohl gar aus Mangel derselben entsteht, so ist sie auch im Anfange noch durch Reinlichkeit und bessere Fütterung zur heben. Besonders dient das öftere Waschen des Thieres mit lauem Regenwasser worin man Waizenkleie und Klettenwurzel gekocht hat, oder mit lauem Seifenwasser. Nach diesem Abwaschen bringt man das Thier auf ein erwärmtes Lager, am besten hüllt man es in eine wollene Decke. — Arsenikvergiftung kommt bei den Katzen nicht selten vor, wenn sie Mäuse oder Ratten gefressen die von dem ihnen gesetzten Gifte bereits genossen hatten. Die Katze erbricht sich bald nach dem Genusse einer solchen Maus heftig und es wird nothwendig um die Katze zu erhalten, ihr vor allen andern Mitteln, Seifenwasser in den Hals zu schütten, welches das specifische Mittel ist, um den Arsenik zu zersetzen. Sobald dies geschehen, nöthige man sie auch zum Einnehmen von Leinöl oder Milch in möglichster Menge. Auch äußerlich wasche man sie, besonders auch am Unterleibe mit

Seifenwasser oder warmen Oel mit Opiumtinctur und bringe sie auf ein warmes Lager. — Die eigenthümlichste Krankheit dieser Thiere ist die vorzugsweise genannte Katzenseuche, eine epizootische *) Krankheit von der Natur eines schnell vorlaufenden gastrisch-nervösen Fiebers, welches bisweilen sehr heftig unter ihnen wüthet und so z. B. in den Jahren um 1750 in Paris (Joubert) und gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts, besonders im Herbst und Winter 1797 in mehreren Gegenden Europa's vorkam. In Kopenhagen starben damals in vier Wochen 7000 Katzen, dann zog diese Epizootie über Wien, Leipzig und Pavia, in welcher letztern Stadt das Sanitätscollegium eine Beschreibung darüber herausgab (**Memoria sull 'attuale epidemia de' Gatti. 3 plag. in 4. Ticini.**) Im J. 1798 herrschte die Seuche in Görlitz, beschrieben von Knebel in der Lausitzischen Monatsschrift März 1799. S. 151—164. Dann hat sie Wiedemann im Archiv für Zootomie I. 2 St. beachtet, und F. A. Hund in lateinischer Sprache (**Fried. Aug. Hundius: morbi epizootici felibus anno 1797. fatalis historia. Dist. inaug. Vitebergae d. 16. Dec. 1800.**) darüber berichtet. Sobald die Krankheit beginnt wird die Katze traurig, schläfrig und unruhig und ängstlich-furchtsam, sie hört auf ihrem Herrn zu folgen und versteckt sich, oft an entlegnen Orten des Hauses. Man bemerkt an ihrem Gange die Schwäche die sie befallen, mit Mühe schleppt sie sich fort und nimmt weder Getränk noch Nahrung, ja sogar die höchsten Reize für sie, Marumverum, Baldrian und Katzenmünze rühren sie nicht mehr, höchstens leckt sie noch einige Tropfen frisches Wasser. Sie fängt an sich zu erbrechen, mit vielem Würgen entleert sie vor mehrern Stunden genossene Speise in unverdauten Ballen. Bei steigender Krankheit nimmt die Kraft des Blutumlaufes in gleichen Maaße ab, als sich die Folge davon, die Schwäche sich zusehends vermehrt, der Athem wird immer kürzer und ängstlicher, ein kurzes leises Hüsteln und Kutzen folgt, das Herz strengt sich an zur Bewegung, der kleine, härtliche, häufige Puls deutet aber auf die Unmöglichkeit das Blut durch den Körper zu treiben und die Kälte des Körpers unterbricht sich nur in kurzen Momenten durch brennende Hitze. Jetzt wird die Katze betäubt, kann nicht mehr gehen und liegt bewegungslos oder wirft den Leib von einer Seite zur andern, der schwere Kopf hängt zur Erde, der Hals ist gestreckt, der Schwanz eingezogen, die Haare struppig, die Ohren kalt und schlaff, die Augen matt und traurig ohne den gewöhnlichen Glanz, die Pupille verengert. Manchmal setzt sich das Erbrechen unter heftiger Anstrengung und bellendem Keuchen fort, oder es läuft eine weißlichgrünliche, schaumige Materie aus dem Maule, die Zunge ist mit gelbem Schleime belegt und der Leib gänzlich verstopft. Der Zustand dauert oft nur einen, bisweilen zwei oder drei Tage, die Kräfte schwinden immer mehr, die Empfindnng für die Eindrücke der Außenwelt geht gänzlich verloren. Convulsivischer Schlucken quält das Thier, welches deshalb nicht mehr liegen kann, sodann die Beine umbeugend, sich auf die Knie zu stützen versucht, der Leib wird aufgetrieben, Würgen ohne Erfolg dauert fort und die Kälte nimmt immer mehr überhand bis es stirbt, was am vierten oder fünften Tage gewöhnlich geschieht. Häufig sind dabei andere Erscheinungen, oft vorzüglich Verbindung mit Wurmleiden, wo sie dann oft Würmer ausbrechen. Jüngere Katzen unterliegen der Krankheit fast ohne Ausnahme. Zeichen der Genesung sind die Annahme von Trank und Speise in der zweiten Periode der Krankheit, in welcher schon Bewußtlosigkeit ein-

*) Durch Ansteckung sich häufig verbreitende, was man unter den Menschen Epidemie nennt.

trat, dann kehrten die Kräfte und mit ihnen die Gesundheit nach wenigen Tagen zurück. Sobald aber bis zum vierten und fünften Tag keine Annahme von Speise erfolgte, ist keine Rettung mehr zu hoffen. Die Section deutet nur auf das gänzliche Unterliegen des Herzens und der Lungen und des von beiden abhängigen Blutumlaufes. Reizmittel retteten deshalb einige schon erkrankte. Die Aerzte in Pavia brachten die kranken Katzen auf einen erhöhten Ort in den Genuß einer reinen, freien Luft und gaben ihnen Thee von Baldrian, Katzenmünze und Marumverum zu trinken, entweder mit Wasser oder mit Wein aufgegossen. Auch wurde Aloe mit Nutzen angewendet, mit Knoblauchsaft in Branntwein aufgelöst, so wie auch guter Wein, der in Italien wenig kostet. Essigdämpfe erwiesen sich ebenfalls nützlich. In Holland gab man Weingeist mit Milch Löffelweise, doch beförderte dies Mittel nur das Wurmerbrechen und den Schlaf, ohne zu retten, weshalb man Theriakpillen von der Größe einer Haselnuß anwendete, von denen man eine, und bald nachher einige Löffel laue Milch eingab. Diese Arznei machte anfangs Unbequemlichkeiten, am andern Tage folgte aber Wurmerbrechen und der Theriak erwies sich als ein rettendes Mittel, wonach jedoch eine Schwäche lange Zeit zurück blieb. Die Krankheit äußert sich in Städten verheerender als auf dem Lande, wegen der leichtern Verbreitung des Ansteckungsstoffes durch die Menge der Thiere. Sie herrscht in den verschiedensten Himmelsgegenden und trat in den Niederlanden, in Dänemark, Schweden und Sachsen unter denselben Erscheinungen auf, wie in Oestreich und in der italienischen Provinz Pavia. Das Vorwalten der Electrizität in der Atmosphäre äußerte sich im J. 1797 zu deutlich, um nicht dies als ein ursächliches Moment für die Krankheit zu betrachten, indessen ist es nicht möglich, die Entstehung der Epizootie daraus genügend zu erklären. Um der Krankheit Schranken zu setzen, ist es nothwendig, die in einer Stadt daran zuerst leidenden Katzen zu tödten und tief zu vergraben und mit Kalk zu überschütten, was späterhin nicht mehr helfen kann, wenn sich die Krankheit verbreitet hat. Die Ausführung dieses Mittels ist um so schwerer, als die kranken Katzen sich von den Menschen entfernen und verkriechen. Auch der Ort wo das Thier starb muß sorgfältig gereinigt und gelüftet werden, und ist mit Essig, Seifensiederlauge oder Kalkwasser zu waschen, so wie alles was von dem Auswurfe oder der Ausathmung der Katze berührt worden. Vorzüglich hüte man die noch gesunden Katzen vor Zusammentreffen mit erkrankten; man halte sie an entfernten Orten in freier Luft, gute, nährende Speisen und mäßige Anwendung der ihnen angenehmen Reizmittel, der obengenannten Kräuter, sind ihnen nothwendig. Während des Sommers halte man besonders darauf, daß die Katze den häufigen Genuß des frischen Wassers nicht entbehre. — Aehnlich erscheint die Krankheit sporadisch, aber mit denselben Gefahren. F. A. Mayer nennt sie dann Asthma. Die Katze hängt nach vorherigem Wohlseyn auf einmal den Kopf, legt sich auf eine Stelle nieder wo sie unbeweglich verbleibt, selten steht sie auf, noch ein wenig zu trinken, kann aber nicht hinabschlucken. Schon nach 5—6 Stunden ist das Thier wie gelähmt. Die Haare sträuben sich, heftiges Würgen tritt ein und dauert fort bis zum Tode. Man nimmt dagegen 3 Gran Brechweinstein, 2 Quentchen Bittersalz in einem halben Nösel (Seidel) Wasser aufgelöst, und giebt den kranken Thieren von der wohl umgeschüttelten Auflösung etwa einen Eßlöffel voll ein, nach einer Viertelstunde dieselbe Dosis. Spätestens nach dreimaliger Dosis folgt eine stinkende Ausleerung und das Thier ist genesen, im entgegengesetzten Falle endigt die Krankheit in kurzem mit dem Tode.

Der Nutzen der Katzen beruht in der Ausübung ihres Naturtriebes, wodurch sie den Menschen von den kleinen Säugethieren befreien, welche sich als Gefolge seiner Cultur an ihn anschlossen und ihm auf mancherlei Weise Schaden bringen.

Um diesem Naturtriebe folgen zu können, muß die Katze frei seyn, denn das Streben nach Freiheit geht ihr über die Pein von Hunger und Durst. Eine in engen Raum absichtlich eingesperrte Katze fängt daher keine Mäuse, und als die Franzosen im Hannöverschen ihre Magazine von den überhandgenommenen Mäusen reinigen wollten, wurde es nicht eher möglich, bis sie Igel und Iltisse zusammenfingen, da die eingesperrten Katzen die Mäuse verschmähten. Will man gute Katzen haben, so muß man sie wenig füttern, am wenigsten mit rohem Fleisch und ihnen nur Milch zu trinken geben. Manche Katzen bringen ihren Raub aus dem Walde und vom Felde nach Hause, bevor sie ihn fressen, aber im Aufsuchen desselben wollen sie nicht beschränkt seyn, und machen sich dann erst dem Menschen unentbehrlich. Auf der Insel Procida ließ der vorige König von Neapel zum Schutze seiner Fasanerien alle Katzen entfernen. Bald nahmen aber die Mäuse aller Art so sehr überhand, daß sich die Einwohner ihrer nicht mehr erwehren konnten, alle Nahrungsmittel wurden verzehrt, die Orgeln zernagt, die Leichen in den Särgen und die Kinder in den Wiegen waren vor ihnen nicht mehr sicher, so daß der Befehl zurückgenommen werden mußte, als man sich überzeugte, wie wichtig die Katzen in der Oekonomie der Natur zur Erhaltung eines nöthigen Gleichgewichtes sind. Auf dem Lande werden sie auch durch Vertilgung der Feldmäuse, Wasserratten, Maulwürfe, Wiesel und vieler zum Theil obengenannten Insekten nützlich. Wenn die Katze vielen zur Unterhaltung dient und besondere Zuneigung bei ihnen erweckt, so muß wiederholt werden, daß auch das Thier sich seinem Erzieher so wieder giebt, wie er sich ihm gab. Hiernach sind die Individuen unendlich verschieden und ihre Folgsamkeit kann bis zum traulichen Umgange mit andern kleinen Thieren, sogar mit Vögeln gebracht werden, ich sahe eine Wachtel mit einer Katze von einem Teller fressen und ähnliche Beispiele giebt es mit Drosseln und andern Vögeln. An den bekannten Hund des Hauses gewöhnen sie sich bald, so wie dieser an sie, mit fremden Hunden kommen sie immer in Streit. Die Gelehrigkeit der Katzen, um kleine Künste zu lernen, wie Aufwarten, Tanzen, Schildwachstehen, durch den Reifen springen und dergl. ist sehr gering, sie sind hierzu viel zu eigensinnig. — Der Winterbalg der Katzen ist ein häufig benutztes Pelzwerk zu Müffen, Mützen, Kragen, Aufschlägen und Unterfutter, so wie zur Anwendung bei electrischen Apparaten, zu Unterlagen bei Geschwülsten. Das Fleisch wird bei vielen Völkern, am häufigsten bei den Chinesen gegessen, welche auf den Märkten beständig Katzen in Käfigen haben oder auf dem Kopfe herumtragend in die Häuser bringen. Das Gehirn wird für schädlich gehalten. Das Katzenfett ist wie anderes, zertheilend; aus den Därmen werden Saiten gemacht.

Der Schaden welchen Katzen anrichten, hängt nicht weniger von ihrem Naturell ab und ist meist durch Nachlässigkeit in der Erziehung und Aufsicht verschuldet. Die meisten gut behandelten Katzen wiederstehen der Versuchung verbotene Speisen zu entwenden, so lange sie Aufsicht merken; läßt man sie allein, so wird es Pflicht, eine Veranlassung zur Erweckung ihres natürlichen Instinktes von ihnen zu entfernen. Auf dem allernatürlichsten Wege ist es zu erklären, wenn menschliche Nachlässigkeit so schaudervolle Scenen herbeiführt, wie den Mord eines Kindes durch eine Katze. Wenn wir aber gehört haben, daß die Katze ihrem Naturell nach als ein Feind alles Lebendigen um der

Das Thierreich.

Zweiter Band.

Vögel. I. Schwimmvögel.

1. 2. Der gefleckte Pinguin. Aptenodytes (Spheniscus) demersa L. *Le manchot tacheté.*
Tab. I. Kopf, Fuß, Flügelfeder. — Südsee, besonders um Südafrika.

3. Der Halsband=Pinguin. Aptenod. (Sphen.) torquata Lath. *Manchot à collier.*
Neu=Guinea, Neu=Georgien, Kerguelen.

4. 5. Der kleine Pinguin. Apten. (Catarractes) minor Lath. *Petit Manchot.*
Neu Seeland.

6. Der rothbraune Pinguin. Apten. Catarractes (Catarr. brunnea). Forst. *Le Gorfou.*
Nach Temminck der junge Vogel folgender Art. — Südmeer.

7. Der Schopf=Pinguin. Apten. (Catarr.) chrysocoma Gm. *Le Gorfou sauteur, manchot sauteur, le Macaroni.*
Neuholland, Maluinen.

8. Der Papua=Pinguin. Apten. (Catarr.) papua Gm. *Manchot papou.*
Neu=Guinea, Falklands=Inseln, Papus.

9—11. Der Riesen=Pinguin. Apten. patagonia Gm. *Grand manchot, le grand Gorfou.*
11. Nestvogel aus der Schwägrichenschen Sammlung in Leipzig. Tab. I. Kopf mit Zunge.
Südmeer, Maluinen, Falklands=Inseln, Neuholland.

12—13. Der Brillen=Alk. Alca impennis L. *Le grand pingouin, ping. brachyptère.*
Ein Pärchen. — Im Eismeere.

14—16. Der Tord=Alk. Alca Torda L. *Le pingouin commun, ping. macroptère.*
Ein Pärchen nebst Nestvogel. — Tab. I. Schnabel, Fuß. — Im arctischen Ocean.

17. Der Zwerg=Alk. Alca (Phaleris) psittacula Pall. *Le starique psittacule, le starique perroquet.*
Südsee.

18. Der geschopfte Zwerg=Alk. Alca (Phal.) tetracula Pall. *Le starique tetracule.*
Soll der junge Vogel voriger Art seyn? Eigne Art nach Lichst. — Tab. I. Schnabel.
Südsee.

19. 20. Der Federbusch=Zwerg=Alk. Alca (Phal.) cristatella Pall. *Le starique cristatelle.*
19. ist der junge Vogel: Alca pygmaea Gm.? Tab. I. Schnabel.
Japan, bis zur Behringsstraße.

21. 22. Der geschopfte Papagei=Alk. Alca (Mormon) cirrhata Lath. *Macareux à aigrette.*
22. jüngrer Vogel. — Meer um Kamtschatka und Nordamerika

23. 24. Der eigentliche Papagei-Alk, Larventaucher. Alca (Mormon) Arctica Gm. *Macareux moine.*
Tab. I. Kopf, Fuß. Nordküsten von Europa und Amerika.

25. Der gehörnte Papagei-Alk. Alca (Mormon) corniculata. *Macareux cornu.*
Küsten des nördl. stillen Oceans, vornehmlich die entlegnen Inseln.

26—30. Die Troil-Lumme, das große Täucherhuhn. Uria Troile Brünn. *Guillemot à gros bec.*
28. Wintervogel. 29. Nestvogel. 30. rothbraune Varität. Tab. I. 27. 30. Schnabel.
In den arctischen Meeren beider Continente.

31—33. Die weißringige Lumme. Uria Hringvia Brünn. *Guillemot lacrymant.*
32. Wintervogel. 33. jung. — Tab. I. 31. 32. Schnabel, Fuß. Im arctischen Ocean.

34. Die langgeschnabelte Lumme. Uria lomvia Brünn. *Guillemot à long bec.*
Tab. I. Schnabel. Im arctischen Ocean.

35. Die Mandtische Lumme. Uria (Grylle) Mandtii Lichtst. *Guillemot Mandt.*
Tab. I. Schnabel. Im arctischen Ocean.

36—40. Die Gryll-Lumme. Uria Grylle L. Grylle speculigera. *Guillemot grylle ou à miroir blanc.*
37. 39 und 40. Wintervögel: U. marmorata Lath. Tab. I. Schnabel, Fuß.
Im arctischen Ocean.

41—43. Die Krabben-Lumme. Uria (Mergulus) Alle Temm. *Le petit Guillemot ou Guill. nain.*
42. jung. 43. Wintervogel. — Tab. I. Kopf, Fuß. Im arctischen Ocean.

44—48. Der rothkehlige Spitztaucher. Colymbus septentrionalis Lath. *Plongeon Cat-marin.*
48. jung: Col. stellatus Gm. 47. C. striatus Gm. Nördliches Europa.

49—52. Der Polar-Spitztaucher. Colymbus arcticus L. *Plongeon Lumme, le Lumme.*
51. 52. jung: C. ignotus Bchst. Nördliches Europa.

53—56. Der Eis-Spitztaucher. Colymbus glacialis L. *Plongeon imbrim.*
55. 56. jung: Col. Immer. Gm. Nördliches Europa.

57—63. Der Hauben-Lappentaucher. Podiceps cristatus Lath. *Grèbe huppé.*
60. 61. Nestvögel. 62. 63. halbjähriger Vogel. Europa.

64—67. Der rothhalsige oder graukehlige Lappentaucher. Podiceps rubricollis Lath. *Grèbe sous-gris ou à joues grises.*
65. 66. Nestvögel. 67. einjähriger Vogel. Europa.

68. 69. Der gehörnte Lappentaucher. Podiceps cornutus Lath. *Grèbe cornu.*
69. jung: Col. obscurus Gm. Europa.

70. 71. Der arctische Lappentaucher. **Podiceps arcticus** Faber. *Grève arctique.*
71. Weibchen. Island, Norwegen.

72. 73. Der geöhrte Lappentaucher. **Podiceps auritus** Lath. *Grèbe oreillard.*
Europa, im östl., selten im mittl. Deutschland.

74. 75. Der Louisiana-Lappentaucher. **Podiceps ludovicianus** Lath. *Grèbe de la Louisiane.*
Luisiana.

76. 77. Der Carolina-Lappentaucher. **Podiceps carolinensis** Lath. *Grèbe cerclé ou à bec cerclé.*
Nordamerika.

78. Der Domingo-Lappentaucher. **Podiceps dominicus** Lath. *Grèbe de St. Domingue.*
St. Domingo, Brasilien.

79—84. Der kleine Lappentaucher. **Podiceps minor** Lath. *Grèbe castagneux.*
81. Nestvogel. 83. 84. junges Männchen. Im Norden beider Continente.

85—87. Der Nonnen-Sägetaucher. **Mergus albellus** L. *Harle Piette.*
87. Weibchen. Norden beider Continente.

88. Der Kronen-Sägetaucher. **Mergus cucullatus** Lath. *Harle couronné.*
Nordamerika.

89—92. Der langgeschnabelte Sägetaucher, Meerrachen. **Mergus serrator** L. *Harle huppé.*
89. altes Männchen. 90. Weibchen. 91. Nestvogel. 92. junges Männchen.
Norden beider Continente.

93—95. Der Gänse-Sägetaucher. **Mergus merganser** L. *Grand harle.*
95. junges Weibchen. Norden beider Continente.

96—100. Die Schellenente. **Anas clangula** L. *Le garrot, canard garrot, C. de Hongrie.*
97. u. 100 Weibchen. 98. junges Männchen: **A. glaucion.** L. Gm.
Norden beider Continente.

101. Die Epaulet-Schellenente. **Anas scapularis** Brhm. et Mehl. *Le garrot aux épaulettes.*
Island: See Myvatn.

102. 103. Die schmalgeschnabelte Schellenente. **Anas angustirostris** Brhm. *Le garrot à bec étroit.*
Braunschweig, Thüringen.

104. 105. Die dickköpfige Schellenente. **Anas albeola** L. *Le garrot ou le petit canard à grosse tête ou C. bucéphale.*
Nordamerika.

106—111. Die Kragenente. Anas histrionica L. *Canard à collier, Can. arlequin.*
108. Weibchen. 109. 110. Nestvögel. 111. junges Männchen.
Norden beider Continente.

112—115. Die Eisente. Anas glacialis L. *Canard de Miclou.*
112. junges. 115. altes Weibchen. 113. junges. 114. altes Männchen.
Norden beider Continente.

116—118. Die Kolbenente. Anas rufina Pall. *Canard siffleur huppé.*
116. Weibchen. Nordeuropa.

119—123. Die Schopf- oder Reiherente. Anas Fuligula L. *Canard morillon.*
120. Varietät. 122. Herbst-Weibchen. Norden beider Continente.

124—126. Die Tafelente. Anas ferina L. *Canard Milouin.*
Im Norden beider Continente.

127. Die Valisnerien-Ente. Anas Valisneriana Wils. *Canard de Valisnerie.*
Nordamerika.

128. 129. Die weißäugige Moorente. Anas Nyraca Gm. *Canard à iris blanc.*
128. Weibchen. Ost- und Nordeuropa.

130—132. Die Bergente. Anas marila L. *Canard Milouinar.*
131. Weibchen. Norden beider Continente.

133. 134. Die rothschimmernde Ente. Anas rubida (us) Wils. *Canard rougeatre changeant.*
A. cyanirostris Lchtst. aus Merico. Am Delaware in Nordamerika.

135. 136. Die weißköpfige Ente. Anas leucocephala Lath. *Canard à tête blanche.*
Nordeuropa.

137—139. Die braune Moorente. Anas fusca L. *Canard double Macreuse.*
137. Männchen im Spätherbst. 138. Weibchen im Spätherbst. 139. jung. Männchen.
Norden beider Continente.

140—144. Die schwarze Moorente. Anas nigra L. *Canard Macreuse.*
140. 142. Männch. und 144. Weibch. im November. 141. 143. Männch. im Frühling.
Norden beider Continente.

145. Die amerikanische Brillenente. Anas perspicillata L. Gm. *Macreuse à large bec Buff. à lunettes, grande Macr. de la Baye de Hudson Briss.*
Nordküsten von Amerika: Nootka Sund.

146. Die Lappenente. Anas lobata Shaw. *Canard caronculé.*
Neuholland.

147—150. Der Königs-Eider. Anas spectabilis L. Gm. *Canard à tête grise Buff.*
147. 148. Männch. 149. Weibch. 150. M. jung. Norden beider Continente.

Ausgleichung willen in die Welt gesetzt worden, so bedarf es nicht großen Nachdenkens, wie das Daseyn eines kleinen Kindes, von dem überdies nur Gesicht und Händchen unverhüllt sind, bei dem der Mund athmet oder wohl gar schreiende Töne aus sich entwickelt, und dessen Händchen sich bewegen, die Aufmerksamkeit der Katze erregen und wie diese immer sich steigernd, die Thätigkeit in ihr hervorruft, welche ihr natürlicher Beruf ist. Ebenso wird sie bei erwachsenen Schläfern durch das Pulsiren der Adern, durch das Bewegen des Kehlkopfes bei dem Athmen angereizt, und es werden Fälle erzählt, daß es auch hier bis zum Mord kam. Auch von dergleichen Fällen aus Rache will man Beispiele haben, und auch diese sind wegen großer Rückerinnerungs-Fähigkeit der Katze wenigstens wahrscheinlich, nur verdamme man dann noch nicht darum das Thiergeschlecht, weil es nach seinen und nicht nach menschlichen Moralgesetzen zu handeln vermag, man zeige sich im Gegentheil durch richtige Auffassung des Naturells solcher Thiere und durch eigne Umsicht selbst seiner höhern Stufe würdig, und man wird dergleichen Fälle unerhört machen können. Der erste Antrieb sich den Betten zu nähern, ist oft das Aufsuchen eines bequemen und warmen Lagers; auf diese Weise geschieht es auch, daß sie über kleine Kinder sich hinweg legen und sie ersticken, woraus der Aberglaube die Fabel ersonnen hat, sie saugten den Athem der Kinder. Auch die Beschuldigung daß die Katzen vom Feuerheerde Kohlen in ihrem Pelze verschleppen, wohl gar selbst anbrennen und dann durch Abstreichen der Flamme an andern brennbaren Körpern Feuersbrünste veranlassen, kann durch Aufsicht verhindert werden. Von Taubenschlägen u. a. Orten wo sie nicht rauben soll, hält man sie durch Raute ab, die man frisch oder trocken zerquetscht oder gerieben um den Eingang anbringt, die Stämme, welche Taubenhäuser tragen, beschlägt man auch unten mit Blech, so daß sie nirgends sich einhäckeln können. Von Sprenkeln und Dohnen wird es schwer sie abzuhalten, oft werden die Gefangnen ihr zur Beute. Indessen bedient man sich auf dem Lande des Mittels, ihr die Ohren zu verstutzen oder aufzuschlitzen, wonach sie es unterläßt in Wald und Gebüsch zu gehen und sich meist im Hause versteckt hält. Die großentheils ohne Aufsicht aufgewachsenen Individuen sind die unbändigsten und meistens auch die von ihnen im ersten Gliede abstammenden noch schwer zu zähmen. Man hat Beispiele, daß solche wieder verwildert sind und mit wilden Katzen Bastarde gezeugt haben. Die Frage ob Katzen im Stande sind ansteckende Krankheiten von Menschen zu verbreiten, ist nicht entschieden zu beantworten, da unsre ganze Lehre von der Ansteckung in neueren Zeiten so sehr erschüttert worden ist, indessen dürfte wohl Vorsicht in diesem Punkte mehr anzuempfehlen seyn als Gleichgiltigkeit, sie kann wenigstens nicht schaden. Vor Alters war dieser Glaube allgemeiner und bei der Pest vielleicht nicht zu wiederlegen. Kircher erzählt die Ansteckung einer Nonne zu Mayland, durch eine Katze. In der 1711 erschienenen Dresdnischen Pestverordnung wurde bei Strafe von 50 Thlr. verboten, zur Pestzeit einen Hund oder eine Katze auf die Straße zu jagen.

Die natürlichen Feinde der Katzen sind Hunde und Füchse, manche Jagdhunde tödten immer die Waldkatzen, die sie erlangen. In ihrem Pelze halten sich Flöhe auf, in Rußland eine kleinere, röthliche Art; in ihren Eingeweiden leben vier Arten von Eingeweidewürmern: **Strongylus tubaeformis, Ascaris mystax, Taenia elliptica** und **T. crassicollis**, welche wir bei Betrachtung der Würmer näher kennen lernen werden. Bei der Raude findet sich eine eigne Art von Krätzmilben. — Unnatürlich ist dagegen die Feindschaft des Menschen gegen die Katze, wenn er über das Naturell dieses Thieres,

und dessen Bestimmung vernünftig nachdenkt, was freilich bei angeborner Abneigung (Idiosynkrasie) gegen dasselbe schwerer seyn dürfte.

Die Abbildung stellt indessen eine Cypernkatze mit ihren Jungen dar, der Kater gehört ursprünglich derselben Race. Unsere Nachträge werden andere interessante Katzen darbieten.

27. 28. Die wilde Katze. Felis Catus Linn.

Franz.: le chat sauvage, Félis chat Temm. — Engl.: the wild Cat. — Uebrige Namen wie bei No. 26. — Waldkatze, Wildkatze, Waldkater, Baumreiter.

Kennzeichen der Art: Gelblichgrau, ein bis drei Rückenstreifen, einige unbestimmte Seitenstreifen, Lippen, Sohlen und einige Ringe so wie die Spitze des Schwanzes schwarz.

Die wilde Katze ist um ein Dritttheil größer als die zahmen Racen, gewöhnlich $1^3/_4$ Fuß lang, der Schwanz 1 Fuß und etwa 1 Zoll. Schwere bis 19 Pfund, ihr Haar länger und einen dichtern Pelz bildend. Der Vorderkopf unregelmäßig mit braunen Fleckchen und Linien versehen. Brust und Unterseite des Leibes, wenigstens ein Fleck an der Kehle ist weißlichgrau, ebenso die Winkel des Maules, die Lippen sind schwarz, die fahlgraulichen Pfoten sind dicker, innerseits und auf der Sohle gleichfalls schwarz, der Schwanz (die Ruthe) bedeutend dickhaariger als bei der gezähmten Katze, wird nicht aufwärts getragen, sondern immer hängend.

Auch die Wildkatze scheint in bestimmten Abarten vorzukommen worauf bereits bei Beschreibung der Zahmen hingedeutet wurde. So dürfte die schott- und irländische graublaue vielleicht das Mutterthier der Karthäuserkatze seyn.

Sie ist das einzige Thier dieser Gattung, welches noch heut zu Tage in den Wäldern Europa's ziemlich verbreitet ist, obwohl seine Zahl alljährlich vermindert werden dürfte. Die zahmen Katzen der spanischen Race, so wie die Cyperkatzen belaufen sich bisweilen mit wilden, woraus dann halbwilde Nachkommen entstehen, von denen manche den wilden selbst sehr ähnlich werden, nur gewöhnlich nicht die bedeutende Größe erlangen. Die wahre Wildkatze findet sich in großen dunklen Waldungen, besonders der Gebirge und bis zum 58° Nördl. Breite immer nur sparsam, da sie ihr Revier behauptet. Sie nimmt ihren Aufenthalt in Höhlen der Felsen, hohlen Bäumen oder verlassnen Fuchs- und Dachsbauen, im Winter auch wohl in Uferlöchern und im Röhricht zugefrorner Teiche.

Ihre Lebensweise kommt ganz mit der der beschriebnen ausländischen Katzen überein. Sie ist äußerst wild und scheu und geht nur zur Nachtzeit auf den Raub aus, der vorzugsweise in warmblütigen Thieren, besonders in Vögeln, am liebsten Rebhühnern, jungen Birk- und Auerhühnern und kleinerem Geflügel, Eichhörnchen, Hamstern, Maulwürfen, Mäusen u. dergl. besteht. Auch die Nester weiß sie sehr geschickt aufzufinden und den Inhalt der Eier zu schlürfen. Sie stellt auch den Fischen nach, sucht die Brut der Wasservögel im Schilf auf und schleicht zur Winterszeit in die Gehöfte, um sich aus Taubenhäusern und Hühnerställen Nahrung zu holen. Sie belaufen sich (ranzen) im Februar. Die Katze bringt nach 8—9 Wochen in einer versteckten Höhle, bisweilen in dem verlassenen Neste großer Vögel auf Bäumen 3—6 Junge, welche 13 Tage blind sind.

Die Wildkatze ist in ihrem Betragen gleichsam der Luchs im Kleinen. Dieselbe Reizbarkeit zum Zorn, dann dasselbe Zischen und Spucken, derselbe Blutdurst, dieselbe Geschicklichkeit im Erklettern der Bäume ist auch ihr eigen.

Die Jagd auf die wilde Katze halten die Jäger für um so pflichtmäßiger, als das Thier mannigfachen Schaden in den Revieren anrichtet, auch die Benutzung seiner Theile nicht ganz unbedeutend ist. Die Wildkatze gehört zur niedern Jagd. Die Fährte (Spur) derselben ähnelt sehr der der zahmen, ist sehr schräg geschränkt, aber bemerklich größer. Wenn die Wildkatze verfolgt wird, so bäumt sie alsbald, streckt sich aus einem dicken Aste aus und wartet so die Gefahr ab. Läuft der Schuß hier nicht so glücklich ab, daß er das Thier trifft und tödtlich verwundet, so springt es bisweilen in der Wuth auf den Jäger selbst. Auch die Hunde gehen sehr ungern auf die Wildkatzen, da sie oft Zerfleischungen davontragen. Das Hauptgeschäft der Hunde besteht deshalb nur im Auswittern und Auftreiben, und darin, daß sie sie durch das Aufstöbern veranlassen, auf die Bäume zu klettern und hier sich schußgerecht zu bieten. Man schießt sie auch wohl auf dem Ansitze, sowol auf dem Baue als auf dem Passe. Hierzu treibt man sie theils aus dem Baue mit Hunden oder durch Schwefeldampf, theils lockt man sie durch die nachgeahmte Stimme eines Häschens an. Um ihr Fell zu schonen sucht man sie auch in Tellereisen zu fangen, und bedient sich zum Anködern (zur Witterung) der den Katzen beliebten Kräuter und Wurzeln: Marumverum, Katzenminze, Baldrianwurzeln. Das Eisen selbst wird mit Spreu, leichter Erde und Laub bedeckt; die eigentliche Lockspeise auf dem Teller bildet ein todter Vogel oder gebratener Häring. Man fängt sie auch nach dem Aufgraben des Baues, oder überhaupt an demselben in Netzen oder im Schlagbaume.

Der Winterbalg giebt ein gutes Pelzwerk, obwohl dasselbe nicht sehr dauerhaft ist. Auch bei Electrisirmaschinen findet derselbe seine Anwendung. Die Därme dienen zu Bereitung von Saiten und das Fett zum Brennen. Aus den Knochen macht sich der Jäger Wachtelpfeifen, und in älteren Zeiten waren, so wie noch jetzt in den südlichen Ländern, auch im Norden mehrere Theile von den Katzen offizinell.

In den Wäldern des ganzen russischen Reichs soll sie nach Pallas nicht eigentlich wild, nur verwildert vorkommen. Nur am caucasischen Vorgebirge bis an den Fluß Cuma häufig, daselbst von den Tataren **Moes-gedu**, d. i. wilde Katze, genannt. Im innern Asien häufiger. Russische und orientalische Namen sind noch ♂ **Kott** und ♀ **Koschka**, auch ♂ **Waska** und ♀ **Maschka** (Verkleinerungswort von **Maria**); — in Weißrußland: **Kischka**. — Tatar. **Psi**, **Musch**, **Kotschas**. — Buchar. **Mischak**. — Mongol. **Mi**. — Burät. **By-nochoi**. — Kalmukk. **Mis**. — Morduan. **Káta**. — Tschuwasch. **Koschak**. — Wotjäk. **Kotschis**. — Tscheremiss. **Piris** oder **Pris**. — Wogul. **Mâtschik**. — Ostjak. **Kyty**. — Caragasso-Samojed. **Kyschko**. — Tangut. **Liwò**. — Ind. **Bilahwae**. — Armen. **Katu**, ♀ **Katzkatu**. — Japan. **Nego**.

29. Die bengalische Katze. Felis bengalensis Desmar.

Franz.: *Chat du Bengale*, *Chat du Nepaul* Fr. Cuv. (vergl. No. 11). — Engl.: *the Bengal Cat*. — *Felis torquata* Fr. Cuv.

Kennzeichen der Art: graurötlich, unten weiß, die Stirn mit 4 schwarzbraunen Längslinien, welche paarweise zwischen den Augen und der Nase stehen, zwischen den ersten und zweiten jederseits ist der Raum weiß; die Wange hat zwei Quer-

binden, welche vom untern Augenwinkel entspringen und dann unter der Kehle zusammenlaufen, ein zweites Halsband ist unter der Kehle; auf dem Rücken längliche, schwarzbraune Flecken, die der Schultern gehen in Parallellinien über, Bauch und Beine sind mit kleinen Fleckchen, der Schwanz mit undeutlichen Ringen versehen.

Eine nur erst wenig bekannte Art. Der thätige Alfred Duvaucel, welcher in Ostindien so eifrig für Naturforschung wirkte, aber auch bald ein Opfer seines Eifers wurde, hinterläßt auch diese Entdeckung. Diese Katze hat die Proportionen unsrer Hauskatze, ihr Leib ist 15 Par. Zoll, ihr Schwanz 8 Zoll lang und ihre Höhe beträgt 6 Zoll. Sie lebt in Nepaul und in Bengalen. Ihr Haar ist kurz und seidenartig, an der Basis gelbgrau, in der Mitte hell röthlichgelb und an der Spitze weiß und schwarz geringelt. Da wo die dunklen Flecken stehen ist das Haar in der Mitte nicht röthlichgelb, sondern dunkelbraun. Die Schnurren auf den Lippen sind weiß und schwarz gescheckt, die über den Augen ganz weiß. — Die ähnliche Diardische Katze: **Felis Diardii** Desmoulins folgt später. — Die gleichfalls ähnliche Katze: **Fel. Temminckii** Horsf. et Vigors ist noch nicht abgebildet worden.

30. Die Caffern-Katze. Felis Caffra Desmar.

Franz.: Chat de Caffrérie. —

Kennzeichen der Art: oben röthlichgrau, unten röthlichgelb, obre Augenlieder weißlich, Kinn weißlich-röthlich, an der Kehle 3 schwärzliche Querbändchen, Vorderbeine mit 8 dergleichen und die Hinterbeine mit 12; Ohren röthlichgrau, Schwanz ziemlich so lang als der Rücken, außerhalb seiner Mitte mit 4 schwarzen Ringen und mit schwarzer Spitze.

Auch diese Art ist noch wenig bekannt. Delalande entdeckte sie im Lande der Caffern, starb aber zu früh um die Beobachtungen, welche er auf seiner Reise gemacht hatte, der Welt zu hinterlassen. Zwei Exemplare dieser Katze und eine Abbildung kamen durch ihn in das Pariser Museum, wo ich die ersteren sahe und die Bemerkung fand, daß sie das Mutterthier der Cyperkatze seyn solle. Dies ist indessen späterhin von Cuvier nicht erwähnt worden und auch nicht wahrscheinlich, da die Caffernkatze noch größer ist als unsre europäische wilde Katze und ihre eigenthümliche Zeichnung auch von der der Cyperkatze bestimmt abweicht. Sie ist 2 Fuß lang, der Schwanz noch 1 Fuß, die Höhe beträgt 13 Zoll über die Schultern und 14 Zoll auf der Kruppe. Die weichen wolligen Haare sind unten grau, dann gelblich, endlich mit 3 Ringen, einem schwarzen, einem weißen oder gelblichen und einem schwarzen an der Spitze versehen. Das Seidenhaar ist ganz schwarz oder an seiner Spitze wie die vorigen geringelt. Die dunkeln Flecken und Binden bilden sich aus fast ganz einfarbigen Haaren.

31. Der Colocollo. Felis Colocollo Molina.

Franz.: Le Colocolo. — Engl.: the Colocolo. — Chiles.: Colocollo.

Kennzeichen der Art: weißgrau mit schwarzen, braungesäumten Längsstrichen in mehreren Reihen, Bauch und Hüften weiß, Beine schwärzlichblau, Schnautze, Sohlen und Innenseite der Ohren fleischfarben, schmale Ringe und Spitze des Schwanzes schwarz.

Auch diese niedliche und hübsch gezeichnete Katze gehört unter diejenigen, welche man noch sehr wenig kennt. Der Abbé Molina entdeckte sie in Chili und erzählt, daß sie sich daselbst von Feldmäusen und Geflügel nähre, sich bisweilen den Häusern auf dem Lande nähere, um in die Hühnerhäuser zu gelangen. Sie hat die Statur und Größe der Hauskatze.

Major Smith erhielt dieselbe Art auch in Surinam, wo sie auf einem Baume sitzend gefangen wurde. Er sagt, daß sie im Verhältniß zur Hauskatze schmächtiger gebaut sey und größre Pfoten habe. Ihm verdankt man die gegebene Abbildung. Eine zweite gaben Griffith und Lizard.

32. 33. Der Manul, die Steppenkatze. Felis Manul Pall.

Franz.: Chat Manul. — Engl.: the Cat Manul. — Russisch, in Sibirien: Stepnaja Koschka oder Kamennaja Koschka, d. i. Felsenkatze. — Kirgis. Tatar.: Manul. — Mongol.: Manot. — Baschkir.: Jalàm. — Buchar.: Malém.

Kennzeichen der Art: weißlichgelb oder röthlich, schwarz gezeichnet: Scheitel mit zerstreuten Punktfleckchen, Wangen mit zwei Strichen, der lange, gleichdicke Schwanz mit schwarzen Ringen.

Die Steppenkatze hat das Ansehn und die Verhältnisse des Luchses, zu dem sie den Uebergang eröffnet, sie schließt sich aber durch ihre abgerundeten Ohren und durch den langen Schwanz an die vorigen Arten an. Sie ist 1 Fuß 7 Zoll 3 Linien lang, der Kopf mißt 4 Zoll 6 Linien, die Schwanzruthe 9 Zoll ohne das zolllange Endhaar, die Höhe der Schultern ist 10 Zoll 18 Linien, die der Kruppe 11 Zoll 9 Linien, das Gewicht beträgt 6 ½ bis 7 ½ Pfund. Auch die Farbe ist der des Luchses ähnlich, aus dem röthlichen in graulichweiß ziehend, mit untermischten schwarzbraunen Haaren, unten blaß. Die Nase ist am nackten Theile schwarz, ebenso die Lippen am Rande, die obere tief eingeschnitten, die untere mit zugeschärfter Kante unter den Eckzähnen. Backenzähne oben jederseits zwei, der hintere sehr groß, unten drei, der vordere der kleinste. Zunge in der Mitte mit scharfen Häkchen besetzt. Schnurren in 4 Reihen, weiß, an der Basis wellenbogig, in der obersten Reihe mit zwei längeren, schwarzen Borsten. Die Augen liegen schief, haben einen zornigen Blick, die Augenlieder sind am Rande nackt, schwärzlich, die Wimpern stehen nur in der Mitte des obern Augenliedes, der Augenkreis ist dick, runzelig, schwarz gerandet, die Regenbogenhaut blaß rothgelb, Pupille länglich, schief. Ueber den Augenbraunen ist eine gelbliche, mit etwa 8 weißlichgelblichen Borsten besetzte Warze sichtbar, eine neunte Borste nach vorn ist schwarz und strahlartig. Die Ohren sind kurz, breit, rundlich, stumpf, das äußre Läppchen am Außenrande nach innen, fast in der Mitte abgerundet, am Innenrande nach der Basis hin mit doppelten Plättchen, außen mit dichtem weißen Pelze, einfarbig blaßgelblich bekleidet, inwendig nackt und schwärzlich, aber mit einer Art von Fächer aus umgebogenen weißen Haaren, welche aus der Basis des Ohrs entspringen. Die Gliedmaßen sind robuster und kräftiger als an der wilden Katze, mehr wie bei dem Luchs gebaut; die Pfoten auf beiden Seiten röthlichgelb und schwarzzottig bis zur Schwiele der Pfotenwurzel (Sohle), die Ballen der Zehen unten mit lockern rothgelben Haaren besetzt, nach den Fersenbeinen hin ist außen ein schwarzer Strich, die Zehen sind unten schwarz und ebenso ein Streif beiderseits an der Schwiele der Mittelpfote (Metatarsus). Die Krallen weißlich wenn sie ausgestreckt wird. Der Schwanz mit reichem Pelzhaar, cylindrisch, blaß-

gelblich wie der Leib, mit etwa 9 schwarzen Ringen umgeben, die Spitze breiter schwarz, die mittlern Ringe entfernter, die Spitze und die drei letzten Ringe sind oberseits durch einen Streifen verbunden und von glänzenderem Schwarz. Um die Nase herum ist die Farbe gelblich, die Kehle weiß, die Brust aschgraulich, der Leib übrigens oberseits verblichen röthlichgelb, nach außen weißlichgrau, die Haare auf dem Rücken schwärzlich gespitzt, der Scheitel hat zwischen Augen und Ohren viele schwarze Fleckchen, unter den Augen findet sich ein schwarzer Längsstrich und zwei ziemlich parallel nach hinten zusammenlaufende schwarze Linien. Außerdem ist der Körper ungefleckt, nur bei einigen Exemplaren der Hinterrücken mit sehr verloschenen Streifen versehen.

Der Manul wohnt auf steilen Felsgebirgen der tatarischen und mongolischen Steppen und innerhalb des russischen Kaiserthums um die südlichen Vorgebirge des Ural, das altaische Gebirgsjoch und über dem Baikal ziemlich häufig, auch über ganz Mittelasien verbreitet. In den nördlichen Gegenden, wohin die Luchse gehen, kommt der Manul nicht vor. Er verbirgt sich in Höhlen und Felsklüften. Zorn und Bosheit scheinen seine vorwaltenden Charactere. Die Nahrung besteht größtentheils, besonders in Davurien, aus dem Ogotona (Lagomys Ogotona), dem sogenannten davurischen Hasen. Von der europäischen Waldkatze unterscheidet sich der Manul durch Farbe und Zeichnung, durch den eigenthümlichen, mehr langhaarigen Pelz, durch seine Größe und verhältnißmäßig größeren Kopf, durch längeren Schwanz und durch die Zahl der Backenzähne. Sonst steht er ihr nahe und kommt auch in der Lebensweise mit ihr überein. Der Manul schnaubt im Zorne wie ein Luchs. Pallas vermuthet mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die langhaarige, angorische Katze von dieser Steppenkatze abstamme. Jene ist wenigstens von der gemeinen Katze, obwol sie sich mit ihr verpaaren läßt, wesentlich verschieden. — Die Kenntniß des Manul verdanken wir Pallas, welcher auch dessen Anatomie beschrieben hat *). Die Bucharen bringen die Felle des Manul um ziemlich wohlfeile Preise in den Handel.

34. Der Rimau-bulu, sumatranische Katze. Felis sumatrana Horsf.

Franz.: Chat de Sumatra. — Engl.: The Sumatran Cat. — Sumatran.: Rimau-bulu. Javan.: Kuwuk.

Kennzeichen der Art: röthlichgelb, unten blaßgelblich, Zeichnung schwarz: über den Rücken längliche Flecken, in der Seite zerstreute unregelmäßige, ein Kehlstrich auf jeder Seite spitzwinklich, Schwanz kürzer als die Beine.

Horsfield beschrieb zwei Katzen, von denen er eine die sumatranische, die andre die javanische nannte. Späterhin erfuhr man, daß beide Thiere nur eine Art ausmachten, die javanische Katze nämlich, wie sie Horsf. beschrieben, nur das junge Thier der sumatranischen sey, so daß dieser Name vorgezogen werden mußte. Temminck schlug den neueren Namen Fel. minuta, kleine Katze, vor. Unsere, nach einem Examplare des hiesigen Museums gefertigte Abbildung stellt gleichfalls das junge Thier dar, dessen Farbe und Zeichnung oben angegeben worden. Es hat nur 10 Par. Zoll Länge, der Schwanz 2½ Zoll. Nach dem kleinen englischen Maaße hält das

*) Zoographia rutheníco-asiatica I. p. 22 — 23.

Exemplar im Edinburger Museum im Ganzen 21 Zoll, die Schulterhöhe ist 10½ Zoll, Temminck's Thier hält 16 Zoll im Körper, der Schwanz 8—9 Zoll.

Die röthlichgelbe Grundfarbe scheint sich im Alter in röthlichgrau zu verändern, die Flecken breiter und unregelmäßiger zu werden. Ueber den Rücken ziehen sich vier Reihen langer, dunkelbrauner Flecken, auf den Beinen sind dergleichen Tüpfel, welche nach unten immer kleiner werden. Der Schwanz trägt oberseits schwarze Querbänder.

Man fand diese Art auf Java und Sumatra, nicht im Continente Indiens. Sie lebt in den großen Wäldern, hält sich daselbst in hohlen Bäumen am Tage verborgen. Zur Nachtzeit geht sie ihrem Raube nach, und besucht oft die in der Nähe der Wälder gelegnen Landhäuser, um Hausgeflügel zu stehlen. Die Eingebornen kennen ihre List und erzählen diese ginge so weit, daß sie die Stimme der Vögel nachahme, die sie überfallen wolle. Sie jagt außerdem auch kleinere Säugthiere und frißt im Nothfalle auch Aas. Sie ist gänzlich unzähmbar und außerordentlich störrisch. Temminck giebt darüber Bericht; er hatte vor zwei Jahren zwei Stück lebendig, konnte aber bei der besten Behandlung ihre Wildheit nicht bändigen. Sie kauerten immer im dunkelsten Winkel des Käfigs und bewegten sich nur von dannen, wenn sie der Hunger quälte.

35. Der Hirschluchs. Felis cervaria Temm.

Franz.: le Lynx-cervier. — Schwedisch: Katt-lo. — Felis Kattlo Linn. Faun. suec.

Kennzeichen der Art: Pelz lang und dicht (besonders um die Beine), grau mit schwarzen (in der Jugend braunen) Flecken, Schnurren weiß, Ohrpinsel kurz oder fast fehlend; Schwanz länger als Kopf, kegelförmig, Spitze schwarz.

Hirschluchs ist zwar eine den Luchsarten ziemlich allgemein beigelegte Benennung, doch hat Temminck dieselbe vorzugsweise einer nördlichen Art beigelegt. Diese Art wird 3 Fuß 4—8 Zoll lang, der Schwanz 7—9 Zoll, die Schulterhöhe 2 Fuß 6—7 Zoll. In der Jugend, wenn das Thier nur die halbe Größe hat, ist es weißlich-gelblich, die Flecken länglich, klein und dunkelbraun mit schwarzem Saum, so wie unsre Abbildung zeigt. — Diese Art macht den natürlichsten Uebergang zu den Luchsen, mit denen sie in der Lebensart übereinstimmt, sie schließt sich aber durch den noch fast gänzlichen Mangel der Ohrpinsel an die Katzen mit abgerundeten Ohren an.

36. Der Fuchsluchs. Felis rufa Güldenst.

Franz.: Chat cervier des fourreurs ou du Canada. — Engl.: Bay Lynx.

Kennzeichen der Art: Pelz gewellt und gestreift, im Sommer röthlich, im Winter braungrau; Ohren mit kurzem Pinsel; Schnurren kurz, Schwanz kurz, dünn.

Dieser Luchs kommt in Statur und Größe dem europäischen nahe, er hat aber immer auf dem dünneren Schwanze vier graue und vier schwarze Ringe, der Pelz hat ein hasengrauen Grund und zieht im Sommer ins fuchsröthliche. Die Länge beträgt 2 Fuß 5 Zoll, die des Schwanzes 5 Zoll. Sein Vaterland sind die vereinigten Staaten, indessen nach Temminck's Bemerkung mit Ausschluß von Canada, so daß die obige französische Benennung von Fr. Cuvier falsch wäre. Die Felle dieses Luchses kommen häufig in den Handel. Dieselbe Art scheint auch in Schweden vorzukommen.

37. Der mexicanische Luchs. Felis maculata Horsf. et Vigors.

Franz.: Lynx de Mexico. — Engl.: the Mexican Lynx. — Mexic.: Ocotochtl Hernandez.

Kennzeichen der Art: röthlichgrau, auf dem Rücken dunkler, die Seiten und Gliedmaßen äußerlich braungefleckt; Kehle, Unterseite des Leibes und Innenseite der Gliedmaßen weiß, braungefleckt, Ohren mit Pinsel.

Diese Luchsart wurde erst in den letzten Jahren der zoologischen Societät in London durch einen ihrer eifrigsten Correspondenten, den Capitän Lyon, in Abbildung vorgelegt. Die Haare sind mäßig lang und weich, an der Basis blaßröthlich, gegen das Ende braungeringelt, an der Spitze weiß. Auf der Rückenseite sind die Spitzen zum Theil braun, so daß die ganze Fläche darnach dunkler graubraun wird. Auf dem Kopfe und den Schultern walten die weißen Spitzen vor, so daß die Farbe daselbst mehr ins grauliche übergeht. Längs des Rückens deuten sich braune Streifen an. Vorn und an den Seiten sind zerstreute kleine braune Flecken. Die Backen sind auf ähnliche Weise gefleckt und die langen Backenhaare haben undeutliche braune Linien. Aufgerichtet und von hinten gesehen bilden sie einen braunen Fleck. Die Ohren sind vorn weißlich, hinten schwarz mit großen weißen Mittelflecke, die Pinselhaare gering und schwarz, um die Augen herum ein weißlicher Kreis, Oberlippe weiß mit schwarzen Linien, Unterlippe weiß, wie die Kehle, Brust, Bauch und Innenseite der Schenkel weiß und mit Ausnahme der Unterlippe und Kehle mit größeren schwarzen Flecken versehen. Der Schwanz ist dünn, weiß mit schmalen braunen Ringen und langer schwarzer Spitze.

Länge des Leibes 2 engl. Fuß, 6 Zoll. Schwanz 6 Zoll, Kopf ebenso, Schulterhöhe 14½ Zoll, Kruppenhöhe 15½ Zoll.

Dieser Luchs ist wahrscheinlich bisher mit unter den zahlreichen Abänderungen des Fuchsluchses oder der **Bay Cat** des Pennant begriffen worden, unterscheidet sich aber wesentlich vom Originaltypus dieser Art, schon durch den längeren Schwanz. Unsere Abbildung konnte natürlich nicht besser seyn als das einzige existirende Original, welches oben erwähnt und von Vigors und Horsfield wieder mitgetheilt worden ist.

38. 39. Der Rothluchs, Kälberluchs. Felis lynx Linn.

Griechisch: ὁ λύγξ, -γκός, ὁ λυγκεύς, -έως, — ἀπὸ τῆς λύκης, d. h. vom Lichte, scharfem Gesicht, Sehen, Lugen, also: Sehe-Thier, Lugs-Thier. — Altlat.: lynx, lupus cervarius. — Franz.: le lynx. — Engl.: The lynx, European lynx. — Ital.: lince, cerviero. — Heißt auch Lux, Waldluchs, Hirschluchs, Hirschwolf, Steinluchs. — Uebrige Namen gehören zu den folgenden Arten, besonders No. 44. — Altschweizerisch: Thürwolff.

Kennzeichen der Art: Sommerhaar kurz, das Winterhaar länger, Farbe röthlich mit kleinen schwarzbraunen Tüpfeln, um die Backen laufen 4—5 wellenförmige Bandstreifchen, Schnurren weiß, Ohrpinsel lang, Schwanz so lang als Kopf, außerhalb der Mitte schwarz.

Der Luchs wird 2 Fuß 8—10 Zoll lang, sein Schwanz hält 6½ Zoll. Sein Wuchs ist zwar ganz katzenartig, aber robuster, besonders die starken Gliedmaßen, dickere Pfoten und langzugespitzten, einen Pinsel tragenden Ohren (welcher Ohrpinsel indessen nur im Frühlinge, gleichsam als hochzeitliche Zierde, recht ausgezeichnet ist), stellen ihn als Typus einer eigenthümlichen Gruppe im Katzengeschlechte auf. Die schwarzbraunen Fleckchen sind mehr oder weniger zahlreich bei verschiedenen Exemplaren, fehlen

indessen fast niemals auf den Schenkeln aller Beine, wo sie auch bei denjenigen, die über den ganzen Pelz zerstreute Fleckchen führen, gedrängter beisammen stehen. Das Haar ist übrigens weich, fast seidenartig. Die Ohren (Gehöre) *) stehen aufrecht, sind in der Mitte weißgrau mit glänzend schwarzem Rande und an der Spitze mit einem aufrecht stehenden Pinsel aus langen schwarzen Haaren geziert. Kehle und Unterleib sind weißgelblich. Der Schwanz (die Ruthe) ist dicker als an vorigen Arten, hat einen rothgelblichen Grund, undeutliche rothbraune Ringe und eine glänzend-schwarze Spitze (Blume). Die Sommerfarbe hat in der Regel weniger schwarzbraune Abzeichnung. Die Iris im Auge ist hellgelb, die Pupille länglich wie bei der Katze.

Der Luchs war in der Vorzeit, nach der Versicherung der Schriftsteller, sehr über Europa verbreitet. Der sich höher entfaltenden Cultur ist er gewichen und findet sich heut zu Tage in dem wärmeren Theile Europa's nur noch in den Gegenden der höheren Gebirge. In der Schweiz, in Piemont, Tyrol und Vorarlberg, in den Pyrenäen und Apenninen kommt er noch vor, in Bayern, in den Forstrevieren von Tegernsee, Immenstadt, Zwiesel u. s. w. werden alljährlich noch mehrere Exemplare geschossen oder in Tellereisen gefangen; am Harze wurde in den Wernigeroder Waldungen noch im J. 1818 ein sehr großes Exemplar geschossen **); auch in Böhmen, in Niederöstreich (vgl. Fitzinger in d. Beitr. z. Kenntniß von Niederöstreich), auf dem Schneeberge, dem Oetscher, dem Gahes und Ward, bei Gutenstein, Lilienfeld u. s. w., auch in den oberöstreichischen Alpen, in Steiermark kommt er noch einzeln vor. Im Winter durchstreift der Luchs auch die niedriger gelegenen Wälder, im Sommer zieht er sich in die Höhe der Alpen zurück. Dieselbe Art scheint die in den caucasischen Laubwäldern lebende zu seyn.

Der Luchs ist durch die Schärfe seines Gesichts (Geäuges) schon bei den Alten zum Sprüchwort geworden. Die hohe Entwicklung dieses Sinnes, wie die des Gehöres, der robuste Gliederbau, die scharfen Klauen (Waffen) und die dadurch mögliche Behendigkeit in seinen Bewegungen, so wie der Nachdruck, den er seinem Angriffe zu geben weiß, machen ihn zu einem so furchtbaren Raubthiere, daß er in Europa von keinem anderen übertroffen wird. Dazu kommt noch der große Blutdurst, der ihn so viel als irgend einem des Auslandes eigen ist, und welcher ihn veranlaßt mehr zu tödten, als er auffressen kann, so daß er in seinem Reviere sogar in einer einzigen Nacht bis zu 30 Schafen tödtet. Man könnte ihn den Repräsentanten des Tigers in Europa nennen. Er lebt nur einsam oder paarweise, und hat nie andre Raubthiere in seinem Revier. Das Lager findet sich in den unzugänglichsten Dickichten der Wälder und in Klüften der Felsen, oft wählt er dazu Dachs- oder Fuchsbaue oder hohle Bäume. In den Alpen belauscht er die Gemsen, Murmelthiere, Dachse, Rehe, Hirschkälber, Hasen und Vögel, besonders Auer-, Birk- und Haselhühner; in der Nähe der Sennhütten macht er sich an die Schafe, Ziegen, Kälber und das Hausgeflügel. Sehr behende besteigt er die Bäume (bäumt), und lauert da auf das Wild, auf das er dann herabspringt. Immer erlauscht er die Beute aus dem Hinterhalte, niemals jagt er sie. Am Tage sitzt er gewöhnlich auf einer Felsspitze, sonnt sich und beobachtet die Gegend. Morgens und

*) Die Bezeichnung in der Jägersprache wird in Paranthese beigesetzt.

**) Vgl. Dehne Spaziergang nach dem Harze (Quedlinburg und Leipzig 1819), S. 71. u. Weidmann's Feierabende, Bd. 4. S. 164.

Abends geht er auf die Beute aus, legt sich katzenähnlich auf einen Baumsturzel oder Busch an den Wildgängen unter dem Winde. Sobald er die Beute bemerkt, thut er drei bis vier weite Sätze von 12—14 Fuß Weite auf dieselbe, faßt das Thier im Genicke und zerbeißt ihm die Luftröhre, während er die, wie bei den Katzen, ausstreckbaren Krallen einschlägt. Ein entgehendes Wild verfolgt er nicht, sondern legt sich nach einem Fehlsprunge von Neuem auf die Lauer. Dem gefangenen Thiere saugt er das warme Blut aus und frißt davon etwa 3 — 4 Pfund Fleisch, von den Schafen frißt er die Eingeweide, auch wohl etwas vom Fleische des Kopfes, Halses und den Schultern. Das übrigbleibende läßt er liegen, wenn er Gefahr fürchtet, außerdem scharrt er es ein oder bedeckt es mit Gebüsch, um im Nothfall, wenn es am andren Tage an Beute fehlt, davon wieder Gebrauch machen zu können. Länger als drei Tage benutzt er aber gewiß nur in seltnen Fällen dieselbe Beute.

Die Luchse belaufen sich (ranzen) zu Ende Februar oder Anfangs März, das Weibchen trägt 9 Wochen, so kommen zu Ende April oder Anfangs Mai 2—3, selten 4 Jungen in einer Felsenhöhle zur Welt, welche 9 Tage blind sind, wie junge Katzen spielen und bald von der Mutter auf den Fang von Geflügel und kleinen Säugthieren abgerichtet werden.

Als schädliches Raubthier wird der Luchs allgemein nachdrücklich verfolgt. In der Gefahr bäumt er und streckt sich ungewöhnlich lang auf den dicken Ast eines Baumes, so daß er sich fast dem Blicke entzieht. Hier wird die Jagd gefährlich, denn nach einem Fehlschusse springt er herab und verwundet oft die Hunde und den Jäger selbst jämmerlich, indem er sie, in der Todesangst, mit den Tatzen und Eckzähnen (Fängen) zerfleischt. Deshalb fängt man ihn am liebsten mit Tellereisen, oder man kreist ihn zum Treib= und Kesseljagen ein, umstellt ihn mit Netzen und jagt ihn mit Hunden, oder fängt ihn in Gruben. Die Anwesenheit des Luchses wird aus seiner Spur mit Sicherheit erkannt, diese zeigt Abdrücke im weichen Boden oder Schnee, welche denen der Katzenspur sehr ähnlich sind, aber weit größer. Wenn der Luchs auf Raub ausging, so findet man die Spur schränkend oder geschränkt, d. h. die Eindrücke wechselsweise von einer Mittellinie entfernt, wenn er aber trabte, so findet man sie schnürend oder geschnürt, d. h. in schnurgerader Linie hinter einander folgend. — Thunbergs **Felis lupulinus** dürfte wohl zu gegenwärtiger Art gehören. —

Der Winterpelz wird geschätzt, sein Haar ist sehr weich, dabei dicht und fest; das Wildpret ist ein Delicatesse, was um so merkwürdiger ist, als man andere Raubthiere nicht zu genießen pflegt. Fett und Blut werden wohl auch noch jetzt von den Jägern als Heilmittel benutzt.

40. Der Parderluchs. Felis pardina Oken.

Französisch: le lynx-leopard.

Kennzeichen der Art: Haare kurz, glänzend rothbraun, schwarze gleichförmig zerstreute Flecken, Schnurren und Ohrpinsel lang, Schwanz kurz, gefleckt.

Der Parderluchs unterscheidet sich auf den ersten Anblick durch die großen, mehr gleichförmig über den ganzen Körper vertheilten, schwarzen Flecken und den kürzeren, nur etwas gefleckten Schwanz. Er lebt nur in den wärmsten Gegenden Europa's, in Portugal, Spanien, auf Sardinien, Sicilien und in der Türkei. Häufig kommt er

in den spanischen Mittelgebirgen vor, und wird daselbst größer als anderwärts, auch schöner und lebhafter gefärbt. Die schönsten kommen auf der **Sierra de Gredos** vor. Unter den drei schwedischen Arten, welche Thunberg unterscheidet, **Felis** lupulinus, **borealis** und vulpinus, finde ich die letztere ganz ähnlich, und nach einem vor mir stehenden Exemplare könnte ich sie vom Parderluchse nicht trennen. — Nächst der alten Abbildung von Perrault, möchte vielleicht noch die in Tourneforts Reise: **Voyage du Levant, Amsterd. MDCCXVIII.** tom. **I.** p. **185.** hierher zu rechnen seyn, und beiden füge ich noch zwei neue, bessere hiezu, welche nach einem schönen Oelgemälde gefertigt worden sind.

41. Der Caracal. Felis Caracal Güldenst.

Griechisch: ὁ λύγξ u. s. w. vgl. No. 38. — Altlatein.: lynx, lupus cervarius. — Franz.: le Caracal. — Engl.: the Caracal. — Arabisch: Anak el ard. — Türkisch: Karakulak, d. h. Schwarzohr. — Persisch: Sia-gussh, Siyah-ghush mit derselben Bedeutung. — Persischer Luchs.

Kennzeichen der Art: grauröthlich, unten blasser, Brust etwas gefleckt, Ohren außen schwarz, inwendig weißlich, Ohrpinsel lang, Schwanz ungefleckt, reicht bis zur Ferse.

Wird 2½ Fuß lang, der Schwanz 10 Zoll bis 1 Fuß, Höhe 1 Fuß 4 Zoll. Die Farbe des älteren Thieres ist fast rothgelb, die Unterseite weißlich. Ueber dem Auge zeigt sich ein blasser Wischfleck über dem obern und einer über dem untern Augenwinkel, Oberlippe, Kinn, Brust, Bauch, so wie die Innenseite der Gliedmaßen ist weiß, die Schnurren sind schwärzlich und entspringen aus schwarzen Wärzchen, der Oberrücken und die Rückseite der Ohren ist dunkelbraun, der Ohrpinsel schwarz, die Iris im Auge gelb, die Klauen gelblichweiß.

Der Caracal ist zum großen Theile gemeint, wenn die Alten vom Luchse erzählen. Er bewohnt Persien, Arabien und den Senegal, scheint sich durch ganz Afrika bis zum Caffernlande und in Asien längs des Ganges hin zu verbreiten. Indische Herrscher sollen sich in der Vorzeit seiner zur Jagd bedient haben, wie des Gepards (**No. 17.**), heut zu Tage kennt man darüber keinen Beleg. Das Thier zeigt sich auch in der Gefangenschaft so unbändig und störrisch, daß man kaum glauben kann, daß eine Abrichtung desselben möglich sey. Auch den Caracal nennen die Reisenden einen Löwenwächter und erzählen, daß er dem Löwen folge. Wie sich dies erklärt, ist in der Naturgeschichte des Tigers S. 27. gesagt worden. Seine Lebensweise wie sein Character dürfte mit dem des europäischen Luchses übereinstimmen, und einzig und allein durch Clima und Lokalitäten einige Abänderung erleiden. Seine Hauptnahrung besteht aus Hasen und Kaninchen und aus Geflügel, wobei er sehr behende die Bäume erklettert. Antilopen, Rehe und Hirsche jagt er mit demselben Blutdurst, wie andre Raubthiere thun. Die Caracals, welche wir bisher in Europa lebendig sahen, blieben äußerst scheu und bösartig. Sie drücken sich in den Winkel ihres Käfigs, und schnauben furchtbar, wenn man sie stört. Mißtrauen, Zorn und Blutdurst bezeichnen ihren Character. Nur ganz jung eingefangen, scheinen sie einigermaßen zähmbar zu seyn. — Es ist noch genauer zu beobachten, ob der Caracal aus Bengalen dasselbe Thier sey; ich habe diesen vor mir in einem früher lebendig gesehenen, jetzt ausgestopften Exemplare, er ist fast einfärbig aschgrau, unten blasser. Seine Abbildung werde ich noch geben. — Eine

ähnliche, noch sehr wenig bekannte Art, ist Temminck's Felis aurata, der Goldluchs, dessen Vaterland man aber nicht kennt.

42. 43. Der Stiefelluchs. Felis caligata Bruce.

Franz.: le lynx botté, lynx aux oreilles rouges. — Engl.: the booted Lynx.

Kennzeichen der Art: röthlich-gelbgrau, schwarz melirt, unten weiß, Sohle und Hinterseite des Unterfußes, einige Ringe gegen das Ende so wie die Spitze des den Hinterbeinen an Länge gleichenden Schwanzes und Ohrpinsel schwarz, Ohren auf der Rückseite röthlich.

Wird über 2 Fuß lang, der Schwanz über 1 Fuß. Der Name bezieht sich auf die unten schwarzen Beine. Die Farbe des Felles so wie dessen Zeichnung ändert ab, wahrscheinlich nach dem Alter der Thiere. Bei dem alten Männchen ist die Farbe fast bleigrau, schwärzliche Binden laufen mehr oder weniger deutlich quer über die Schenkel, eine deutlicher ausgeprägte bildet einen Halbring am Bug auf der Innenseite der Vorderbeine. Die Ohren sind mäßig lang und spitzig, außen fuchsröthlich, die Spitze schwarz, Innenseite weiß. Der Schwanz ist grau, von der Mitte an mit zunehmenden schwarzen Ringen versehen und an der Spitze schwarz. Das Weibchen hat eine gelblichere Grundfarbe, das junge Thier deutlichere schwarze Querbänder.

Der Stiefelluchs gehört nicht ausschließlich Afrika an, wo er entdeckt worden, wenigstens giebt Temminck an, daß er auch in dem südlichen Indien gefunden worden sey. In der Lebensweise gleicht er den übrigen Luchsarten. Bruce unterscheidet ihn zuerst, weshalb wir seine Originalabbildung unter No. 42. wiedergeben mußten. Er nennt ihn die kleinste Luchsart, da sein Exemplar nur 22 engl. Zoll maß, der Schwanz 13 Zoll. Seine Hauptnahrung bestand, wie Bruce *) beobachtete, aus Perlhühnern, von denen dort die Gebüsche wimmeln. Um sie zu belauschen liegt er bei den Wasserhältern, um sich ihrer zu bemächtigen, wenn sie zur Tränke gehen. Im Zorne wird er auch dem Menschen gefährlich und rettet sich bei Verfolgung auf die Bäume. Sonst verbirgt er sich im Dickicht und in Höhlen.

44. Der Katzenluchs, nordische Luchs. Felis borealis Thunb.

Französisch: le Lynx du Nord. — Englisch: the northerly Lynx. — Schwedisch: Lo. — Dänisch: Los. — Norwegisch: Goup. — Lappländisch: Albos. — Polnisch: Rys, Ostrowidz. — Russisch, Samojed. u. Ostjak.: Ryss. — Tatarisch: Slayssen od. Slylafsin. — Am Jenisei: Yhs. — Jakutisch: Ysch od. Yhs-pedaer, d. h. gefleckter. — Mongolisch: Scheleyssyn. — Burätisch: Tschelubum. — Kalmukkisch: Zoongodai od. Schiloèssù. — Tungusisch: Tifsaeki od. Tibdshaeki, auch Nondo, am Baikal: Jelbli. — Lamutisch: Nadami. — Tschuwaschisch: Tal. — Cabalisch: Nagameida. — Caragassisch: Tschopkon. — Motorisch: Dshokom. — Camaschisch: Nagabai. — Lettisch: Lufse. — Esthenisch: Ilwis. — Morduanisch: Kaschmarasch. — Votiakisch: Balan od. Kurell. — Arinzisch: Ann. — Tangutisch: Jée. — Indisch: Tschitah. — Ossetisch, am Caucasus: Istai. — Medzdschegisisch: Zoak. — Georgisch: Potzchori.

Kennzeichen der Art: langzottig, bräunlichgrau mit bräunlichen Fleckchen und Strichen auf dem Scheitel und den Beinen, Ohren mit Pinsel, Schwanz fast kürzer als Kopf, mit ganz schwarzer Spitze.

---

*) Select specimens of natural history collected in travels to discover the source of the Nile, in Egypt, Arabia, Abyssinia and Nubia. Vol. V. Edinburg 1790. Pag. 146—148.

Der Katzenluchs erscheint wegen seines langen Pelzes von weit kürzerem, gedrungenerem Bau als der südlichere Rothluchs. Sein Kopf ist dicker und in Allem prägt sich an ihm der Habitus der Wildkatze deutlicher aus, daher die Jäger allgemein den bezeichnenden Namen **Katzenluchs** nur ihm beilegen. Er erreicht eine Länge von 3 Fuß und darüber, sein Schwanz ist dann 6 Zoll lang, dick und dicht behaart. Die Schnurren sind weiß, das Kinn von starren Haaren fast bärtig, die Augenbraunwarzen vielborstig, die Ohrdrüsen von langen Zotten fast bärtig, in der Mitte mit schwarzem Büschel. Das schöne gelbgrünliche Auge hat weiße Lider, deren oberes schwarze Wimpern trägt; vom Hinter-Augenwinkel geht eine schwarze Linie aus, verbindet sich mit einer andern unter dem Auge in einen Winkel, ihr läuft eine zweite parallel in einem Bogen über. Die Wangen, der Scheitel hat schwärzliche Punktfleckchen. Durch diese beiden letztern Zeichnungen schließt sich der Katzenluchs unmittelbar an den Manul. Die Ohren sind auswendig gelbgrau mit weißem Wischfleck, am Rande rostgelblich, an der Spitze schwarz, von derselben Färbung ein zolllanger, etwas zurückgebogener Pinsel. Kehle weiß, beiderseits mit schwarzem Haarbüschel unter der Kinnlade. Der Winterpelz ist oben graugelblich, obenhin mit längeren, weißlichen Haaren, welche schwarzbraune Spitzen haben, bei schönren Exemplaren mit mehr oder weniger häufigen Wischflecken, Nacken und Rücken mehr rostgelblich, mit deutlichen Flecken. Unterseits ist der Pelz weiß und langzottiger, mit zerstreuten schwarzen Büschelchen, auch die Beine sind äußerlich zierlich punktirt. Der Schwanz ist spannenlang, rostfärbig, ein großer Theil von der Spitze aus ist seidenschwarz, unterseits mit eingemischten weißen Haaren. Im hohen Norden findet er sich ganz weiß, ins Grauliche spielend. Das junge Thier hat oben eine röthliche Farbe, weißlich gewölkt, deutlicher schwärzlich gefleckt, mit drei fast parallelen Streifen auf dem Hinterrücken. — Die Größe ist beträchtlich, das Gewicht steigt auf 60 Pfund und darüber. Im Winter ist der ganze Leib von vielem, schön weißem Fett umgeben, welches bis zu 2 Zoll 10 Linien hoch auf dem Fleische unter dem Felle liegt. — Backenzähne stehen oben jederseits 2, unten 3, nämlich mit einem kleineren vorderen.

Der Katzenluchs lebt in den großen Waldungen im Norden von ganz Sibirien überall häufig, ebenso im nördlichen Rußland. In Davurien und Sajansk ist er bösartiger. In Sibirien findet er sich am schönsten am Flusse Kovyman. In Europa breitet er sich über Cur- und Liefland, Schweden, Norwegen und Dänemark aus, erscheint auch als seltner Gast in Schlesien. Vor beinahe dreißig Jahren soll *) noch ein Luchs in Oberschlesien auf der Groß-Strehlitzer Herrschaft geschossen worden seyn, der offenbar nur übergelaufen war. Ein Fall der wohl jetzt auch nicht wieder vorkommen möchte. Für einen so ächt schlemmerisch wüstenden Mörder reicht unser jetziger Reh- und Rothwildbestand schon längst nirgends mehr hin. Seine Lebensweise ist ganz die des Rothluchses. Von den Bäumen springt er auf Rehe, Hirsche und Rennthiere, und schlägt ihnen seine Klauen und Fänge in den Nacken. Vorzüglich jagt er Füchse, Hasen und Auerhühner. Er ranzt im Februar, das Weibchen trägt neun Wochen und gebiert in einer Felshöhle vier blinde Junge. Auch jung aufgezogen ist der Luchs nicht zähmbar. Er ist wie die Katze ein sehr reinliches Thier; von den erlegten Thieren streift er sorgfältig das Fell ab und geht mit der äußersten Vorsicht zu Werke, um sich

*) Vergl. Gloger „Schlesiens Wirbelthier-Fauna." S. 10.

mit dem Blute nicht zu benetzen. Die Jakuten vergleichen deshalb einen Menschen, der seine Kleider reinlich hält, mit dem Luchse. Im Freien ist er furchtsam, flieht den Menschen und rettet sich vor den Hunden auf Bäume.

Der Winterpelz der schönen sibirischen Luchse wird besonders geachtet. Die reicheren Jakuten zahlen für das Stück 6 bis 8 Rubel und kleiden sich in Luchspelze. Das Fleisch ist sehr wohlschmeckend, die Jakuten halten es nächst dem Fohlenfleische für den ersten Leckerbissen, so wie die Zinganer das Katzenfleisch.

Die vor mir stehenden Exemplare erhielt ich aus Liefland.

45. Der Kirmyschak oder Sumpfluchs. Felis Chaus Güldenst.

Franz.: le lynx des marais. — Engl.: the Kirmyshak or lynx of marshy regions. — Russisch, am kaspischen Meere: Dikaja Koschka, d. h. wilde Katze. — Tatarisch: Kir-myschak, d. h. wilde Katze, oder Pulàn. — Tscherkessisch: Moes-gedu. — Felis Catolynx Pallas.

Kennzeichen der Art: ungefleckt, oben graulich, unten röthlich, Schwanz fast so lang als die Hinterbeine, außerhalb der Mitte schwarzgeringelt.

In der Größe hält er das Mittel zwischen der wilden Katze und dem Caracal, also von der Größe des Schakals, 2 Fuß 1 Zoll 8 Linien Länge, Schwanz 9 Zoll 3 Linien, Schulterhöhe 12 Zoll, Kruppenhöhe 13 Zoll 6 Linien, Kopf 4 Zoll 10 Linien, Ohren vom Scheitel aus 1 Zoll 10 Linien, am Außenrande 2 Zoll 4 Linien. Die Färbung nähert sich auch der des Schakals. Der Wuchs ist weniger schlank als am Caracal, mehr dem der Katze ähnlich, aber stärker. Der Kopf verhältnißmäßig klein, die Nase länglich und wie bei der Katze durch einen Streifen getheilt, welcher als eine nackte Linie in die Lippe übergeht. Das Ohr ist im Umkreise weiß. Die Vorderzähne sind klein, stumpf, ziemlich gleich, jederseits der äußre ziemlich groß, kegelförmig; von den Backzähnen ist oben der erste klein, der mittlere dreieckig, der hinterste am größten und dreispitzig, nach hinten sich fortsetzend; unten gleichfalls drei, der erste kegelförmig, etwas kleiner als die andern. Schnurren in 4 Reihen, die meisten und größten Borsten weißlich, die obersten schwärzlich. Eine zweischenkelige Nath beugt sich über die Nase beiderseits vor dem Augenwinkel hin. Die Augenbraunwarze trägt 5 schwärzliche Haare und eine weiße Borste, Backenwarzen mit einer großen weißen Borste, Warzen über der Ohrdrüse mit zwei Borsten. Ohren groß, zugespitzt, an der Spitze schwarz, mit kurzem, schwarzem Haarpinsel, außen röthlich, inwendig die Höhlung mit blaßen Haaren umstellt. Der Leib ist kräftig gebaut, die Glieder mäßig dünn, die Klauen hornfarbig gelblich. An den Vorderbeinen befindet sich hinten an der Pfotenwurzel und etwas nach außen eine warzenartige Schwiele, welche nackt ist und sehr hervorragt. Die Klauen sind zolllang und ziehen sich gänzlich in ihre Scheiden zurück, die Ballen sind schwarz und ebenso wie der Streif, welcher von den Ballen nach dem Fersenbeine aufsteigt, wie bei den Hasen mit dichten, rückwärtsgerichteten Haaren besetzt, welche nach dem Fersenbeine hin rothgelb werden. Der Schwanz ist dünn wie bei den Katzen, mit dem Rücken gleichfarbig, die Spitze schwarz und von derselben gegen die Mitte hin drei und ein halber schwarzer Ring sichtbar. Oberlippe und Kinnlade ist weiß, die Kehle gelblich, Hals und Leib unterseits blaßrostgelblich, ebenso der Umkreis der Augen, mit untermischten schwärzlichen Haaren; die Beine rostgelb, sehr verloschen wellenstreifig, Rumpf oben aus dem bräunlichgrauen aschgraulich, die längeren Haare an der Spitze

schwarz, blaß geringelt. Unterhaar bräunlichgrau-aschgraulich; die Haare etwas straffer als bei der Katze, auf dem Rücken im Winter anderhalb Zoll lang und darüber.

Der Kirmyschak findet sich häufig im Schilfe der Sümpfe in den subalpinischen Waldungen am kaspischen Meere und am See Aral, dann am Flusse Terek, besonders aber im nördlichen Persien. Er lebt wie die Luchse und wilden Katzen, nährt sich von Geflügel, welches im Schilfe übernachtet, von Mäusen und auch von Fischen. Die Perser nennen ihn wilde Katze, und auch in der Gefangenschaft legt er seine Wildheit nicht ab.

46. Der Rüppelsche Luchs. Felis Rüppelii Brandt.

Franz.: le lynx Ruppel. —

Kennzeichen der Art: röthlichgrau, Beine rostgelb, Schwanz kaum länger als Kopf, mit schwarzer Spitze und zwei schwarzen Ringen vor der Spitze.

Das bekannt gewordene Weibchen, welches der berühmte Reisende Rüppel erlegte, hatte 2 Fuß 1 Zoll Länge, der Schwanz betrug 8 Zoll. Der Herausgeber des Rüppelschen Atlas, D. Crezschmar, giebt die genaue Beschreibung. Die Behaarung ist stark, das wollige Grundhaar ist sehr weich und bedeckt den Körper in großer Menge, die Borstenhaare sind seltner und rauch. Das wollige Haar hat überall eine schmutzige hell ockergelbe Farbe, die auf dem Rücken dunkler, auf dem Leibe heller ist. Die Borstenhaare haben am Grunde dieselbe Farbe, in der Mitte einen schwarzbraunen Ring, und sind an der Spitze im Allgemeinen graugelb oder weiß oder saffrangelb, wodurch das ganze Farbenkleid ein graugelb und weiß gemischtes Ansehen erhält. Viele Borstenhaare sind mit einer schwarzen Spitze versehen und bilden an den Seiten des Leibes, wo mehrere beisammenliegen, schwache schwarze senkrecht oder schräg laufende Wellenlinien, auch hier und da einzelne schwarze Punkte. — Die Borstenhaare des Rückens haben hell ockergelbe, beinahe saffranfarbige Spitzen, und bilden längs desselben von den Schultern bis zu dem Schwanze einen gelben Streifen, der auf dem Kreuze am stärksten gefärbt ist. Die Schnautze ist ziemlich stumpf, die Nase schwarz und auf ihrem Rücken ockergelb; über jedem Auge ist ein größerer und unter demselben ein kleinerer weißer Fleck. Von dem innern Augenwinkel zieht ein schwarzer Streifen zur Nase hin. Die Lippenränder sind schmal und schwarz eingefaßt, so wie ober- und unterhalb mit einem schönen weißen Ringe umgeben; die Augenbraunen, Backen und Bartborsten sind weiß, und bei den letzteren befinden sich einige glänzend schwarze. Die Ohren sind an dem innern Rande der vordern Seite mit weißlich gelben Haarbüscheln eingefaßt, an der hintern Seite graubraun, an der Spitze braun, und endigen mit einem schwarzen, einen halben Zoll langen Büschel. Wangen, untere Kinnlade, Kehle, Hals und Brust sind ockergelb; der Leib spielt ins Weißgelbe mit dunklen Flecken. Die äußere Seite der vorderen und hinteren Gliedmaßen behält die allgemeine Farbe bis zu den Fußwurzeln, welche schmutzig ockergelb und hinten schwarz sind, auch bemerkt man auf deren Fläche 4 oder mehr schwarze Querbänder. Die innere Seite der Extremitäten ist gelb, an den vorderen ist ein runder, großer, schwarzer Fleck. Der Schwanz beträgt den vierten Theil der Körperlänge, und ist im Ganzen cylindrisch und graulich. Die Spitze desselben ist schwarz und stumpf; zwei schwärzliche Ringe, die hier nahe liegen, sind durch eben so viel grauweißliche getrennt, beide jedoch nicht vollkommen deutlich. Diese

Art bewohnt das nördliche Afrika, das beschriebene und abgebildete Exemplar wurde am See Menzale erlegt.

Der Herausgeber des Rüppelschen Atlas hielt das Thier für den Kirmyschak; H. D. Brandt hatte Gelegenheit mehrere Exemplare des Kirmyschak zu vergleichen, und machte zuerst *) darauf aufmerksam, daß das gegenwärtige eine gänzlich verschiedene, neue Art sey, welche sich durch bedeutendere Größe und weit kürzeren Schwanz, schon ohne nähere Vergleichung, leicht unterscheidet.

47. Die Fuchskatze. Felis planiceps Horsf. et Vigors.

Franz.: chat à tête applatie. — Engl.: the flat-head Cat.

Kennzeichen der Art: rothbraun, Seitenhaare weißgespitzt, zwei Stirnstreifen, die Wangen, Kehle, Brust und Bauch weiß.

Diese, von den übrigen merkwürdig abweichende, durch ihre Kopfbildung einen Uebergang zu den Füchsen eröffnende Katze wurde erst neuerlich durch Sir Stamford Raffles in Sumatra entdeckt. Ihr Haare sind über den Rücken hin dunkler, deren Farbe ist überhaupt genommen ein dunkles Braun, nur an der Basis und Spitze sind die einzelnen Haare rothbraun. — Diese kleine Katze hat 18 engl. Zoll in der Länge, der Schwanz hält 5 ½ Zoll, der Kopf 4 Zoll, die Schulterhöhe 7 ½ Zoll, die Kruppenhöhe 8 Zoll. Sie zeichnet sich aus durch den außerordentlich flachen Schädel; diese Flachheit geht von der Nase nach dem Maule, an den Seiten ist er breit. Der Kopf selbst ist gestreckt fast walzenförmig, die Entfernung zwischen Augen und Ohren verhältnißmäßig groß. Die Breite zwischen den Ohren 2 ¼ Zoll. Die walzige Gestalt und seitliche Zusammenziehung des Kopfes contrastirt sonderbar mit der ungewöhnlichen Länge der Zähne. Die Spitzzähne besonders sind fast so lang als bei andern Katzen von doppelter Größe. Die Spitzzähne stimmen in der Zahl mit denen der übrigen, sind aber mehr als gewöhnlich zusammengedrückt und die Seitenspitzen mehr entwickelt. Das Thier ist schlank, die Gliedmaßen lang und zart. Zehen sind ebenso viele als bei den übrigen Katzen. Die Zungenwärzchen sind hervorragend und scharf; der Schwanz verhältnißmäßig kurz. Die Herrn Horsfield und Vigors verglichen zwei Exemplare in Spiritus, wornach sie die Beschreibung und Abbildung gaben.

Die Art weicht schon in mehren Stücken von den wahren Katzen ab. Gestalt des Kopfs, Länge der Eckzähne, die zusammengedrückten Mahlzähne (grinders) mit starken Spitzen, nähern sie der Gattung Prionodon, doch fehlt die spitzige Nase, der überzählige Zahn und der lange Schwanz, das bemalte Fell und noch andre Eigenheiten dieser Gattung. In Gestalt und Ansehn nähert sie sich auch den Mardern, aber das Gesicht und der Wuchs kommt doch wieder mehr mit dem der Katzen überein. Erst eine genauere Kenntniß, welche aus Beobachtungen ihrer Lebensweise hervorgehen wird, kann ihren festen Platz im Systeme bestimmen.

Während ich dies schreibe, erhalte ich eben auch die Felis Jaguarundi in Naturà, und kann nun auch von dieser seltnen und in neueren Zeiten nicht wieder abgebildeten

*) im Bulletin de la Société impériale des naturalistes de Moscou. 1832. IV. p. 209.

Art eine getreuere Darstellung geben. Auf ein paar Nachtragstafeln folgen dann zur Vervollständigung die indessen erhaltenen zusammen: **Felis leo senegalensis, asiaticus, leo-tigris, Irbis (Uncia), catenata, elegans, undata, javanensis, sumatrana, bengalensis** (neu) **Diardi** in beiden Geschlechtern, **himalaiana, servalina (ornata), Jaguarundi, angorensis, catus carthusianorum, Foina-domestica, Caracal bengalensis, canadensis.** —

Hundegeschlecht. Canis.

a. Füchse: mit länglicher Pupille, fortlaufendem Oberrande der Schneidezähne, keulenförmig langbehaartem Schwanze (Standare). Graben sich Höhlen.

b. Schakals und Wölfe: mit runder Pupille und Schneidezähnen mit tiefen Einschnitten, obere dreispitzig, untere zweispitzig; Schwanz hängend, weniger buschig.

c. Hunde: mit runder Pupille und an der Spitze aufwärtsgebogenem kurzharigem (Ruthe) oder mähnenartig behaartem (Fahne) Schwanze. *)

a. Füchse.

48. Der Fennec. Canis Zerda ZIMMERM.

Franz.: le Renard Fennec. — Dongolanisch: Abu suhf. — Arabisch: Fennec nach BRUCE. Zerda, Jerd oder Jerda, Benennung der Mohren nach SKIÖLDEBRAND. — Vulpes minimus Saarensis SKIÖLDEBR. — Zerda SPARM. — Animal anonyme BUFF. — Viverra aurita BLUMENB. — Megalotis Cerdo ILLIG. — Canis pygmaeus oder Saharensis oder C. Megalotis LEUKART. — Fennecus DESMAR. DESMOUL.

Kennzeichen der Art: strohgelblich, Kopf und Unterseite weißlich, ein Fleck unter den Augen strohgelb, Schwanz von der Länge des Rumpfes, außerhalb der Mitte und an der Spitze schwärzlich, Ohren so lang als der Kopf, außen gelblichgraulich.

Ein, wie die obige Aufzählung der Namen angiebt, von den Schriftstellern sehr verschieden beurtheiltes und deshalb in verschiedene Gattungen gestelltes Thier, dessen wahre Verwandtschaft eigentlich erst durch den Dr. Cretzschmar, Herausgeber des den Rüppelschen Thieren gewidmeten Atlas berichtigt und am besten beschrieben worden ist.

Die Länge beträgt 1 Fuß 11 Zoll 4 Linien, davon der Schwanz 8 Zoll 6 Linien, Kopf 3 Zoll 6 Linien, Ohrenhöhe von innen 3 Zoll 6 Linien, größte Breite der Ohren 2 Zoll, Entfernung derselben eben soviel, Schulterhöhe 7 Zoll 9 Linien, Kreuzhöhe 8 Zoll 2 Linien. Die Hauptfarbe ist strohgelb, in's isabellfarbige ziehend. Die wolligen Haare sind an der Wurzel schmutzig weiß, gehen an den Spitzen in isabell über und sind äußerst weich und zart. Die meisten Borstenhaare haben die letztere Farbe, ausgenommen den ganzen Lauf des Rückens und die Hinterbeine, auf welchen Theilen ziemlich viel schwarze und einzelne weiße durchschimmern. Am Kopfe sind einzelne Stellen ganz weiß, als: ein Fleck über und einer unter dem großen dunkelbraunen Auge, so wie die Seitentheile der Schnautze, welche sehr spitzt zuläuft und selbst glänzend schwarz ist;

---

*) Bei Betrachtung der Gattungen folgen die Kennzeichen, welche sich am Schädel darbieten.

von dem innern Augenwinkel zu dieser läuft ein bräunlicher Streifen. Die sehr langen Bartborsten, die Augenbraunen und Backenborsten sind glänzend schwarz. Die Ohren sind weit aufstehend, im Eingange fand Cr. bei 3 untersuchten Exemplaren einen röthlichen feinen Sand, der denselben wie eine Kruste bedeckte. Das Ohrläppchen ist stark ausgebildet und ragt 4 Linien über den äußern Rand des Ohres hinaus. Die hintere Fläche des in Beziehung auf den Körper überaus großen Ohres hat die oben angegebene allgemeine Farbe; die vordere und innere ist fleischfarben und an dem innern Rande mit 1 Zoll langen weißen Haaren besetzt; die Lippenränder sind schwarz eingefaßt, das Kinn ist weiß und von der untern Kinnlade an vermischt sich das Weiße mit dem Isabellfarbigen dergestalt, daß die Gränze des Uebergangs dieser Mischung zum weißen Unterleibe nicht bestimmt werden kann. Der Schwanz fällt im Ganzen mehr in das ockerfarbige, ist stark buschigt, wie bei den Füchsen im Allgemeinen; hat 1 ½ Zoll von der Wurzel oberhalb einen schwarzen, dreieckigen Fleck, dessen Spitze nach vorn gerichtet ist, schwarze Borstenhaare auf der ganzen obern Länge desselben, welche an der Spitze näher zusammentreten und einen schwarzen Büschel bilden. Die Fußsohlen sind durchaus mit einem starken wolligen Haare bedeckt, so daß das Thier auf diesem wirklich auftritt. Die stark und beinahe gerade herausstehenden Nägel, welche an den Vorderbeinen 4 Linien, an den Hinterbeinen 3 Linien lang sind, haben eine weißliche Farbe, und sind offenbare Grabenägel. Die Zähne sind wie bei den Hunden vertheilt, oben und unten 6 Schneidezähne und 2 Eckzähne, oben zusammen 12 und unten 14 Backenzähne.

Rüppel erlegte das, dem nördlichen Afrika angehörende Thier in den Gegenden von Ambukol und der Wüste von Korti. Die Einwohner nennen das niedliche Thier nach eingezogenen Erkundigungen Fennek, und sagen, es fände sich bis zur Grenze von Egypten. Der Fennek hält sich in Sandwüsten auf, wo er sich Höhlen gräbt, wohl nicht auf Bäumen, wie Bruce berichtete. Derselbe Reisende erzählt *), er habe erfahren, daß das Thier in Biscara nicht ungewöhnlich sey, häufiger in der Nachbarschaft der Districte von Beni-Mezzab und Werglah, den ehemaligen Wohnplätzen der Melano-Gätulen, wo man den Fennek auch um seines Felles willen zu jagen pflege. Die Felle bringt man nach Mekka, und von da auch nach Indien. Bruce hielt, als er Consul in Algier war, ein Exemplar lebendig im Käfig.

49. Der großöhrige Fuchs. Canis megalotis Desmar.

Franz.: le Renard de Lalande, aux grandes oreilles.

Kennzeichen der Art: graulichbraun, Rücken und Beine dunkler, Ohren wenig kürzer als Kopf, weißgerandet, Schwanz an der Wurzel sehr lang behaart.

Diese Art hat den Wuchs des gemeinen Fuchses, der Kopf ist verhältnißmäßig kleiner, die sehr großen Ohren haben am Außenrande unten einen doppelten Umschlag, der Schwanz ist besonders dadurch ausgezeichnet, daß er an der Basis so lang behaart ist, als an der Spitze. Der ganze Pelz ist wolliger als bei irgend einer Fuchsart, am meisten unterseits; die Vorderseite der Beine fast schwärzlich, ebenso der Rücken und die Schwanzspitze. Auch die Pfoten tragen ein etwas gekräuseltes Haar. — Delalande entdeckte diesen Fuchs im Lande der Caffern.

---

*) in der oben von mir citirten englischen Ausgabe S. 128.

50—52. Der Nilfuchs. Canis niloticus Geoffr.

Franz.: le Renard d'Egypte. — Arab.: Taleb, Taalib (in Aegypten der Name des Canis Anubis). — Arab. in Aegypten: Abu Hagselm und Abu el Hosselm, oft Abuhosselm, Abelhosselm und Abelhasselm. — Berbern in Dongola: Abuhessinga.

Kennzeichen der Art: rothgelb, Lippen und Schwanzspitze weiß, Unterhals und Bauch graulich.

Der Nilfuchs ist von Wuchs etwas schlanker, doch wenig kleiner als der gemeine Fuchs; Ehrenberg giebt die genauere Ausmessungen mehrer Individuen, ein männliches maaß im Ganzen 2 Fuß 11 Zoll 3 Linien, mit Abrechnung des Schwanzes 1 Fuß 10 Zoll 9 Linien, die Schwanzruthe etwa 1 Fuß, mit der Behaarung 1 Fuß 3 Zoll 3 Linien. Die Beine und der Pelz und selbst die Knochen sind dünner, als am gemeinen Fuchs, er erscheint deshalb hochbeiniger, doch sind die Beine nicht länger. Der Kopf hat ein Viertheil von der Körperlänge. Die Ohren sind länger als der halbe Kopf. Die Vorderbeine sind vom Ellenbogen aus um ein Drittheil der Kopflänge länger als der Kopf. Dieser ist fast um einen Zoll länger als die Hinterpfoten. Die Schwanzruthe hält etwa zwei Kopflängen. Die Vorderpfoten sind nicht viel über halb so lang als die hintern. Die Schnurren sind halb oder fast zwei Drittheil so lang als der Kopf. Die Rückenhaare sind 1 — 1 ½ Zoll lang, haben viel Wollhaar um sich, sind weich und bunt, die dünne Basis ist kraus und weiß, die Mitte breit schwarzbraun, nach oben geht das Weiße in Rothgelb über, die Spitze ist schwarz. Das Wollhaar ist kraus, unten grau, oben rothgelb, in der Nähe der Schulterblätter und der Ohren gelblich-weißlich. Das Schwanzhaar ist etwa zwei Zoll lang, nach dem Ende hin noch länger. Die Schnurren alle steif und schwarz. Die Farbe ist im Allgemeinen graulich-rothgelb, an den Seiten graulich, über den Rücken läuft ein breiter röthlichgelber Streif. Der Kopf ist gelblich, die Seiten der Nase und ein Fleck um die Augen ist höher rothgelb, die Nasenspitze schwarzbraun. Der Maulwinkel ist schwarz, der Maulrand nach vornhin weiß, die Unterkinnlade in der Mitte der Spitze graulich-braun. Die Beine sind außen rothgelb, vorn schwarz überlaufen. Unten überall braunschwärzlich mit weißgefleckten Haaren. Der Bauch und der Schwanz überhaupt ist schwarz gesäumt. Die Oberarme und Scheinbeine sind innen weißlich, nach oben jedoch schwärzlich. Die Ohren inwendig weiß, außen ganz schwarz, nur die Winkel am Grunde beiderseits und der dünne Außenrand sind blaßgelblich. Die Klauen hornfarbig-weißlich. Der Schwanz dicht behaart, dick, oberhalb an der Wurzel rothgelb, nach der Spitze und unterseits gelb, die Spitzen der Haare unten in längerer Ausdehnung schwarz, die Schwanzspitze blasser, nicht eigentlich weiß. Drei Zoll unter der Schwanzwurzel oberseits ein schwärzlicher, verloschner Fleck. Der lockre Schwanz ist über 3 Zoll dick. Die Iris im Leben braun und goldfarbig gescheckt.

Der Fuchs Aegyptens wurde ehedem nicht von dem Europa's für verschieden gehalten; Aristoteles, Prosper Alpin, auch Georg Cuvier und Desmoulin hielten beide für einerlei, Geoffroy St. Hilaire und Friedrich Cuvier unterschieden beide Arten zuerst, was in Deutschland durch die von Ehrenberg und Rüppel gesendeten Exemplaren bestätigt worden ist.

52 b. Der Blaßfuchs. Canis pallidus Rüpp. et Cretzschm.

Franz.: le Renard paille. — Dongol.: Abu suhf.

Kennzeichen der Art: Kopf, Nacken, Halsband, Rückseite und Schwanz aus dem strohgelben röthlich, Ohrdrüsengegend, Unterhals, Brust und Bauchseite weißlich; Rücken aus weiß, schwarz und röthlich bunt, Schwanzspitze schwarz.

Der Blaßfuchs ist wie der Fennek eine niedliche, schlanke Fuchsart. Die Länge beträgt 1 Fuß 7 Zoll 8 Linien, die des Schwanzes überdies 10 Zoll; der Kopf ist 4 Zoll 6 Linien, die Ohren 2 Zoll lang, die Schulterhöhe beträgt 9 Zoll 3 Linien, die Kreuzhöhe 9 Zoll 10 Linien. Die Hauptfarbe ist ein blaßröthliches Strohgelb. Die Wollhaare sind durchaus von derselben Farbe, nur auf dem Rücken an ihrer Wurzel grau, überaus zart und dicht. Die Oberhaare ziemlich rauch und zahlreich genug um ersteren ganz zu verdecken. Nase, Augenlieder, Schnurren und Augenbraunen sind schwarz, die Iris hellbraun. Auf dem ganzen Kopfe sind weiße Haare eingemischt. Die Ohren mittelmäßig, spitz, weißlich gesäumt, innerseits kahl, am Eingange steht ein kleiner Haarbüschel. Die Hinterseite mit kurzen Häärchen von der allgemeinen Farbe bekleidet. Schläfegegend, Kehle, Hals, Brust und Unterleib weißlich. Den Hals umschlingt ein blaß-strohgelbes Band. Auf der ganzen Länge des Nackens und Rückens ist eine gleiche Mischung von röthlicher, schwarzer und weißer Farbe vertheilt. Diese entsteht dadurch, daß die Borstenhaare dieser Theile einen weißen Ring haben und bald mit schwarzer, bald mit röthlicher Spitze endigen. Auf der Rückseite des Schwanzes ist einen Zoll unter dessen Wurzel ein schwarzer, ungleicher Fleck bemerkbar. Viele Borstenhaare desselben laufen in schwarze Spitzen aus und sind an dessen Ende zu einem schwarzen Büschel vereinigt. Die innere Seite der Füße, so wie die vordere der Läufe sind weißlich, die äußere Seite des ganzen vorderen Fußes, ein Fleck auf der Schiene und der hintere Theil der Fußwurzel an den Hinterbeinen rothbraun. Die Fußsohlen ziemlich mit Haaren bedeckt, die weißen Nägel lang und etwas gekrümmt.

Rüppel sammelte drei Exemplare am Brunnen Nedger im Kordofan, auch im Darfur schien er überall gekannt. Die Benennung der Araber Abu Hossein fand Ehrenberg, wie wir gesehen haben, zu einer andern Art gehörig. Der Blaßfuchs gräbt Höhlen, die er am Tage bewohnt, und jagt zur Nachzeit kleinere Säugthiere und Vögel. Er ist ein überaus gewandtes, schlaues Thier, das sich nur selten in Fallen fangen läßt.

53. Der Schmalfuchs. Canis famelicus Rüpp. et Cretzschm.

Franz.: le Renard grêle. — Dongol.: Sabbar.

Kennzeichen der Art: Kopf ockerfarbig, Rückenstreif kastanienbraun, Rumpf oben graulich-gelblich, unten aus dem weißen gelblich; Ohren zwei Drittheil so lang als Kopf, aufrecht.

Der Schmalfuchs hält 1 Fuß 8 Zoll Länge, der Schwanz überdies 1 Fuß 2 Zoll, der Kopf 3 $\frac{1}{2}$ Zoll, die Ohrenhöhe 3 Zoll 10 Linien, die Breite der Ohren nur 1 Zoll 10 Linien. Das Wollhaar ist äußerst zart seidenartig und dicht, isabellfarbig, nach dem Rücken hin grau. Die Oberhaare haben auf dem Rücken einen weißen Ring, und endigen mit einer glänzend kastanienbraunen Spitze, wodurch der Längsstreif entsteht.

Die langen Schwanzhaare sind oben schwarz, unten so wie die Spitze des Schwanzes isabellfarben. Hals, Brust und Unterleib sind weißlich isabellfarben; den ersteren umgürtet an der Brust ein Ring von dunklen Borstenhaaren. Die schwarze Schnautze des spitz zulaufenden Kopfes ist weiß eingefaßt. Die Lippen sind weiß; die obere schneidet scharf ab mit einem röthlichen Streifen, der von dem Auge bis zu einem schwarzen Flecke zieht, aus welchem die Bartborsten entspringen, die, so wie die Augenbraunen und Backenborsten schwarz sind. Der ganze übrige Kopf ist bis zum Nacken hell ockerfarbig. Die Augen sind braun. Die sehr langen aufrecht stehenden Ohren sind an der äußern Fläche graulich, an der innern nackt und fleischfarbig, am innern Rande mit langen weißen Haaren besetzt, und der ganze Rand mit einem gelben niedlichen Saume eingefaßt. Die Vorderbeine sind auf der äußern Seite röthlich ockerfarben, an der innern blaßgelb mit einem grauen Streifen längs der vordern Seite. Die hintern sind bis zum Knie mit der allgemeinen Haarbekleidung bedeckt, unter demselben ist ein röthlicher Fleck, der bis zur Fußwurzel reicht, welche, so wie die ganze innere Seite, blaßgelb ist. Die Zehen und Sohlen sind in ein dichtes, langes, wolliges, gelbes Haar eingehüllt, aus dem die langen, weißen Nägel hervorstehn. Am jungen Thiere sind die Farben greller, die Rückenstreifen breiter, die schwarzen Oberhaare häufiger und die Schwanzspitze ganz weiß.

Rüppel fand diese Art in den nubischen Wüsten und im Kordofan; sie lebt in sandigen Wüsten, gräbt Höhlen und jagt Vögel und kleinere Säugthiere. Nach ihm nennen sie die Araber: **Sabora.** Cretzschmar macht auf die Aehnlichkeit dieses Thieres mit dem auf den ägyptischen Tempeln und Königsgräbern abgebildeten Schakal aufmerksam.

54—60. Der Fuchs, Birkfuchs. Canis Vulpes Linn.

Griechisch: ἡ ἀλώπηξ, -εκος. — Alt- und Niederdeutsch: **Vos, Voss,** poët. **Reineke.** — Franz. **Renard commun.** — Ital. **volpe.** — Engl. **the Fox.** — Britann. **Llwynog, Llwynoges.** — Schwed. **Räf.** — Spanisch **Zorra.** — Portug. **Rapoza.** — Polnisch **Lis, Liszka.** — Russ. **Lissitza, Liska,** auch nach dem Tatarischen: **Tülké.** Tatar. **Tülkö** oder **Tylki,** am Jenisei **Tilgé.** Tschuwasch. **Tihle;** Jakuten: **Ssassil,** rothe: **Kysil-Ssassil,** schwarze: **Karà-Ssassil,** im Allgemeinen: **Tyllgiak** und **Achass.** Mongol. **Ocnoegae.** Burät. und Kalmukk. **U'negoen,** bei letztern auch **Aratù.** Tunguf. **Sculàki.** Davur. **Solàki.** Lamut. **Sjùli.** Jucagir. **Tschakala.** — Esthen. **Rebbane.** Lett. **Lapsa.** Finn. **Repo, Rewon, Kettu, Ketun.** Permiens. **Rutsch.** Morduan. **Killas, Kelas.** Votjak. **Züssi** und **Dshitschi.** Wogul. **Tolmach** (d. i. Dieb), auch **Okschar.** Tscheremiss. **Rebesch.** — Beresow. Ostjak. **Wochsar** oder **Uachsar.** Surgutsk. **Wòkai.** Narymens. **Locha.** Wassugan. am Jenisei: **Wokkai,** am Fl. Kas-Kotan, der schwarze: **Tomkan.** — Samojed. am Petschora: **Tünke,** am Ob: **Tjüne.** Juràk. **Toene,** am Mangasea: **Toedte.** Tavginz. **Tunte.** Karagass. **Locka** und **Lui.** Koibal. **Mingei.** Narymik. **Lóga.** — Arinzer am Jenisei: **Káogon, Choegen** und **Ljene.** Kamaschinz. **Mingi.** — Tunguf. **Schuláki;** in Davurien: **Soláki.** Lamut. **Sjuli.** Koràk. **Jájun** od. **Jaijuhl.** Kamtschadal. **Eschingasch,** bei andern **Tschaschiai;** am Fl. Uk: **Eschitsch,** am Tigil: **Tschaél.** Karagens. **Jaejolbil.** — Kuril. **Yabr** und **Kimutpe,** (der schwarze F.): **Siltukpeer.** Japon. **Kisne.** Aleut. Jers. Kadiak. **Koffiak.** — Tangut. **Wa.** Indisch **Lobaeri.** — Armen. **Achwell.** Georgisch **Mela.** — Osset. **Buasch.** Tschetschens. **Zogal.** Tscherkess. **Badsche.** — Deutsche Jägernamen sind noch: Feldfuchs, Waldfuchs, Hundfuchs.

Kennzeichen der Art: fuchsroth, unten blasser, Ohren hinten schwarz, Schwanz keulenförmig, sehr stark behaart, an der Spitze weiß.

Die gewöhnliche Länge des ausgewachsenen Birkfuchses ist 2 Fuß und etliche Zoll, der Schwanz über 1 Fuß 3 Zoll. Auf dem gelbrothen Grunde des Pelzes sticht die Oberlippe, Unterkinnlade, Kehle und Brust durch weißliche Farbe hervor, an den Ohren ist wenigstens die Spitze schwarz. Die Hinterbeine sind innerseits weißlich, die Zehen

und ein Theil des Mittelfußes ist schwarz, die Schwanzhaare an ihrer Spitze schwärzlich, die Schwanzspitze weiß. Das Wollhaar ist gelbgrau. Auf dem Schwanze steht oberseits etwa dritthalb Zoll von der Basis eine Drüse (die Viole), welche eine wie Veilchen riechende Feuchtigkeit absondert. Im Ganzen hat das Thier überdies einen eigenthümlichen, widrigen Geruch.

Das Vaterland des Birkfuchses ist auch nach Absonderung einiger sonst mit zu ihm gerechneten, wahrscheinlich specifisch verschiedener Thiere, noch sehr ausgedehnt. Er bewohnt erstens ganz Europa, ist auch sowol im ganzen europäischen Rußland als in ganz Sibirien häufig bis zum östlichen Ocean, und findet sich auch in Amerika über die Inselkette, welche sich vom Vorgebirge Alaeska hinzieht. In den südlichen Niederungen ist der Fuchs von Pelz und Farbe schlechter, schöner in den kalten, nördlichen und östlichen Gegenden, am allerschönsten, vorzüglich rothschillernd, in Kamtschatka, wo er deshalb Oynaenki, d. i. Feuerfuchs, genannt wird. Die Caucasischen und Taurischen sind blasser und unansehnlicher. Abänderungen giebt es vorzüglich in Sibirien viele. Bei dem rothen ist bisweilen das Rückrath und ein breiter Querstreif über die Schultern kreuzförmig, dies sind die dortigen Kreuzfüchse: **Krestovky**, deren es auch in Lappland giebt. Bei andern sieht Brust und Bauch längshin mehr dunkelbraun oder schwärzlich, diese nennt man **Siwoduschky** oder **Tschernoduschky**, und bei diesen finden sich wieder, aber sehr selten, Bauch und Beine weiß und schwarz fleckig gescheckt, der Schwanz fast zur Hälfte weiß. Auch kommen rothglänzende vor, welche unten ganz weiß sind. Seltner und kostbarer ist die ganz schwarze Abänderung, an welcher nur die Schwanzspitze weiß ist; und von dieser wieder ausgeartet, die halbschwarze, an der die Seiten des Nacken und Rumpfes mehr oder minder breit mit weißen oder weißgrauen Haaren untermischt sind. Sie heißen dann je nach der Breite der Schwärze auf dem Rücken **Burajá** oder **Tschernoburajá**, oder, wenn der ganze Rücken grau ist und nur der Nakken und die Vorderseite des Rumpfes schwarz: **Burinkajà**, auch **Tschalaja**. Bei diesen sind oft die Spitzen der Hinterzehen weiß, der Schwanz hat immer seine weiße Spitze. Es giebt auch eine ganz weiße Abänderung, welche wieder, wie Pallas an zahlreichen Fellen sahe, vielfach ändert; ganz schneeweiß oft mit einigen schwarzen Haaren an der Schwanzspitze, auch mit gelblichen Ohren und Beinen, bisweilen mit einem oder dem andern verloschenen, rothgelben oder gelben Flecke an der Seite des Nacken oder Kopfes. Auch sahe Pallas einen schneeweiß mit schwarzem Rande der Augenlieder, einen andern mit drei röthlichen Wischflecken, nämlich über den Schultern, auf der Mitte des Rückens und über den Hüften, der Kopf zugleich weiß-röthlich, die Ohren an der Basis weiß, dann halb fuchsroth, an der Spitze schwarz, die Vorderbeine röthlich, nach außen längs schwarz, Hinterbeine hinterwärts längs roströthlichbraun. Güldenstedt sahe bei Kislar eine mit sechs Jungen gefangene Füchsin, unter denen ein männliches ganz weiß war. Dergleichen weiße Füchse dürfen ja nicht mit den Eisfüchsen (No. 74—79) verwechselt werden. Auf den von den Russen sogenannten Fuchsinseln ist die schwarze und halbschwarze Abänderung häufiger als die fuchsrothe, sie ist größer, der Pelz straffer und grober, was vielleicht davon herrühren mag, daß sie mehr von Seethieren leben und sich zwischen Felsen aufhalten. Jene schwarzen Inselfüchse, bei denen außer der Schwanzspitze meist noch ein Fleck an der Kehle, auch wohl am Bauche (wie bei den sibirischen) weiß ist, schätzt man in Rußland gar nicht, man erkauft sie weit wohlfeiler als jene an die Chinesen. Auf den Inseln zunächst Kamtschatka fehlen die eigent-

liche Füchse und sind dort durch die häufig vorkommenden Eisfüchse ersetzt. In Amerika sind eigentliche weiße Füchse äußerst selten. Pallas sahe von dorther ein Fell, welches weißlich war, über den Rücken hin und am Schwanze röthlich, unten so wie die Beine schönweiß, aber die Hinterpfoten mit schwarzen Längsstreifen. Im südlichen Europa hat der Pelz meist eine höhere Färbung und im Winter mehr Schwarz. Der Prinz von Musignano, Carlo Luciano Bonaparte, beschreibt den in Toskana, Neapel, Sicilien und Sardinien vorkommenden Fuchs mit weißer Schwanzspitze unter dem Namen „Volpe di ventre nero," Canis melanogaster: fuchsroth, unten schwärzlich; Gliedmaßen vorn, Ohren hinten schwarz; Schwanzspitze weiß. Er hält ihn von dem in Piemont und der Lombardei vorkommenden Fuchse für wesentlich verschieden und bildet ihn ab. *)

Zum Aufenthalte liebt der Fuchs die Wälder, vorzüglich in der Nähe der Dörfer, wo er einsam oder paarweise sein Revier hält, obwohl er nie in der Nähe seines Baues jagt. Junge, weniger vorsichtige Füchse bauen bisweilen in's freie Feld. Man bemerkt, daß die Füchse aus Rußland in manchen Jahren nach der Gränze von Sibirien, vorzüglich nach Kamtschatka wandern. Treffen sie dabei auf Züge von Wandermäusen, welche oft in so ungeheuerer Menge erscheinen, daß sie überall den Boden durchwühlen, so kann man sagen, daß ihre Zahl nicht geringer ist, als die dieser Mäuse. Die Flüsse setzen ihnen dann ungeheure Züge von Fischen an den Ufern ab; der Geruch der Fische scheint sie gleichsam von fernher anzulocken. In andern Jahren ziehen sie wieder fort, und nur wenige bleiben zurück. Nach ihrer Ankunft ist es eine ganz eigenthümliche Erscheinung, daß sie unablässig einzeln herumrennen, welchen Zustand die Jäger Pripusk nennen. Im entfernten Sibirien, besonders in Kamtschatka, waren sie vor der Ankunft der Russen, welche wegen der kostbaren Felle eine große Niederlage unter ihnen anrichteten, so häufig und zudringlich, daß sie um die Hütten herum Alles wegstahlen. Anderwärts finden sie sich unverzüglich ein, wenn sich die Hasen sehr vermehrt haben, deren Jagd sie vorzüglich lieben.

Die Wohnung des Fuchses ist ein von ihm gegrabener Bau, oder ein von ihm bezogener Dachsbau. Dieser Bau findet sich meist an abhängigen Niederungen oder unter Baumwurzeln, wo der Boden gewöhnlich trockner ist, hat einen großen, weiten, oft über 50 Fuß im Umfange, 3—6 Fuß in der Tiefe haltenden Mittelraum mit Kesseln und Kammern, und röhrenartige, oft sich durchkreuzende Ausgänge. Es giebt Beispiele, daß in einem solchen Baue ein Kessel von einem Fuchs und ein zweiter von einem Dachse bewohnt wird. In der Nähe dieses Baues legt sich der Fuchs wohl auch noch Fluchtlöcher oder Nothbaue an, welche einfache Röhren sind. Die Kammern befinden sich vor dem Kessel, sind meist oval, etwa 3 Fuß im Durchmesser, und haben gegenseitige Gemeinschaft. Der Fuchs ist ein nächtliches Thier, welches im Winter und dann wieder vom Mai an, während des Aufwachsens der Jungen, den Tag über im Baue zubringt, im März und April, so wie im Herbste, am Tage gewöhnlich außerhalb des Baues sich im Dickicht versteckt hält, und nur bei Verfolgung zum Baue flieht. Gern sonnt er sich und besteigt auch schiefstehende Bäume, auf welche ihm der Anlauf nicht schwer wird. Mit großer Schnelligkeit wechselt er unbemerkt seinen Platz. Vermuthet man ihn im dicken Waldgebüsch, so liegt er oft in einer Hecke im Dorfe

*) Iconographia della Fauna Italica. Fasc. I. 1.

und lauert auf Hühner, und spürt man ihm im Felde nach, so hat er sich oft schon wieder im Walde verborgen oder liegt ruhig im Baue. Auf den Raub geht er in der Regel zur Nachtzeit aus, während er Junge hat auch am Tage. Die Beute besteht aus Wald-, Feld- und Hausgeflügel, jungen Hasen, jungen Rehen und Hirschen; er liebt aber auch sehr den Genuß von Honig, Eiern, Waldbeeren und Obst, vorzüglich Weintrauben. In Ermangelung dieser Nahrung nimmt er seine Zuflucht zu Amphibien, frißt Frösche und Eidechsen, auch Heuschrecken, Käfer und nackte Waldschnecken, Fische und Krebse, wobei man gefabelt hat, er fienge letztere mit dem Schwanze. Auch Aas verschmäht er nicht; im Winter frißt er sogar bei großem Hunger Menschenkoth. Alles Lebendige beschleicht er nach Katzenart; seine große List beurkundet sich in seiner Aufmerksamkeit auf alle Gegenstände seiner Umgebung, aus dem Vermeiden und Umgehen alles dessen, was ihm fremdartig dünkt, und aus dem Auffinden der noch so versteckten Gegenstände, welche dazu bestimmt waren, seinen Untergang zu bereiten. Selten verleitet ihn der Hunger auf den Köder einer Falle zu gehen, aber ein anderes Opfer in zugeschlagener Falle oder zusammengezogener Schlinge löst er geschickt aus und verspeißt es. Auch wenn ihm ein Sprung auf den Fang mißlungen ist, beträgt er sich wie eine Katze und schleicht beschämt von dannen. Seine Sinne sind sehr scharf, er hört (vernimmt), sieht (äugt) und riecht (wittert) ausnehmend gut und hat einem schnellen Lauf, wobei er den Schwanz (die Standare) horizontal ausgestreckt trägt, bei ruhigem Gange hängt derselbe abwärts. Er macht im Nothfall weite Sätze und weiß nach Art der Wiesel und Marder in enge Räume und Spalten einzudringen und durch solche sich zu retten. Mit dem scharfen Gebiß schlägt er tiefe, schwerheilende Wunden. An einem Beine gefangen beißt er dies ab und läuft auf dreien davon. Was Menschen berührt haben erkennt er leicht durch seine Witterung und flieht es vorsichtig. Findet er sich sicher, so raubt er Vorrath und häuft ihn auf, ihn dann in Ruhe zu genießen. Um zu ruhen legt sich der Fuchs auf den Bauch und streckt die Vorderbeine nach vorn, die hintern nach hinten gerade aus, um zu schlafen krümmt er sich aber zusammen wie die Hunde. In ersterer Lager trifft man ihn auch auf der Lauer, wenn er Vögel beobachtet. Er bemächtigt sich der Beute durch den Sprung, wie die Katzen. Er durchsucht Gebüsche, Gras und Getraide mit Sorgfalt, und legt sich an den Wildbahnen auf die Lauer. Vogelschneusen entleert er systematisch nach der Reihe. Im Winter verfolgt er gesellschaftlich selbst erwachsene Rehe. Die Hummeln und Bienen treibt er mit dem Schwanze weg, wenn er ihnen den Honig nimmt, und was er nicht zu seinem Baue bringen kann, pflegt er auch zu verscharren. Die Stimme des Fuchses ist ein langgedehntes Bellen, man hört dies vor dem Eintritt der Stürme und bei großer Kälte. In der Angst schreit er jämmerlich, man hört wohl auch dann und wann eine murrende, keckkernde Stimme.

Die Füchse belaufen sich (ranzen, rollen) im Februar, gewöhnlich im zweiten Lebensjahre zum erstenmale. Das Weibchen läßt um diese Zeit einen heiseren Lockton hören; sie halten sich nur paarweise zusammen, und die Begattung scheint ruhig vor sich zu gehen. Die Füchsin trägt 9 Wochen, und wirft in ihrem Kessel auf ein weiches Lager aus Moos und Haaren 3 — 7 Junge, diese bleiben 10 — 14 Tage blind, sehen weißlichgelb aus, plump und wollig. Die Mutter liebt sie zärtlich, und während sie sie säugt, trägt ihr der alte Fuchs Nahrung zu. Nach einem Monate folgen sie der Alten vor die Höhle, wo sie mit einander spielen und abgerichtet werden, Mäuse u. a. kleine

Thiere zu haschen. Ein größeres Thier, z. B. ein Rebhuhn, zerreißen sie, nachdem sie es getödtet, in Stücken; jeder nimmt sein Stück, und verzehrt es knurrend in seinem Winkel. Bei herannahender Gefahr trägt die Mutter die Jungen im Maule davon, sonst fahren diese gewöhnlich plötzlich in die Höhle zurück. Sie fangen auch an zu bellen, wenn sie die Alten zu lange in der Höhle erwarteten. Im Juni spazieren sie weiter, im Juli verlassen sie das Vaterhaus und treiben sich auf dem Felde umher, wo sie sich mit dem Fange junger Häschen, Mäuse und Insecten beschäftigen. Nach der Ernte ziehen sie sich in das Dickicht, in Heiden oder Röhricht, und im Spätherbste vereinzeln sie sich; jeder bildet sich sein Revier und gräbt sich seinen eigenen Bau. Ihr Betragen ist das der jungen Hunde; sie wachsen 15 Monate lang, und erreichen ein Alter von etwa 14 Jahren. Begattung mit Hunden geschieht äußert selten, doch sollen auch fruchtbare Bastarde vorgekommen seyn.

Krankheiten fehlen den Füchsen nicht. Die Tollheit ist die fürchterlichste von allen und bei den Hunden näher zu beschreiben. Die Raude erscheint oft in Folge ihres unterirdischen Lebens, und befällt mehr die Weibchen, so wie erstere Krankheit mehr die Männchen. Nächst Flöhen, welche sie nach einer alten Jägerfabel dadurch von sich trieben, daß sie rückwärts in's Wasser gingen und dieselben endlich von der Schnautze in ein Moosbündel laufen ließen, das sie dann dem Wasser übergäben, sind innere Feinde mehrere Arten von Eingeweidewürmern; der ernsteste Feind aber ist der Mensch.

Die Jagd auf den Fuchs ist mannigfaltig. Das Ausgraben, so wie in der Nähe eines Wassers das Ausgießen, geschieht besonders wenn er Junge hat; außer dieser Zeit läßt man ihn durch gute, krummbeinige Dachshunde austreiben und schießt ihn vor dem Baue oder fängt ihn in mit größter Ruhe aufgestellten Netzen. Will er nicht herauskommen, so muß ein Einschlag gemacht werden, worauf man ihn lebendig mit der Zange packt. Das Einschlagen verbietet sich indessen von selbst in felsigem Boden oder tief unter Baumwurzeln. Um sich auf ihn anstellen zu können, verrammelt man die Eingänge zum Bau, wenn er ausgegangen, mehrere Jäger stellen sich schußrecht, sorgfältig verborgen, die Spürhunde treiben ihn nach dem Baue, wo ihn die Jäger erwarten. Fehlt der erste Schuß, so kehrt er nur nach einem großen Umwege zum Baue zurück; wird er auch zum zweitenmale verfehlt, so rettet er sich durch eine weitere Flucht. Nachgeschickte Windhunde ermüdet er durch Kreuz- und Querlaufen und durch Durchfegen des Dickichts. Sonst schießt man auch die Füchsin vor dem Baue, wenn sie den Jungen Nahrung zuträgt, wo man sich auf einem Baume versteckt. Man pflegt aber auf solchen Anstand auf Stelzen zu gehen, indem die Füchsin die frische Menschenfährte meidet, auch wohl ihre Jungen in der nächsten Nacht fortbringt. Im Winter werden die Füchse geludert, d. h. man wirft Aas vor eine Art verborgene Hütte, in der man sich bei hellem Mondschein aufhält. Auf dem Anstande lockt man sie durch eine Hasenquäke (ein den Hasenton nachahmendes Instrumentchen), oder ahmt den Ton eines Hasens oder einer Maus mit dem Munde nach. Auf Treibjagden kommt er nicht selten zum Schuß. Die Hunde gehen sehr gern auf ihn, obwol er sie bisweilen durch seinen stinkenden Harn abwehrt. Wird er gehetzt, so geht er zum Baue. Im Winter sucht man den Bau nach der Spur auf; diese ähnelt der eines Spitzhundes von gleicher Größe, der Tritt des Fuchses ist aber mehr länglich, die Zehen mit den Klauen, besonders die mittleren, vorn hinausgezwängt, der Ballen weit kleiner. Im Schleichen schränckt (s. oben) der Fuchs, die Schritte stehen schräg vor einander, im Trabe schnürt

er, in der Flucht stehen die Vorderläufe einander gerade über, von den Hinterläufen der eine etwas mehr vor, als der andere. In der Nähe seines Wechsels kirrt man ihn eine Zeitlang, um dann eine Falle anzubringen; von dieser aus hängt man ein Stückchen Lockspeise an einen Faden, und zieht es auf der Erde herum in verschiedener Richtung (Schleppe), läßt auch kleine Brocken davon hier und da fallen, um den Fuchs vertraulich zu machen. Grausam ist der Fang mit der Angel. Der Angelhacken wird in dem Bauche eines kleinen Vogels verborgen und da aufgehangen, wo der Fuchs gewohnt ist, Vögel aus der Schneuße zu hohlen. Man nimmt zum Köder auch wohl ein Stückchen Rehleber, Hasengescheide u. dergl. Er fährt springend darauf zu, und nach dem Anbiß schnappt die Angel in seinem Rachen aus einander, und hält ihn so schwebend bis er abstirbt. Schwanenhals und Tellereisen fangen ihn vom Anfang November bis Ende Januar. Doch richtet man schon früher die Fangplätze ein, wie dies Lenz vorzüglich deutlich und praktisch folgendermaßen beschreibt. Man macht einen Einschnitt in den Boden, wo das Eisen gerade hineinpaßt, ohne an den Seiten die Erde zu berühren. Die ausgegrabene Erde wird weit fortgeschafft. Zur Fangzeit wird die frische Wittrung angebracht. Man bereitet diese so, daß man ein halbes Pfund reines Gänsefett oder frische ungesalzene Butter in einem neuen Tiegel zerfließen läßt, drei Loth zerstoßene Kuhhornsaamen (semina foenu graeci) dazuthut, einige Minuten nachher einen Fingerhut voll von der grünen Unterschale des Mäußeholzes (stipites Dulcamarae), dann ein halbes Loth gestoßene Violenwurzel (rad. Iridis florentinae); nun nimmt man den Tiegel von den Kohlen, und mischt dazu ein halbes Loth Anis, dann zwei Skrupel Kampfer, rührt alles tüchtig um, und seihet es endlich durch ein ganz reines Läppchen in eine neue Büchse, bindet diese mit einer Blase zu und verwahrt sie an einem kühlen Orte. Als Lockspeise (Vorwurf) nehme man ein Stück nur mit etwas foenum graecum eingepöckeltes Katzenfleisch, man schneidet es in zollange Bissen und bratet es in einem ganz reinen Tiegel mit reinem Gänsefett oder frischer Butter. Zur Schleppe verfährt man wie oben gesagt. Sobald alle jene Vorbereitungen getroffen sind, nimmt man eine Mischung von Heusaamen und Roggenspreu, und reibt sie, nachdem man die Hand leicht verwittert hat, tüchtig durch. Mit dieser Füllung, dem Abzugsbissen, den Brocken, der Witterung und der Schleppe versehen, geht man gegen Abend nach dem Platze, und nimmt unterwegs einen frischen, buschigen Zweig mit sich. Vor Annäherung an den Platz müssen noch die Stiefeln, vorzüglich die Sohlen, verwittert werden, um sich nicht zu verrathen. Man verwittert auch ebenso nochmals die Hände, und füttert nun den Einschnitt in der Erde ganz aus, legt das beste Stück vom Vorwurfe (den Abzugsbissen) darauf, wirft die Bröckchen rings umher, reinigt den Ort durch Kehren mit dem Zweige, legt die Schleppe an und zieht sie am Boden hin von mehreren Seiten. Man besucht von hieran jeden Morgen früh mit verwitterten Stiefeln den Platz, um zu untersuchen, ob der Fuchs davon abgenommen hat. Ist dies nicht geschehen, so überdeckt man Abzugsbissen und Brocken mit Zweigen, um sie vor Raben u. a. Thieren zu sichern, und nimmt jene gegen Abend wieder weg. Wenn aber der Fuchs mehrere Nächte abgenommen hat, so wird das Eisen in reinem heißen Wasser abgewaschen und mit einem reinen Läppchen, welches mit etwas Wittrung bestrichen ist, ganz fein abgerieben, dann fangbar aufgestellt, und zum Fangplatze getragen, nachdem man sich mit frischer Füllung und frischem Vorwurfe versehen hat. Dort leert man die alte Füllung aus, stellt das Eisen wieder fest in den Einschnitt, und überdeckt es mit

Erde, so daß es der Erde gleich ist. Man bringt den Abzugsbissen an, wirft die Bröckchen, reinigt den ganzen Platz vollkommen und legt die Schleppe an. Bei Schnee pflegt man noch den Platz durch ein verwittertes Sieb mit Schnee zu übersieben. Vorgefundenen Koth (Losung) vom Fuchs läßt man ungestört an seinem Platze liegen. Zeigt sich nun am andern Morgen, daß der Fuchs dagewesen, sich aber doch nicht gefangen hat, so wirft man Abends wieder Bröckchen aus, deren jedes mit einem Tropfen Bilsenkrautöl (oleum hyoscyami) betropft worden. Dies wirkt benebelnd und veranläßt ihn in die Falle zu gehen. Zu demselben Zwecke läßt man auch Fischkörner oder Kokkelskörner mit der Lockspeise braten. Tellereisen legt man auch in seichte Bäche, bedeckt sie mit Wassermoos (Fontinalis antipyretica), und hängt an einem übergebogenen Zweige den Köder auf. Fest anketten darf man die Fuchseisen nicht, sonst geschieht es, wie oben bemerkt, daß der Gefangene sich das Bein abbeißt und entflieht. Lebt der gefangene Fuchs noch, so wird er durch Hiebe über die Nase getödtet. — Die Salzmannische Fuchsjagd, welche Lenz bekannt macht und sich allgemein anwenden läßt, ist folgende. Man errichtet einen künstlichen Fuchsbau, welcher nur aus einer einzigen Röhre besteht, die in einem Bogen hufeisenförmig, doch so angelegt wird, daß die beiden Enden der Röhre vorn nur einen gemeinschaftlichen Eingang haben; der hinterste Theil dieser Röhre kann, als Kessel, ein wenig erweitert werden, muß aber jedenfalls etwas höher liegen, als der Ausgang, damit sich kein Wasser ansammele. Bei der Anlage wird die Röhre etwa 2 ¼ Fuß tief und eben so breit ausgegraben, und wenn man Steinplatten zur Hand hat, sowol zu beiden Seiten damit ausgesetzt, als auch damit bedeckt. Die Seitenplatten läßt man gewöhnlich noch etwa 6 Zoll tiefer in den Erdboden ein, damit die Füchse nicht so leicht neben ausgraben, was dennoch zuweilen geschieht. Die obere Steindecke wird etwa eine Hand tiefer als die äußere Erdoberfläche gebracht, und durch Erdbedeckung derselben gleich gemacht. Hat man keine Steinplatten, so legt man die Seitenwände der Röhre gar nicht aus, bildet aber oben eine Decke von Aesten, die etwa handbreit von einander entfernt querüberliegen und mit Reisig und Erde überworfen werden. Auch der Dachs liebt solche künstliche Baue, und benutzt sie gern. Sobald man nun sicher ist, daß der Fuchs oder der Dachs ausgegangen, so verstopft man seinen eigenen Bau, wodurch er veranlaßt wird, sich in den künstlichen Bau zu begeben, woselbst er leichter zu erlegen ist, und man den Vortheil hat, den natürlichen Bau nicht zerstören zu müssen.

In den öden, kalten Ländern ist der Fuchs leichter zu fangen als in den mehr bewohnten und gemäßigten. Die Kamtschadalen fangen ihn in Garnen, in deren Mitte an einem Pfahle sie einen lebendigen Vogel anbinden. Sie verstecken sich in einer Grube, und ziehen das Garn zu, wenn der Fuchs den Vogel annimmt. In Grönland baut man von Steinen eine Art Kasten oder Ofen, hängt darin ein Stück Fleisch an einen Stock auf, welcher, wenn er berührt wird, einen breiten Stein am Eingange niederfallen läßt, der den Fuchs erschlägt. Die Grönländer fertigen auch Schlingen von Fischbein, und legen diese über ein Loch im Schnee, worin sie Heringe als Köder auswerfen. Desselben Köders bedienen sie sich auch in Gruben, die sie in Schnee ausgraben, um den Fuchs hineinzulocken.

Der Schaden, den der Fuchs anrichtet, ergiebt sich aus seiner Nahrung. Sowohl für das kleine Wild als für das Hausgeflügel ist er ein böser Gast. Man soll ihn durch Stockfischgeruch von den Hühnerställen abhalten können. Die Nachstellungen

13

nach dem Fuchse betreibt indessen ein verständiger Jäger stets nur um die Art zu vermindern, niemals um sie auszurotten, wodurch auf anderer Seite neuer Nachtheil entstehen würde. Durch die Raude, so wie durch die Wuth, gehen fast jährlich viele zu Grunde; bei einem geringeren Grade von Wuth laufen sie oft dumm in die Dörfer und beißen sich mit Hunden herum, oder lassen sich leicht todtschlagen.

Der Nutzen des Fuchses ist nicht unbedeutend. Die Vertilgung der Fledermäuse wird durch wenige Thiere so nachdrücklich geübt, als durch den Fuchs. Die Jagd auf denselben wird wegen seiner Schlauheit fast überall als Vergnügen betrachtet, welches in England sich zur Leidenschaft steigert. Die grausamen Spielereien dabei, wie das Fuchsprellen, haben sich mit der höheren und humaneren Bildung des Forstpersonals in den gesitteten Staaten verloren. Das Fleisch genießen die Völker des hohen Nordens, besonders Grönländer, Lappländer, Tungusen und Ostjaken. Es gehört unter die Jägerspäße, aus demselben Fuchswürste zu bereiten, und diejenigen auszulachen, welche davon gegessen haben. Der Aberglaube hielt mehrere Theile des Fuchses, vorzüglich Lunge, Leber und Fett, für arzneilich oder magisch wirksam. Zähmen kann man den Fuchs nicht vollkommen, da er immer etwas von seiner Wildheit behält und gefährlich verwundet, weshalb man ihm meistens die Zähne abfeilt. Er sucht auch auf alle mögliche Weise sich der Gefangenschaft zu entziehen, wobei er sich bewundernswürdig leicht aus dem Halsbande zu ziehen und die Kette abzustreifen weiß. Ich sahe dies von einem jungen Fuchse, nach mehrmaligen Einfangen, wiederholen; seine Freiheit benutzte er zu Besuchen in den benachbarten Hühnerställen, und verbarg sich endlich in einem unterirdischen Gewölbe, worauf er durch Eingraben dem weiteren Einfange entging. Von einem andern erzählt man, er habe sich zur Nacht befreit, und vor Tages Anbruch jedesmal selbst wieder gestellt und das Halsband wieder übergezogen. Den größten Nutzen bereitet der Fuchs durch seinen Balg. Vom Anfang Mai bis September benutzt nur der Hutmacher die Haare. Der Balg aber wird vom Kürschner in den übrigen Monaten geachtet. Die meisten und besten Fuchspelze erhalten wir aus Rußland. Man jagt daselbst die Füchse am zweckmäßigsten im November und December, wo der Pelz vollständig und eben von der rechten Dichtigkeit ist; im weiter vorgeschrittenen Winter wird er gar zu dicht und verfilzt. Im ersten Falle nennen ihn die Kürschner in Rußland Pyschny, im letztern Plotnye. Die Jungen erhalten im Februar des nächsten Jahres ihren vollständigen Balg. Bei den russischen Fuchspelzen findet sich das Unterhaar nächst der Haut blaß, bei den sibirischen aber dunkelbraun, um Anadyr und in Kamtschatka ist es fast fuchsroth. Die sibirischen Fuchspelze haben noch das eigene, daß sie, wenn man sie im Finstern klopft, Funken sprühen. Die Kürschner pflegen die Fuchsbälge zu zerschneiden, wobei sie sie in acht Theile theilen, welche in eben so viele verschiedenartige Pelze wieder zusammen genäht werden, und in sehr verschiedenem Preise stehen. Der erste und am meisten geschätzte Theil ist der Nacken, ein daraus zusammen genäheter Pelz: Savoitschatyi mjech, steht im höchsten Preise; dann folgt das Mittelrückenstück; der Pelz aus solchem: Chreptovyi mjech, steht im zweiten Preise. Drittens die Hüften, die Theile neben dem Schwanze, welche wenig geschätzt werden; viertens der Bauch: Tscherevyi mjech, steht im dritten Preise; fünftens die Kehle: Duschki, der leichteste Theil, mit wenig Pelz, deshalb von den Türken und Pohlen am meisten gesucht; sechstens werden noch die Vorder- und Hinterbeine zusammengenäht, solcher Pelz heißt: Laptschatoi mjech; siebentens das Kopfstück, das am allermindesten ge-

schätzte; achtens werden die Schwänze auf Riemen aufgenäht, und bilden Reisedecken. Auch die Ohren pflegt man zusammenzunähen, und Pelze für die gemeinsten Leute daraus zu fertigen. So werden aus 120 Fuchsfellen die zerschnittenen Stücke vernäht; die drei ersten Pelze machen die Felle bezahlt, die übrigen bilden den Ueberschuß. Die schönsten schwarzen Bälge werden am theuersten, oft mit hohem Preise, bezahlt, ausgezeichnet schöne Bälge überhaupt oft willkürlich von Liebhabern gekauft. Zu den Zeiten von Pallas und Gmelin kostete ein schwarzer Fuchspelz 50 Rubel, sie sind aber bedeutend gestiegen. Im Jahre 1775 erhielt die Pelzhandelgesellschaft durch ihr Schiff von den Aleutischen Inseln 1589 schwarze Fuchspelze, 1799 führte Petersburg 131 dergleichen aus.

Unsere Abbildungen stellen (54—57) ein Pärchen dar, welches mit den zwei Monate alten Jungen zu Felde geht; ferner 58—59 ein Pärchen, welches aus dem Baue geht, der Fuchs geht voraus und wittert nach dem Winde, die Füchsin folgt ihm scheu nach; 60 ist ein französischer Birkfuchs im Sommerpelze.

61. Der Brandfuchs, Feldfuchs. Canis alopex Linn.

Franz.: le Renard charbonnier. — Uebrige Namen wie bei vorigem.

Kennzeichen der Art oder Abart: wie voriger, aber die Schwanzspitze schwarz.

Der Brandfuchs findet sich ziemlich durch dieselben Länder verbreitet, wie der Birkfuchs, vorzüglich indessen im Elsaß und in Burgund. Außer der ganz schwarzen Schwanzspitze hat er auch meistens mehr Schwarz an den Beinen und auf der Unterseite des Rumpfes. Alte Jäger behaupten, daß, nach ihren Erfahrungen, niemals Brandfüchse durch Birkfüchse, oder umgekehrt, erzeugt würden, oder daß dieselben sich gegenseitig paarten, so daß dieselben, wenn auch wegen Geringfügigkeit der Unterscheidungskennzeichen nicht als eigentliche Arten, doch als in der Natur begründete Abarten wohl unterschieden werden müssen.

62. 63. Der Steppenfuchs, Pudelfuchs. Canis melanotus Pallas.

Franz.: le Renard-barbet. — Russisch: Stepnaja Lisiza (Steppenfuchs) oder Karaganka. — Kirgis. Tatar.: Karagàn. — Tatar. am Jenisei: Karakulák (Schwarzohr).

Kennzeichen der Art: gelbgrau, Ohren schwarz, an deren Innenrande ein weißer Fleck, am Außenrande ein rother.

Größe eines kleinen Fuchses, Kopf mit spitzer Schnauze, nackter Hundsnase, Scheitel gelblich, Augen im Umriß röthlich, die Wimpern schwarz. Schnurren schwarz und die Schnauze oberhalb der Schnurren mit dreieckigem schwarzen Wischfleck, mit grauen Härchen melirt. Die Haare vor den Ohren häufig, lang, nach vorn weiß; die Ohren schwarz, an der Basis am Vorderrande mit weißem Flecke, außen so wie an der Basis fuchsroth. Der Rumpf hat ein weit strafferes, pudelartigeres Haar, als der Fuchs, doch ist es immer noch ziemlich weich, von Farbe fast mehr wie das des Wolfes; obenhin gelblichgraue, dazwischen längere, schwarze Haare, in der Tiefe ist das Haar aschgraulich, über den Schultern ein schwarzbraunes Feld, und von da eine röthliche Binde bis zum Schwanz vorlaufend. Ein schwarzbraunes Längsfeld zieht sich ferner von der Kinnlade über den Hals nach unten über die Brust bis zum Nabel, und ist mit weißlichen Haaren melirt, der Bauch ist graulichweiß. Die Weibchen haben daran noch

eine doppelte, fast nackte Stelle, welche längs verläuft und in einer Doppelreihe 8 Saugwarzen enthält. Der Schwanz ist sehr buschig und hat eine schwarze Spitze.

Die Steppenfüchse werden im Süden der Steppe gefangen; Pallas traf das Thier, welches auch in der Songarei und am obern Jenisei vorkommt und sich auch im Norden findet, nicht selbst an, erklärt es aber sehr bestimmt für eine eigne Art. Die Kirgisen bringen die Felle zu höchst billigen Preisen nach Orenburg und auf andere benachbarte Märkte.

Die Abbildung ist nach dem Thiere gemacht, welches ich in der Natur vor mir habe.

64—67. Der Rothfuchs. Canis fulvus Desmarest.

Franz.: le Renard rouge d'Amérique, Renard de Virginie Pal. Beauv. — Engl.: the red Fox Sabine, Frankl.

Kennzeichen der Art: fuchsroth und rothgelb, Hals und Unterbauch weiß, Brust aschgrau, Vorderläufe vorn und die Hinterläufe schwarz, Zehen rothgelb, Schwanz mit weißer Spitze.

Nachdem man nach früherer Weise die Natur zu betrachten den amerikanischen Rothfuchs nur als eine klimatische Abänderung des gemeinen Fuchses betrachtet hatte, so stimmen die Naturforscher gegenwärtig, nach genauerer Betrachtung des Thieres und seiner Lebensweise, darin überein, es für eine eigene Art zu halten. Er ist 20 par. Zoll lang, der Schwanz hält etwa 15 par. Zoll; die Höhe des Thieres ist auch 15 Zoll. Am Winterpelze sind alle Obertheile des Körpers schön und rein fuchsroth, von weit lebhafterer Färbung, als bei dem europäischen. Der Kopf ist blasser. Der Schwanz hat auf der Röthe schwarze Spitzen. Der Rand der Oberkinnlade, die ganze untere, die Kehle, der Hals, die Brust, die Außenseite der Schultern und Hüften, der Bauch und die Schwanzspitze sind weiß. Unter dem Halse und auf der Brust finden sich schwarze Haare unter den weißen, und das weiße Feld am Bauche ist sehr schmal. Die Vorderseite der Ohren ist gelb und die Außenseite schwarz, mit Ausnahme der Basis, welche die Farbe des Kopfes hat. Die Vorderbeine sind vorn schwarz, hinten gelblich; die Hinterbeine gegen die Zehen hin vorn schwarz, hinten gelblich mit einem schwarzen Fleck auf der Ferse. Der ganze Pelz ist sehr dicht, die Oberhaare seidenartig und das Unterhaar wollig, außer an den Gliedmaßen, wo sie sehr kurz und gleichartig sind. Die Schwanzhaare stehen perpendikulär um ihre Achse, so daß man zugleich ihr Roth und ihre schwarze Spitze sieht.

Franklin, in seiner Reise nach den Küsten des Polarmeeres, beschrieb den Rothfuchs schon sehr gut nach den Fellen, welche in den Magazinen der Compagnie der Hudsonsbai aufgehäuft waren. Auch Palisot Beauvois unterschied ihn gut. Er findet sich in allen gemäßigten Gegenden der vereinigten Staaten. Die zoologische Societät in London besitzt seit einigen Jahren dergleichen Füchse lebendig, und fand die Unterscheidung vom europäischen sehr bestätigt. Richardson in seiner Nordamerikanischen Fauna hebt vorzüglich noch einige Kennzeichen heraus. Die Fangzähne sind runder, die Nase dicker und kürzer, mehr gestutzt. Die Augen stehen näher beisammen. Die Ohren sind kürzer, das Haar an den Schenkeln ist länger und der Unterfuß ist unterseits wolliger, das Haar dehnt sich bis über die Klauen aus, diese sind kürzer als am europäischen Fuchs. Der Rothfuchs unterscheidet sich überhaupt vom europäischen,

so wie der graue amerikanische Wolf vom Pyrenäen-Wolfe. Die Schwanzspitze ist zwar nicht immer weiß, aber doch immer blasser als der übrige Theil, und niemals schwarz, es scheint also hier keine dem Brandfuchs ähnliche Race vorzukommen. — Man führt jährlich etwa 8000 Felle vom Rothfuchs in England ein. Sie sind oft in ihrem Vaterlande ziemlich häufig, bauen so wie unsere Füchse in die Erde, und verbringen den Sommer im Baue, im Winter lieben sie den Aufenthalt unter einem umgestürzten Baume um der Gefahr des Zufrierens ihrer Löcher zu entgehen. Sie jagen des Nachts, besonders auf Nagethiere, doch fressen sie auch Fische und Thiere aller Art, denen man sie auch am Tage nachjagen sieht. Man pflegt die Netze, die man ihnen stellt, mit Asa fötida, Castoreum u. dgl. zu räuchern, welche Gerüche sie sehr lieben. In seinen Manieren scheint das Thier noch weit mißtrauischer zu seyn, als der europäische Fuchs, doch weniger listig. Die Pariser Menagerie erhielt durch M. Lesueur auch ein Weibchen, welches mit dem schon im Jahre 1824 erhaltenen Männchen zusammengelassen wurde. Gegen Ende Februar 1825 kam es zur Paarung, und gegen Ende April wurden vier Junge blind geboren. Sie waren durchaus mit einem grauen Wollhaar bedeckt, auch der Kopf grau, wie der übrige Körper. Nach 30 Tagen zeigten sich rothgelbe oder gelbliche Haare, und dadurch ging die äußere Färbung immer mehr in die über, welche das Thier in erwachsenem Zustande hat. Jene graue Farbe war aber ganz dieselbe, welche das Unterhaar auch bei dem erwachsenen Thiere behält. Die Alten zeigten fortdauernd eine große Sorgfalt für ihre Jungen; sie versuchten dieselben oft den Augen der Beschauer zu entziehen, und faßten sie daher oft mit dem Maule und schleppten sie gleichsam instinktartig herum. Die Mutter säugte sie regelmäßig und hielt sie sehr rein, dennoch starben zwei davon gegen Ende des ersten Monats. Die übriggebliebenen fingen bald an Fleisch zu fressen, und befanden sich recht behaglich. Unsere Abbildung stellt dieselben in einem Alter von dreißig Tagen dar, in der Nähe sieht man die Alten, oben das Weibchen und unten das Männchen.

68—70. Der amerikanische Kreuzfuchs. Canis decussatus Geoffr.

Franz.: le Renard croisé. — Engl.: the Cross Fox.

Kennzeichen der Art (oder Abart): oben schwarz und weiß melirt, ein Kreuz über den Rücken und die Schultern so wie die Schnauze, der Unterbauch und die Beine sind schwarz, die Schwanzspitze weiß.

Es ist bereits aus der Naturgeschichte des Birkfuchses bekannt, wie sehr die Farbe des Pelzes bei diesem Thiere ändert, und S. 88 finden wir, daß auch dort die Rede von Kreuzfüchsen und von schwarzen und halbschwarzen Füchsen gewesen ist. Mit dem zuletzt betrachteten Rothfuchse steht indessen ein Thier in sehr naher Verbindung, welches in seiner schwärzlichen Färbung und oben angegebener Abzeichnung standhafter erscheint, und deshalb auch wohl als eigne Art betrachtet worden ist. Andere Beobachter und Schriftsteller halten indessen den amerikanischen Kreuzfuchs, vielleicht mit Recht, für eine Abart des Rothfuchses, namentlich ist dies die Ansicht des Dr. Richardson, welcher beide in ihrem Vaterlande beobachtete. Er berichtet allerdings auch, daß die Uebergänge in der Färbung der Felle zwischen beiden Thieren sich so unmerklich abstufen, daß der Jäger oft schwer sagen könne, ob das Thier zu einer oder der andern Art gehöre. Auch in der Lebensweise sind sich beide Thiere gleich. G. Cuvier und

Griffith (animal kingd. II. p. 370.) betrachten diese Art als Varietät vom Silberfuchs (vgl. unser No. 80.); es spricht dafür in sofern Wahrscheinlichkeit, als dieser selbst für eine Abart des Rothfuchses gehalten wird.

Der Pelz des amerikanischen Kreuzfuchses wird für feiner gehalten als der des Rothfuchses, auch ist er schon bei seiner Seltenheit und Schönheit theurer. Unsere Abbildung zeigt ein paar lebendige Thiere in vollem Pelze und Fig. 70 eins im unvollständigen, dünnen Sommerpelze.

71. Der Gris-Fuchs, dreifarbige Fuchs. Canis cinereo-argenteus Schreb.

Franz.: le Renard gris ou tricolor. — Engl.: the tri-coloured Fox.

Kennzeichen der Art: oben grauschwarz melirt, Kopf graurötblich, Ohren auswendig und Halsseiten und Bauch lebhaft gelbroth, Kehle, Wangen und Brust weiß, Kinn schwarz, Schwanz schwarz und gelbroth gewässert.

Der buntgezeichnete Grisfuchs ist kleiner als die bisher betrachteten Füchse. Das schöne Exemplar, welches vor mir steht, hält 1 Fuß 8 Zoll Länge, der Schwanz 1 Fuß, dessen Haare stehen 3 Zoll über die Spitze der Ruthe hinaus. Griffith kennt das Thier nur aus Schreber's Abbildung und Beschreibung; an die Pariser Menagerie sendete M. Milbert ein Exemplar lebendig, aber die Art wurde noch immer für Azara's Aguarachay gehalten, bis der Prinz Maximilian diesen als eigne Art (unsere No. 97—98.) als Azara's Fuchs bestimmte.

Im äußern Ansehen weicht dieser Fuchs von den gewöhnlichen Formen der Rothfüchse ab, er ist gedrungener und kurzbeiniger gebaut, die Schnauze kürzer, die Stirne höher. Die Färbung ist oben unter den Kennzeichen im Allgemeinen angegeben worden. Das Wollhaar ist zunächst dem Felle aschgrau, nach oben weiß, das Oberhaar auf dem Rücken über zwei Zoll lang, von der Basis an weiß, dann schwarz, wieder weiß, und die lange, feine Spitze ist wieder schwarz. Der Schwanz ist sehr dickbuschig, über seinen Rücken hin glänzend schwarz, unterseits röthlich, an den Seiten weiß und schwarz melirt, die Haare des Schwanzrückens sind über vierthalb Zoll lang, von der Basis an einen Zoll weit weiß, übrigens schwarz, die Seitenhaare des Schwanzes sind den oben beschriebenen Rückenhaaren ähnlich, mit Weiß und Schwarz abwechselnd gefärbt. Die Beine sind sehr dicht kurz behaart, die Vorderseite schwarz, weiß und braun melirt, zwischen den Zehen und um die Sohle ragen dichtstehende, bräunlichgraue, vorn auch weißliche Haare hervor; vom Knie bis zum Fersengelenke innerseits weiß, nach hinten fuchsroth, Hinterbeine innerseits fuchsroth mit weißem Längsstreife. Die Nägel sind 6 Linien lang, wenig gekrümmt, hornbraun. Die Zähne sind ungemein schmal und fein gebaut, die Vorderzähne stehen weit von einander ab, oben haben die beiden äußersten am Außenrande ihr Spitzhöckerchen, neben welchem die Schneide des äußersten parabolisch vorgezogen, bei dem zweiten aber quer abgestutzt ist, die beiden mittleren sind quer abgeschärft und ohne Spitzhöckerchen; unten haben die beiden äußern gleichfalls ihr Spitzhöckerchen, sind aber beide sehr kurz abgeschärft, ohne hervorgezogen zu seyn, die mittleren scharf abgestutzt. Von den Eckzähnen sind die obern dünn und wenig gebogen, mit sehr abgestumpften, breiten Hinterhöcker, die untern dicker, mit spitzigem Hinterhöcker und einer stumpfwinklichen Ecke am Innenrande. Von den Reißzähnen ist oben der einspitzige sehr weit vom Eckzähne entfernt, der zweite wieder

entfernt, neben der Hauptspitze nach vorn mit einem Eckchen und nach innen mit einer kurzen Spitze; unten ist der erste Reißzahn ebenfalls entfernt und einspitzig, mit kaum angedeuteten Vorderspitzchen, der zweite mit einem kleinen Vorder- und zwei größern Hinterspitzchen. Der nächste Backenzahn in beiden Kinnladen liegt am vorigen an und ist der obere ziemlich gleichförmig vierspitzig, der untere hat eine sehr lange, dann eine vordere kürzere und drei hintere niedere Spitzen, von denen eine mehr nach innen gerichtet ist.

Diese Art gehört Nordamerika an, scheint aber seltner vorzukommen als die meisten übrigen Arten. Nach G. Cuvier (ossem. foss.) und nach C. Lud. Bonaparte soll der virginische Fuchs: Canis virginianus Schreb. mit der gegenwärtigen Art einerlei seyn, wenigstens giebt es in den vereinigten Staaten außer dem Rothfuchse (No. 64—67.) nur noch diese gegenwärtige Art.

97—98. Azara's Fuchs. Canis Azarae Maximil. Pr. N. W.

Franz.: le Renard d'Azara. — Engl.: the Fox of Azara. — Im östl. Brasilien: Cachorro do mato (Waldhund); — im Sertong von Bahia: Raposa, Agouarachay Azara.

Kennzeichen der Art: Körper fahl graugelblich, Rücken und obere Theile schwärzlich; ein schwärzlicher Streif an der Vorderseite des Vorderbeins; Spitze der Lippen weiß; Unterkörper schwärzlich-graubraun, untere Theile weißlich; Schwanz am Ende schwarz.

Dieser Fuchs gehört ebenfalls unter die kleineren Arten und hat 21 Zoll Länge, der Schwanz hält noch 13 Zoll und 3 Linien. Das Ohr ist am Innenrande 1 Zoll 9 Linien, die Länge von der Nasenspitze bis zum vordern Ohrrande 4 Zoll 6 Linien, der längste Vordernagel ist 3 Linien lang. Der Prinz Maximilian N. W. beschreibt diese Art so: An den Vorderfüßen befinden sich fünf, an den hintern vier stark behaarte Zehen; die Nägel der Vorderzehen sind weißlich und in den Haaren etwas verborgen, wovon der längste 3 Linien mißt, die der Hinterzehen sind länger, sie messen beinahe 5 Linien, sind bräunlich von Farbe und mehr entblößt. Körperhaar ziemlich dicht und etwas wollig; betrachtet man die einzelnen Haare, so sind sie an der Spitze schwarzbraun; darunter befindet sich eine weiße Binde, alsdann folgt wieder Schwarzbraun und der übrige Wurzeltheil ist graugelblich. — Diese bunte Zeichnung der Haare giebt im Allgemeinen dem Thiere eine fahl graugelbliche, weißliche und schwärzliche Mischung; der Rücken und die obern Theile fallen mehr in's Schwärzliche; an den Schenkeln und Vorderblättern herrscht die graue Farbe etwas vor, an den Seiten des Halses und den äußern Beinen die fahlgelbliche oder blaß röthlichgelbe; ein mehr schwärzlich gemischter Streif läuft auf der Vorderseite des Vorderbeines bis zu dem Fußwurzelgelenke hinab; innere Seite der Vorderbeine blaß gelblich; innere Seite der Hinterschenkel etwas blässer; Stirn und Oberkopf gelblichbraun und weißlich gemischt; Nase von den Augen vorwärts gelblich-graubraun; Gegend unter den Augen mit schwärzlichen Haaren gemischt; Spitze beider Lippen weiß; Unterkiefer schwärzlich-graubraun; Kehle Unterhals, Brust und ganze Vorderseite der Hinterbeine weiß, welches an der letzteren Stelle gegen die äußere Schenkelfarbe nett absticht; äußeres Ohr gelblich-graubraun; der Schwanz ist länger behaart als der Körper, erscheint oben dünner als an unserem europäischen Fuchse im Sommer, er ist graugelblich mit dunkleren Haarspitzen, das Ende

oder die Spitze ist aber gänzlich schwarzbraun mit einigen langen, weißen Haaren gemischt. Im allgemeinen ist er dem Grisfuchs ähnlich gefärbt, nur alle Farben blasser.

In Paraguay und über ganz Brasilien verbreitet, lebt er fast wie der europäische Fuchs, in Wäldern und offenen Gegenden, trabt überall umher, verbirgt sich bei Tage in Erdhöhlen, und entflieht schnell bei Anblick des Menschen, dessen Wohnungen er zur Nachtzeit beschleicht, um Federvieh zu rauben; auch soll er an den Flußufern in der Nähe des Meeres, zur Zeit der Ebbe, Krabben und ähnliche Wasserthiere, welche in den Mangue-Gebüschen (Rhizophora Mangle) hängen bleiben, auflesen, daher vielleicht der Chien Crabier bei Buffon. Er frißt auch Aas, wirft seine Jungen in Erdhöhlen, ist listig, hat scharfe Witterung und läßt sich zähmen. Der Balg wird nicht benutzt, so daß man ihn nur als Räuber des Federviehes tödtet.

Wir geben unter Fig. 97 die Abbildung des Prinzen Maximilian N. W. und 98 die ältere von Azara, die dennoch vielleicht dem Grisfuchse gehören dürfte, da sie von jener so ziemlich viel abweicht.

72—73. Der Kithfuchs. Canis microtus Reichb.

Franz.: le Renard Kith. — Engl.: the Kith-Fox.

Kennzeichen der Art: obenher greisgrau, an den Seiten in ockergelb übergehend, unten weiß, Ohren bedeutend kürzer als die an den Seiten schwarze Schnauze.

Ein kurzbeiniger, langgestreckter, kleinerer Fuchs von 1 Fuß 7 ½ Zoll Länge, dessen Schwanz 10 Zoll hält. An den Seiten des Halses und Bauches, so wie auf den Schultern und Hüften, geht das Greisgrau in Ockergelb über, auch die Beine und Unterseite des Schwanzes führen dieselbe Farbe; Lippen, Unterkinnlade, Unterhals, Unterseite des Bauches und Vorderseite der Hinterläufe sind weiß; die Schnautzenseite schwarzbraun mit weißen Härchen gemischt, die Schnurren schwarz, die kleinen Ohren außen graulich-gelblich. Die Unterhaare auf Rücken und Seiten sind sehr weich und dicht, fast so lang als das Oberhaar und dunkelgrau, das Oberhaar auf dem Rücken ein bis anderthalb Zoll lang und unten schwärzlich, dann weiß mit feiner, schwarzer Spitze. Der Schwanz ist dichtbuschig, die längeren Haare so wie die Rückenhaare gefärbt, nach dem Ende des Schwanzes hin die Haare über die Hälfte ihrer Länge schwarz, daher die ganze Schwanzspitze schwarz erscheint. Die Nägel sind 4 Linien lang, weißlich hornfarbig, an den Vorderbeinen fast gerade, an den hintern mehr gekrümmt.

Die Bälge dieser kleinen Füchse kamen vor etwa zwölf Jahren in Leipzig im Pelzhandel in Menge vor, mit der Nachricht, sie kämen aus Nordamerika von der Hundisbay. Das Gebiß konnte ich nicht erhalten. Unsere Art scheint zwischen beiden vorigen Arten und dem virginischen Fuchse: C. virginianus Schreb. eine Mittelstufe zu bilden.

74—77. Der europäische Eisfuchs, Blaufuchs. Canis lagopus Linn.

Franz.: le Renard blanc et bleu. — Engl.: the arctic Fox. — Skandinav.: Fjall-Raffven. — Dänisch: Hvid, graa Ræv. — Norweg.: Melrak, Fjeld-Raké. — Lappländ.: Njal. — Finländ.: Nauli. — Isländ.: Refr, Toa.

Kennzeichen der Art: einfarbig schneeweiß, oder aschgraulich oder bräunlichgraulich, fast schiefergrau, Ohren kurz abgerundet, Schwanz keulenförmig; in der Unterkinnlade jederseits sieben Backenzähne.

Der Eisfuchs ähnelt den vorigen Arten im Wuchs und in der Größe; er wird bis 0 Pfund schwer. Die ausgewachsenen Thiere aus der vor mir stehenden Reihe sind 1 Fuß 6 Zoll lang, ihr Schwanz hat 1 Fuß und 6 Linien. Der Kopf ist kürzer als am Birkfuchs, und erscheint verhältnißmäßig breiter, wie Fig. 17. sehr genau angiebt, die Schnauze ist aber kürzer und spitzer, die Nase schwarz und kahl, die Nasenlöcher rundlich, die Scheidewand derselben schmal. Die Beine sind verhältnißmäßig kurz und der Schwanz lang und stark behaart. Die Schnurren stehen am Oberkiefer in acht Reihen, die untersten hintersten bis 3 Zoll lang, hinter dem Maulwinkel noch 2 nach oben und 3 nach unten. Am Unterkiefer jederseits kürzere Borsten in 4 Reihen, nach der Kehle zu einige längere. Die Ränder der Augenlieder sind schwarz, steif gewimpert. Das Auge ist braungelb dunkler gestreift. Noch 7 lange steife Borsten befinden sich oberhalb des innern Augenwinkels. Die Ohren sind wie abgestutzt, ihre Haare dicht, weich und sehr kurz, innerseits bedecken längere, ziemlich steife Haare die Oeffnung. Der Schwanz ist bei jüngeren Exemplaren und bei leichtem Sommerpelz fast cylindrisch, im dicken Winterpelz wulstig keulenförmig. Die Behaarung der Beine ist sehr dicht, die Ballen sind kahl. Merkwürdig ist das Vorkommen einer doppelten Färbung, indem es nämlich schneeweiße und bräunlich- oder schiefergraue, sogenannte Blaufüchse giebt. Die am meisten verbreitete Ansicht hierüber ist die, daß der Schneefuchs letztere Farbe im Sommer, die weiße aber im Winter führe. Wir haben auch oft genug Gelegenheit gehabt, diesen Farbenwechsel bei Thieren dieser Art, welche lebendig in Menagerien herumgeführt wurden, zu sehen. Indessen ist wohl zu beachten, daß dieser Farbenwechsel nicht bei allen Individuen eintritt, sondern einzelne derselben auch im Winter bräunlichgrau, andre auch im Sommer schneeweiß erscheinen. Junge Thiere sind in den ersten sechs Wochen mit weichem, wolligen, nicht ganz zolllangem Haare dicht bedeckt, die Farbe desselben ist schmuzig graubraun, wenn das Thier grau oder braun bleibt, oder Gesicht und Seiten nebst Unterleib sind weißlich bei denen, welche späterhin ganz weiß werden. Nach sechs Wochen bis gegen dem Herbst hin schießen die längeren, steiferen Oberhaare hervor, diese sind anfangs sehr einzeln und gekrümmt, werden aber dann gerade und stehen einzeln über die andern heraus, indem sie über anderthalb Zoll lang werden. Im ersten Winter vertauscht sich das Wollhaar mit einem weicheren, längeren Unterhaare, welches bei weißen, grauen und braunen Thieren zu unterst grau gefärbt ist, dann sind die Spitzen desselben weiß, grau oder braun, die Länge zwei Zoll. Die Winterhaare ragen einen halben Zoll über das Unterhaar hervor. Im zweiten Jahre ballt sich im April und Mai das Winterhaar zusammen und stößt sich ab, da das neue sich vordrängt. Darunter bildet sich ein ganz kurzes Unterhaar, mit längerem steifem Winterhaar gemischt. Dies wird zum Winterhaar des zweiten Jahres, indem das Unterhaar sich verdichtet und verlängert. Die oben angegebenen Hauptfarben finden sich in allen möglichen Uebergängen. Bei den schneeweißen Exemplaren finden sich gewöhnlich einige schwarzgraue Haare in der Schwanzspitze, bei den grauen und braunen ist die Schwanzspitze blasser oder auch dunkler als die Grundfarbe des Schwanzes, oft weiß.

Der Schneefuchs hält sich in den Einöden des hohen Nordens von Europa: Norwegen, Schweden, Lappland und Island, von früh bis Nachmittag, in vorgefundenen oder selbst gegrabenen Löchern auf. Im Winter läuft er viel umher an bewohnten Orten nach Nahrung. Im Sommer liebt er die Eier der Vögel und diese selbst, so wie

die Angelikawurzel. Im Winter stellt er den Schneehühnern nach, und sucht die animalischen Auswürfe der See, auch Fische, Mollusken und Krebse. Dabei spürt er immer mit der Nase auf der Erde. Sobald sich das Treibeis anlegt, hascht er die Vögel, die es mitbringt. Alte Schneefüchse wagen sich auch an Schaafe, und werden, sobald sie diese Kost einmal genossen, der Heerde gefährlich. Die isländischen Hunde leben mit ihnen in Feindschaft, doch soll es wahrscheinliche Bastarden beider daselbst geben. Die Paarung fällt in die Monate März und April. Das Weibchen wirft nach 9 Wochen 3 bis 5, auch noch mehr Junge, und erzieht sie durch Fütterung mit Geflügel, welches in dieser Zeit am häufigsten ist. Als schädliches Thier bemüht man sich ihn zu vertilgen, doch hat er in jenen Einöden zu viele Zufluchtsorte, z. B. auf Island in den Schluchten des vulkanischen Bodens. Im Herbste baut man ein kleines Erdhaus entfernt von den Wohnungen, und kirrt die Füchse in der Umgebung mit Fleisch von gestorbenen Hausthieren. Der Jäger bemerkt leicht, ob sie es annahmen, und legt den Fraß immer näher an die Hütte, wo er dann in mondheller Nacht die Füchse schußrecht bekömmt. Man gräbt sie auch aus dem Baue, wenn sie Junge haben, oder fängt sie in Fallen, die Alten sind aber sehr listig. Die Stimme des Schneefuchses ist ein Kläffen, wenn er bös ist, zu andrer Zeit ein Geheul, welches man in den Menagerien oft mit dem Weinen eines Kindes vergleichen hörte.

Der Pelz wird geschätzt, wenn er schön aschgrau ist, wo man ihn **Blaufuchs** nennt, während die weißen und braunen sehr wenig Werth haben.

Unter den von uns abgebildeten sind die beiden mittlern junge Thiere.

78. 79. Der asiatische Eisfuchs, Isatis. Canis Isatis Gmel.

Franz.: le Renard Isatis. — Engl.: the Isatis. — Russisch: Pessez (Hündchen). — Tatar. Ak-Tylkoe (weißer Fuchs); — Jakut. Kyrrsa; am Jenisei Tatar. Dshoebkoe; Bergtatar. Lúi. — Samojed. Nogà und Nohò; am Jenisei: Sellero. — Wogul. am Ob: Kylın und Kan. — Ostjak. Surgut. Kyön, auch Mulòg; am Nary: Nju-loga, d. h. weißer Fuchs. — Tunguſ. und Tschuktsch. Nomad. Rekokalgin; bei den ansäßigen Tsch. Kawylguraech. — Kamtschadal. Schippóka od. Schipuk. — Aleut. Uktschi od. Ukutsching.

Kennzeichen der Art: einfarbig schneeweiß, aschgraulich oder schwärzlich, Ohren eirund zugespitzt, Schwanz gestreckt, Spitze schwarz, in der Unterkinnlade jederseits sechs Backenzähne.

Er ist, so wie der vorige, kleiner und niedriger als der Birkfuchs, bis 7 ½ Pfund schwer; die Länge beträgt nach **Pallas** 1 Fuß 5 Zoll 6 Linien, die Schulterhöhe 1 Fuß 6 Linien, Kreuzhöhe 1 Fuß 7 ½ Linie. Der Kopf ist mehr dem des Hundes als des Fuchses ähnlich, die Schnautze nämlich stumpfer und dicker, der Schädel gewölbter, Nase und Lippen nackt, schwarz, der Einschnitt der Lippe setzt sich in die Furche der Scheidewand fort. Obere **Vorderzähne** in der Mitte etwas abgestutzt, folgende beiderseits mit einem undeutlichen Spitzhöcker, äußere entfernt, kegelförmig, alle an der Basis nach innen fortlaufend, untere mehr entfernt, die mittlern ausgeschweift, fast ausgekerbt, der äußere zweihöckrig, äußerer Höcker spitz; **Eckzähne** oben größer; **Backzähne** überall sechs, oben die drei ersten, unten einer dreihöckrig-kegelförmig, vordere abnehmend, der erste am kleinsten, dann folgt ein großer dreihöckrig getheilter, dann der letzte breit-höckrig, und am Schlunde noch ein sehr kleiner ausgeschweifter. Der Gaumen hat neun Falten, die Zunge ist weich. Die Schnurren sind mittelmäßig, ziemlich fünfreihig, weiß, eine Borste ist länger und schwarz, auch bei den weißen

Individuen; über dem Auge befindet sich eine Warze mit sechs Borsten, von denen ebenfalls eine zum Theil schwarzbraun ist. Auf den Wangen steht eine Borste und an der Kehle eine Warze mit vier Borsten; um die Kinnlade herum noch einige Borstchen in zwei Reihen zerstreut. Die Augen neigen etwas zusammen, die Augenliedränder sind nackt, nächst dem Rande steht eine Reihe schwarzer Haare, die Iris ist dunkelgelb, die Augenlieder sind schief gespalten, decken das Auge bis zu $2/3$, und sind schwarz gerandet. Die Ohren sind eirund, sehr weich, zugespitzt-abgerundet, zottiger und kürzer als am Fuchs, Zotten zusammengeneigt, inwendig nackt, braun, bogig gerunzelt. Die Spitze des Ohres trägt das Thier freiwillig nach einwärts umgebogen. Der Körper ist sehr zottig, der Pelz am ganzen Leibe schneeweiß, nur bei einigen auf dem Rücken mit einzelnen, längeren schwarzbraunen Haaren gemischt; das tiefe Flaumhaar nächst der Haut ist graulich, unterseits ganz weiß, die Haare sind länger, weicher und zarter, auch dichter, aber auch mehr verflachter und ungleicher als am Fuchs. Die Vorderpfoten haben fünf Zehen, der Daumen mit krummer Klaue, die Hinterpfoten sind vierzehig. Die Zehen sind alle mit dickem Haar bis an die Spitzen verbunden, weniger an den Hinterpfoten, damit sie desto leichter auf dem Schnee einherschreiten können. Die Sohlen sind sehr zottig, außer den Fingerballen, mit dichten, härtlichen, kraußen, silberweißlichen Haaren besetzt, die Klauen hornfarbig. Der Schwanz ist halb so lang als das Thier, gerade, die Haare gröber, bis drei Zoll lang, überall wollig, noch dicker scheinend als der Fuchsschwanz, an der äußersten Spitze mit einigen schwarzen Haaren.

Eine häufige Abänderung: **Goluboi Pessez** bei den Russen genannt, ist dunkel- oder bleigrau, auch schwärzlichbraun, auch im Winter so bleibend; vorzüglich geachtet ist die, welche aus dem Bläulichen in's Schwarzbraune zieht, der eigentliche Blaufuchs, weniger die, aus dem Braunbläulichen in das Graue, am wenigsten die braungraulichen, welche in Rothbraun übergehen. Bei diesen allen hat der Kopf häufige weiße Haare, häufiger gegen die Schnautze hin, diese selbst ist bei manchen ganz schwarzbraun; bei einigen haben auch die Beine einige weiße Haare, wenn sie nicht in das Schwarzbraune ziehen. Aus den Beinen jener bläulichen und der weißen Füchse abwechselnd, näht man Pelze zusammen, welche sehr schön und dicht, auch theurer sind. Bei allen sind die Ohren, das Nackenfeld bis zu den Schultern und die Kehle dunkelschwarzbraun, letztere doch bei einigen in's Röthliche ziehend. Alle Fußsohlen sind weißzottig. Bei einigen ist ein weißer Fleck zwischen den Vorderbeinen. Der Pelz ist im Allgemeinen bei diesen Abänderungen weniger lang als bei dem gewöhnlichen, und zierlicher, deshalb auch um ein Drittheil theurer, als der der weißen. Die seltenste Abänderung ist die braunschwarze (fusco-atra), deren Kopf aber so wie der Rücken mit graulichweißlichen Haaren gemischt ist, im Schwanze sind diese noch häufiger.

Der Aufenthalt ist die kalte, arktische Zone, er geht gegen Süden nicht über 60° N. B. hinab, nämlich bis zum östlichen Winkel von Sibirien, zum Penschiner-Meerbusen und nach Kamtschatka. Dahin bringt ihn das Strandeis, auch mag er wohl von da auf die Berings- und aleutischen Inseln und in das gegenüberliegende Amerika gekommen seyn und bei seinem starken Fortpflanzungstriebe sich daselbst vermehrt haben, denn die Weibchen gebären oft über ein Dutzend Junge. Diese Füchse sind auf diesen Inseln so zudringlich und heißhungrig, daß sie dem Schlafenden alles Eßbare, ja sogar Stiefeln und Lederwerk überhaupt, so wie andere Gegenstände, welche sie glauben benagen zu können, fortschleppen, und kaum durch Stockschläge zu entfernen sind. Sie

fressen übrigens alle Kost aus dem Thierreiche, auch Fische und das was die See auswirft, so lange ihnen frische Beute fehlt. In der arctischen Zone verfolgen sie besonders die Wandermäuse, und stellen selbst mit ihnen Wanderungen an. Sie wohnen in selbstgegrabenen Höhlen, und streifen zur Nachtzeit umher. Junge, welche Pallas zu Mangasee erhielt und pflegte, waren sehr beißig, besonders die Männchen; ein Weibchen, kleiner und schwächer, wurde sehr zahm und schmiegte sich hundeartig an Menschen. Die Stimme war ein schwaches Heulen, bis zum November ließen sie kein Gebell oder andre Stimme hören. Als das ältere Männchen, von den übrigen gesondert, an einem dunklen Orte eingesperrt wurde, erhob es gegen Abend ein eigenthümliches, krähendes Gebell, und wiederholte dies oft, wobei 4 bis 6 Töne schnell auf einander folgten, deren letztere schärfer klangen, wie Geheul. Doch wiederholt sich derselbe Ton nicht wie bei dem Hundegebell, sondern wird nur ein- oder ein Paarmal in längeren Zeiträumen gehört. Sie saßen wie die Hunde; im Kampfe hielt einer den andern mit den Füßen zur Erde nieder, und biß zu wiederholtenmalen scharf zu. Sie fraßen alle Arten von Fleisch, und vergruben, sobald sie satt waren, das übrige in die Erde. Das Graben geschieht mit den Vorderbeinen, und mit der Schnauze werfen sie die Erde heraus. Im December hatte sich endlich der Winterpelz vollendet. Im Sommer ist die Farbe ein verloschenes Schwarzbraun, und auch bei denen, welche im Winter schneeweiß werden. Sie werden dann auf den Hügeln des arctischen Flachlandes (Tundra) aus ihren Gängen ausgegraben. Die Samojeden und Ostjaken führen dazu Spaten, welche aus einem Rennthiergeweih gefertigt sind; man faßt dann die Thiere bei dem Schwanze, zieht sie so heraus, und schlägt sie heftig mit dem Kopfe gegen die Erde, um sie zu tödten. Die Gänge befinden sich immer an den höheren Ufern oder an Hügeln, wo der Boden trocken ist. Wenn man den Gang aufgefunden hat, legt man sich mit dem Ohre daran, hört man da noch nichts von der Bewegung des Thieres, so kratzt man den Schnee vor der Oeffnung zusammen, wodurch das Thier aufgeschreckt wird und anfängt zu muckfsen. Auf diese Weise verrathen, wird es dann am Ausgange mit Schlingen gefangen. — Der weiße Winterfuchs ist ungemein häufig und gehört unter die wenig geachteten Pelzwerke. Von Mangasee allein kommen in manchen Jahren an 40,000 Felle derselben. Wenn indessen die Thiere nach anderen Gegenden gewandert waren, so kamen auch wohl kaum 3000 zusammen; so war es im Winter von 1771 zu 1772. Die Zahl dieser fruchtbaren Thiere vermindert sich indessen nicht, und auf den Aleuten, wo jährlich viele Tausende mit Knütteln erschlagen oder in Schlingen gefangen werden, bleiben sie dennoch sehr häufig. In diesen Gegenden kommt auch die Abänderung öfter vor, welche im Winter aus dem Schwarzbraunen in's Graublaue zieht, und anderwärts seltner uud theuer ist. Auf diesen Inseln nähren sie sich von Fischen und andern Seethieren und Uferauswürfen, auf dem Continente aber von Mäusen, Schneehühnern und Hasen. Ihr Unrath ist höchst übelriechend, oberhalb der Schwanzwurzel entwickeln sie aber ein leichtes Parfüm, fast so wie der Vielfraß. — Die Veränderung der Haarfarbe geschieht nach innerm Naturgesetz, nicht wegen der Kälte; Pallas sah ein Exemplar, welches in Petersburg an einem warmen Orte gehalten, dennoch seinen Pelz in die Winterfarbe umwandelte, wobei anfangs nur der Hinterrücken braun blieb, bis auch dieser sich umfärbte. Der Pelz ist wohl kaum bei einem Raubthiere dichter, länger und zum Abhalten der Kälte passender, auch wohl kaum so electrisch, daß er bei ein- oder zweimaligem Reiben mit der Hand knistert und

im Finstern Funken sprüht. Aber auch wohl bei keinem andern ist das eigentliche Fell so dünn und zart. Vor Olaus Magnus ist dies Thier kaum erwähnt worden, da er der erste nordische Zoolog war. Fr. Cuvier kennt noch in seinem neuesten, erst jetzt erschienenen Hefte der **Mammiferes**, die Unterschiede dieser und der vorigen Art nicht, welche sich auch noch durch manche anatomische Merkmale bewähren, da die gegenwärtige auch 2 Beckenwirbel (die vorige 3) und nur 17 Schwanzwirbel (vorige deren 21) hat.

80. 81. Der Silberfuchs. Canis argentatus Shaw.

Franz.: le Renard argenté. — Engl.: the Silvery Fox.

Kennzeichen der Art: rußgrau, weißlich gewässert, Schwanzspitze weiß.

Der Silberfuchs ist in Gestaltung und Größe mit dem amerikanischen Rothfuchs übereinstimmend. Das ausgefärbte Thier ist glänzend schwarz, nur die Schwanzspitze ist weiß, gewöhnlich ist indessen der Vorderkopf, die Seiten des Leibes und die Lenden graulich, indem die Haarspitzen silbergrau sind, und jenen eigenthümlichen graulichen Schiller veranlassen, wovon das Thier den Namen trägt, auch findet sich meist ein weißer Fleck auf der Brust. — Der Silberfuchs bewohnt mit dem Rothfuchs dieselben Gegenden in den vereinigten Staaten, ist aber äußerst selten, und die Exemplare einander ungleich in Farbe und Zeichnung. Diese drei Umstände sprechen dafür, daß er keine eigene Art, sondern nur Abart sey, und die Uebergänge in den Kreuzfuchs und Rothfuchs beweisen, daß er zu dieser Art gerechnet werden muß. Die früheren Schriftsteller hatten sehr geringe Kenntniß von diesem Thiere. Brisson, Linnée, Erxleben und Gmelin nahmen es nicht auf, die beiden erstern verwechseln es sogar mit dem schwarzen Wolfe. Auch Pennant gab nur die Nachrichten anderer. Erst Geoffroy-Saint-Hilaire beschrieb es nach einem ausgestopften Exemplare des Pariser Museums, welches früher durch M. Moydier zur Menagerie gekommen war, und hielt es so wie Fr. Cuvier für eine eigene Art. Dr. Richardson beobachtete diese Thiere genauer, und machte zuerst auf ihren Uebergang in die Grundart aufmerksam; neuerlich kam auch ein Exemplar in die Menagerie des **Zoological Garden** bei London. Bei der Beschreibung des Birkfuchses ist erwähnt worden, daß dieser in Europa und im Orient analoge Varietäten giebt.

Der Pelz des Silberfuchses ist wenigstens sechsmal so theuer als der eines andern feinen amerikanischen Pelzes.

82. 83. Der Korssak. Canis Corsac Pallas.

Franz.: le Renard-Corsac, Adive Buff. — Engl.: the Corsac, Corsac-Fox. — Russ.: Korssak, Korssok. — Kirgis. u. Tatar.: Karssak, Charssok. — Mongol.: Kirssa.

Kennzeichen der Art: greisgrau, Beine röthlichgelb, Schwanz stark behaart, lang, mit schwarzen Flecken an der Basis und schwarzer Spitze.

Eine der kleinsten Arten der Gattung, Größe zwischen Fuchs und Hauskatze, Länge etwa 20 Zoll, Kopf 5 Zoll 1 Linie, Schwanz nebst Haar etwa 1 Fuß, Haar allein 2 Zoll 6 Linien, Ohren 2 Zoll 3 Linien. Schnautze sehr spitzig, Nase nackt, schwarz. Von den Vorderzähnen oben die 4 mittlern stumpf, dichtstehend, die äußern beiderseits etwas entfernt, kegelförmig, etwas größer, unten die 4 mittlern abgestutzt, die äußern

größer, undeutlich zweilappig, Eckzähne rundlich; von den Backenzähnen überall die ersten klein, kegelförmig, die übrigen dreieckig. Die Regenbogenhaut des Auges aus dem Gelblichen etwas silberglänzend, die Schnurren schwarz, steif, fast bis zu den Ohren gehend, Augenbraunwarzen mit 2 größern und 4 kleinern Borsten, die Ohrdrüsenwarzen mit einer Borste, dann unter der Kinnlade jederseits eine an der Rachenöffnung mit 3 Borsten, deren 2 länger sind, eine Warze an der Kehle mit 4 weißen Borsten. Augenlieder bis an die Ränder behaart, ohne Wimpern; Ohren spitz, außen sehr weichzottig, an der Basis gelb und graurötlich, nach der Spitze hin aschgraulich, in der Höhlung, besonders am Vorderrande, weiße zusammengeneigte Haare. Pelz weit kürzer als am Fuchs und härtlicher, besonders am Rücken, doch weicher als am Wolfe. Rücken fuchsröthlich-graulich, die Haare nämlich an der Basis und in der Mitte braunroth, an der Spitze graulichweiß, Seiten gelblich, so wie am Halse; vom Kinne aus über die Kehle und über den Bauch bis zum After weiß, Beine vorn rothgelb, gegen die Zehen hin weißlich; Vorderpfoten fünfzehig, Daumen sehr entfernt, Klaue größer, sichelförmig, übrige Klauen klein, schwarz, Hinterpfoten vierzehig. Sohle bis auf den Höcker an der Zehenspitze mit dichten, steiflichen, schmutzig blaßfarbigen Haaren, fast wie am Hasen, besetzt, die Vorderpfoten sind bis zur Ferse Grabfüße. Schwanz so lang als Rumpf, überall langzottig, oben gelblichgrau mit längeren, schwärzlichen Haaren schattirt, unterseits blaßgelblich, ohne schwarze Haare, nur das Ende oben und unten von häufigeren dunkleren Haaren schwarz. Ueber der Schwanzwurzel ein schwarzer Wischfleck. Abänderungen durch mehr oder weniger rothgelbe Farbe scheinen vom Geschlecht und Alter abzuhängen; im Winter wird der Pelz mehr weißgrau.

Der Korssak lebt in mehreren Individuen beisammen in Erdhöhlen, welche er nicht tief ausgräbt und mit zwei bis drei Ausgängen versieht. Er findet sich in der ganzen Tatarei, von der Wolga und dem kaspischen Meere an durch Mittelasien bis zum Baikalsee, an einsamen trocknen Orten in der Nähe der Flüsse, und schweift weit gegen Süden; in die hochnordischen Gegenden geht er nicht, da er nur das gemäßigte Clima verträgt. Er jagt Ziesel, Mäuse, Vögel, welche auf der Erde übernachten, besonders Trappen, Kraniche, Rebhühner, denen er die Jungen wegnimmt. In der Gefangenschaft nimmt er gekochtes Rind- und Schöpsenfleisch an, zeigt aber großen Appetit nach lebendigem Fleische, nach frisch getödteten Vögeln und Fischen, besonders störartigen. Zum Wasser geht er niemals, scheint nicht zu dursten und folglich als echtes Steppenthier geschaffen. Er riecht unangenehm, fast wie der Fuchs. Die Kirgisen fahren mit einer Stange, welche an der Spitze in vier Theile gespalten ist und daselbst etwas klafft, oder daselbst eine zweiköpfige Schraube hat, in die Höhle, fassen das Thier, drehen es mit der zangenartigen Stange zusammen, und ziehen es so heraus. Die Kirgisen, Koralpacken, Truchmenen u. a. diesseits des Ural wohnende nomadische Tataren, bemächtigen sich seiner auch durch abgerichtete Adler, Falco fulvus L., fangen es in Fallen und Schlingen, und zünden auch vor seiner Höhle Feuer an und blasen den Rauch hinein, um es zu ersticken oder herauszutreiben, wo dann die Hunde es packen. Der Korssak ist kaum jemals zu zähmen, äußerst beißig, mit Gewalt gefangen zittert er am ganzen Körper und läßt Urin und Unrath von sich. Er schläft am Tage, zur Nachtzeit läßt er bisweilen seine Stimme hören, welche der des Fuchses ähnlich ist; er läuft sehr schnell. Die Felle sind schön, doch wohlfeil. Nach Ritschkows Nachrichten werden von den genannten Volksstämmen jährlich 40—50,000 Stück Pelze nach

Orenburg und Troitzkaja Krepost, den Handels= und Tauschorten der orenburgischen und sibirischen Linie, gebracht, und dort an die Russen überlassen; auch bringen die Schiffe, welche von Astrachan nach Mangischalah und Tjukkarachan gehen, jährlich eine beträchtliche Anzahl derselben mit. Zwar wird der Korssak in Rußland wenig getragen, er ist aber eine gesuchte Ausfuhr über Kiachta nach China und die Türkei.

Der Karagan: Canis Caragan Gm., grau mit schwarzen Ohren, scheint Abänderung. Ich erwarte das Thier bald zu erhalten, und werde es dann abbilden.

---

b. Schakals und Wölfe.

84. 85. Der Schakal, Goldwolf. Canis aureus Linn.

Griech.: ὁ λύκος ξανθὸς, λυκ. χρύσεος, Θῶς. — Lat.: lupus aureus. — Franz.: le Jackal, Chacal. — Engl.: the Chacal, Jackal. Vom altgriech. Worte τὸ σκυλάκιον, ein junger Hund, neugriechisch: Skilachi (σκιλάχι). — Russ. am Kaukasus: Schakalka. — Pers. Türk. Tatar.: Schakall. — Buchar.: Schahol. — Arab.: Kelb-maerre Forsk. Waui Nieb. — Wilder Hund Güldenstädt's.

Kennzeichen der Art: gelbgrau=gelblich, unten so wie an den Beinen und der Spitze des etwas gebogenen, zottigen Schwanzes fuchsroth.

In der Größe hält er die Mitte zwischen Fuchs und Wolf, den Wuchs hat er mehr von letzterem, ist aber schlanker, Länge 2 Fuß und 2—4 Zoll, Schwanz 7 Zoll, das Haar fast gröber als am Wolf, Unterhaar überall gelblichgrau, am Schwanz und auf den Schultern sehr lang bis 4 Zoll, am Nacken und Hinterrücken 3 Zoll; von den Brustwarzen stehen bei dem Weibchem 3 rechts und 4 links. Von den Vorderzähnen die 4 mittlern stumpf abgestutzt, verflacht, kaum mit Höcker, äußre größer, oben kegelförmig, unten abgerundet; Eckzähne oben etwas größer, Backzähne überall sechs, die vordersten am kleinsten, kegelförmig, die folgenden 2 oben und 3 unten sind dreispitzig, der vierte und unten auch der fünfte sind sehr groß und zweispitzig, die hintersten klein. Schnurren schwarz, Oberlippe jederseits an der Nase so wie die Kehle weiß, so auch die Haare im Ohre, welches außen fuchsroth ist. Kopf oben fuchsroth, mit längeren, gelblichgrauen Haaren, welche einen schwarzen Ring und eine schwarze Spitze haben. Nacken und Rücken graulichgelb; die längeren Haare an der Spitze schwarz und wellenartig, besonders auf der Rückseite. Rumpf unterwärts so wie die Beine gelbroth, Oberarm und Hüften gesättichter. Wenn auch der Pelz gerade keinen Goldglanz zeigt, so ist doch die Färbung bei günstiger Beleuchtung glänzend. Klauen schwarz, Daumen an den Vorderbeinen höher stehend als am Hunde, nicht auftretend, Klaue daran hakig, fehlt aber an den Hinterbeinen, wie diese gewöhnlich bei dem Hunde fehlt. Schwanz etwas länger und zottiger als am Wolf, graulichgelb, an der Spitze mehr röthlich, Haare länger, an der Spitze schwarz, daher die Schwanzspitze, wo sie dichter zusammentreffen, schwärzlich aussieht.

Auf den Vorgebirgen des Kaukasus, jenseits des Terek, zwischen Avai und Andreeva, hört man häufig der Schakalle nächtliches Heulen, und diesseits des Terek sollen diese Thiere ehedem einzeln vorgekommen seyn. An sonnigen Orten im Kaukasus, vorzüglich südlich, am Flusse Cyrus und in ganz Hyrkanien, ist er überaus häufig. Er

kommt auch an der Ostküste des kaspischen Meeres vor, außerhalb des russischen Reichs um Chiwa, am ganzen Distrikte Syr=darja und um die übrigen Städte der großen Tatarei. In den Dörfern richtet er häufig zur Nachtzeit Niederlagen in den Hühnerställen an, und schleppt den Reisenden, während sie schlafen, ihre Stiefeln und alle Eßwaaren fort. Er schweift überhaupt meist zur Nachzeit umher, jagt gesellschaftlich mit einem gräßlichen Geheul, fast ähnlich dem Heulen der Hunde. Ein Vorheuler beginnt und nach und nach stimmen die andern mit ein. Jung ist der Schakal leicht zähmbar, er gewöhnt sich an den Menschen, und läuft ihm nach wie ein treuer Hund. Pallas sahe einen aus Persien, welcher mit dem Schwanze wedelte, sich auf dem Rücken legte wie die Hunde thun, und sich wälzte, um seine Freude bemerkbar zu machen. Aelian (hist. anim. I. cap. 7.) *) meinte vielleicht den Schakal mit seiner Thoa, wenn er von ihr sagt, sie solle ein äußerst friedliches Thier seyn, vorzügliche Anhänglichkeit an den Menschen beweisen, ihm, wenn es mit ihm zusammenträfe, Ehrfurcht bezeugen, ja sogar ihm, wenn er von wilden Thieren verfolgt würde, zu Hülfe kommen und wirklich Beistand leisten. So sagt denn auch Plinius (hist. nat. VIII. cap. 52.): der Schakal: Thoes, fürchte und fliehe den Menschen nicht, wie sonst wilde Thiere thun, sondern verrathe ihm sogar andre wilde Thiere durch sein Geschrei, so daß er ihm als von der Natur bestellter Wächter erschiene. Sowol diese Umstände im Naturell des Schakals, als auch andre in seinem Bau, machen die Ansicht von Güldenstädt und Pallas sehr wahrscheinlich, daß zum großen Theile von ihm der zahme Hund abstamme, in dessen Naturgeschichte wir hierauf wieder zurückkommen werden. Diese Vermuthung zu unterstützen erwähnen wir hier nur noch der auffallenden Erscheinung, welche Aelians Erzählung bestätigt, daß der Schakal, wenn er bei Tage in die Zelte der Reisenden eintritt, bei ihnen bleibt und sie selbst Tage lang auf der Reise begleitet, wie mehrere glaubhafte Reisende das bezeugen und wie dies Güldenstädt selbst erfahren hat. Hier zeigt sich also bei einem wilden Thiere eine natürliche Anhänglichkeit an den Menschen, die man bei dem verwandten Wolf und Fuchs vergeblich suchen würde, ein Culturtrieb, der nur im Hunde seine Blüthe erreicht. — Neuerlich hat man auf den dalmatischen Inseln Guipana und Corzola einen Schakal gefunden, den man mit dem beschriebenen für einerlei hält, was noch zu bestätigen ist.

Unsere Abbildung ist die des berühmten Weltumseglers Tilesius, welcher das Thier vielfältig selbst beobachtet hat. Die Schreberſche Abbildung ist bekanntlich nach einem lebenden Thiere in Belgien gezeichnet und nach russischen Bälgen colorirt, wenigstens ist sie sehr schlecht, und Ehrenberg zweifelt, ob Figur und Farbe zu demselben Thiere gehöre.

86—89. Der Schakal vom Senegal. Canis Anthus Fr. Cuv.

Franz.: le chacal du Sénégal. — Engl.: the Senegal Jackal.

Kennzeichen der Art: Graulich, schwarz gemischt, etwas gelblich gefleckt, unten blaß, der Schwanz geht über die Fersen und ist fuchsroth, an der Basis schwarz.

---

*) Thoa dicunt esse animal humanissimum, praecipue homini amicum, et si forte in hominem inciderit, revereri, ac velut observantes venerari, amplius si a feris aliis circumventum senserit, tum vero accurrere protinus opitularique pro viribus.

Er ist verhältnißmäßig schlanker gebauet als der eigentliche Schakal, 15 Zoll hoch auf der Mitte des Rückens, die Länge hält 21 Zoll, der Kopf hat 7 Zoll, der Schwanz 10 Zoll. Die Grundfarbe des Rückens und der Seiten ist dunkelgrau mit gelblichen Tinten; die Haare führen schwarze- und weiße Ringe, unter ihnen auch gelbe Haare; das Grau ist überhaupt nicht gleichartig ausgebreitet, sondern die langen Haare theilen sich lagerweise, und zeigen bald weiße, bald schwarze Nüancen. Der Hals ist aus dem Rothgelben graulich, wie auch die Oberseite des Kopfes erscheint; dessen Unterseite, eben so wie die Beine und der größte Theil des Schwanzes ist fuchsröthlich, die Basis des letztern ist dagegen schwärzlich, und dessen Spitze trägt einige schwarze Haare. Der Maulrand, die Unterseite der Unterkinnlade, Kehle, Brust und Bauch, so wie die Innenseite der Gliedmaßen ist weißlich. Die Haare, besonders über den Rücken und am Schwanze, sind sehr lang, an den Seiten und am Halse kürzer, und sehr kurz am Kopf und Gliedern.

Dieser Schakal hat in seinem Betragen vieles mit dem Hunde gemein, er trägt gewöhnlich auch den Schwanz etwas aufwärts gekrümmt, und zieht ihn nur zwischen die Beine, wenn er Furcht hat, wobei er dann die Zähne fletscht. Ein Paar gute Worte sind indessen hinreichend, ihn zu besänftigen; er kommt grinzend näher, und leckt seinem Wärter die Hände. Seine Stimme ist sanft, sie giebt lange Töne, kein kurzes Bellen; Sehnsucht drückt er durch ein sanftes Winseln aus, fast wie junge Hunde thun, und wenn andre Thiere schreien, so schreit er mit. Der Geruch, den er verbreitet, ist weit schwächer, als der vom eigentlichen Schakal.

Nach Angabe der Besitzer, welche eins dieser Thiere nach Paris lebendig brachten, kam dasselbe vom Senegal. Dies ist in Fig. 86 und 88 abgebildet; ein anderes, Fig. 87, welches aus demselben Vaterlande seyn sollte, erhielt ich hier in Dresden aus v. Akens Menagerie, und habe es jetzt ausgestopft vor mir; ich bin zweifelhaft, ob es nicht vielmehr zu No. 95 gehört.

In Paris sperrte man den beschriebenen weiblichen Schakal vom Senegal mit dem Männchen des bengalischen Schakals No. 92., beides junge Thiere, zusammen, und obwol beide nicht zahm wurden, auch nicht eben in angenehmen Verhältnissen zusammen lebten, so paarten sie sich dennoch nach sechs Monaten gegen den 26. December und folgende Tage im Jahre 1821. Nach 62 Tagen, den 1. März 1822, gebar das Weibchen 5 Junge, und ungeachtet einer großen Unruhe, die sie erlitt, nahm sie dennoch dieselben an. Sie waren 7 Zoll lang, der Schwanz 2½ Zoll, der Kopf 2 Zoll, die Ohren waren hängend, und so wie die Augen vollkommen geschlossen. Der Pelz weich und dick, wollig am Leibe und seidenartig an Kopf und Beinen; die Farbe ein schönes greisgrau, mit einem Zug in's Gelbliche an Ohren, Hals und Vorderbeinen. Unten war das Grau blasser, eine weiße Querlinie auf der Brust, zwischen den Vorderbeinen, der Schwanz schwarz. Die Wollhaare waren insgemein rothgelb, nur deren Spitze schwarz wie die Seidenhaare. Diese Farbe ging in schmutzig rothgelb über, und nach 9 Tagen sahen sie so aus, wie sie hier abgebildet sind. Nur zwei blieben am Leben, von denen eins ohne Furcht, das andere sehr furchtsam blieb. Vierzehn Tage lang hielt man sie ganz finster, damit die Mutter nicht über ihren Anblick erschrecken oder vielleicht, wie dies oft geschieht, sie verlassen oder verzehren möchte. — Abbildung No. 89.

91. Der Schakal vom Cap. Canis mesomelas Schreb.

Franz.: le Chacal du cap de bonne espérance. — Engl.: the Cape Jackal, Cape Fox Griff. — Hottentot.: Tenlie, Kénlee.

Kennzeichen der Art: fuchsröthlich, rostfarbig, unten blasser, Rücken schwarz.

Dieser Schakal ist größer als vorige, ich messe 3 Fuß 6 Zoll, der Schwanz hält 1 Fuß. Ausgezeichnet ist das Thier durch die begränzte Schwärze, welche sich über Hals und Rücken hinzieht, doch mit weißlichen Haaren melirt scheint, weil die meisten nur an der Spitze schwarz sind, auch wohl so liegen, daß das schwarze Schild weiß eingefaßt scheint. Kehle, Brust und Bauch sind weißlich, der Schwanz an der oberen Hälfte braungelb, über die Mitte hin läuft ein länglicher, schmaler, schwarzer Streif, die untere Hälfte ist schwarz, mit blassen Ringen, die Spitze trägt wenige weißliche Haare. Eine Warze auf dem Backen jederseits und über dem Auge trägt zwei lange Borsten von schwarzer Farbe; dieselbe Farbe führen die Schnurren.

Er wohnt am Vorgebirg der guten Hoffnung, seine Lebensweise ist jedoch von den Reisenden bisher nur im Allgemeinen erwähnt worden, und es scheint, daß er nicht so zutraulich ist, wie der eigentliche Schakal, mehr nächtlich wild und scheu, wie der Fuchs. Desmarest behauptet aber gegen Cuvier, die Pupille seines Auges sey rund, er gehöre mit Recht in gegenwärtige Abtheilung der Schakals und Wölfe.

Die Abbildung ist nach dem vor mir stehenden Thiere gemacht.

92. Der bengalische Schakal. Canis micrurus Reichb.

Franz.: le Chacal des Indes. — Engl.: the Indian Jackal. — Malabar.: Nari.

Kennzeichen der Art: gelblich, Rücken und Seiten aschgrau, Kopf und Hals unten, so wie die Ohren und Beine innen, weiß, Schwanz die Fersen nicht berührend.

Dieser Schakal ist nur 2 Fuß 1 Zoll lang *), der Schwanz hält 7 Zoll. Leschenault sendete ihn aus Bengalen an die Pariser Menagerie; ein Weibchen dazu war auf der Reise gestorben. Dies abgebildete Männchen ist das oben erwähnte, welches mit dem Weibchen des Schakals vom Senegal sich zusammenpaarte.

93. Der syrische Schakal. Canis syriacus H. E.

Franz.: le Chacal de la Syrie. — Engl.: the Syrian Jackal. — Syr.: Vanie, auch wohl Ji (plur. Jjim), der heiligen Schrift. — Alt Arab.: Ibn Aui, außerdem Abin, auin, babuin, papio? Θῶς und Thois.

Kennzeichen der Art: Wuchs und Größe des Fuchses, Schnautze stumpf, Ohren und Beine kurz, Farbe oben grau-fuchsröthlich, Kopf und Beine fuchsroth, unten weiß, am Rande gelblich, Maulrand und Kehle reinweiß, Ohren außen fuchsroth, innen weiß, Schwanz wenig zottig, fuchsroth (ohne weiße Spitze).

Die Länge beträgt 2 Fuß 2 Linien, die des Kopfes 5 Zoll 3 Linien, die der Schwanzruthe 8 Zoll, das Ohr ist am Oberrande 1 Zoll 9 Linien lang. Die Statur ist die des Fuchses. Der Kopf hält fast anderthalb Viertheile der Körperlänge, und ist um ein Achttheil länger als die Pfote. Die Ohren sind kurz, so lang als der Plattfuß. Die Vorderbeine sind vom Ellenbogengelenke aus um ein Viertheil länger als der Kopf.

*) In meinem Regnum animale steht pag. 11. durch einen Druckfehler 1 ped.

Das Mittelhaar am Rücken ist etwa 1 Zoll 4 Linien und das am Schwanze nicht viel länger. Die Farbe ist graulich-fuchsröthlich, über den Rücken läuft ein schwarzes Band, Beine, Kopf und Ohren auswendig röthlich, die Unterseite so wie die Innenseite der Beine ist weiß. Eine verloschene, gelbliche Binde ist vorn auf der Brust. Ein breiter Maulrand und die innere Behaarung des Ohres ist reinweiß. Die nackte Nasenspitze ist schwarz, die Klauen schwärzlich hornfarbig, an den spitzlichen Ohren ist der obere Rand schwärzlich. Die Schnurren und übrigen Kopfborsten sind schwarz. Auf dem Rücken finden sich einzelne vierfarbige Haare, an der Basis gelblich, dann schwarz, weiß und an der Spitze schwarz. Die Mittelfarben sind röthlich begränzt, das Wollhaar ist gelb. — Er unterscheidet sich vom Fuchs durch die weit kürzeren Ohren und kurze, stumpfe Schnauze, Kopf und Beine sind kürzer, und die Maaßverhältnisse weichen gleichfalls von denen der übrigen afrikanischen Arten der Gattung ab. Die Kopfgestalt nähert sich mehr der am Wolfe.

Ehrenberg erhielt ein einziges Exemplar bei Emschecht, zwischen Berytus und Tripolis in Syrien, man hörte aber das Geheul von mehreren, welches sie indessen nicht aus Hunger oder Wuth, sondern mehr zur Unterhaltung anzustimmen schienen. Dasselbe klingt wie ein jämmerliches Lamento: **Aui aui aui aui i i i ī au au au au aui aui aui aui au au au au.** Die Einwohner gaben an, daß das Thier noch größer würde, und legten das Zeugniß ab, daß es keineswegs bösartig sey oder dem Menschen anfiele, im Gegentheile ihm sich zuthulich bezeuge. Es soll also sanfter seyn als der Fuchs. Es dürfte als ausgemacht gelten, daß viele Nachrichten von Reisenden und viele Beziehungen von Naturforschern auf den Goldwolf und Schakal, von denen sie im Allgemeinen sprechen, für gegenwärtige Art gelten. Auch von ihm wird das sanfte Benehmen gegen dem Menschen schon durch Bellonius geschildert und von dem bithynischen wilden Hunde durch Busbeck. Es kann mit Wahrscheinlichkeit nur gegenwärtige Thierart unter den Füchsen gemeint seyn, von welcher wir in der heiligen Schrift lesen, daß Samson deren 300 mit Feuerbränden zusammengebunden und in die Felder der Philister entlassen, denn nur diese Art lebt so gesellschaftlich in Syrien.

94. Der Dib oder Sib? **Canis Lupaster H. E.?**

Franz.: le Chacal Dib. — Engl.: the Dib Jackal. — Aegypt. Arab.: Dib, Sib.

Kennzeichen der Art: größer als Fuchs, kleiner als Wolf, ihm ähnlicher, lang behaart, aschgraulich-gelblich, verloschen fuchsroth und schwarzbunt, Kopf dick, Maul spitzig, Scheitel, Ohren, Nase und Beine gelblich, Schwanz kürzer als Beine, schlaff behaart, Haarspitzen und ein Fleck gegen die Basis schwärzlich oder röthlich.

Das hier abgebildete Thier wurde in der Pariser Menagerie lebendig gehalten und war vom Senegal gekommen. Fr. Cuvier giebt es zwar unter dem Namen **Chacal du Sénégal mâle,** sieht aber selbst ein, daß es ein ganz anderes Thier ist, als das, welches er als Weibchen von daher (unsere Fig. 92.) abgebildet hat. Nach den Diagnosen, welche der berühmte Ehrenberg von den afrikanischen Thieren dieser Gattung gegeben, scheint mir derselbe zu der Art zu gehören, deren Namen ich als Ueberschrift aufnahm, doch ist die Entscheidung über diesen Punkt so schwierig, daß ich jede Belehrung darüber dankbar aufnehmen und einen etwa begangenen Irrthum in den Supplementen gern berichtigen würde.

95. Der gescheckte Schakal. Canis variegatus Rüpp. Cretzschm.

Franz.: le Chacal varié. — Engl.: the variegated Jackal. — Arab.: Abu Schom.

Kennzeichen der Art: Haare langzottig, ockerfarbig, an der Spitze glänzend schwarz, Ohren aufrecht, gleichfarbig, Schwanz kürzer als Beine.

Die Länge beträgt 2 Fuß 1 Zoll *), die des Schwanzes 10 Zoll, der Kopf ist 6 Zoll 3 Linien, die Ohren 2 Zoll 10 Linien, die Schulterhöhe 1 Fuß 2 Zoll, die Kreuzhöhe 1 Fuß 3 Zoll 4 Linien. Die Wollhaare sind durchgängig zart und hell ockerfarben, die Borstenhaare sehr lang und rauh, an der Wurzel haben sie die allgemeine Farbe, in der Mitte einen schwarzen Ring, diesem folgt ein ockerfarbiger, und endigen dann mit glänzendschwarzen Spitzen, die sich büschelförmig zusammenschichten, wodurch der Pelz ein schwarz- und gelbgeschecktes Ansehn erhält. Der Kopf ist ziemlich breit; Nase stumpf und schwarz; Raum zwischen der Nase und den Augen grell ockerfarbig; Stirn, Scheitel und Wangen gemischt von kurzen, schwarzen, weißen und braunen Haaren. Iris braun. Ohren vorn weiß eingefaßt, hintere Wand derselben vorn ockerfarbig. Unterkinn, Kehle, Hals, Brust und Unterleib schmutzig weiß. Bart-, Backen- und Augenbraunborsten schwarz; Schwanz kürzer als Beine, gescheckt wie der Leib und mit schwarzer Spitze; Gliedmaßen lang, die hintern höher als die vordern, sämmtlich ockerfarbig, oben dunkler, unten heller, sehr kurzhaarig. Fußsohlen schwarz, stark wulstig, unbehaart. Nägel kurz, dick, schwarz und stumpf. Diese Beschreibung gab Hr. D. Cretzschmar nach einem ausgewachsenen, von Herrn Rüppel gesendeten Männchen. Das junge Thier ist überaus rauhhaarig, wenig gescheckt und alle Farben schmutzig. Das sehr alte Thier ist mit sehr zartem Wollenhaar bekleidet, die Borstenhaare sind selten, dagegen trägt es vom Nacken bis zum Schwanze eine mehrere Zoll lange glänzend schwarze Mähne.

Dieser Schakal wurde von Rüppel in Nubien, Oberägypten, in den Wüsten und felsigen Gegenden angetroffen, in denen er Geflügel und kleinere Säugthiere jagt. Er gräbt keine Höhlen.

96. Der Koupara. Canis cancrivorus Desmar.

Franz.: le Chien sauvage, Chien de bois de Cayenne Buff. Chien Crabier. — Engl.: the Crab Wolf. — Cayenn.: Koupara.

Kennzeichen der Art: oben graulich und schwarz melirt, unten weiß und gelblich, Ohren, Läufe und Schwanzspitze schwarz, Hals an den Seiten bei den Ohren fuchsroth.

Der Koupara ist 2 Fuß 1 Zoll lang, der Kopf hat 6 Zoll 9 Linien, oberhalb der Augen gewölbt, diese gehen 5 Zoll 3 Linien über die Nasenspitze herauf. Im Ganzen hat er also die Verhältnisse des Schäferhundes, dem er auch im Wuchse am meisten gleicht; indessen ist er kurzhaariger, besonders am Schwanze. Er hat fast Wolfshaar. Augenliederrand und Nase ist schwarz, auf den Wangen zeigen sich ein Paar kleine schwarze Streifchen, die Schnurren sind schwarz, bis 2 Zoll 5 Linien lang, die Ohren 2 Zoll lang, bis 14 Linien breit; das Haar an ihrem Eingange ist weißgelblich und mit einem kurzen, rothen, braungemischten Haare verdeckt. Diese rothe Farbe zieht sich

---

*) Im Regnum animale pag. 11 ließ: 2 ped. 1 poll.

von den Ohren am Halse herab, geht gegen die Brust hin in das Grauliche über und wird daselbst weiß, die ganze Mitte des Bauches ist gelblich, ebenso die Innenseite der Hüften und Vorderbuge. Das Haar am Kopf und Leib ist schwarz, gelblich, fahl und grau und weiß gemischt. Das Fahle herrscht über Kopf und Beine, geht aber am Körper mehr in Grau über, weil sich da viele weiße Haare untermischen. Die Beine sind dünn und kurz behaart, das Haar wie an den Läufen dunkelbraun, etwas roth gemischt, die Pfoten sind klein und halten nur 17 Linien bis an das Ende der längsten Zehe; die Nägel an den Vorderpfoten haben 5 ½ Linien, der innerste Nagel ist stärker als die andern, er hat 6 Linien Länge und ist am Ursprunge 3 Linien breit, an den Hinterpfoten haben sie 5 Linien. Die Schwanzruthe ist 11 Zoll lang, sie trägt ein ziemlich kurzes, gelbliches Haar, welches sich in das Graue zieht, die Unterhaare des Schwanzes ziehn in das Braune. Die Spitze ist schwarz.

Der Koupara lebt von Aguti's, Paka's u. dergl.; er faßt diese Thiere und beißt sie todt. Er liebt auch Früchte, hält sich gesellschaftlich zu 6 bis 7 Individuen beisammen, und bleibt in der Gefangenschaft bösartig. Der Graf Laborde sendete das Thier aus Cayenne an Buffon; es befindet sich noch jetzt nebst einem zweiten im Pariser Museum, und es ist mir unbegreiflich, wie Griffith in seinem Animal Kingdom Vol. V. No. 325. den Chien crabier Laborde zum krabbenfressenden Waschbäre (Procyon cancrivorus) ziehen konnte, den ich Fig. 435, nach einem vor mir stehenden Exemplare, abgebildet habe. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, das der Name Koupara des Barrère auch, oder vielleicht gar vorzugsweise, dieses Thier bezeichnet, allein das von Laborde und von Buffon mit diesem Namen bezeichnete, auf welches dann auch vielleicht der Name Crabier mit Unrecht übergetragen wurde, ist und bleibt ein ganz verschiedenes Geschöpf, welches Griffith selbst unter No. 375. aufführt.

97—98. Siehe oben nach No. 71.

99. Der Mähnenwolf. Canis jubatus Desmar.

Franz.: le loup rouge. — Engl.: the Red Wolf. — Brasil.: Agouara gouazou Azara. — Canis lupus mexicanus Linn.

Kennzeichen der Art: gesättigt zimmetbraunroth, unten blasser, schwarze Mähne über den Halsrücken.

Er ist etwas kleiner als der gemeine Wolf, dessen Ansehn er hat. Azara beschreibt ihn folgendermaßen. Auf dem Kopfe oben ist ein großer, weißer Fleck, von einem dunkleren umgeben. Die Hauptfarbe des ganzen Thieres ist ein dunkles Roth, sehr hell auf den untern Theilen, und fast weiß am Schwanz und der Innenseite des Ohrs. Von den Augen aus zieht das Roth gegen die Nasenspitze in schwarz. Vom Hinterkopfe geht eine Mähne von Haaren, welche von ihrer Mitte aus bis zur Spitze schwarz sind, bis auf die Schultern. Das Weibchen ähnelt ganz dem Männchen, hat 6 Zitzen, und scheint gegen Monat August 3—4 bis 6 Junge zu gebären. Dieser Wolf bewohnt Paraguay, wo er sich in niedern, sumpfigen Gegenden aufhält, einzeln lebt, in der Nacht ausgeht, leicht schwimmt, und sich von kleineren Thieren nährt. Er ist sehr muthig, er sucht die Fährte der Thiere auf, und jagt nach der Spur. Sein Geschrei klingt: gaua-a-a, dies wiederholt er oft und zieht es lang, man hört es sehr weit.

100. 101. Der schwarze Wolf. Canis Lycaon Schreb.

Franz.: le loup noir. — Engl.: the black Wolf.

Kennzeichen der Abänderung: wie Wolf (105.), aber schwarz.

Ist in neuerer Zeit allgemein als Abänderung des gemeinen Wolfes erkannt worden, daher wir auf diesen Artikel verweisen.

102. 103. Der gewölkte Wolf. Canis nubilus Say.

Franz.: le loup pommelé. — Engl.: the clouded black Wolf.

Kennzeichen der Art: dunkel aschgrau und schwarz gewölkt, an den Seiten aschgraulich, Haare an der Basis aschgrau, dann dunkel braunschwarz, dann aschgrau mit schwarzer Spitze.

Diese Art ist mit gutem Grund vom europäischen schwarzen Wolfe und vom gemeinen Wolfe überhaupt unterschieden worden. Der gewölkte Wolf ist merklich kräftiger, auch fast größer als jener, er hat 4 Fuß 3 Zoll 9 Linien Länge, der Schwanz hält 13 Zoll. Das Gesicht hat seine eigenthümliche Physiognomie. Letztere ist drohender und wilder, aber weniger schlau und nicht ohne einen gewissen Zug von Edelmuth. Das Haar ist von bedeutender Länge, besonders über den Rücken hin und auf den Schultern, wo es ziemlich deutlich eine zerstreute Mähne bildet, von Farbe schwarz, grau und weiß gewölkt, so daß das Thier eben durch diese gewölkte Färbung sich vorzüglich auszeichnet. Ueber den Rücken hin läuft mehr das einfarbige Schwarz, die Seiten werden heller, und noch heller die Unterseite. Kinn und Maulwinkel sind weiß; die grauen Wolken ziehen sich über den größten Theil des Pelzes, doch nicht so regelmäßig, um einzeln beschrieben zu werden. Die Ohren sind sehr kurz, auch der Schwanz kürzer als am gemeinen Wolf, so daß eigentlich dessen Ruthe die Ferse nicht berührt, nur die Haare bilden eine Spitze, welche über die Ruthe hinausgeht.

Die abgebildeten sind die beiden einzigen jetzt in Europa existirenden Individuen, sie wurden vor einigen Jahren von einigen Jägern der Hudsonsbaygesellschaft im nördlichsten Amerika entdeckt. Auch ein schönes Fell dieser Art kam durch die Expedition, welche der Capitän Franklin leitete, in das Museum der zoologischen Gesellschaft in London. Es wurde außerdem noch ein Exemplar in einer Gegend am Missuri, durch Theilnehmer der Expedition, welche Major Long von Pittsburgh aus nach den **Rocky Mountains** anstellte, gefangen. Mr. Say gab von demselben eine genaue Beschreibung in den Notizen über diese Reise, und bestätigte schon die neue Art, welcher er obigen Namen gab. Die Lebensweise des Thieres im wilden Zustande kommt wahrscheinlich mehr überein mit der unsers gemeinen Wolfs, in der Gefangenschaft ist indessen das Benehmen beider wohl zu unterscheiden. Auch der gewölkte Wolf ist äußerst gefräßig, mit Wuth zerreißt er den Fraß, verschlingt ihn in großen Bissen, und zerbeißt dann die Knochen mit wahrer Wolfsgier. Obwohl in enger Haft gehalten, blieb ihre Wuth zur Zeit noch dieselbe.

104. Der sumatranische Wolf. Canis sumatrensis Hardw.

Franz.: le loup de Soumatra. — Engl.: the Sumatran Wolf.

Kennzeichen der Art: roth-rostfarbig, unten heller, Nase zugespitzt, Ohren

aufrecht, zottig, Gliedmaßen ziemlich hoch, Schwanz hängend, buschig, an der Basis verdünnt.

Der sumatranische Wolf ist nur 2 Fuß lang und 14 Zoll hoch. Seine Größe und sein ganzes Ansehn macht ihn dem Fuchs ähnlich, man findet aber auch Analogien mit dem wilden Hunde an ihm, so daß ihn Griffith in seinem Animal Kingdom als Abart des Dingo (Fig. 110. 111.) aufführt. Von dem ostindischen wilden Hunde Quao, welcher auf den Hügelgebirgen von Ramghur vorkömmt, unterscheidet er sich durch mehr zugespitzte Ohren. Die Nasenspitze ist schwarz, die Schnurren lang und schwarz, die Schnauze roth, schwarz melirt. Die Vorderbeine haben 4 große, starke, verbundene Zehen, und eine fünfte innere, sehr weit von den übrigen entfernte; die Klauen sind lang, zusammengedrückt und stark. Die Stimme ist mehr ein Geschrei als Gebell. Das Thier bleibt wild und unzähmbar, es lebt im innern Sumatra gesellschaftlich, und ist zur Zeit nur von Hardwicke beobachtet worden.

105—109. Der Wolf. Canis lupus Linn.

Griechisch: ὁ λύκος, ου, Wölfin: ἡ λύκαινα, junger Wolf: ὁ λυκιδεὺς. — Altlatein.: lupus, Wölfin: lupa. — Franz.: le loup, Wölfin: la louve, junger Wolf: louveteau. — Ital.: lupo. — Span.: lobo. — Engl.: the Wolf. — Schwed. und Dänisch: Ulv, Ulf, Warg, Gråben. — Polnisch: Wilk. — Hebräisch: Zeeb. — Russisch: Wolk, im Norden: Biruk. — Tatar. Burö oder Byrü; am Jenisei: Burö; Nogaisch: Beroe; Jakut. Boeroe und Tangaraula, d. h. Sohn Gottes (zur Ehrenbezeugung); Tschuwasch. Kaskar; Baschkir. Karschan; Mongol. Zinù oder Zschinò; Burät. Schonno; Kalmuk. Tschôno; Tungus. Boyuku, Ayitka, auch Typkáki, am Jenisei: Guschko; in Davurien: Guzke; Lamut. Gáluki; Tangut. Gschingku; Ind. Wadijah; Zigan. Ruw; Japan. Oinu, Ogame; Kamtschad. am Fl. Uk: Kuiru, Kuilchu, westlich: Kytaju; am Fl. Tigil: Aigne; am Fl. Kamtschatka: Kyrch; Jukagir. Kodel; Koräk. Egylungun; Kuril. Origù; Aleut. Kahannae. — Samojed. am Petschora und Ob: Sarmik, Njilléka und Ty-chanda od. Ty-channuta, d. h. Rennthierfresser; Juräk. Téhanuda; Mangaseens. Sárne; Tawg. am Jenisei: Njulaeda od. Njunléra; Tomsk. Tjümbune od. Tschumbone; Sagansk. (Bergbewohner): Manderaa; Kamasch. u. Kabal. Madne; nomad. Tschuktschen: Hinga; ansäßige Tschuktschen: Kailunak; Aleut. Elliachgik; Kanag. Alechgik; Lett. Wilks od. Meschalunkis; Esthen. Hunt; Permiens. Koin; Morduan. Wirgas; Tscheremiss. Pirae; Wotjäk. Kijon; Ostjak. am Ob: Jéur od. Jéwur, auch Wülliportowoi, d. i. Rennthierzerreißer; Lumpo-koliens. Jogurech; Jugan. Pur; Surgutens. Jeuri u. Jaura; Narymens. Tschumbáni; Wogul. diesseit: Söhsch, am Ob: Purne-ui; Arinz. am Fl. Ket: Chotu od. Chut; Jubazker: Kchüüte; Assaner: Bóru; Kotowzker: Búru; Armen. Kjel; Georg. Mgeli; Osset. Birach; Mizdschegis. Borts; Tscherkass. Duguschg.

Kennzeichen der Art: Schwanz einwärts gekrümmt, Augen schief, Pelz aus dem Greisgrauen gelblichgrau, weißlich und schwärzlich melirt, Vorderläufe vorn (im Alter) mit schwarzem Strich.

Beschreibung. Der alte Wolf hält gewöhnlich 3 Fuß 7—8 Zoll, auch wohl 4 Fuß Länge, dessen Schwanz 16 bis 17 Zoll, die Schulterhöhe beträgt 2 Fuß 5 Zoll, und die Kreuzhöhe 2 Fuß 3 Zoll. Am Gewicht erreicht er 70—80 Pfund. Der Pelz hat als Grundfarbe ein gelbliches Grau; zieht meist an der Schnauze, über den Rücken, auf den Schultern und in den Seiten in's Schwärzliche, unterseits in's Weißliche, im Alter bildet sich auf den Vorderbeinen ein schwarzer Längsstreif. Das Oberhaar ist lang und ziemlich grob, an der Wurzel weiß, dann schwarz, dann wieder weiß oder rostgelb, an der Spitze schwärzlich. Das Unterhaar ist wollig und grau, daher unter dieser Farbe auch die Jungen erscheinen, bevor sie das Oberhaar erhalten. Am längsten ist das Oberhaar bei alten Wölfen um die Ohren herum, am Halse, den Hinterbacken und am Schwanze, welcher dicht behaart ist und gerade getragen wird. In der Gestalt nähert sich der Wolf am meisten dem großen Spitz- oder Wolfshunde, in der Größe der

englischen Dogge, sein Kopf nähert sich in der Form dem der ersteren Race, die Schnautze ist fast auf gleiche Weise gespitzt, der Rachen sehr tief gespalten, die Augen sind weiter entfernt, deren Oeffnung sehr schief, die Ohren gleichfalls gerade. Gebiß hundeähnlich, doch sind die beiden äußern Vorderzähne der obern Kinnlade nur einspitzig, schief abgestutzt, die der Unterkinnlade außen mit einem Höcker wie die beiden folgenden oben und unten. Sehr groß sind die Eckzähne und die kräftigen Beißmuskeln.

Abänderungen in der Färbung gehen auf der einen Seite in das vollkommene Weiß und in das Rothgelbe, andererseits in Schwarz (vergl. No. 100. 101.) mit graulichweißer Iris. Zu Irkutsk sahe Pallas das Fell eines schwarzen Wolfes mit weißem Streif von der Kehle aus längs herabziehend, schlaffe Behaarung auf dem Rücken, übrigens dünnes Haar, und der Schwanz fast haarlos. Auch in Pommern und in Schlesien waren schwarze Wölfe erlegt worden. Im Jahre 1779 hielt man in der kaiserlichen Menagerie in Petersburg einen lebendig, welcher obenhin kohlschwarz, um das Maul und an der Kehle weiß war, die Seiten des Halses, Schultern und Bauch mit weißen Haaren gemischt, die Vorderbeine waren hinten, nebst den ganzen Zehen, die Hinterbeine vorn weiß, der Schwanz mit weißen Haaren gemißt, Regenbogenhaut braungelb, Statur ziemlich klein, Betragen sanft. — Bastarde zwischen Wölfinnen und Jagdhunden kommen bisweilen vor, schon Buffon erzählt eine dergleichen fortgesetzte Generation, und bildet die entstandenen Bastarde ab. Diese fallen oft in demselben Wurfe sehr ungleich, wie die drei Jungen, welche im Jahre 1826 auf der Pfaueninsel bei Potsdam geboren wurden, von denen zwei mehr wolfsähnlich, ein drittes aber vollkommen hundsähnlich wurde, und hängende Ohren erhielt. Auch zu Kuskowa bei Moskau befand sich eine Familie, von einem schwarzen Wolf und einem Hunde abstammend; die Jungen waren dem Wolfe ähnlicher, unter ihnen eins weißlich-wolfsfarbig, aber dieses mehr hundsartig. Dergleichen Wolfshunde haben meistens die verschlagene Wildheit und Gefräßigkeit der Wölfe, sind am Tage träg, zur Nachtzeit thätig und gierig, und fallen sogar Schafe an, wie der Wolf, ohne die Fähigkeiten der Hunde zu erreichen. — Man unterscheidet auch eine kleinere Race, den Rohrwolf: Can. lupus minor Kram. —

Vaterland. Der Wolf findet sich zwar nicht in Aegypten, aber durch ganz Europa, Asien und Amerika. In Europa war er vormals überall häufig verbreitet; die steigende Cultur hat ihn sehr vermindert und aus den meisten Gegenden gänzlich vertrieben, doch ist er noch vorzüglich häufig in Polen und Rußland. Pallas fand ihn durch alle Provinzen Rußlands und Sibiriens häufig in den Waldungen, so wie auch in waldlosen Gegenden, von der arctischen bis zur südlichen Grenze. Im Norden ist er größer und weißlich, je weißer desto mehr geschätzt; die allerweißesten kommen aus der Gegend von Mangasea. Auch bei den Kirgisen giebt es weiße Wölfe, sie sind aber kleiner, ihr Fell ist weicher. In waldlosen Gegenden ist der Wolf kleiner und träger, lebt meist in der Nähe der Sümpfe in Schilf, daher der Name Rohrwolf, z. B. am Neusiedler-See. Der schwarze Wolf erscheint gewöhnlich überall nur als Einzelnheit, auch in Rußland ist er selten, um den Fluß Kaama und in Sibirien, besonders ostwärts, giebt ihn Pallas als häufig an. Am östlichen Ocean laufen die Wölfe der Beute oft so weit nach, daß sie auf Eisschollen gerathen, und auf die Inseln und nach Amerika getrieben werden. Auf diese Weise kommt der Wolf als zahlreicher Ueberläufer auch auf die kurilischen Inseln, eben so durch Eisschollen vom Meerbusen der Tschuktschen nach

Amerika. In Deutschland finden sich noch Wölfe an der östlichen, südlichen und westlichen Grenze. In Nieder-Oestreich kommen sie auch noch in der Gegend des Schneebergs und Oetschers vor, bei Gutenstein, Lilienfeld u. s. w. Dann im Oberösterreichischen Alpenzuge, von wo aus sie bisweilen in die niedern Berge streifen und nicht allzuselten, besonders zur Winterszeit, selbst die Thiergärten nächst Auhof bei Wien besuchen, wo deren mehrmals und zwar noch im Jahre 1826 einer geschossen worden ist. Auch in Mähren und Böhmen erscheint der Wolf noch, und schleicht herüber in die Lausitz bis über die Grenze von Sachsen, wo der letzte im Jahre 1814 bei Dippoldiswalde geschossen wurde.*) In Schlesien treten nur selten einzelne aus Pohlen zur Winterszeit über, auch in Baiern erscheint er höchst selten. Weniger selten sehen ihn die Gegenden am Rhein, und in Belgien soll sich in den letzten Jahren wieder eine Zahl dieser Raubthiere vermehrt haben. Er scheint ursprünglich ein Thier des Nordens zu seyn, denn im Norden gedeiht er in jeder Hinsicht am besten, nur dort vermehrt er sich häufig, und erlangt eine Länge von 5 Fuß, während er in den heut zu Tage gemäßigten Landstrichen seltner bleibt, und nicht leicht über 3 Fuß Länge erreicht.

Seinen Aufenthalt nimmt der Wolf vorzugsweise in großen, dichten Wäldern, wo er sich in Höhlen, Schluchten und enge Felspässe zurückzieht. Im Sommer streift er meist einzeln herum, und nur die Mütter gehen in Gesellschaft ihrer Jungen auf Raub aus. In der Regel lebt der Wolf überhaupt, wie die meisten Raubthiere thun, einsam und hält sein Revier wie jene. Wo indessen, wie in Pohlen und Rußland die Wölfe häufiger sind, versammeln sie sich vorzüglich im Winter zur Nachtzeit, und rauben gesellschaftlich. Solche Vereine greifen dann auch Menschen an. Was die Nahrung der Wölfe betrifft, so pflegen sie gewöhnlich Rehe, Hirsche, im hohen Norden auch Rennthiere in enge Pässe zu treiben, wo sie dann über sie herfallen. In den bewohnten Gegenden richten sie ihre Hauptjagden auf gezähmte Thiere, auf Schaafe, Rinder, Pferde und Schweine. Die Pferde reißen sie oft vor dem Gespann nieder, indem sie ihnen von vorn, oder von der Seite auf den Nacken springen, und die Gurgel aufbeißen. Der Wolf tödtet seine Beute überhaupt durch Aufreißen der Kehle, schleppt sie dann an einen sichern Ort und frißt von ihr zuerst die Zunge. Geflügel schält er geschickt aus der Haut. Er hat einen kräftigen Hals, seine Nackenmuskeln halten es aus, daß er einen Hammel im schnellen Laufe davon trägt. In die Ställe wühlt er sich oft unter der Thürschwelle ein und scheut dabei keine Gefahr. Im Nothfalle frißt er auch Aas, selbst das älteste ist ihm dann noch schmackhaft. Wenn es ihm an warmblüthigen Thieren gänzlich gebricht, soll er auch Amphibien fressen. Im Heißhunger, der ihn besonders zur Winterszeit peinigt, verschlingt er oft unverdauliche Dinge, Lederwerk und Kleidungsstücke überhaupt, bei gänzlichem Nahrungsmangel fressen die Wölfe, wie die meisten Raub- und viele Nagethiere thun, einander selbst auf. Dieser Zug ist überhaupt dem Wolfe so wenig allein eigenthümlich, daß wir ihn nicht einmal aus der Geschichte des Menschen vertilgen können. Der Wolf nimmt auch fleißig Wasser zum Getränk. Ueber seine Lebensweise und sonstigen Eigenthümlichkeiten folgendes. Der Wolf verbreitet besonders zur Paarungszeit und nach dem Genusse von Aas, einen höchst unangenehmen Geruch. Seine Stimme ist ein fürchterliches Geheul, selt-

*) Das Historische über die Wölfe in Sachsen, gebe ich in: Sachsens Fauna.

ner ein kurzes Bellen. Zur Nachtzeit, besonders im Winter, hört man den Wiederhall gräßlich aus den Wäldern in weitem Umkreis ertönen. Die Paarungszeit fällt in den December, sie dauert bei dem einzelnen Thiere 12 — 14 Tage, im Allgemeinen aber bis zum April. Sie beginnt bei den Alten, und geht nach und nach auf die Jungen über. Die Weibchen entwickeln sich im Ganzen schneller, sind jedoch nicht früher als nach dem zweiten Winter fähig zur Paarung. Die Wölfin trägt drei und sechzig (nach andern unrichtig hundert) Tage und gebiert dann 3 bis 4, auch mehr, ja in seltnern Fällen bis 9 Junge im Dickicht der Wälder, oft in einem erweiterten Dachsbaue, in Schluchten oder Vorsprüngen von Felsen. Das Lager wird auch oft eingegraben, besonders die amerikanischen Wölfe graben sich tiefe Höhlen. Moos, Laub und die eignen Haare bilden das Bett für die Jungen. Diese Jungen haben nur ein röthlichgraues Wollhaar und bleiben 14 Tage blind. Die Mutter liebt sie zärtlich, vertheidigt sie wüthend und verschleppt sie eilig, wenn sie das Lager entdeckt sieht, oder nur Ursache hat, Gefahr fürchten zu müssen. Während der ganzen Zeit des Säugens, welche zwei Monate dauert, versorgt der alte Wolf die Mutter treulich mit Nahrung, an welcher diese auch von der sechsten Woche an die Jungen Antheil nehmen läßt; sie verschlingt nämlich das Fleisch, giebt es halb verdauet wieder von sich und bietet es ihnen in diesem Zustande zur Nahrung. Sie ist in der Säugezeit bösartiger als gewöhnlich. Eine seltene Ausnahme bot eine Wölfin in der Menagerie am Tower in London, dieselbe, welche wir mit ihren Jungen hier abbilden. Sie blieb auch während der Zeit, in welcher sie die Jungen säugte sanft und zahm, obwol der Vater der Jungen ein sehr wilder, bösartiger Wolf war. Wenn wir bei den Katzen gehört haben, daß die säugende Mutter nach Verlust ihrer eigenen Jungen, solche von Thieren anderer Art, ja sogar von solchen, welche ihrem Geschlechte feindlich sind, wie Hunde, oder welche sie selbst feindlich verfolgte, wie Kaninchen und Hasen an sich saugen läßt, um sich der Milch zu entledigen, so ist auch bei andern Raubthieren ein solcher Fall nicht abzuleugnen, im Gegentheil vielfach bewiesen und dadurch auch die Möglichkeit gegeben, daß in der Wildniß ausgesetzte Kinder von einer Wölfin gesäugt werden können, wie uns das alte Wahrzeichen der Stadt Rom in so vielen ihrer classischen Bauwerke, wie in ihren Schriften ihre Historiker uns von Romulus und Remus verkünden. Die jungen Wölfe haben auch unter einander selbst viele Anhänglichkeit, bis das selbstständigere Alter sie trennt und eigennützige Interessen herbeiführt. Dies geschieht im November und December, wo sie allein umherzustreifen beginnen. Man kann die ganz jungen Thiere zähmen, besonders wenn man sie durch eine Hündin säugen läßt. Ihr Leben ist äußerst zähe, sie wiederstehen den grausamsten Schlägen und Zusammenschnürungen der Kehle, indem sie nach momentaner Ermattung vom Scheintodte wieder erwachen. Man darf insgemein einem gezähmten Wolfe nicht immer trauen, wenn er ein gewisses Alter erreicht hat, kehrt bei ihm gemeiniglich, wie bei den Füchsen, die Wildheit zurück.

So hat man Beispiele von Wölfen, welche bis zu einem Alter von ein paar Jahren ganz zahm waren wie ein Hund, mit einem Male indessen wild wurden, alles Hausgeflügel und Hunde, mit denen sie früher in Freundschaft gelebt, todt bissen und selbst Menschen gefährlich wurden. Seltner sind Beispiele solcher Zähmung wie folgende in den großen Menagerien in London und Paris gelungen. Schon im Jahre 1800 hatte man in Paris eine Wölfin, welche, obwol schon erwachsen in Schlingen gefangen, dennoch so zahm wurde, daß sie mit den Hunden in Freundschaft lebte und mit ihnen frei

herumlief; sie bewachte wie jene ihren Platz und bellte alles an, was ihr fremd schien. Nur den Apetit nach Geflügel konnte sie nicht aufgeben und mußte deshalb ihrer Freiheit wieder beraubt werden. Eine andere bewies daß die Zähmung noch viel weiter gebracht werden könne, wenn eine gute Behandlung von Jugend auf sie zu leiten versteht und ein Individuum trifft, welches zur Sanftmuth geneigt ist. Sie wurde aufgezogen wie ein Hund, betrug sich freundlich gegen alle Personen, welche sie zu sehen bekam und zeigte vor allen eine treue Anhänglichkeit an ihren Wärter; denn sie folgte ihm wie ein Hund, seine Entfernung machte sie traurig, und seiner Stimme gehorchte sie willig. Sie war ihm so gehorsam, daß sie darin dem allerzahmsten Hunde glich. Als ihr Besitzer Paris verließ, schenkte er sie der königl. Menagerie, hier wurde sie in einen Käfig gesperrt, und blieb deshalb mehrere Wochen lang traurig und wollte nicht fressen; nach und nach gewöhnte sie sich an die neuen Wärter und wurde wieder munter, so daß man glaubte, sie habe ihr früheres Verhältniß vergessen. Nach achtzehn Monaten erhielt sie einen Besuch von dem zurückgekehrten früheren Wärter. Bei dem ersten Worte, welches sie von ihm, ohne ihn sehen zu können, aussprechen hörte, machte sie durch Bewegung und Stimme ihr Wiedererkennen ihrem Freunde deutlich bemerkbar und freigelassen überhäufte sie den alten Freund mit Liebkosungen, wie man dergleichen sonst nur vom treuen Hunde zu sehen gewohnt ist. Die abermalige Entfernung des Wärters, führte eine neue noch tiefere Trauer herbei, die sich erst nach und nach wieder verlor. Es vergingen so drei Jahre, während deren die Wölfin mit einem Hunde in enger Freundschaft lebte, endlich kam der alte Wärter wiederum einmal spät Abends, als der Käfig völlig geschlossen war, in die Nähe der Wölfin und ungesehen ruft er ihr zu. Jenes Schauspiel erneut sich auch jetzt wieder, auch nach dreijähriger Abwesenheit erkennt sie augenblicklich die wohlbekannte Stimme, antwortet ihm zärtlich und strebt darnach ihm sich zu nähern, endlich läßt man die Wölfin heraus, sie stürzt auf den Wärter los, springt an ihm empor und legt ihre Vorderbeine auf seine Schultern, leckt ihm Gesicht und Hände und droht die Zähne fletschend, den andern, wenn sie Miene machen, die Wiedervereinten trennen zu wollen, obwol sie bis dahin auf das freundlichste ihnen zugethan geblieben. Die Trennung, welche nach diesem freudigen Wiedersehen folgte, war mit noch ernsteren Folgen verknüpft als die früheren. Das Thier lag unbeweglich auf einer Stelle, verschmähte alle Nahrung, magerte ab, in Folge dessen wurde der Pelz locker und schlecht, die Haare flockten und sträubten sich, wie bei allen kranken Raubthieren, man fürchtete den nahen Verlust des treuen Geschöpfes. Die vorsichtigste Behandlung führte nach langer Zeit und langsam eine Besserung herbei, der Pelz wurde wieder schön, aber die Wölfin ließ niemals wieder Liebkosungen von ihrem Wärter sich gefallen und Fremden drohte sie mit den gewaltigen Zähnen. Wer möchte bei solchem Beispiele noch zweifeln, daß auch zwischen Mensch und Thier eine Sympathie durch physische und psychische Verhältnisse bedingt, sich unter Leitung einer höheren Allmacht entwickelt? — Doch Vorurtheil, Stolz und Rohheit lassen dies meist nicht erkennen, denn wie selten sind die Gemüther der Menschen für solche Ahnung empfänglich! — Das Wachsthum vollendet sich nach zwei Jahren, sechs bis acht Monate bleiben die Jungen unter dem Schutze der Mutter, welche sich in dieser Zeit ganz ihrer Erziehung und Sicherheit widmet. Der Wolf jagt dann allen Geschöpfen, mit denen er in Berührung kömmt Furcht ein, auch die Hunde sträuben sich gegen ihn und kleinere besonders verkriechen sich ängstlich, oder geben auch während sie

ihn anbellen, durch alle ihre Bewegungen und Versuche zur Flucht ihre Todesangst zu erkennen. In Rudeln vereinigt verfolgen sie indessen den Wolf unermüdet. Auch andere Thiere setzen sich gegen ihn gesellschaftlich zur Wehre. Wilde Pferde nehmen ihre Fohlen in die Mitte, treten in einen Kreis mit den Köpfen zusammen, wiehern muthig, sträuben die Mähne und halten durch Ausschlagen mit den Hinterbeinen den Wolf von sich ab. Selbst Schweine üben dies Manöver, nehmen die Schwächern in ihre Mitte, sträuben die Borsten, beginnen ein disharmonisches Angstgeschrei, und bieten die Hauer zum Kampfe. Kräftige Stiere gehen dem Wolfe muthig mit den Hörnern entgegen, auch wilde Eber nehmen ihn an. Der Wolf selbst, zeigt sich äußerst vorsichtig und listig, so daß er nicht selten den augenscheinlichsten Gefahren glücklich entgeht. Unter seinen Listen ist die durch vielfache Beispiele erwiesen, daß er während eines Kampfes mit einem großen Thiere plötzlich zu Wasser geht, seinen Pelz und vorzüglich seinen Schwanz tüchtig benetzt, dann auf das Thier wieder anspringt, sich schüttelt und mit dem Schwanz dasselbe in die Augen schlägt, daß es vor Schrecken stutzt und jetzt ohne Mühe überwältigt wird. Ein im Freien an eine Stange gebundenes Thier soll er nicht angreifen, aus Furcht auf eine Fallgrube zu gerathen. Bei alten, erfahrenen Wölfen wenigstens, ist dieser Grund um so wahrscheinlicher, als diese, überhaupt alles was ihnen irgend Ungewöhnliches aufstößt, vorsichtig beachten, umschleichen und zu vermeiden suchen, daher diese auch nicht leicht in Gruben und Fallen gelangen. In Nordamerika steckt man eine Stange in die Erde und bindet eine Blase daran, dies reicht hin sie von den Büffelheerden abzuschrecken. Sie fliehen jedes ungewohnte Geräusch, entsetzen sich vor dem unerwarteten Muthe der Böcke und Rinder und fliehen vor deren vorgehaltenem Gehörn. Ebenso entfliehen sie den Hunden und vorzüglich dem Menschen, nur ändert sich dies alles, wenn das Thier heißhungrig wird, dann siegt der natürliche Trieb der Erhaltung über die Vorsicht und der heißhungrige Wolf kennt keine Gefahr, im ungleichsten Kampfe setzt er dann das eigne Leben aufs Spiel und opfert seinen Trieben sich selbst.

Ein Wolf, welcher einmal Menschenfleisch genossen, soll dies aller andern Nahrung vorziehen, wie man dies auch von andern Raubthieren erzählt. Wahrscheinlich daher entstand die Sage von Währwölfen, (vor deren man sich wahren, bewahren, hüten soll*), jener Umstand aber erklärt sich vielleicht ebenso, wie wir ihn bei Löwen und Tigern zu erklären versuchten, nämlich durch die durch einmaligen Sieg über den Menschen geminderte Furcht und in Folge des Siegs gewachsene Frechheit. Obwohl das Thier von Natur ungeschickt und furchtsam ist, so sind doch seine Sinne, namentlch Geruch, Gesicht und Gehör sehr scharf und in Gefahr wird der alte Wolf überhaupt muthiger und fällt, gegen seinen Wiederstand mit Wuth aus. Nur in Gruben gefangen oder in Netzen, wenn er die Unmöglichkeit zu entkommen erkannt hat, wird er gänzlich muthlos, kämpft nicht gegen Menschen und Thiere und läßt ohne allen Wiederstand sich anfassen.

Das Alter von 15 — 20 Jahren wird dem Wolfe nicht selten durch Krank-

---

*) Were-wulf, man-wolf. loup-garou, schon bei den Griechen Lykanthropos hieß auch ein Zauberer, welcher durch Einsalbung mit Hexensalbe und durch einen Zaubergürtel sich in den Stand setzte, als Wolf zu erscheinen, Menschen anzufallen und zu tödten, also Wolf-Mensch. In den Niederlanden wurde im Jahre 1589 der letzte Mann dieser Zauberei wegen hingerichtet.

heiten verkürzt, denn viele sterben durch Tollheit, deren Natur wir unter dem Artikel „Hundswuth“ näher kennen lernen werden, oder gehen an der Räude oder Raude zu Grunde, die wir schon oben als Krankheit der Katzen kennen gelernt haben. Am meisten wird indessen die Zahl der Wölfe durch den Menschen vermindert, da er in Europa das einzige Geschöpf ist, von dem ein günstiger Erfolg in diesem Geschäft erwartet werden kann.

Die Jagd auf den Wolf geschieht mehr zur Abwendung des durch ihn möglichen Schadens, als um des Vortheils willen, den man aus dem Verbrauch einiger seiner Theile zu ziehen vermag. Nur der muthlose Lappländer sieht geduldig zu, wenn der Wolf seine Kinder holt, was nicht selten geschieht, wenn er, im Freien beschäftigt, die kleine Wiege des Säuglings an einer seiner zwergartigen Birken aufhängt. Nach solchem Vorfalle tröstet er sich damit, daß es Gottes Wille gewesen sei, und Kinder und Rennthiere werden ferner von Wölfen gefressen. Anders begegnet den Wölfen der kräftige Schwede, Russe und Pohle und am meisten setzt der Wolf da in Bewegung, wo er sich am seltensten zeigt. Er ist Gegenstand der hohen, in einigen Gegenden auch nur der mittleren Jagd, seiner Schädlichkeit wegen gestattet man indessen auch jedem nur zur niedern Jagd Berechtigten, ihn zu erlegen und gegen billiges Schußgeld auszuliefern. Die Kirgisen sollen den Wolf mit Adlern oder Falken baizen, welche sie Berkut nennen. Wo die Wölfe häufig sind, bedient man sich auch andrer Tödtungsmittel, man bestreicht Butterbrot mit Sublimat, oder man bereitet Würste aus Milch und Fleisch mit sogenannten Krähenaugen oder Brechnuß (nux vomica), welche man gröblich zerstoßen, anstatt der Würze dazu mischt. Man wickelt diese Würste in die Haut eines Schaafes, oder einer Ziege, läßt sie etwas gähren oder in Butter braten und gräbt sie auf dem Wechsel ein. Man kann auch ein frisch gestorbenes Thier nehmen und die pulverisirten Krähenaugen in gemachte Wunden einstreuen, dann die Haut wieder über das Fleisch ziehen und zunähen. Man vergräbt es noch 24 Stunden lang unter Pferdemist, oder wirft es dann frei hin, oder bedeckt es leicht mit Erde, um im Sommer die Fliegen abhalten zu können. Die Tschuktschen pflegen spitzige Riemen spiralförmig zusammenzurollen, mit Eis und außen mit Butter umhüllt auf einem Pfahle auszusetzen. In den Magen gebracht rollen diese Riemen sich auf und durchbohren, indem sie auseinandergehen und anschwellen, den Magen nach allen Seiten, wobei sie viel Schmerzen verursachen, so daß das Thier nicht fliehen kann. Die Kosaken in Kamtschatka hängen auch eiserne Haken mit Fleisch um die Häuser herum in der Höhe auf, die Wölfe springen darnach und bleiben hängen wie der Fisch an der Angel. Wolfsgruben werden so gegraben, daß sie unten weiter sind als oben, 16 Fuß tief, 12 Fuß lang und breit. Man bedeckt sie mit Reißholz und bindet auf dieses eine Ente, ein Schaaf oder ein Schwein. Das ganze umgiebt man mit einem ein paar Fuß hohen Zaune, über den der Wolf springt. Die Eskimo's hauen ähnliche Gruben in Eis, oben mit einer Fallthür aus Eis mit einer Leine und einem Zapfen von Eis, woran der Köder befestigt ist. Auch in den cultivirten deutschen Ländern, in denen es längst keine Wölfe mehr giebt, müssen des Jagdrechts wegen noch Wolfsgruben gehalten werden.

Die Spur des Wolfs ist der des großen dänischen Hundes ähnlich, doch mehr lang als breit. Die Jäger erzählen sich, daß da, wo mehrere Wölfe beisammen sind, die hintern in die Fußtapfen der vordern hineintreten, um ihre Zahl nicht zu verrathen, was ihnen auszuführen wohl schwer werden dürfte. Um den Wolf zu vertreiben, wenn

man seine Spur erkannt hat, bedient man sich der Trommeln und Trompeten, des Kettenrasselns an Wagen, des Schießens und vorzüglich offner Feuer. Doch reicht dies alles nicht in jedem Falle aus, um zu verhindern, daß er sich heranschleicht und die Heerden beraubt. Derselben Mittel bedient man sich bei Anstellung einer Treibjagd, der gewöhnlichsten Weise, wie man ihm beizukommen sucht. Dabei thut der Mensch das meiste, denn nur die besten Hunde gehen auf den Wolf, wenn sie gehetzt werden, auch Pferde bäumen sich und sträuben die Mähne, sobald er sich ihnen entgegenstellt. Man erlegt ihn auch aus der Schießhütte, oder durch Rätzen oder Reizen bei Nachahmung seiner Stimme, oder endlich man fängt ihn, wenigstens jüngere, unerfahrnere Thiere im Wolfseisen, starken Tellereisen oder Schwanenhalse, (großen Berliner Eisen) mit reinem Gänsefett und ein wenig Kampfer verwittert. Hat er sich einen Raub geholt, so lasse man ihn in Ruhe fressen, nachdem er sich tüchtig sattgefressen hat, legt er sich schlafen, und folgt man der Spur, so läßt er sich in diesem Zustande mit Keulen todtschlagen; erfahrne Landleute ziehen auf solche Jagd mit Dreschflegeln und Heugabeln aus und nähern sich vorsichtig dem schlafenden Räuber, den geschickte Wolfsfänger dann sogar wagen am Schwanze zu fassen und nun tüchtig auf ihn losschlagen. Um die Treibjagd vorzubereiten, theilt man die Waldung in Quadrate ab, die durch Wege abgesondert werden. Jedesmal nach frischem Schnee umreitet man bei Anbruch des Morgens die Vierecke, zählt die Wolfsfährten genau, um zu erfahren, wie viele Wölfe darin sind. Jetzt werden drei Seiten mit Schützen und die vierte Seite mit Treibern besetzt, auch diese mit Knütteln und Keulen bewaffnet. Achtet man richtig auf den Wind, so entgehen die Wölfe nicht leicht, am sichersten führt eine Umstellung mit dem Wolfszeug, mit Tüchern und Netzen zum Zwecke. Um einen Wolfsgarten zu bilden, wird ein Dickicht von etwa acht hundert Schritten im Umfang fest umzäumt, südlich bleibt ein Eingang, daran zu jeder Seite eine Säule mit einem Haken gestellt wird. In der Mitte wird ein Platz frei gemacht, auf den man abgestandene Thiere wirft, in der Nähe bringt man im Dickicht ein Wachhüttchen an, welches mit Reisig bedeckt wird. Nahe bei dem Eingange in die Umzäumung wird eine zweite Hütte gebaut, in ihr die Netze, Tuchlappen und Gabeln aufbewahrt, sie steht mit der ersteren durch einen Drath in Verbindung, welcher in ihr zu einer Klingel führt. Sobald man beobachtet hat, daß Wölfe den Platz besuchen, so geht ein Jäger vor Sonnenuntergang in die Hütte der Mitte; zwei andere Jäger in die am Eingang, wo sie ruhig die Nacht erwarten. Sobald sich Wölfe am Köder eingefunden haben, wird das Zeichen sanft mit der Klingel gegeben, jene am Eingange stecken eilig die Gabeln und hängen das Zeug auf, um den Platz zu schließen, in welchem dann am folgenden Morgen die eingeschlossnen Wölfe erschossen werden. Man setzt auch Schußhütten auf Bäume, oder in das Dickicht, oder macht sich Wachgruben an Abhängen, von wo aus man ihn am hingeworfenen Köder in mondhellen Nächten erschießt.

Der Nutzen des Wolfs war in der großen Oekonomie der Natur wohl bedeutender als wir ihn ahnen. Alle große Raubthiere, vorzüglich die Aasfressenden mußten in wenig bewohnten Gegenden Dienste verrichten, welche wir in sehr cultivirten Districten durch Menschen ausüben sehen. Sie waren die Bewahrer des Gleichgewichts in der Schöpfung, die Wächter über Reinlichkeit und Ordnung. Eine ungehemmte Vermehrung pflanzenfressender Thiere würde die wasserreichen, für den Menschen geeignetsten Plätze entlaubt und abgegraset, diese Thiere würden sie aller Vegetation beraubt

und unbewohnbar gemacht haben. Die kräftigen Raubthiere wurden vom Schöpfer bestellt, deren Vermehrung zu Zügeln, die Plätze dem Menschen zu bewahren, bis dieser kräftig genug das Gleichgewicht selbst zu erhalten, solcher Wächter nicht mehr bedurfte. So waltet aber die Schöpfung in der ganzen Natur, immer nur erblüht der Seegen aus der Berührung wiederstrebender Kräfte und deren Gegenstreben selbst rufte oft nur die Nothwendigkeit, ja das Werk des Augenblicks hervor. Büffon's, theils auf einseitigen Nachrichten, theils auf Vorurtheil und einem Streben, durch seine Phantasie zu imponiren, beruhende Schilderungen vom Charakter seiner Thiere, sind durch beßre Beobachtung der spätern Zeit wiederlegt worden. Kein Geschöpf ist bös geschaffen, in allen schlummert der Keim des Guten und nur von den Umständen hängt es ab, ob er zum Guten erblüht, oder ob die gute Saat zum Bösen emporwächst. Im Allgemeinen kann man leicht beobachten, daß große Raubthiere leichter zu zähmen sind als kleine. Jene besitzen, so wie ihnen mehr Kraft zur Ausübung dessen, was uns böse scheint, inwohnt, ebenso auch mehr Empfänglichkeit für das Gute. Jene Beispiele der Wölfinnen in London und in Paris lassen auch hier die Möglichkeit einer Angewöhnung des als blutdürstig bekannten Thieres an den Menschen erkennen. Was Wunder, wenn eine Art von Geschöpfen durch die Generationen mehrer Jahrhunderte hindurch vom Menschen mit List und Gewalt auf alle nur denkliche Weise verfolgt und auf das Grausamste gepeinigt, mit Abscheu gegen den Menschen erfüllt wird, was Wunder, wenn dieser Haß, von Generation zu Generation forterbend, im Bestreben nach Selbsterhaltung sich vermehrt hat? Wie zarter Empfindung aber dergleichen Geschöpfe fähig sind, zeigt das Beispiel der pariser Wölfin und wer würde im Stande seyn, zu wiederlegen, wenn jemand behauptete, auch der Wolf besäße eine Erziehungsfähigkeit, durch welche eine bedeutende Milderung seines Charakters erlaubt wäre. Jene treue Anhänglichkeit an den liebevollen Wärter der zartesten Jugend deutet gewiß auf die Möglichkeit einer Entwicklung edler Gefühle, und wie weit eine sanfte Behandlung mit imponirender Auctorität in Verbindung ein Raubthier zu zähmen vermöchte, wenn sie allen und jeden Ausbrüchen von Wildheit und Hungerqual zuvorkäme, diese dem Thiere wie seine Kraftfülle unbekannt bliebe, dies zu erforschen, würde eine schöne Aufgabe für den seyn, welcher mit dem Studium der Seele des Thieres beschäftigt, diese mit der Seele des Menschen vergleicht. Ist doch auch für glückliche Erziehung des Menschen der Mittel höchstes nur die stete Gewöhnung zum Guten, denn wo die Entwicklungsfähigkeit zu Allem gegeben ist, da hängt auch alles Resultat von der Art und Leitung der Entwicklung ab, und das einmal erwachte Bewußtseyn der Kraft zum Zerstören gebiert schnell den Willen dazu! —

Kaum die Tungusen und die ärmsten Lappländer essen das widerlich schmeckende Wolfsfleisch, auch die Hunde fressen es nicht. Den meisten Theilen des Wolfs schrieb man in der Vorzeit Arzneikräfte zu und der Aberglaube der Jäger ist hier und da von jenen Vorurtheilen noch nicht befreit. Das Fett wird wie Talg benutzt. Die großen Eckzähne faßt man mit ihrer Wurzel in Metall und setzt sie auf Handgriffe, so werden sie zum Poliren, auch zum Daraufbeißen bei dem Zahnen der Kinder gebraucht. Der Wolfspelz wird zu Wildschuren vernäht, zu Muffen, Fußsäcken und Pferdedecken verarbeitet. Er soll kein Ungeziefer annehmen und gehört unter die dichten und warmen, obwohl gröbern Pelzwerke. Der Handel damit wird von Seiten Pohlens und Rußlands, so wie von Nordamerika aus mit Europa und Asien betrieben. Die Canadische Pelzhandelgesellschaft führte im Jahre 1798 allein 3800 Wolfspelze

nach England. Bei den Chinesen finden diese Pelze großen Absatz, vorzüglich hoch achten diese die Fellchen der ungebohrenen, oder neugebohrnen Wölfe. Kamtschadalen und einige andere nordische Völker kleiden sich vorzugsweise in Wolfspelz. Das Leder wird weiß oder sämisch gekerbt und dann verarbeitet. Im Orient hat man auch Wölfe zu Kampfspielen und Künsten, einer Art von Tanz und Springen abgerichtet. Als Bild der rohen Kraft und Wildheit wurde der Wolf auch das auszeichnende Symbol bei den Menschen, sein Name wurde auf sie übergetragen und die Könige und Ritter der Angelsachsen führten ihn auch wohl noch mit Beisätzen, wie: Aethelwulf (Edelwolf), Berthwulf (erlauchter Wolf), Eadwulf (glücklicher Wolf), Ealdwulf (alter Wolf); so hoch achtete man das kräftige Thier!

Der Schaden des Wolfs wird in cultivirten Gegenden bedeutend. Obwohl er sich gern mit Aas begnügt, so findet er dessen an dergleichen Orten um so weniger, als nicht einmal daran gedacht wird, ihn auf diese Weise zu sättigen und von dem lebenden Hausthiere abzuhalten. Unter solchen Verhältnissen raubt er furchtbar und würgt, wenn ihm einmal die Gelegenheit sich darbietet, so viel, daß er auf Vorrath für ungünstigere Zeiten zu denken scheint. Nach officiellen Nachrichten wurden im Gouvernement Liefland in dem einzigen Jahre 1823 folgende Thiere gefressen: 1841 Pferde, 1807 Rinder, 733 Kälber, 15,182 Schaafe, 726 Lämmer, 2545 Ziegen, 183 Zicklein, 4190 Schweine, 312 Spanferkel, 703 Hunde, 673 Gänse, 1243 Stück anderes Geflügel. Menschen fällt er im Heißhunger häufig an, zerfleischt ihnen Gesicht und Brust und der Tod an den schweren Wunden ist auch das gewöhnliche Schicksal derer, welche der Zufall noch rettet. Gewöhnlich überwältigt der kräftige Wolf den schwächern Menschen und genießt ihn als errungene Beute. Wenn der Mensch mit Thieren beisammen ist, so macht der Wolf in der Regel nur Jagd auf eins dieser Thiere und schleppt dies eilig fort, setzt sich indessen der Mensch zur Wehre, so setzt er sich auch der Gefahr aus, daß der Wolf das Thier losläßt und seinen Anfall auf den Menschen selbst richtet. Aus diesen Gründen ist die Vertilgung der Wölfe in allen cultivirten Staaten eifrig betrieben und durch Prämien unterstützt worden, die durch ihre Seegrenze hierin begünstigten Engländer, haben sich längst von dieser Plage befreit und in Deutschland, wie wir wissen, sind die Wölfe nur noch als Seltenheit und kommen als Einwanderer über die Grenzen, so daß eine gänzliche Vertilgung hier nicht so leicht sein kann, als auf einem Insellande wirklich der Fall war.

Die Sorge war auch in England in der Vorzeit so groß, daß man den Januar wegen der häufigen Erscheinung der Wölfe den Wolfsmonat nannte. König Edgar im zehnten Jahrhundert hatte um die Befreiung von diesen Raubthieren das größte Verdienst. Er betrieb diese so wohlmeinend, daß er sogar den Tribut, den die Walliser ihm zahlen sollten, in dreihundert Wolfsköpfe umwandelte. Im dreizehnten Jahrhundert unter Edward I. scheinen sie zum letztenmale sich wieder vermehrt zu haben.

Von den Bastarden zwischen Wölfen und Hunden wird in der Naturgeschichte der Letzteren nochmals die Rede seyn.

Daß unsre Abbildungen jene oben erwähnte Wölfin darstellen, welche ihre Jungen in der Menagerie am Tower in London gebar, ist schon erwähnt worden; den erwähnten alten Wolf sieht man ihr zur Seite springend dargestellt. Es dürfte schwer seyn, den Character d r alten sowohl als der jungen Wölfe, lebendiger auszudrücken, als hier unser trefflicher Künstler gethan hat.

Nachdem wir die Thiere des Hundegeschlechts S. 83. in die drei Hauptabtheilungen der Füchse (mit Katzenaugen und Standare) der Schakals und Wölfe (mit runder Pupille und Hängeschwanz) und in eigentliche Hunde (mit runder Pupille und aufwärts gekrümmter Ruthe oder Fahne) getheilt haben, so folgt jetzt die dritte Abtheilung:

C. Hunde.

110. — 249 *). Der Hund. Canis familiaris Linn.

Männchen: Hund, Rätte, Weibchen: Hündin, obersächsisch: Petze, Betze, Dere, in der Jägersprache: Fähe; Niedersächsisch: Teve, Tieve, Tiffe, Thöle, Zippe Luppe. Hanöverisch: Tache; zur Zeit Carls des Großen: Zoba; alt oberdeutsch: Zauche, Zaucke, Zache; oberdeutsch: Bräcke, Metze, Mätze, Zaupe, Zeupe, Zaubel, Lusch; würtembergisch: Zatze; schlesisch: Lutsche; liefländisch: Tausch. — Junge Hunde: Hündchen, bei den Jägern: Wölfe. — Griech. ὁ und ἡ κύων, κυνὸς. — Neugriech.: σκιλος. — Altlateinisch: Canis, masc. et fem. apud poëtas **). Catula Aur. Vict. epit. 32. Hündin, catuli, catelli, caniculae: kleine oder junge Hunde. — Franz.: le chien. = Engl.: the dog. — Ital.: il cane. — Schwed. und Dänisch: Hund. — Holländ.: hond. — Portugies.: Cam. — Spanisch: Perro. — Russisch: Sobaka. — Slavonisch, Pohlnisch: pess, ♀ Ssúka. — Tatarisch: Ytt oder Yt, ♀ Kantscheck; in der Krimm auch Topek. — Tschuwaschisch: Iida oder Ijida. — Mongolisch: Nochói, Tungusisch: Nynokin. — Samojedisch am Ob: Uen oder Wyn, auch Jandu; an der Petschora: Uenoekoe; Juråkisch: Wéneku; Mangaseanisch: Bynike und Bynó; Tawginzisch: Hgandúe oder Buang; Tomskisch: Kanang; am Nary: Kának; bei dem Bergbewohnern: Byn; Kamaschisch: Men; Koibalisch: Maeng. — Permiensisch: Pon; Morduanisch: Pinae; Votjäkisch: Punno; Tscheremissisch: Pi; Wogulisch: Aemb; Ostjäkisch: Amp. — Arinzisch und Kotowzisch: Iltschap; Pumpokobienzisch: Tzi; Inbazkienzisch: Tip; Assanisch: Altschip; Jukagirisch: Tabaká; Aleutisch: Ainkuk; Kanagirisch auf der Insel Kadiak: Piuchta; Tschuktschisch: Hittèn; Kurilisch: Schtápo. — Tangutisch: Tschi; Ziganisch: Dshukell. — Sinesisch: Gkheu; Japanisch: Inu. — Armenisch: Worzschun, ♀ Katzschun. — Kamtschadalisch: Koshà; Koråkisch: Hataan. — Tschuktschische Nomaden: Haetten; ansässige: Kykmyk. — Asiat. Samojed.: Kanang. — Wuananmech Nation in Canada: Mekanne. — Ein vollständigeres Verzeichniß soll mit dem Register folgen.

Kennzeichen der Art; Schwanz (Ruthe) aufwärtsgekrümmt.

Beschreibung. Wenn wir die Naturgeschichte des Hundes beginnen, so befinden wir uns wieder in demselben Falle, welcher überhaupt bei Betrachtnng der gezähmten Thiere uns vorkommt, nur tritt bei einem Ueberblicke über die Racen der Hunde noch in höherem Grade, als bei andern Thieren, die Mannigfaltigkeit in den Formen und Characteren hervor, welche es schwer macht diese systematisch zu vereinen und ihren Ursprung zu erklären. Wir würden versucht werden, die so augenfällig abweichenden Gestaltungen als die Typen verschiedener Arten zu sondern, sähen wir sie nicht alle durch so sanfte Uebergänge verknüpft, daß uns die Grenze für die Sonderung verläßt. Nur das einzige oben angegebene Kennzeichen leitet uns ziemlich sicher in der Vereinigung der vielgestaltigen Racen und was noch im Allgemeinen vom Hunde zu sagen ist, wollen wir vorausfenden, bevor wir die Betrachtung der einzelnen Racen verfolgen.

Die verschiedene Größe und Gestaltung ist das Erste, was uns bei einem Ueberblick über die verschiedenen Racen der Hunde auffallen muß. Von der geringen Größe des Kaninchen bis zu der des Wolfs und der Löwin sehen wir die Dimensio-

---

*) Und noch einige nachträgliche Abbildungen: 555 — 610, zusammen also 195 Hunde.

**) Die Dichter brauchen das Wort Canis weiblich, sobald von der Jagd die Rede ist. Vergl. Heinsius ad Ovid. metamorph. III. 140.

nen des Körpers sich entfalten und eigenthümliche Racen-Verhältnisse im Ebenmaße der Glieder zum Rumpf begleiten diese Progressionen der Entwicklung. Zuerst finden wir diese Abweichung der Verhältnisse am Kopfe. Man vergleiche diesen von vorn oder im Profil, so wird man sich nicht enthalten können, lange Reihen physiognomischer Bilder aufzufassen, und zu bewundern, wie diese an ihren Extremen so fremdartig geworden, während sie in ihrer innern Gliederung in sanften Uebergängen verschmelzen. Den länglich gebauten Kopf trägt der Hund horizontal vorgestreckt, oder wenig geneigt, der Scheitel fällt nach vorn ab und über seine Mittellinie zieht sich bei den größten ein Kamm oder eine Leiste, welche hinten sich theilend, beiderseits quer herabläuft. Nach vorn verdünnt sich der Kopf in die Schnautze, und sie beträgt fast die Hälfte des Kopfs; ihre Spitze ist meist ein wenig weiter von den Augen entfernt, als die Ohren. Die Augen stehen in etwas schiefer Richtung und sind mit einer kleinen Nickhaut versehen, von den Augenliedern führt nur das obere Wimpern, als eine Reihe mehr oder weniger dichtstehender Borsten. Der Stern oder die Iris im Auge ist vom Graulichen in verschiedene Nüancen überspielend, die Pupille schwarz und allezeit kreisrund. Die Nase wird am Ende des Oberkieferrückens sichtbar und bildet die obere Spitze der Schnautze, über die Spitze des Unterkiefers ragt sie etwas vor, sie hat ein chagrinartiges Ansehn, ist leicht beweglich, bei gesunden Hunden immer feucht und kalt. Die Haut, in welcher die Geruchsnerven sich ausbreiten ist dicht zusammengefaltet, sie bietet also der Atmosphäre eine bedeutende Fläche, und gänzlich entfaltet könnte man fast den ganzen Leib des Hundes damit überdecken. Die runden Nasenlöcher gehen nach unten und aussen in einen halbmondförmigen Einschnitt über, welcher sich nach hinten von unten nach oben heraufbeugt. Auf der Nasenscheidewand beginnt die Furche, welche sich in die Theilung der Oberlippe fortsetzt. Der Gaumen hat gewöhnlich 9 Querfalten. Die Oeffnung der Schnautze, das Maul oder der Rachen hat bei den verschiedenen Racen verschiedne Länge, und verläuft ziemlich horizontal. Die Oberlippe bedeckt beiderseits die Unterlippe, deren nackter Rand gezähnelt ist, das heißt wie ein Hahnenkamm in zahnartige Spitzen mehr oder weniger deutlich eingeschnitten erscheint. Das Gebiß besteht aus 40 — 42 Zähnen. In jeder Kinnlade befinden sich 6 Vorderzähne, (also zusammen 12), sie haben eine senkrechte Stellung, die äußersten im Oberkiefer schließen sich nicht dicht an die übrigen an, die äußern oder alle im Unterkiefer führen an der äußern Seite einen Spitzhöcker, die mittelsten sind die kleinsten. Die einzelnen Eckzähne oder Spitzzähne (mit obigen zusammen also: 16), sind kegelförmig, ein wenig gekrümmt, stecken tiefer mit der Wurzel und ragen auch höher mit der Spitze empor als die andern; im Oberkiefer sind sie mehr von ihren Nachbarn entfernt, die untern stehen den Vorderzähnen mehr in der Nähe. Backenzähne sind im Oberkiefer jederseits 6, in der Unterkinnlade jederseits 6 — 7, also zusammen mit obigen: 42; die vordern sind dreieckig, schmal und einspitzig, die hintersten breit und mehrspitzig. Die Zunge ist glatt, ziemlich flach und sehr lang streckbar, sie ist mit deutlichen Nervenwärzchen besetzt und mit einer Längsfurche bezeichnet welche die Richtung angiebt in welcher sie sich einziehen und hohl machen, dabei nach vorn umkrümmen kann um bei dem Lecken des Wassers als Löffel zu dienen. Einige nennen den in jener Linie hinlaufenden Muskel, weil er sich nach dem Ausschneiden, wenn man ihn in das Wasser wirft, zusammenkrümmt: den Wurm, andere verstehen unter diesem Namen die Speicheldrüse unter

der Zunge*). Die äußerlich sichtbaren **Ohren** (Ohrmuscheln) sind länglich gestaltet und stehen schief querüber, der Innenrand mehr nach vorn ist umgeschlagen, der Außenrand mehr nach hinten ist durch eine Einfaltung doppelt, die Ohrmuschel ist überhaupt von der Basis an verschmälert, aufrecht stehend und ziemlich spitzig zulaufend, oder sie ist an der Spitze nach außen umgebogen oder sogleich vom Ursprunge an überhängend, in diesem Falle meist am breitesten und längsten. Aber von der Länge des Profils und der Höhe und Richtung der Gesichtslinie, der Verflachung der Stirn bis zu deren erhobener Wölbung, von der verlängerten Schmalform des Antlitzes bis zu der Breite, welche die Augen weiter von einander entfernt, von den fast ebenen Backen bis zu dem grellen Hervortreten der Jochbögen finden sich viele Uebergänge und hervorstechende Extreme. So groß aber auch alle diese Abweichungen von außen erscheinen, so finden sie doch ihre Erklärung nur bei Betrachtung des Innern; denn das Gehirn ist eigentlich der Körper durch welchen die Bildung des Schädels bedingt wird, nach ihm gestaltet sich jene Länge und Breite, und nur seiner Entwicklung folgt jene Flachheit oder Wölbung, die wir bei der äußern Anschauung wahrnehmen können.

Eben so groß als die Verschiedenheit des Kopfes ist auch die nur weniger lebendig und physiognomisch uns ansprechende Verschiedenheit im Baue des Rumpfes. Der **Rumpf** ist vorn durch den Brustkasten verdickt und läuft unter die Rippen hin schmächtiger zu. Das Weibchen trägt in der Regel zehn Zitzen oder **Saugwarzen**, deren 4 an der Brust und 6 am Bauche; bisweilen fehlt eine derselben. Von den **Beinen** sind die vordern mit 5, die hintern mit 4 Zehen versehen. Diese Zehen sind zu vieren durch eine verbindende Haut bis an das letzte Glied vereinigt. Die fünfte Zehe an den Vorderbeinen steht höher und ist nicht mit den übrigen vereint. Von einer fünften Zehe an den Hinterbeinen findet sich nur bei einigen Racen eine Spur, welche gewöhnlich im bloßen Nagel besteht oder im Innern auch Zehenglieder erhält, welche nur in der Haut hängen und nicht von Mittelknochen unterstützt sind. Auch die Zehe der Vorderbeine ist meist nur eine so gebaute Scheinzehe. Die beiden mittlern Zehen sind am längsten und gleichlang, ihre Nägel neigen sich zusammen, die beiden Seitenzehen kürzer, auch ziemlich von gleicher Länge. Die Nägel sind sämmtlich etwas gekrümmt, keiner eignen Bewegung fähig und abgestumpft.

Der **Schwanz** ist als unmittelbare Verlängerung und als Anhang der Rückenwirbelsäule auch bei dem Hunde als ein überzähliges Bewegungsglied zu betrachten, dessen er sich ebenso wie einige andere Säugthiere zum Abwehren lästiger Insecten, sonst aber auch durch fast unwillkührliche Bewegungen zum Ausdrücken seiner Affecte bedient. Die Wirbel, welche der Ruthe des Schwanzes zur Unterlage dienen, finden sich meist in der Zahl von 18 bis 19, doch auch auf 15 vermindert oder auf 21 erhöhet. Diese Zahlenverhältnisse ändern sich ohne für einzelne Racen bestimmt zu seyn und ohne daß die Höhe der Zahl mit der Größe der Individuen in gleiches Verhältniß gesetzt ist Verstümmelte Schwänze werden besonders bei einer Hühnerhunderace erblich. Die zahlreichen Muskelbündelchen, welche sich rund um die Wirbel herum mit ihren Sehnen an diese ansetzen, sind in so fern verschieden, als die oberen d. h. über die Rückenseite des Schwanzes hinlaufenden kürzer sind als die unteren, deshalb oberseits denselben mehr

*) Der Aberglaube beging die grausame Operation, diesen oder jenen Theil herauszuscheiden, in dem Wahne, dadurch die Hundeswuth zu verhüten. Mehreres darüber bei Betrachtung dieser Krankheit.

zusammenziehen als unten, daher erklärt sich die eigenthümliche Beugung des Schwanzes, mit der Spitze aufwärts gerichtet. Diese Beugung durchläuft bei den Racen die verschiedenen Grade vom sanften, noch dem geradlinigen nahe stehenden Bogen, durch die Krümmung des Halbkreises bis zur Spirallinie, deren Ende wieder innerhalb des äußeren größeren Bogen seinen Ruhepunkt findet.

Ueber die Bekleidung oder Behaarung der Hunde im Allgemeinen nur Folgendes. Sie besteht aus Borsten, Haaren oder Wolle. Erstere finden ihren Platz theils auf sieben Warzen im Gesicht, theils als Bart an den Lippen und als Wimpern am obern Augenliede, die Haare bedecken die übrigen Theile des Körpers mit Ausnahme der Nase, Mauläränder und Fußballen. Von den Gesichtswarzen steht eine über jedem innern Augenwinkel: 2; eine auf jedem Backen: 4; eine jederseits hinter dem Maulwinkel: 6, und eine einzelne unter der Kehle: 7; jede Warze trägt zwei bis vier ziemlich lange Borsten. Die eigentlichen Schnurren oder Bartborsten stehen in 5 bis 6 um das Ende des Oberkiefers, jederseits von der Nase aus horizontal verlaufenden Reihen, auf kleineren Wärzchen; in der Mehrzahl ferner am Kinne selbst. Diese Schnurren sind aber nicht von der Länge, wie die bei den katzenähnlichen Thieren. Die Behaarung des übrigen Körpers durchläuft von der Nacktheit, welche nur durch einzelne, entfernt stehende Haare unterbrochen wird, dann vom glatten, einfachen (nicht mit Wollhaar unterlegten) dicht anliegendem Haar, durch längere, schlaffe, seidenartig herabhängende oder gröblich zottige, endlich zur kraußen und wollig schnurartig gedrehten Bedeckung alle nur denkbare Stufen. Hiernach ändert sich auch die Bedeckung des Schwanzes; bald erscheint er als fast kahle, oder mit sehr kurzen Haaren bekleidete Ruthe, bald als Fahne, mit langen Haaren besetzt, welche von beiden Seiten mähnenartig herabhängend, vom Winde fliegend bewegt werden, bald endlich bei kraußem schnurartig gedrehetem Wollhaar rund herum strotzend, als Quaste. Die Behaarung ist im Allgemeinen bei den glatthaarigen Racen an der Schnautze, überhaupt am Kopfe, an Brust und Bauch und an den Beinen kürzer, über den Rücken hin gröber und bei sonst heller Färbung daselbst oft dunkler; bei den zottigen und wolligen Racen bleibt gewöhnlich nur der Nasenrücken und die Pfoten kurzhaarig, bei andern gleicht auch an diesen Stellen die Bedeckung derjenigen der übrigen Theile. An der Ohrmuschel ist die Behaarung auf der äußern Seite ziemlich gleichförmig, auf der innern nur am Rande sichtbar, nach der Mitte hin sich gänzlich verlierend. Man bemerkt im Haarkleide der Hunde funfzehn natürliche Näthe, welche sich durch die auf ihnen sichtbare Zusammenneigung der entgegenstehenden Haare leicht auffinden lassen. Die erste Nath entspringt jederseits hinter dem äußern Augenwinkel und verläuft gegen das Ohr: 2; eine andre geht beiderseits kreisförmig um das Ohr herum: 4; eine steigt jederseits vom Ohre an in Beugungen am Halse herab bis zum obern Ansatz des Brustbeins: 6; daselbst verbinden sich beide, eine neue entspringt von dieser Verbindung und läuft über das Brustbein abwärts 7; bis zu dessen unterster Spitze ist eine jederseits am Bauche zwischen dem Nabel und den Weichen: 9; eine jederseits quer am After: 11; eine hinten an jedem der vier Beine bis zur Ferse herab steigend: 15. Bei den kurzhaarigen Hunden findet man diese Näthe am deutlichsten, bei den langhärigen sind sie nur mit einiger Mühe zu erkennen. Wenn wir gehört haben, daß die Neigung zum Abändern bei den Hunden sich durch eine große Mannigfaltigkeit von Racen zu erkennen giebt, so fällt uns um so weniger auf, wenn an diesen Veränderungen das Haar einen vorzüglichen Antheil nimmt, da die Behaarung

gleichsam als eine Vegetation auf dem Thierkörper zu betrachten ist, und die Vegetation, wie wir wissen, von den äußern Verhältnissen sehr abhängig ist. Bei dem viel unter freiem Himmel lebenden, rauher Witterung ausgesetzten Hunde ist das Haar grob, im Norden dabei dicht, bei dem mehr unter dem Schutze der menschlichen Wohnung gepflegten erscheint das Haar kurz, oder wenn es lang ist, hat es eine größre Feinheit; bei den Wasserhunden ist es zottig oder kraus und in sehr mildem Clima wandelt sich dies in feines gedrehetes Wollhaar um. Die Bedingungen zur Umbildung des Haares sind noch nicht gehörig zu erforschen gewesen und ihre gesammte Erscheinung an einem Individuo, wird bereits vor der Geburt bedingt. Die Umbildung des Haares im Großen, die Entstehung der verschiedenen Grade von Länge und Dicke, von Straffheit oder Schlaffheit, endlich von der eigenthümlichen Schlängelung und dem Zusammenhang des feinen Wollhaares, will noch näher untersucht seyn. Was man bis jetzt im allgemeinen darüber sagen kann, findet sich in dem höchst schätzbaren Werke: Eble: die Lehre von den Haaren. Wien 1831.

Die Farbe der Hunde ist so veränderlich, daß wir von Schwarz durch Grau in Weiß, oder von Schwarz in Braun, Fuchsroth und Isabellgelb alle Nüancen antreffen und alle diese Farben durch einander auch gefleckt vorkommen sehen, am häufigsten dann deren zwei, selten drei. Vergleichen wir aufmerksam die Farben der Hunde, so erfahren wir daß eine einzige regelmäßige Zeichnung und Färbung bei Individuen von allen Hauptracen wieder vorkömmt, nämlich die, unter welcher am häufigsten der Dachshund und Hirtenhund auftritt: oberseits schwarz, unterseits nebst Schnautze und einem rundlichen Flecke über dem innern Augenwinkel rostfarbig.

Vaterland und Abänderungen. Wenn wir die Veränderlichkeit der Hunde in der Gestaltung und Größe, die in der Bekleidung und Färbung, welche unsre Beschreibung berührte, weiter ins Einzelne verfolgen, wenn wir auch ferner in der Schilderung der Lebensweise und des Characters dieser Geschöpfe noch finden werden, wie abweichend auch in dieser Beziehung das Wesen der Hunde sich ausspricht, so muß uns solche Erscheinung bald zu der Frage führen: Dürfen wir wohl unter solcher Mannigfaltigkeit ein einzelnes Urthier, ein Vorbild, oder müssen wir mehrere Vorbilder für alle diese wechselnden Formen vermuthen? und wenn eins von beiden als Vermuthung sich uns aufdringt, so fragt sich weiter: wie sollen wir zu Werke gehen, um jenes Vorbild oder jene Vorbilder zu suchen, auf welchem Wege dürfen wir hoffen, dieselben zu finden? Beide Fragen haben vielleicht seit Jahrtausenden die denkende Menschheit beschäftigt, die Lösung beider dürfte aber für immer nur in der Annäherung an die Wahrheit, in Auffindung einiger Wahrscheinlichkeit ihr Ziel finden. Die älteste Menschheit kannte den Hund, aber erst die jüngste wurde durch den unsterblichen Linnée in den Stand gesetzt, einen Naturkörper so genau zu beachten und zu beschreiben, daß ein sicheres Wiedererkennen durch Andere in seiner Sprache Geweihete, möglich und leicht wird; die reichen Bilderwerke welche wir in der Antike bewundern, entfalteten sich meist zu einer Zeit, wo die Cultur des Menschen ihre Blüthe erreicht hatte, auch der Hund war mit ihr fortgebildet, also doch schon in einige Formen auseinandergegangen und die Dichter besangen seinen Muth wie seine Treue, aber alle seine Formen zu beschreiben, hätten sie lächerlich gefunden, denn die Formen kannte jedermann selbst und nichts poetisch Erhebendes hatte das körperliche Wesen der Hunde. So beginnen die Quellen dieser For-

schung erst da, wo sie selbst schon vielfach ineinander geflossen, und nur der Gang der Cultur der Menschheit führt uns zu der Wahrscheinlichkeit, daß in der patriarchalischen Zeit auch der Hund nur diese Lebensweise getheilt haben, auch er nur als Hüter der Hütten und Heerden erschienen sein kann. Wie aber der erste Hund zu den ersten Menschen gekommen, das würden wir wahrscheinlich leicht erklären können, wenn wir die Nachricht darüber bewahrten, wie sich das erste Schaaf und Rind zum Menschen gefunden, wie das erste Pferd seinen Körper mit dem seinigen vermischte, oder wie das erste Getreide auf seinen Acker gekommen. Aber alle diese Vorfälle erlebte der Mensch in der Zeit seiner frühesten Kindheit, wo ihm ein höher geselliges Zusammenwirken noch so fremd war als die Mittel für Mittheilung einfach, und jeder auf seinen eignen Kreis beschränkt, lebte sich in das, was ihm aufstieß, mit Kindern und Enkeln zur Gewohnheit hinein. So kam es, daß dergleichen erlangte Vortheile nicht weiter beachtet, von den Nachkommen als einmal bestehend erkannt und so, als könnten sie nicht anders seyn, als einmal vorhanden, genossen wurden. In der schönen Mythe der Alten gaben die Götter dem Menschen, was ihm frommte, und auch der Sinn des Christen wird nur als Gabe von Gott die Güter seines Lebens erkennen. Daß der Hund selbst sich dem Menschen genähert hat, ist um so wahrscheinlicher, als auch der mit ihm so nahe verwandte Schakal, wie wir gehört haben, dies noch heut zu Tage zu thun pflegt. Aber wie jener ursprüngliche Hund aussahe, mag noch ferner zu fragen erlaubt seyn. Werfen wir einen Blick auf die heut zu Tage noch unbezweifelt wilden Arten, welche mit dem Hunde am nächsten verwandt sind, nämlich Schakal und Wolf, so wird es folgerecht seyn, wenn wir annehmen, daß jener Urhund ihnen möglichst ähnlich gewesen; finden wir aber alle Pudel nebst ihren Varietäten, alle Windhunde, Fleischerhunde, Bullenbeißer und Jagdhunde theils in ihrem Wuchs, theils in ihren Physiognomieen, vorzüglich durch ihre hängenden Ohren von jenen genannten Thieren abweichend, so bleibt uns nur die Gruppe der sogenannten Spitzhunde durch ihre ähnlichen Körperverhältnisse, ihre oft täuschendähnliche Physiognomie, vorzüglich ihre ganz ähnlich gebauten, wie bei allen wilden Raubthieren aufrecht stehenden, nach vorn gerichteten, leicht beweglichen Ohren, diejenige, welche mit Schakal und Wolf ungezwungen in eine und dieselbe Reihe, in die nächste und innigste Verwandtschaft gestellt werden kann. Finden wir ferner unter den Hunden dieser Gruppe auch diejenigen, welche durch ihr Naturell dem patriarchalischen Leben am angemessensten sind, sehen wir, daß eine Art von Begriff für Eigenthum in ihnen herauftaucht, daß sie darum wachsame Hüter der Hütten und Heerden genannt zu werden verdienen, daß sie aber ferner im Allgemeinen weder die höchsten Talente noch eine innige Anschmiegung an den Menschen entwickeln, Spuren von Wildheit d. h. eine beißige, falsche Natur nur bei der besten Erziehung ablegen, ferner daß die Beweise von Verwilderung und von Begattung mit Wölfen vorzugsweise in diese Gruppe fallen, ja sogar die in seltnen Beispielen geschehene Verwilderung anderer Racen, diese in folgenden Generationen zu solchen umwandeln ließ, welche in die gegenwärtige gehören, dann scheint es uns, stimmt alles überein, sie selbst als die auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehenden Hunde betrachten zu müssen. Rechnen wir dazu daß die Formen dieser Race die allergemeinsten sind, theils in die meisten Abänderungen auslaufen, theils in den zahlreichsten Individuen existiren, so mag alles auch für die Annahme sprechen, daß unter ihnen nicht unwahrscheinlich der älteste Stamm gesucht werden mag, dessen Zweige sich vielfach verbreitend, mannigfaltige Gelegenheit fanden sich zu läutern und

veredelte Formen zu zeugen. Denn höher steht im Allgemeinen unstreitig die Treue des **Pudels**, unvergleichlich ist die Blitzesschnelle des **Windhundes** und bis zum höchsten Begriffe von Hundetalent steigert sich die Fassungskraft und Erinnrung, der Gehorsam und die Treue, ja die fast menschliche Ergebenheit des edelen **Jagdhundes**.

Aber wie — fragen wir weiter — wie ist denn jener beißige **Schäferspitz**, wie ist er denn zum treuen **Pudel**, wie ist er zum dahinfliegenden **Windhunde**, wie endlich zum verständigen **Jagdhunde** geworden? — Gar leicht beantworten dies viele Naturforscher, wenn sie uns an Clima und Nahrung erinnern, diese beiden Verhältnisse sagen sie, bilden die lebenden Wesen so um, daßman sie kaum wieder erkennt; allgewaltig ist die verwandelnde climatische Kraft für den Südländer im Norden, für den Westländer im Osten, und umgekehrt übt sie sich aus, und das Thier wird ein andres und die Pflanze eine andre, wenn sie den heimischen Boden verläßt; doch erst nach und nach macht solche Verändrung sich sichtbar, Generationen folgen einander und erst durch sie verschwinden die Spuren der Heimath. Wer wollte so tiefes Eingreifen von Clima und Nahrung in das Leben verkennen, wer wollte über ihren Einfluß auf Bildung und Umbildung des Organismus absprechen, beides ist so anerkannt und durch so viele Beispiele, besonders in Bezug auf das mehr oder minder kräftige Hervortreten der Formen, auf mehr oder mindere Feinheit und Menge, hellere oder dunklere Farben der Haare zu belegen, daß wir einmal annehmen wollen, diese Momente möchten hinreichen, die Entstehung der Hauptracen mancher Thiere erklären zu können. Auffallend bleibt es dabei freilich, daß andere Thiere seit Jahrhunderten in die entferntesten Climate gebracht, mit ziemlich verschiedner Nahrung genährt, ihren heimischen Aeltern auch nicht im Geringsten sich entfremdeten, wie die spanischen Pferde und Schweine in Mexico, Peru und Chili, die französischen Katzen in Madagaskar, die spanischen in Südamerika und die holländischen in Guinea unverändert blieben, während man ehedem sogar an eine Abstammung aller bekannten Katzenracen von unserer europäischen wilden Katze geglaubt hat, welche Annahme eine sehr bedeutende Veränderung in Europa vorausgesetzt haben würde. Wir sahen ferner zahlreiche Löwen in aufeinander folgenden Generationen mitten in Europa zum Theil in harten Wintern geboren werden, und dennoch erwuchsen diese Thiere in der ihnen eignen Entwicklungsperiode zu einer Vollkommenheit, welche sie in nichts von ihren Voraltern unterscheiden ließ, als in geschmeidigerem Naturel, in einem höheren Grade von Zahmheit, einige Wahrscheinlichkeit bietend, daß auch fernere Generationen nicht bedeutende Abweichuug in der Gestaltung herbeiführen würden. Solche Ausnahmen wie diese von Pferden und Schweinen, von Katzen und Löwen würden uns zu der Ansicht führen können, daß das Clima und die Nahrung auf diese genannten Thiere nicht so einwirken als auf die Hunde, oder es würde die Vermuthung zulassen, daß auf die Hunde noch etwas Anderes gewirkt haben müsse, was auf jene genannten Thiere, keinen oder nur geringeren Einfluß zu äußern vermochte. In der That möchte ich glauben, daß für solche Erscheinung noch eine andere Erklärung stattfinden könne. Gewiß ist es nicht blos die körperliche Seite des Thieres, welche eine Einwirkung körperlicher Ursachen zuläßt und diese nun auf die Veränderung des Körpers überträgt. Gewiß finden wir oft Veränderungen welche höchst auffallend sind, ohne Wechsel von Clima und Nahrung, einzig und allein von Umständen erzeugt, welche auf das innere, geistige Leben der Seele ihre Einwirkuug äußern. So wahr als irgend etwas, ist jener Ausspruch des großen Dichters: „es ist der Geist, der sich den Körper

baut!" — denn in diesem Ausspruche liegt der Hauptschlüssel für die geheimsten Phänomene der Schöpfung. Ist es aber erlaubt dies vom Menschen zu sagen, so entwürdigen wir auf dem Wege der Naturforschung diesen nicht, wenn wir denselben Ausspruch auch auf ein Geschöpf übertragen, welches mit dem Menschen in die Welt trat, mit ihm sich fortbildete und durch inniges Anschmiegen an die verschiedensten Formen seiner Lebensweise mit ihm in die engste Berührung getreten ist. Wer wird die geistigen Fähigkeiten des Hundes leugnen? — wer sollte ihm Phantasie absprechen, die Lucretius sogar in den Träumen der Jagdhunde herrlich besingt, oder die der Volksglaube bis zum Geistersehen erhebt? — Die Katze bleibt, wie wir gesehen haben, im Zustande der halben Wildheit, ihre Geistesfähigkeiten sind durch ihre Wildheit gehemmt, durch ihre List und Schlauheit überwogen; das Pferd ist in seiner Art ein verständiges Thier, aber all' sein Verstand beschränkt sich auf zartes Gefühl für Zügel und Sporn, auf Gehorsam durch Berührungen, welche ihm in stetem Zwange zur Gewohnheit gemacht werden, das Wort wirkt dabei nur mit, und in seltenem Falle gelingt es, dem Pferde Künste zu eigen zu machen, deren Theorie auf denselben Zwangsmitteln beruhte; aber dies Alles bleibt instinctmäßiger Zwang, denn das entfesselte Thier eilt wieder ebenso instinctmäßig zur ungezügelten Freiheit. Ganz anders benimmt sich der Hund, ohne Fesseln verrichtet er für den Menschen Geschäfte, sorgsam achtet er auf alle Umgebung, alles, was ihm fremdartiges vorkömmt, bemerkt er genau, nicht scheu stutzend wie das Pferd, und in all' seinem Handeln tritt er **selbstständiger** auf. Unter solchem Verhältniß wirkt auch seine Seele auf die Bildung seines Körpers freier, als die eines nur halbzahmen oder in der Zähmung gefesselten Thieres zu wirken vermag. Darum mögen wir uns nicht wundern, wenn der Hund auch das geistige Bild von dem, was ihn täglich und stündlich beschäftigt, tief auffaßt und — soweit dies nur seine Organisation erlaubt — seinen eignen Körper diesem Bilde verähnlicht. Einige glauben, daß unmittelbare Vermischung des Blutes mit den benachbarten Thierarten die Racen als ursprüngliche Bastarde erzeugt habe, die dann sich fortpflanzend in diesen Formen sich erhalten hätten. Wenn wir den Hund der Eskimaux, den Wolfshund der Ardennen und Pyrenäen dem Wolfe so ähnlich finden, daß man geglaubt hat, die erstern wären selbst gezähmte Wölfe, so wäre die gewöhnlich gegebene Erklärung nicht fern, daß diese Hunde wenigstens, vom Wolf und vom Hunde als Bastarde abstammen könnten, obwohl wirklich erwiesene Bastarde immer noch anders aussehen und reiner Erfahrung zufolge bei Fortpflanzung wieder in die Grundart des Hundes zurückgehen. In der Vorzeit war man überhaupt mit der Erklärung aus Bastarderzeugung sehr freigebig, und schon bei den Griechen wurde, wie wir anderwärts ausführlicher*) sehen werden, eine häufige Race, die der Spartanischen oder Lakonischen Hunde, ganz im Ernste als aus Vermischung von Hunden und Füchsen entstanden bezeichnet; in der Gegend von Cyrene in Afrika sollten sich die Hunde vorzugsweise mit Wölfen belaufen, obwohl es nicht erwiesen ist, daß es in dieser Gegend jemals wirkliche Wölfe gegeben hat. Diese Nachrichten mögen auf einzelne beobachtete Fälle gegründet seyn, ohne daß sie uns zum Glauben an die Annahme einer allgemeinen Abstammung der ganzen Race von solcher Bastarderzeugung veranlassen müssen; denn ähnliche Ansichten lagen zu sehr im Geiste der Zeit und erin-

---

*) **Die Thierwelt des classischen Alterthums.** Bildet ein noch nicht erschienenes Heft zum **Universum.**

nern uns an den Cameloparder oder die Giraffe als Bastard von Cameel und Panther, oder an den spätern Leopard, als Nachkomme vom Löwen und Panther. Aber wollten wir auch solche Abstammung zugeben, wollten wir noch weiter gehen und sogar wahrscheinlich finden, daß die gestreifte englische Dogge von der gestreiften Hyäne abstamme, welche, wenigstens in der historischen Zeit, wo die Doggen entstanden seyn sollen, gewiß nicht in England gelebt hat, so bleibt uns noch erlaubt zu fragen, aus welcher Bastardvermischung die von den Urformen am allermeisten abweichenden Wind- und Jagdhunde und Bullenbeißer abstammen könnten. Wohl die meisten derjenigen Naturforscher, welche an so unheimliche Erzeugung der Hunderacen durch verschiedene wilde Thiere glauben, dürften in große Verlegenheit gerathen, irgend ein wildes Thier von so schlanker Gestaltung mit hängenden Ohren wie Wind- und Jagdhund oder von so plumper Form und breitem Rindsmaul wie der Bullenbeißer nachzuweisen, welches bei Vermischung mit einer Hündin der Urform als Vater für obige Racen gegolten haben könne. Vielleicht naturgemäßer dürfte nach obiger Voraussetzung erklärbar seyn, wie alle diese Racen im Laufe der Zeiten aus einer und derselben Urform hervorgegangen sind, so schwer begreiflich dies anfangs auch scheint. — Ein merkwürdiger Fall für die Einwirkung äußerer Eindrücke auf die Bildung der Jungen, ist mir in diesen Tagen bei einer andern Thierart vorgekommen, welcher man sonst wenig Einbildungskraft zutraut und ich halte dessen Erwähnung an diesem Orte nicht für unpassend. Im verfloßnen Jahre 1834 schrieb mir Hr. v. Quandt von seinem Gute Dittersbach, daß daselbst die Freundschaft, welche eine Gans mit einen Truthahn geschlossen, seit einiger Zeit auf seinem Hofe große Aufmerksamkeit erregt; die Gans ginge nie ohne Begleitung des Truthahnes aus, und derselbe habe sogar, als er ihr in das Wasser gefolgt sey, daselbst auf einem Steine, auf dem er sich gerettet, die Nacht zubringen müssen, da man ihn erst am folgenden Morgen daselbst bemerkt und aus dem feindlichen Elemente gerettet habe. Die Gans legte alsbald, und aus den Eiern kam ein Junges mit Truthahnbeinen ohne Schwimmhaut. Dies Gänschen wuchs auf und in diesen Tagen erhielt ich die erwachsene Gans, welche jetzt jedermann ausgestopft im Museum sehen kann. An ihrem Orte werde ich sie näher beschreiben und genau abbilden. Der Naturforscher wird hier zweifelhaft ob er solche Erscheinung aus Bastarderzeugung oder aus einem sogenannten Versehen herleiten soll. Ich möchte ungeachtet hier die Paarung statt gefunden haben soll, doch mehr an eine blos geistige Einprägung des Bildes glauben und komme von dieser erläuternden Abschweifung wieder auf die Hunde zurück. Diese Thiere sind vor allen andern fähig äußre Eindrücke festzuhalten und diese ihrer kommenden Generation aufprägend, wiederzugeben. Von der Farbe ist dies allbekannt und sogar für die Schaafe ein Beispiel in der heiligen Schrift in jedermanns Erinnerung. Der aufmerksame Beobachter wird indessen Beispiele in seinem eignen Kreise nicht vermissen und es ist mir wahrscheinlich daß die Geburt zu vieler schwarzer oder brauner Schaafe, worüber manche Schafmeister zu klagen haben, von der Farbe ihres Schaafhundes abhängt. Ein schönes Beispiel gänzlicher Uebereinstimmung in der Färbung und Zeichnung zwischen Schaafen und Hunden, wobei die Nachbildung wahrscheinlich auf Seiten des Letztern ist, zeigt uns die Umgebung von Algier; die dortigen zottigen Schaafe sind weiß, hinten schwarz und haben einen schwarzen Streif über dem Auge. Man findet auf den prächtigen Aquatinteblättern: les pirates Algériens von Le Conte einen solchen Hund und ich kann nicht umhin dies Beispiel in die Abbildungen unsrer Samm-

lung untr Nr. 571. aufzunehmen. Daß unsere Racen der Hunde bei den gebildetsten europäischen Völkern der Vorzeit nicht vorhanden gewesen und erst unter dem römischen Kaiserreiche erzeugt worden, ist mir aus Vergleichung einer Unzahl antiker Hunde wahrscheinlich geworden. Fast alle Hunde auf den Gemälden, Statüen und Bronzen welche man aus Herkulanum, Pompeji und Stabiá ausgegraben hat, gehören den roheren Racen der Spitzhunde an, einer ist ganz unser Spitz (vgl. cave canem, schöne Mosaik in Real Mus. Borbon. vol. II. t. LVI.) eine zweite ist der Lyciskus oder Wolfshund, eine dritte der Spartanus, leicht gebaut wie der französische Matin, aber gleichfalls mit ganz aufrechten Ohren. Höchst selten kommt eine schlanke Form mit gebrochnen Ohren, nach Art des Windhundes in den Antiken vor, und Pudel und Jagdhundköpfe mit Behang, finden sich erst in der spätern Zeit des Kaiser Augustus. Da erst um diese Zeit die eigentliche Dressur der Hunde geübt worden, so läßt sich vermuthen daß auch erst durch diese Dressur manche Formen gebildet und für diesen Zweck mit Sorgfalt fremde Racen von Hunden herbeigeschafft wurden. Früher aber waren die Freuden der Jagd im alten Afrika und in Indien bekannt. Ich glaube, daß wir auch dort die erste Spur der Wind- und Jagdhunde, wie die der Bullenbeißer zu suchen haben. Die Windhunde bildeten sich wohl durch die Jagd auf schnellfüßiges Wild, wodurch ihr Körper gestreckt, ihre Physiognomie der des Hirsches und der Antilope verähnlicht wurde. Der breite Behang der Jagdhunde schreibt sich vielleicht aus einer früheren Laufbahn dieser Thiere, die sie in Indien als Hüter der Schaafe durchlebten, welche bekanntlich dort mit diesem langen und breiten Behange geziert sind und keine Wolle, sondern glattes Haar wie die Jagdhunde haben. Denn alle existirenden Hunderacen wurden ursprünglich zur Bewachung von Heerden gebraucht, dann auch zur Jagd. Die Abstammung der Bullenbeißer von Hütern der Büffelheerden ist fast noch einleuchtender und die thibetanische Urform derselben kannte schon Strabo, während dieselbe in Europa unbekannt blieb, bis neuerlich das merkwürdige Thier nach England kam, so daß ich die Abbildung dieser Race unter Nr. 222 — 224 auf dem Continente zum erstenmale geben konnte. Es ist interessant wie diese in ihren Varietäten immer die eigenthümliche Beziehung auf die Rinder behalten hat, denn die Bärenbeißer sind nur durch die Dressur umgebildete Bullenbeißen. An die Verähnlichung der Rüden Nr. 173. 174. mit dem wilden Schweine darf ich wohl kaum erinnern, sie springt in die Augen. Der englische Fuchshund Nr. 192—194. ist das Bild des Fuchses unter den Hunden, der chinesische Otterhund Nr. 589—591. geht im Kleide der Fischotter einher und seine Aehnlichkeit geht so weit, daß er auf dem Lande sich wackelnd fortwindet wie jene, seine Schwimmhäute ausbreitend Wasser sucht und wenn er dies gefunden, in seinem Elemente schwimmt und mit dem flachgedrückten Otterschwanze rudert gleich einer wirklichen Fischotter! — ja der ächte Bieberhund hat sogar wie der Bieber eine Doppelkralle am Daumen der hintern Schwimmpfoten!! —

Ich behaupte nie etwas, wenn ich Erscheinungen in der Natur zu erklären versuche, denn in Enthüllung der Geheimnisse der Schöpfung irrt jeder und muß jeder irren, aber interessant erscheinen mir dennoch solche Facta, sie deuten darauf hin, daß Verähnlichungen des Hundekörpers mit Thieren stattfinden, mit denen keine Bastardvermischung anzunehmen möglich ist, und die Verähnlichung geht so weit, als der Typus der Gattung und Art es zuläßt, denn die Frage warum der Jagdhund nicht auch die Geweihe des Hirsches, der Bullenbeißer nicht auch die Hörner und Hufe

des Rindes erhielte, würde keiner Antwort bedürfen, jene Verähnlichungen aber, wie mir scheint, in der lebhaften Einbildungskraft eines Hundes, den wir uns übrigens in der Vorzeit in unablässiger Berührung mit den Thieren denken müssen, denen er sich nachgebildet hat, einige Erklärung allerdings finden können.

Wenn wir die vier Racen: Spitze, Pudel, Bluthunde (Wind- und Fleischerhunde) und Jagdhunde, als die nächsten Stufen der Art, in der Würde von im Laufe der Vorzeit entstandenen Abarten betrachten wollen, so werden wir eine Anzahl minder abweichender Formen nur als Abänderungen von jenen Grundracen ansehn und Nebenracen nennen können Wenn, wie wir anzunehmen Grund haben, diese Nebenracen ursprünglich aus Verpaarung der Hauptracen entstanden sind, so würden wir zuerst sechzehn Nebenracen erhalten, von denen jede die Eigenschaften zweier Hauptracen vereinte. Auch diese verpaaren sich wieder untereinander und obwohl man die aus den Verpaarungen der Nebenracen entstandenen Sprößlinge gewöhnlich Gassenhunde nennt, so sind doch aus ihrer Mitte manche geschätzte Formen hervorgegangen, die man als Zuchtvarietäten fortpflanzt. Die Verpaarung geschieht indessen um so leichter und öfter, je näher die Racen einander stehen, um so schwerer und seltner, je entfernter sie von einander sind; darum ist die Zahl der Formen einer fernern Verpaarung für die verschiedenen Glieder der Reihen sehr ungleich. Verpaarung der am entferntesten stehenden Spitze und Jagdhunde dürfte nur selten vorkommen.

Wir versuchen jetzt unter den vier Stammracen die vier Unter- oder Nebenracen aufzuzählen und setzen die Vater- und Mutterrace vor, indem wir zugleich die eigentliche Benennung beifügen; wir machen ferner darauf aufmerksam, daß diese Mischungen zugleich den Mischungen der Climate, welche die ursprünglichen Racen erzeugten, entsprechend angesehn werden können, so gilt Spitz fur Ost, Pudel für Nord, Bluthund für Süd und Jagdhund für West, ohne glauben zu wollen, daß diese Begriffe einander stets wirklich entsprächen. Daß eine streng climatische Eintheilung unmöglich ist, haben schon andere Bearbeiter dieses Gegenstandes bewiesen.

Spitzhunde.

1. Spitz-Spitz: Eigentliche Spitzhunde.
2. Pudel-Spitz: Haushund.
3. Bluthund-Spitz: Zigeunerhund.
4. Jagdhund-Spitz: Albaneser.

Pudelhunde.

1. Spitz-Pudel: Hirtenhund.
2. Pudel-Pudel: Pudel.
3. Bluthund-Pudel: Calabresenhund.
4. Jagdhund-Pudel: gr. Wachtelhund.

Bluthunde.

1. Spitz-Bluthund: Jaroslaverhund.
2. Pudel-Bluthund: Rüde.
3. Blut-Bluthund: Windhund.
4. Jagd-Bluthund: Fleischerhund.

Jagdhunde.

1. Spitz-Jagdhund: Neufoundländer.
2. Pudeljagdhund: Bernhardshund.
3. Blut-Jagdhund: Bullenbeißer.
4. Jagd-Jagdhund: Jagdhund.

Es folgt gegenwärtig eine Aufzählung nach obiger Anordnung

Erste Hauptrace: Spitzhunde: Canis familiaris orthotus.

Kennzeichen: Ohren aufrechtstehend.

Erste Race. Eigentliche Spitzhunde: Schwanz spiralig zurückgebogen.

242. 243. **Der Viehhund. Pecuarius Column. VII. 12. custos pecoris im zehnten Sekulo genannt.**

Wuchs im Allgemeinen der des Spitzes, etwas hochbeiniger, Haar glatt anliegend, schwarz, Unterseite und Innenseite der Beine, Schnautze und über jedem Auge ein rundlicher Fleck: rostfarbig. — Ein allgemein verbreiteter Hund auf der niedrigsten Stufe geistiger Entwicklung, beißig und mißtrauisch, abrichtbar zur Hütung der Hausthiere, auch auf dem Lande als Hof- und Haushund: C. villaticus, wie der unter den Bluthunden aufgeführte Fleischerhund, mit welchen er häufig Paarungen eingeht und Mittelschläge zwischen beiden erzeugt. Am häufigsten geht er Verpaarungen mit der folgenden Race ein, so bildet sich eine Anzahl unmerklich übergehender Mittelformen. Wahrscheinliche Ur-Race.

119. **Der Wolfshund: λυκίσκος, lyciscus der Alten; lupinus, luparius.** —

Franz.: Chien loup. — Engl.: Wolf Dog. — Dän.: Ulvehund. — Ital.: Can lupo. — Span.: perro lobo.

Wuchs gedrungener als bei vorigen, Beine etwas kürzer, Ohren verhältnißmäßig kleiner. Farbe meist schwarz, unterseits gewöhnlich heller. Ein großer starker Hund, bisweilen von der Größe eines mäßigen Wolfes. Nach den Ansichten der Alten („at lupus et catula formant coëundo lyciscum,“) war er ein Wolfsbastard, was aber, wie wir oben gesehen haben, durchaus unwahrscheinlich ist. Er findet sich vorzugsweise in Gebirgsgegenden, in den Pyrenäen und Ardennen, in den deutschen Alpen und in den Carpathen, und ist heut zu Tage seltner als er in der Vorzeit, wo man sich seiner vorzüglich zur Jagd auf Wölfe bedient hat, gewesen ist. Er findet sich nicht selten auf Antiken als Jagdhund auf Hirsche, Bären und Löwen. Seine Abänderungen welche theils durch Clima theils durch Verpaarung entstanden seyn mögen, sind zahlreich, wir rechnen hierher folgende.

120. 121. **Der Baffinsbaihund, Eskimohund: borealis.**

Franz.: Le chien des Esquimaux. — Engl.: the Esquimaux Dog.

Gewöhnlich weiß oder graulich, selten gefleckt oder einfarbig röthlich oder schwarz und unten und an der Innenseite der Beine weißlich oder wie die Ur-Race rostfarbig. Haar dicht und gröblich, im Winter 3 — 4 Zoll lang, dann auch mit wolligem Unterhaar. Sie heulen wie Wölfe ohne zu bellen, sind zutraulich, knurren und kämpfen aber häufig untereinander. Sie gewöhnen sich gern an Menschen, machen sich bemerkbar und sind für Liebkosungen empfänglich. Sie unterstützen den Eskimaux bei der Jagd auf Robben, Rennthiere und Bären, dienen ihm als Last- und Zugthier. Der Hund trägt im Sommer eine Last von 30 Pfund bei der Jagd, im Winter zieht einer auf dem Schlitten in der Stunde acht englische Meilen an einem Tage deren 60.

Der treue Sklave hat dürftiges Futter, nimmt mit den schlechtesten Abgängen und ekelhaftesten Ueberresten verlieb und erleidet reichlich Prügel, murrt dann wohl, aber ermüdet nicht in Arbeit und Treue. Die beßre Behandlung, welche sie von den Weibern erfahren, erkennen sie so dankbar, daß sie deren Willen sich auch in den schlimmsten Fällen unterwerfen. Zum Ziehen erhalten sie eine Satteldecke aus Robbenfell mit Oeffnung für den Hals und die Vorderbeine, ein Riemen läuft von da über den Rücken zum Schlitten als Zügel. Der klügste Hund wird als Leithund vorangespannt, durch langen Zugriemen von den folgenden entfernt. An ihn richtet sich das Commando und die übrigen folgen. Einen vollen Zug bilden 10 — 42 Stück. Der Treiber sitzt tief auf den Vordertheile des Schlittens, läßt die Füße auf einer Seite über den Schnee hängen und regiert die etwa 8 Zoll lange Peitsche aus Holz, Knochen oder Fischbein, deren Schnur oder Riemen etwa 8 Fuß lang, unten geflochten ist. Die Spitze wird um geschmeidig zu bleiben, von den Weibern gekaut. Die Männer haben große Uebung mit der Peitsche jeden einzelnen Hund zu treffen, doch wird sie selten zum hauen gebraucht, da die Hunde schon ihre Anwesenheit verspüren und jeder Hieb nachtheilig wirkt, da er den Zug aufhält, weil der getroffene Hund erschreckt und die andern stört. Worte wirken weit besser. Auch zur Nachtzeit und im heftigsten Schneegestöber behält der Leithund die richtige Spur. Strenge Aufsicht ist indessen immer nöthig. Bei schwerer Ladung erleichtert das Vorausgehn eines Menschen besonders einer Frau die Erreichung des Zieles ungemein. Bei guter Schlittenbahn ziehen 6 — 7 Hunde achthundert bis tausend Pfund mit einer Geschwindigkeit von 7 — 8 engl. Meilen in einer Stunde, also täglich 50 — 60 Meilen zurücklegend. Ohne Bahn würden 25 — 30 Meilen eine starke Tagereise ausmachen. Eben so viele gut gefütterte Hunde mit einer Last von 500 — 600 Pfund (nebst Schlitten gerechnet) ist fast nicht zu zügeln und kann auf ebener, glatter Bahn zehn engl. Meilen in der Stunde zurücklegen. Durch zweckmäßigere Anschirrung könnte die Kraft weit besser benutzt werden. Die Hunde gehen auf Rennthiere, Robben und Bären muthigen Anlaufs, nur den Wolf greifen sie nicht an, sondern beginnen in seiner Nähe ein fürchterliches Heulen. — Die sehr ähnlichen Hunde der Kamtschadalen werden von Jugend auf zum Ziehen gebraucht und verweigern überhaupt keine Arbeit, während sie sich mit einem schlechten Fraße aus den Gräthen gedörrter Fische begnügen, dabei doch oft so hungrig werden, daß sie ihre Riemen zernagen. Sie erhalten Schuhe aus Leder, um auf dem glatt gefrorenen Schnee nicht auszugleiten. Am Jenisei und an der Lena sind auch die Hunde im Winter die beständigen Begleiter und Theilnehmer der Menschen an den Geschäften der Jägerei, und führen die kleinen Karren, welche die ganze Nahrung, Hausgeräthe und Netze enthalten, mit sich. Sie folgen ihrem Herrn auf dem Fuße und legen sich bei Eintritt der Schneezeit neben ihm nieder, um ihn mit ihrem eignen Körper zu erwärmen, wenn die Zelte nicht zu erreichen sind, wohin sie ihn indessen auch während der Nachtstürme durch ihre Spur zu führen im Stande sind.

117. 118. Der Pommer: pomeranus Gmelin.

Franz.: le chien pomérien. — Engl.: the pomerian Wolf-Dog. — Schwed.: Varghund. — Isländ.: Ulvidur Unglidur.

Wuchs des vorigen, Kopf meist verhältnißmäßig groß, spitzschnautzig, Ohren steif und spitzig, schmaler als bei dem Viehhunde, Schwanz sehr spiralig gekrümmt, Haare

am Leibe kurz, am Bauche, der Kehle, den Schenkeln und dem Schwanze lang. Uebrigens mittelgroß, weiß, isabellfarbig, seltner braun, schwarz oder gefleckt.

Ein muthiger, lebhafter und wachsamer, aber beißiger, mißtrauischer Hund, welcher auch seinem Herrn Fleischwaaren und dergl. zu stehlen pflegt, obwohl er sonst treu und anhänglich ist. Ueber die gemäßigten Gegenden verbreitet in größerer und kleinerer Abänderung; letzterer heißt vorzugsweise Spitz oder Fix: bassa.

122 — 124. Der langhaarige Spitz: pomeranus villosus. (Sibiricus Gmelin.)

Franz.: le ch. pomerien de Sibérie. — Engl.: the sibirian Wolf-Dog.

Mittelgroß, von vorigen durch hängendes langes Haar unterschieden und wahrscheinlich eine Zuchtvarietät aus Pommer und Seiden- oder Bologneserhund. Pallas widerlegt Gmelin's Behauptung, daß dieser Hund in Sibirien einheimisch sey. Naturell des vorigen, dabei kleffig und knurrig wie Bologneser.

Der englische Spitz ist die kleinste Form dieser Varietät, langes, feines, weißes Haar und hervorragende Hüftknochen zeichnen ihn aus.

125 — 129. Hund vom Makenzieflusse: lagopus Vigors.

Franz.: Le chien de la rivière Mackenzie. — Engl.: the Hare-indian Dog.

Vom Wuchs eines kleinen Pommers oder des Fix, aber schlanker und zierlicher. Die ganze Behaarung lang, seidenartig, Farbe weiß und schwarz, im Winter auch ganz weiß, die schwarzen Flecke ziehen dann erst in Schiefergrau, auch Braun und verlieren sich nach und nach gänzlich, das Haar ist dann dicker. Dr. Richardson brachte diese Hunde von seiner mit Kapitain Franklin angestellten Weltumsegelung mit, und sagte, das diese Race bei den Haseníndianern eigenthümlich gefunden werde, wo jene Reisenden überwinterten. Diese Hunde waren außer dem mitgebrachten Pärchen in Europa noch nicht bekannt, haben sich aber im Garten der zoologischen Gesellschaft fortgepflanzt. Ihr Blick ist freimüthig und zutraulich, dabei gewissermaaßen edel und gutmüthig. Sie befinden sich dort wohl und gewöhnen sich leicht an Fremde. In ihrer Heimath hört man sie nicht bellen, merkwürdig ist es aber, daß die in England gebornen Jungen allerdings bellen gelernt haben. Für die Hasenindianer sind diese Hunde sehr wichtig, indem sie bei der Jagd auf die dortigen Rennthiere sehr gute Dienste leisten und bei ihrer Schlankheit und mit ihren breiten Fußballen nicht in den Schnee einsinken.

Zweite Race: Pudel-Spitze: Kopf kürzer, Leib dick, Beine kurz, Haare rauh oder zottig, Schwanz gerade.

132. Der Haushund, Hirtenhund: domesticus Linn.

Franz.: Chien de Berger. — Engl.: the Sheppherds Dog.

Dunkelfarbig, braun oder schwarz, auch grau, seltner weiß, grobzottig, die Schnautze kurzhaarig, meist heller gefärbt, Ohren kurz und plump gebaut, schief aufrecht. Schwanz wenig gekrümmt, etwas zottig. — Ein Exemplar welches in zottigem Pelz, Farbe und Zeichnung (weiß, hinten schwarz, Nase und ein Streif über jedem Auge gleichfalls schwarz) mit den Schaafen seiner Heerde gänzlich übereinstimmend Nr. 571.

ist von Algier und schon oben erwähnt worden. — Dieser Haushund ist allgemein verbreitet, nach Pallas auch in Sibirien der gewöhnlichste Hund, er wird daselbst sowohl zum Hüten der Schaafe als auch zur Jagd, wo nicht die Schnelligkeit des Windhundes erforderlich ist, angewendet. Einige richtet man ab auf Bären zu gehen, andere greifen das Elen an, noch andere spüren den Zobel auf; diese sind so listig, daß sie wenn sie dem Zobel nicht beikommen können, ihn zwingen auf einen Baum zu klettern und ihn dann so lange bewachen, bis der Jäger durch ihr Gebell gerufen, herbeieilt und den Zobel herabschießt. Ueber die Abrichtung zum Bewachen der Schaafe vergl. Schäferhund. Bei uns erscheint er in dieser Qualität nicht selten, seine Entwicklung ist auch der des eigentlichen Schäferhundes sehr analog.

Der Allko: Allco.

Mexic.: Runallco.

Kleiner, langhaariger Schäferhund, weiß und braun gefleckt; ursprünglich wohl braun.

Alex. v. Humbold sagt: in den Grasfluren oder Pampas von Buenos Ayres sind die europäischen Hunde verwildert. Sie leben gesellschaftlich in Gruben, in welchen die Jungen versteckt werden. Häuft sich die Gesellschaft zu sehr an, so ziehen einzelne Familien aus, und bilden eine neue Colonie. Der verwilderte europäische Hund bellt eben so laut, als der ursprünglich amerikanische. Garcilasso erzählt: die Peruaner hätten vor Ankunft der Spanier peros gozques gehabt. Er nennt den einheimischen Hund Allco. Um diesen gegenwärtig in der Qquichua-Sprache von dem europäischen Hunde zu unterscheiden, bezeichnet man ihn mit dem Worte Runallco, gleichsam indischer Hund (Hund der Landeseinwohner). Dieser Runallco scheint eine bloße Varietät des Schäferhundes zu seyn. Er ist kleiner, langhaarig, weis und braun gefleckt, mit aufrechtstehenden spitzigen Ohren. Er bellt sehr viel, beißt aber desto seltener. Als der Inka Pachacutec in seinen Religionskriegen die Indianer von Xauxa und Huanca besiegte, und gewaltsam zum Sonnendienste bekehrte, fand er göttliche Verehrung der Hunde unter ihnen. Die Priester bließen auf skelettirten Hundeköpfen. Auch wurde die Hundesgottheit von den Gläubigen in Substanz verzehrt (Commentarios Reales T. 1. p. 184.). Bei den Mondfinsternissen spielten die peruanischen Hunde eine eigene Rolle. Sie wurden so lange geschlagen, bis die Verfinsterung vorüber war. — Da das Wort Allco die allgemeine Bezeichnung ist für den Begri und, so ist nicht zu verwundern, wenn auch andere Schriftsteller einen anderen Allko beschreiben, namentlich wird noch ein kleiner erwähnt, den die Mexicaner im Busen und auf den Schultern zu tragen pflegten.

96. Der Techichi: Techichi.

Franz.: le chien sauvage, Chien de bois de Cayenne Buff. Koupara Laborde aber nicht Barrere.

Oben graulich und schwarz melirt, unten weiß und gelblich, Ohren schwarz, Hals an den Seiten bei den Ohren fuchsroth, Beine schwarz.

Die Beschreibung habe ich oben unter Nr. 96. gegeben, da ich das Thier nach Fischers Vorgang benannte. Ich äußerte schon damals, daß ich vermuthete, man habe in dieser Bestimmung geirrt, indem Barreres Koupara unser krabbenfressender Waschbär

Nr. 435 seyn könne; ich hatte damals übersehen, daß Alex. v. Humboldt dies wirklich schon bestätigt hat und beeile mich, dies Versehen hier zu berichtigen. Er sagt nämlich: Der einzige stumme, aber ganz stumme Hund war der mexicanische Techichi, kommt vielleicht von dem aztekischen Wurzelworte Techichializtli: warten, dem Feinde auflauern, her; dieser stumme Hund wurde (nach ächt tatarischer Sitte) gegessen. Auch dem Spanier war diese Speise vor Einführung des Rindviehes so unentbehrlich, daß nach und nach die ganze Race ausgerottet wurde (clavigero Storia di Messico T. I. p. 73). Buffon verwechselt den Techichi mit dem Koupara von Guyana (Tom. 15. p. 153.). Aber letzterer ist identisch mit dem Ursus Cancrivorus oder dem muschelfressenden Aguara-Guaza (Azara sur les Quadrup du Paraguay T. I. p. 315.) demnach ist der Name Canis cancrivorus in Fischers Syn. 184, und in unsern regn. Animale zu streichen und dafür C. Techichi zu setzen.

174. Der Saubeller, Saufinder: aprinus.

Wie voriger aber kräftig gebaut, grobzottig, meist schwarz, unterseits blässer, Schwanz grade.

Er heist auch Schweinsbeller, Schweinsfinder und ist ein Blendling von vorigem mit dem Fleischerhunde. Er hat kräftige Beine, macht rasche Bewegungen und läßt eine durchdringende Stimme erschallen. Er wird zum Auffinden der wilden Schweine dressirt, wie dies Freih. v. d. Borch im Sylvan 1820 — 21, von S. 31 bis 40 ausführlich beschreibt. In unsern Zeiten ist der Hund mit den wilden Schweinen selbst selten geworden. Man führt ihn am Leit- oder Pürschriemen zur Stelle, wo man ein Hauptschwein gespürt hat, löst ihn ab und bemerkt nun, wie er still suchend auf der Fährte fortgeht, bis er zum Lager gelangt; hier stellt er das Schwein durch heftiges Bellen, d. h. er verbellt es. Die Jäger kommen nun mit den Rüden oder heut zu Tage mit den Hetzhunden um die Jagd selbst fortzusetzen.

Im Dessauischen und Würtembergischen kennt man in Deutschland diese Hunde noch.

133 und 244. Der isländische Hund, Fiaarhund: islandicus.

Franz.: Chien d'Islande. — Engl.: the Iceland Dog.

Durch überhängende Ohrspitzen in der ganzen Reihe der Spitzracen ausgezeichnet.

Er ist gewöhnlich ein kleiner Schäferhund von 1 Fuß 7 Zoll, etwa 1 Fuß hoch. Der Kopf hat eine gewölbte auf die Nase abschüssige Stirn, die Schnautze ist kurz aber spitz, die Augen sind groß, Hals und Vorderleib dick. Die Behaarung ist lang und glatt, der Schwanz dickhaarig, keulenförmig an der Spitze aufwärts gebogen, Beine mittelmäßig hoch und dünn. Farbe meist schwärzlichgrau, Stirn, Hals, Brust, Bauch und Innenseite der Beine weis. — Aehnliche Abänderungen sind: Der Dverghund: Dwerg-Hundar, mit kurzen, nur 2 — 3 Zoll langem Schwanze; der Dyrhund: Dyr-Hundar, größer, hochbeinig und kurzhaarig, sehr eifrig im Auffspüren, sie verfolgen und zerreißen Füchse; und der Lubber: Lubbar, obigen ähnlich aber kraushaarig, unsre Abbild. 244. Der isländische Hund ist lebhaft, gutmüthig und gelehrig. Er ist auch in hohem Grade gelehrig, regiert oft ganz allein die Heerden, so daß er sie führt und bewacht und zur bestimmten Zeit zum Melken treibt. Er hält auf Reinlichkeit und lebt in Feindschaft mit dem Schneefuchse und den Raben, wenn er die umher-

liegenden thierischen Bestandtheile aufzehrt. Dem Raben ist er so feindlich gesinnt, daß er ihn auch wenn einer geschossen ist, noch zerreißt, ohne ihn zu fressen*).

130. Der arctische Zughund: arcticus vectarius.

Franz.: le chien de train du nord.

Lang und hochbeinig gebaut, Ohren weit von einander abstehend, Hals zottig, Schwanz buschig, Farbe weiß oder graulich.

Durch die Expedition des Kapitän Roß wurde diese an der Baffinsbai zum Ziehen gebrauchte Varietät, welche von dem oben aufgeführten Baffinsbaihunde verschieden ist, durch Abbildung bekannt. Als das Schiff zehn englische Meilen westlich von der Prinz-Regent-Bai anlegte, kamen Eingeborene mit ihren Schlitten in die Nähe des Schiffs, den Schlitten zogen sechs Hunde, von dem jeder ein aus Robbenfell gemachtes Halsband hatte, woran ein aus dicker Haut geschnittner, ungefähr 3 Stab (Yards) langer Riemen befestigt war. An diesem Riemen zogen die Hunde alle nebeneinander ohne zusammengekoppelt zu seyn, und sobald die Peitsche schwirrte, liefen sie mit aller Schnelligkeit und in der schönsten Ordnung. Bloß mit dem Klatschen der Peitsche und mit seiner Stimme lenkte sie der Fahrende. Der Riemen an der Peitsche war 19 Fuß und 8½ Zoll lang. An einem Schlitten, den Kapitän Roß (nebst einer aus Narwalzahn gemachten Harpune) zum Geschenk erhielt, bestand das Ganze hauptsächlich aus Knochen welche mit Riemen von Robbenhaut zusammengebunden waren, die Kufen waren aus Narwalzahn. Roß überredete die Besitzer mit Mühe zum Verkauf eines Hundes, nach welchem der dabei gegenwärtige Maler Skenn die Abbildung fertigte, die wir mittheilen. Auf Kamtschatka hat man noch eine langhaarige Race: Magnate, mit langen, wolligen, zottigen Haaren. Man bedient sich dieser aber nicht zum Ziehen, weil sie zu schwerfällig sind.

131. Ist ein Bastard aus Wolfshund und Fleischerhund mit verstümmeltem Schwanze, daher auch dieser kurzschwänzig.

573 — 575 Der Otaheiter-Hund: otahitensis.

Franz.: le chien de Taïte. — Engl.: the Otaheite-Dog.

Kopf des Pudels, groß mit kleinen Augen, aber die Ohren ganz aufrecht, Leib langgestreckt und stark, Beine mittelmäßig lang und stark, Behaarung lang, schwarz weiß oder gefleckt.

Diese Race zeigt uns den Spitzhund in seiner Hinneigung zum Pudel, ohne daß dessen Talent entwickelt wird, denn die Bewohner der Societäts- und Sandwichsinseln und Neuseelands halten diese Hunde, um sich selbst von ihnen zu nähren. Sie halten sie zu dem Ende in Menge um ihre Hütten, wobei sie mitten um den Leib angebunden sind, sie füttern sie blos mit Abgängen von Fischen und mit Vegetabilien, drücken sie, wenn sie fett sind, dadurch todt, daß sie ihnen die Luftröhre zuhalten, und braten sie dann in Gruben auf erhitzten Steinen. Bei jener Behandlung bleiben diese Thiere dumm und scheu, auch heulen sie fast nur, ohne zu bellen. Forster brachte einen jungen mit nach Europa, der dann auch gern Fleisch und selbst Hundefleisch fraß und Blut leckte. Kapitän Cook fand dagegen auch den Braten von einem Hunde dieser Race, nach obiger Art von den Einwohnern bereitet, sehr wohlschmeckend. Die Haare werden von den

*) Thienem. Reise S. 79.

Eingebornen verarbeitet. — Hierher gehört C. fam. villat. meridionalis oder der australische Hund Walthers. Der Name „australischer Hund" ist schon zu gangbar für den Dingo.

Zweite Hauptrace. Pudel- und Seidenhunde. Canis familiaris lasiotus.

Kennzeichen: Ohren hängend, zottig, Schädel rundlich, Schnauze kurz kegelförmig, Beine kurz.

Erste Race. Spitz-Pudel, mit ringförmig gebogenem Schwanz.

134. Der Carlshund, kurzhaarige Seidenhund: brevipilis Gmelin.

Franz.: le gredin. — Engl.: King Charles Spaniel.

Schwarz, gleichartig kurz seidenhaarig, Schwanz fahnenartig. Klein, auch mittelgroß.

Die glänzend schwarze Farbe erstreckt sich bis in den Gaumen. Sie sind meistens niedliche, aber zärtliche Schooshunde, bekannt durch König Carl II. von England, welcher nie ohne diese Hundchen ausging. Wird wie mehre Schooshunde oft im Alter unbehülflich. Man nennt sie auch englische Wachtelhunde.

135. Der Pyrame: flammeus Bechstein.

Wie voriger, aber unterseits rostfarbig wie die Ur-Race.

Von ihm gilt dasselbe, er ist gleichfalls nicht gar selten.

136. Der kleine spanische Seidenhund: hispanicus extrarius minor.

Franz.: le petit Espagneul. — Engl.: the smaller Spaniel. — Russ.: Istscheika.

Klein, überall mit seidenartigen, langhängendem Haar, meist weiß, auch mit braunen oder schwarzen Ohren und aus diesen Farben gefleckt.

Der Kopf ist klein, rundlich mit kurzer spitzlicher Schnauze, die Ohren breit, lappig herabhängend, zottig, die Schenkel dürr und kurz, Schwanz bogig aufgerichtet, langhaarig, die Haare der übrigen Theile mit Ausnahme der Schnauze und Läufe lang und zart. Sie stammen aus Spanien und der Barbarei und sind Schooshunde. Das Wort extrarius findet sich, wie es scheint, zuerst bei Sueton (Vesp. 5.) und bedeutet ein fremder, ausländischer Hund.

145. 146. Der orientalische und deutsche Schäferhund: pastoreus.

Franz.: le chien de Bercail. — Engl.: the Sheppherds Dog.

Mittelgroß, etwa wie Fuchs, aber langhaarig, mit links übergebogenem Fahnenschwanz.

Er kommt auch unter den Namen Bauernhund, Bauerrekel, Haushund und Hofhund vor. Die Schnauze ist lang und mäßig dick, der Kopf etwas länger als bei dem vorigen, so daß er hierdurch als Uebergangsglied zu folgender Race gilt, aber seine Stirne ist noch breit und platt, seine Ohren an der Basis etwas steif von da aus hängend, die Fahne deutet noch auf die Verwandtschaft mit den Spitzhunden.

Die Behaarung ist an Kehle, Hals, Bauch, Schenkeln und Schwanz vorzüglich lang; an Schnautze und Läufen sehr kurz. Das Haar ist mehr oder weniger rauh, im Süden feiner, fast seidenartig, die Farbe meist schwarz, unten heller, gelblich oder weiß, andere sind braun. Häufige Zuchtvarietät vom Orient aus. 145 ist die kalmukkische, schlankere Form dieser Race, 146 die in Deutschland und im Süden vorkommende. Dieser Hund ist gleichsam zum Wächter der Schaafe geboren. Es bedarf nur weniger Einübung, so hält er seine Heerden in Ordnung, treibt alle entlaufene Stücke zusammen und umkreist auch in Abwesenheit des Schäfers unaufhörlich die Heerde. Schon wenn er ein halbes Jahr alt ist, wird er an der Leine mitgenommen; er lernt so leicht, daß er bald jeden Blick und Wink des Schäfers versteht. Er erträgt alle Beschwerden des Hungers und der Witterung und dauert bei guter Behandlung 8 bis 10 Jahre. Jung ist er oft zu scharf und muß gezügelt werden, überhaupt beißig. Es wird noch ein fuchsähnlicher aufgeführt, welchen die Russen noch Pallas: Liska nennen, die Race ist mir zur Zeit noch zweifelhaft und bereits bei den Haushunden erwähnt worden.

578 — 580 zeigt diese Race, wie sie in Cayenne verwildert vorkömmt.

Zweite Race: Pudel = Pudel.

143. 144. Der Pudel: Aquaticus (genuinus et major).

Franz.: le barbet. — Engl.: the water-spaniel. — Russ.: Owtscharka.

Pelz dick, kraus oder wollig, Schwanz ziemlich gerade.

Er heißt auch Barbet und Wasserhund, doch giebt es mehrere Racen welche letztern Namen führen. Der Kopf ist dick und rundlich, die Ohren breit und langhängend, Schnautze kurz und dick, der Leib mit starker Brust, nach hinten abnehmend, doch im vollständigen Pelze dies weniger sichtbar. Die Beine erscheinen dabei kurz und die Schenkel sind in der That kräftig und dick; der Schwanz ist durchaus behaart wie der Leib. Er wird häufig halb abgeschoren, wobei man dem Schwanze eine quastenförmige Gestalt giebt. Farbe weiß oder schwarz, seltner gelblich, braun oder grau. Der Pudel ist durch seine Treue und Gelehrigkeit bekannt und geschätzt, er ist ein munterer Hund, immer lustig und gutmüthig, am meisten zu Wagstücken und Spielen geneigt, Eigenschaften, welche man gewöhnlich mit kraußem Haar in Verbindung findet. Besonders zeichnet er sich durch seine Vertrautheit mit dem Elemente des Wassers aus und eignet sich vorzüglich, weil er mit Leichtigkeit und Sicherheit schwimmen kann, deshalb zur Jagd auf Wasservögel und Ottern, auch wird er zum Trüffelsuchen abgerichtet, doch kann er auch zur Hühnerjagd dressirt werden. Er erscheint unter den mittlern Größen.

247. Der Schnürhund: aquaticus funicularius.

Pelz aus Wolle, welche sich in Schnüren dreht, die bis zur Erde herabhängen.

Eine seltene, vielleicht klimatische Varietät aus Portugal und Spanien, nach anderen aus Griechenland. Ein großes weißes Exemplar, nach welchem die Abbildung gemacht ist, maß 3 Fuß Länge, die Schnuren an den Ohren $1\frac{1}{2}$ Fuß und die am Leibe über 2 Fuß. Dieses befand sich im Jahre 1834 in Leipzig, ein anderes von schwarzer Farbe, etwas kleiner, dessen Schnüre aber ebenfalls bis zum Boden herabhängen, lebt hier in Dresden.

248. 249. **Der Schaafpudel: aquaticus lanatus.**

Franz.: le barbet à brebis. — Engl.: the Sheep-Spaniel.

Pelz kraushaarig, Ohren kurz und glatthaarig, Schwanz lang und hängend. Die Race findet sich in der Campagna di Roma und dient dort als vortrefflicher Schäferhund. Die Farbe ist meistens weiß, ein Kreis um die Augen und die nackten Theile der Schnauze sind bläulich fleischfarbig. Selten kommen sie bräunlich oder schwarzgefleckt vor.

140. **Der Zwergpudel: aquaticus minor.**

Franz.: le petit barbet. — Engl.: the small Water-Spaniel.

Wie Pudel, aber weit kleiner. Blendling vom Pudel und kleinem Seidenhund. Selten und nur Schooshund.

139. **Der Löwenhund: leoninus Gmelin.**

Franz.: le chien-lion. — Engl.: the lion-Dog.

Kopf, Hals und Vorderbeine, so wie die Ohren und Schwanzspitze langhaarig, übrige Theile sehr kurzhaarig. Selten, Zuchtvarietät aus Zwergpudel und Carlshund. Ist Schooshund.

Der Bouffe: buffo.

Ein Bastard von Pudel und Seidenpudel.

137. 138. **Der Bologneser oder Maltheserhund: melitaeus Linn.**

Griech.: μελιταῖα κυνίδια Arist. — Lat.: Melitaei catelli. — Franz.: Bichon, Babiche. — Engl.: the Maltese. — Russ.: Medelaenskaja.

Klein wie Zwergpudel, überall, auch im Gesichte langhaarig, Haare zottig. Sie waren bereits den Griechen und Römern als Schooshunde bekannt. Plinius beschreibt sie so groß als Eichhörnchen und sagte zwischen der Stadt des Gnidius und Illyricum liegt Melite, von welcher nach dem Callimachus die Melitäischen Hündchen ihren Namen haben. Man hat indessen in neueren Zeiten darüber gestritten, ob diese im Alter so berühmten Hündchen auf Malta oder auf Meleda einer Insel in dem adtratischen Meerbusen einheimisch gewesen wären; allein das ausdrückliche Zeugniß des Strabo sichert der Insel Malta diesen Ruhm, und ihm pflichtete neuerlich auch Coray in seinem Theophrast bei. S. Böttiger's Sabina II. 40. Daß sie bei den Sybariten vorzüglich beliebt gewesen, erzählt Athenaeus lib. XII. Plinius sagt schon, daß man sich dieser Hunde zur Linderung der Magenschmerzen zu bedienen pflege, indem man sie auf den Leib lege und dann bemerke wie die Krankheit in sie überginge, da sie davon selbst krank würden, und gemeiniglich stürben. Die geistige Entwickelung, ist wie bei den ähnlichen Racen, sehr gering. Die Schooshunde sind kläffig und knurrig, sie sind die durch Verzärtelung entwürdigten Glieder der edleren Sippschaft.

141. 142. **Der rauche Pinscher: gryphus.**

Franz.: le griffon. — Engl.: the griffon.

Pelz kürzer und dünner als am Pudel, Schwanz fast kahl.

Bastard aus Pudel und Mops, meist graulich oder röthlich, auch im Naturell zwischen diesen beiden Racen mitten innestehend.

186. **Der Trüffelhund: tuberisequus.**

Piemont: putta. — Franz.: Chien chercheur des truffles. — Engl.: the truffle Dog.

Ein kleiner Schäferhund. Man pflegt auch kleine Pudel, Hühnerhunde, Dachshunde und Bologneser zum Trüffelsuchen abzurichten, doch obigen vorzüglich. Diese Jagd mit Hunden scheint nicht so alt zu seyn als die mit Schweinen. Der prachtliebende Churfürst von Sachsen und König von Pohlen August II. ließ im Jahre 1720 zehn Trüffelhunde nebst Trüffeljägern à 100 Thlr. kommen, denn schon im October im J. 1719 hatte ein Schäferhund bei Sedlitz in der Gegend von Dresden Trüffeln aufgefunden. — Um die Hunde abzurichten, läßt man sie eine in Leinwand eingenähete Trüffel apportiren, so verhindert man, daß sie sie fressen. Man versteckt dann die Trüffel auf dem Felde und läßt sie vom Hunde bringen, was er bald lernt, so daß er sie dann auch an ihrem natürlichen Standorte nach dem Geruche aufsucht. Die italiänischen Trüffelsammler geben ihren Hunden früh etwas Brot, welches in Trüffelöl gekocht worden und ziehen dann mit ihnen auf die Jagd, wo sie bei jedesmaligem Anmelden eines Fundes wieder Brot erhalten. Man schneidet auch Trüffeln klein und bäckt sie in Butter um sie an Geruch und Geschmack zu gewöhnen, gräbt dann eine Trüffel im Walde ein, nach und nach immer tiefer, und läßt sie von ihnen suchen. Bei jedem Fund schlägt der Hund an, worauf man eilig bei der Hand seyn muß um die Trüffeln in Empfang zu nehmen und den Hund zu belohnen. Man gräbt die Trüffeln mit einem kleinen Spaten aus.

Dritte Race. Bluthund-Spitze.

112. 113. **Der Zigeunerhund: zingariorum Walth.**

Franz.: le chien des Bohémiens. Heiden-Hund.

Von der Größe eines Spitzes, glatthaarig, fahlgelb bis braun, Ohren sehr spitzig, Schnautze kurz und breitlich, Brust breit, Schwanz langgekrümmt.

Eine Race, welcher die heut zu Tage noch in verschiedenen Welttheilen wilden Hunde, die wir sogleich aufzählen werden, sehr nahe stehen, und vielleicht von einer oder der andern derselben, am wahrscheinlichsten wohl vom Dhole abstammend. Der Hund ist der Begleiter der Zigeuner oder Heiden, wie sie in einigen Gegenden genannt werden, er erscheint auch als gelehriger Gaukler in den Affenkomödien. — Ihm nahe stehen folgende: erstens: Schakalähnliche:

569 u. 570. **Der Spartaner, Dianahund: spartanus s. laconicus Aristot.**

Griech.: ἀλοπήκιδες.

Größe wie großer Jagdhund, Kopf vom Windhund, Ohren länger als der halbe Kopf, steif aufrecht.

Die Griechen hielten diese Hunde für Bastarden von Fuchs und Hund, und nannten sie deshalb Fuchshunde*). Sie wurden als Jagdhunde gebraucht da sie einen scharfen Geruch hatten, dienten aber auch als Hirtenhunde. Diese Race ist die häufigste auf den Antiken aus Herkulanum und Pompeji, sie existirt aber auch noch lebendig, und ich gebe die Abbildung nach dem einzigen Exemplare, welches ich sah. Die Behaarung ist nicht glatt anliegend, sondern locker wie bei dem Spitz und durchaus fuchsfarbig. Das Exemplar schien gutmüthig. Obwohl dieser Hund eine Aehnlichkeit mit den Windhunden, deren Race er unter der Hauptrace der Spitzhunde repräsentirt, durch seinen Wuchs verrieth, so war doch der mehr walzenförmige (und nicht wie bei jenen nach hinten stark zusammengeschnürte oder sich verdünnende) Leib ganz so, wie bei den Spitzhunden. Sein Anstand und seine Bewegungen, so wie die langen Ohren erinnerten an das Reh. Er scheint der eigentliche Hund der Diana.

Der Dohle oder ostindische wilde Hund: Canis aequinoctialis ähnelt in der Größe dem Schäferhunde, hat aber im Kopfe mehr den Character des vorigen. Die Haare sind kurz wie bei obigem. Seine Farbe ist graulich, unterseits heller, der Rücken bräunlich, die Seiten und Beine ziehen in Ochergelb. Das Thier steht in seinen Naturell dem Wolfe nahe und ältere Reisende meinten wohl diese Race, wenn sie von den gezähmten Wölfen der Indianer redeten. S. Abbild. Nr. 563.

Der Colsum: Canis Colsun ist eine noch weniger bekannte Art wilder Hunde über welche der englische Obrist Sykes berichtet. Sie finden sich in den westlichsten Gegenden Indiens. Als der Obrist eines Tages in Gesellschaft einiger Einwohner an den Ufern des Bhima sich auf der Jagd befand, brachte man ihm ein Exemplar welches ein Jäger so eben erlegt hatte. Man untersuchte und öffnete das noch warme Thier und fand in seinen Magen frisch verzehrtes Wildpret. Der Colsun war 26 Zoll lang und hatte 16 Zoll Höhe, die Hauptfarbe war roth, am Halse, auf der Brust, unter dem Bauche und zwischen den Vorderbeinen minder lebhaft. Das Haar war seidenartig, kurz und glatt, nicht kraus. Verhältnißmäßig sehr klein war der Kopf, er hatte nur 3½ Zoll Länge, der Hals übermäßig lang. Die Vorderbeine haben 5 Zehen, in der Knochenfügung denen des Schakals gleichend, die Ohren breit, gerade aufstehend, an der Wurzel rund. Die Pupillen roth, die Iris braun, die ganzen Züge des Thieres drückten Wildheit aus. Die zugerichtete Haut soll dem Leder des Dammhirsches geglichen haben. Vom Dingo, Dhole, den Hunden von Ceylon und Afrika, so wie vom Schakal unterschied es der Obrist bestimmt. Der Colsun bewohnt die Ufer des Bhima-Schankar und die südlichen Küsten von Makratta. Man findet ihn auch sehr häufig in den Gebirgen von Kitur, in den Bezirken von Balaghat und Heiderabat, in den waldigen Gegenden von Ellur und Radschama-Hendri auf dem Gebiete von Gondscham und an den östlichen Küsten von Koromandel. Er läßt sich mit dem Fuchs vergleichen, hat dieselbe Angriffsweise, auch denselben Hang zum Stehlen. Er geht immer in Gesellschaft, verbirgt sich in die Gebirge und überfällt alle Thiere, denen er begegnet, sogar den Tiger, den er oft, wenn er selbst in starken Heerden beisammen ist, überwältigt. Der Colsun soll unzähmbar seyn, auch bei der besten Behandlung.

Der canadische oder nordamerikanische Hund: Canis canadensis, den man bei den Eingebornen Nordamerika's findet, ist zwar wesentlich vom südamerikanischen

*) Quod ex canibus et vulpeculis natae sint.

verschieden, nähert sich aber mehr der Race, welche auf den Maluinen oder Falklands-inseln vorkommt*). — S. Abbild. Nr. 567.

Der antarctische Hund, Malouinen-Hund Canis antarcticus PENN. Quadrup. t. 29. C. F Malovinicus et culpaeus WALT. Der Culpeu des Molina, der Chili-Fuchs des Shaw. Er ist grau, die Beine rothgelb, der Schwanz am Ende weiß. Der Malouinenhund ist größer als der Schakal. Es wurde nur ein Exemplar getödtet als Kapitän Freycinet in der französischen Bai an den Malouinen anlegte. Bouguinville brachte das Thier mit, er erzählt, es grabe sich Höhlen in den Dünen und belle wie ein Hund, die Gestaltung der Pupille im Auge hat man nicht beachtet. S. Abb. 565 — 568.

Der Durango-Hund: Canis Durangensis in den Höhlen der Berge von Durango in Neubiscaya im sonstigen nordamerikanischen Spanien. Sie werden sehr klein beschrieben, sie sollen nicht größer seyn als gewöhnliche Ratten, deren schlimmste Feinde sie sind; man soll sie jetzt nach England bringen und anstatt der Katzen in den Häusern halten. In diesem Falle dürften sie bald näher bekannt werden.

110. 111. Der Dingo, neuholländische Hund. Canis Dingo BLUMENBACH.

Franz.: Le Dingo, le chien de la Nouvelle Hollande. — Engl.: the Dingo, New Holland Dog. — Australischer Hund.

Kennzeichen der Art: Der Pelz sehr dicht, oben fuchsroth und unten weißlich, Ohren aufrecht, spitz, Schwanz ein Drittheil so lang als der ganze Körper, dichtbuschig.

Der Dingo hat ziemlich den Wuchs und die Größe des Schäferhundes, der Kopf hat eine spitzere Fuchsschnautze, durch seinen dicken Pelz und dessen Farbe zeigt er überdies fast das Ansehn des Fuchses, auch seine Ruthe ist fast so wie dessen Standare beschaffen. Das Wollhaar ist kurz und fein, von grauer Farbe, das lange Oberhaar ist gröblich und von ihm rührt die Färbung des Thieres her. Die Ruthe zeigt am Skelet 18 Wirbel (bei unsern Hunden meist 19.). Die Länge des ausgewachsenen Thieres beträgt von der Nasenspitze bis zur Wurzel der Ruthe 2 Fuß 5 Zoll englisch Maas.

Der Dingo lebt in Neuholland und wird schon in den Reisen der Weltumseegler Dampierre und Cook erwähnt, der Commodor Philipp gab im J. 1789 die erste Abbildung in London heraus, welcher dann mehrere gefolgt sind. In neuerer Zeit kam das Thier auch lebendig nach Europa, indem es im zoologischen Garten in London, wo unsre Abbildung gefertigt worden, vorhanden ist und im J. 1806 hatte man bereits ein Exemplar in der Menagerie zu Paris, welches durch Péron und Lesueur bei der Expedition des Kapitän Baudin mitgebracht worden war. Der Dingo ein äußerst behendes, muthiges Thier, trägt im schnellen Laufe den Kopf aufrecht und streckt die Ruthe horizontal aus. Sein Schlaf ist ruhig und tief, seine Muskelkraft übertrifft bei weitem die eines europäischen Hundes von gleicher Größe. Wenn er lauscht, so läßt er die Ruthe hängen, in dieser Stellung ist er abgebildet. Seine Sinne

*) Der mexicanische Hund: Canis mexicanus LINN. Canis silvestris americanus cauda longissima SEBA Thesaur 1. tab. XXX. f. 1. (nicht 42 F. 2.). Etwas kleiner als der Wolf, röthlichgrau, schwärzlich gemischt, Schnautze, Unterseite und Beine weißlich. Ist nach meiner Ansicht gar kein Hund, sondern ein den Viverren verwandtes, vielleicht noch nicht bestimmtes Thier.

scheinen äußerst fein zu sein, allein es dürfte sonderbar genannt werden, daß er nicht schwimmen kann und darum das Wasser flieht. Die Hündin im pariser Garten möchte etwa achtzehn Monate alt sein. Sie lebte frei in dem ihr angewiesenen Raume, allein ungeachtet wiederholter Strafen stahl sie von Geflügel alles, was ihr zu nahe kam. Dasselbe hatte man an einem männlichen Hunde der Art auf dem Schiffe bemerkt, wo er den Strafen endlich unterlag. Für Eigenthumsrecht hat dieser Hund überhaupt durchaus keinen Sinn, auch Barrington erzählt, daß es unmöglich sey, ihn von seinen Anfällen gegen Schaafe, Schweine und Geflügel abzuhalten. Jene Hündin fiel nicht nur alle, auch weit größeren Hunde an, sondern sie sprang auch wüthend gegen die Gitter des Löwen, des Panthers und des Bären, welche mit ihr zugleich in der Menagerie sich befanden, besonders wenn diese Thiere ihr droheten. Diese unkluge und ungemessene Wildheit scheint im Naturell des Thieres zu liegen. Menschen welche ihr mißfielen, besonders Kinder fiel sie ohne Unterschied an und wurde durch die Anwesenheit ihres Wärters, dessen Superiorität sie schon oft gefühlt hatte, keineswegs eingeschüchtert. Daraus erklärt sich, was Watkin-Tirch vom Hasse dieser Thiere gegen die auf Port-Jakson anlandenden Engländer berichtet. Das Thier gehorcht überhaupt niemals der Stimme seines Wärters, Strafe machte es nur noch wilder. Nur den schien es zu begünstigen, der es am längsten frei lies, ihn erkannte es von fern, machte Freudensprünge und rufte ihm durch einen sanften Klageton zu; sobald er den Käfig öffnete, sprang es mit einem Satze heraus, umging einigemal sein Gefängniß, gleichsam um es zu besehen und kehrte zum Wärter wieder, an dem es dankbar emporsprang und ihm die Hände leckte. Dagegen schien es gefühllos zu seyn gegen Liebkosungen, die ihm gemacht wurden, denn es ertrug dieselben ohne sie zu erwiedern. Die Augen waren ohne Heiterkeit, gewöhnlich verhielt es sich sehr still, aber im Zorne hörte man es drei bis viermal verwirrt knurren. Zur Nahrung nahm es am liebsten rohes Fleisch, doch fraß es auch Brot, aber niemals Fisch. Gern fraß es süße Sachen; was von der Mahlzeit übriggeblieben war, verbarg es. Die Neigung zur Paarung zeigte sich einmal jährlich im Sommer, welcher mit dem Winter in Neuholland zusammenfällt. Das ganze Naturell des Dingo verhält sich zu dem des europäischen Hundes, wie das der menschlichen Bewohner Neuhollands zu denen Europas. Jene sind bekanntlich diejenigen Menschen, bei denen man noch den tiefsten Stand der Wildheit, die geringste Intelligenz antrifft. Was könnte bei ihrer Erziehung ein Hund werden? — Das Exemplar welches nach London kam wurde im Hause eines angesehenen Mannes eingesperrt, es riß sich in der Nacht von der Kette, eilte ins Freie und hatte vor Tagesanbruch mehrere Schaafe getödtet. Der Biß dieser Hunde ist so bösartig daß die Schaafe gewöhnlich an einem einzigen Bisse sterben. Der Dingo verbreitet einen eigenthümlich unangenehmen Geruch, welcher europäische Hunde von ihm abhält. Auch flößt seine Art sich zu vertheidigen, diesen Respect ein.

Der Dingo ist wahrscheinlich über den größten Theil von Neuholland verbreitet. Quoy und Gaimard trafen ihn vom Port Jackson aus bis in die blauen Gebirge. Es ist gleichsam ein halbzahmer Zustand, in welchem er an die wilden Eingebornen Australiens sich anschließt. Er jagt auf die Thiere des Landes, besonders wird er auf die Känguruhs dressirt, und zwar so daß er dieselben in ihrem Laufen oder vielmehr Hüpfen aufhält, um sie herumgeht und sie zum Stillstehen zwingt, bis der Jäger zum Schuß kommt oder sie mit einer Stange niederschlägt. Die Eingebornen machen selbst Jagd

auf die Dingos, um sie zu essen und die Jungen zu zähmen. Man hat auch den Dingo mit zahmen Hunderacen gepaart und deren Abkömmlinge zur Jagd auf die dortigen Casuare oder Emeu's und auf Känguruhs besonders geeignet gefunden. Sie sind muthig, zerfleischen aber ihre Beute nicht eigennützig, wie der wildere Dingo zu thun pflegt.

Der sibirische Alpenhund: Canis alpinus Pallas oder Krasnoi Woik wie er im östlichen Sibirien heißt, gehört auch noch unter die wenig bekannten wilden Hunde. Auch er steht in sehr naher Verwandtschaft mit dem Fuchs und gehört wahrscheinlich in dessen Abtheilung; seine Farbe ist fuchsroth, Kehle und Unterseite des Leibes weiß, die Standare sehr dickhaarig, mit schwarzer Spitze. Pallas sahe Felle aus Udskoi Ostrog, gegen die Ostküste des Oceans gelegen und aus der obern Gegend der Lena, ein ähnliches Thier wild auf den Gebirgen um die Quellen des Jenisei. Auch außerhalb Sibirien soll der Alpenhund vorkommen wie diejenigen berichten, welche an der chinesischen Grenze Beobachtungen anstellten. Pesteref (im Journal von Rußland 1794. Januar S. 34.) sagt daß diese Thiere, die er rothgelbe Wölfe nannte, und wilde Alpenziegen zusammen Züge in die schmalen und abschüßigen Vorberge machten, wo dann diese gezwungen, würden durch einen Sprung sich zu tödten, wodurch sie jenen zur Beute würden. Die Alpenhunde kommen auch den Schakals nahe, und es läßt sich erwarten, daß sie auch mit den Haushunden paarungsfähig seyn werden.

Nach Fellen, welche durch v. Billings vom Fluß Uda gebracht wurden, beschreibt sie Pallas folgendermaßen. Der Kopf scheint eine sehr spitzige Schnauze zu haben, wie der Fuchs, übrigens ganz kurz behaart, satt rothgelb, Rand der Oberlippe, Unterkinnlade und Kehle weiß, Ohren mittelmäßig, weichzottig, verloschner rothgelb, Schnurren mittelmäßig, gelbbraunröthlich, Augenlieder behaart, kaum der Rand nackt und schwärzlich. Das Haar lang, straff wie am Wolf, hoch fuchsroth, auf dem Rücken noch gesättigter, gegen die Seiten heller. Unterseits längshin schmuzigweiß. Gliedmaßen mit den Hüften außen blaßröthlichgelb, innerseits weiß, Vorderbeine fünfzehig, Daumen entfernt, mit starker sichelförmiger, schwarzer Klaue, an den übrigen fehlten die Klauen. Schwanz sehr zottig, lockerer als am Fuchs, Haar straffer, fast wie am Bär, ziemlich 6 Zoll lang, rothgelb mit längeren schwarzen Haaren schattirt, an der Spitze ganz schwarz. Von der Nase bis zur Schwanzwurzel 3 Fuß, 9 Zoll, 6 Linien lang, die Haare an der Schwanzspitze über 6 Zoll lang, die Schwanzruthe ohne Haar 1 Fuß 3 Zoll 6 Linien, Schulterhöhe 1 Fuß 6 Zoll.

Der Fuchsspitz: alopecurus Walth. Fuchsroth, im Gesicht schwarz, der Schwanz eine wahre Fuchsstandare, die er immer gekrümmt trägt. Selten, wird für Bastard von Fuchs und Pommer gehalten. Er ist mir noch nicht vorgekommen. Pallas spricht auch von einem zottigen Zwerghunde (canis pumilus villosus) meist von röthlicher Farbe, den man fast für einen Fuchsbastard halten möchte.

114 und 115. Der Heide-Spitz: campestris Bchst.

Franz.: le chien champêtre.

Kleiner, niedriggebauter Spitz von sehr glattem Haar und fuchsrother oder erbsgelber Farbe mit dünnem Fahnenschwanz. Auf den Dörfern in dürren Heidegegenden, ein kläffiger, beißiger Hund. 116 ist Bastard mit Dachshund.

Der javanische Wolf, dem Leschenault mitgebracht hat, ist auch noch nicht näher bekannt. Er gleicht in Größe und Proportionen dem gemeinen Wolf, seine Ohren sind kleiner, der Rücken zieht aus röthlichgelbbraun in das Schwärzliche, ebenso sind Pfoten nnd Schwanz gefärbt.

Der graue Hund oder Wolf von Paraguay, Guaracha der Brasilianer, wahrscheinlich der **Agnarachay** des **Azara.** Graubräunlich, Schnauze und Beine schwarzbraun, Schwanz lang und dicht polsterartig, oben und an der Spitze schwarz. Nach **Desmovlains** soll **Azara's** Abbildung (unsre Nr. 98) hierher gehören.

Der nackte mexicanische Hund: **Xoloitzcuintli.** Sehr großer hundsähnlicher, ganz haarloser Wolf, war in Mexico einheimisch (v. Humbolds Ansichten S. 91.) Er wird über 3 Fuß lang, die nackte Haut hat gelbrothe Flecke, wurde von den eingebornen Amerikanern verschnitten und gemästet, das Fleisch wird hochgeschätzt, wie Schöpsenfleisch bezahlt, auch die Missionäre fanden es wohlschmeckend.

Vierte Race. Jagdhund-Spitze, Kopf und Beine besonders kräftig, denen der Jagdhundracen ähnlich.

576 — 577. Der salzburgische Doggenspitz: Salisburgensis.

Der baiersche Wolfshund oder Barbet Goetz.

So groß wie englische Dogge, deren Kopf und Pfoten, Haar langzottig.

Auf dem ersten Anblick dem Wolfshunde ähnlich aber von allen bisherigen durch den dicken Kopf, die hängenden Lippen, die starke Brust und den sehr verschmächtichten Hinterleib zu unterscheiden. Eine Race von ausgezeichneter Größe und Kraft, welche entweder durch Vermischung von Wolfshunden und Doggen entstanden ist oder vielleicht gar vom Albaneser abstammt. Die Farbe ist schwarz und weiß, auch weiß mit schwarzen Flecken oder aschfarbig und dunkelbraun. Der Hund ist gutartig, etwas pflegmatisch und unbeholfen, und nimmt sich nicht die Mühe kleinere Hunde anzusehen. Er liebt auch fließendes Wasser und schwimmt. Er ist so stark, daß er ein starkes Pferd oder einen starken Ochsen niederreißen kann. Der verstorbene Großherzog von Weimar erhielt mehrere dergl. Hunde vom König Maximilian von Baiern. Sie werden als Wächter der Viehherden gehalten. Die Ohren sind kurz und aufrecht, die Ruthe fehlt meist von der Geburt an. Durch Theod. Götz ist diese Race bekannter geworden. Er versichert daß, ein auf einer Meisterei gestorbenes Exemplar anderthalb Centner gewogen habe. In der Natur dieser Thiere ist vieles, was auf eine Verwandtschaft mit dem folgenden hindeutet. Sie stammen aus den Salzburgischen Alpen.

555. Der Albaneser: Albanus.

Der größte bekannte Hund, Kopf 1 Fuß, Kopf und Leib 4 Fuß 4¼ Zoll Par. Maas lang, sitzend 3 Fuß 3¼ Zoll hoch, Form eines höchst kräftigen Wolfshundes, Hals und einige Parthiendes Leibes zottig, Beine und Pfoten vorzüglich kräftig, Ohren etwas breit und aufrecht. Brustumfang 4½ Fuß.

Alexander der Große erhielt bekanntlich*) einen dieser ungeheuren Hunde vom Könige Albaniens zur Zeit, als er seinen Zug nach Indien begann, und um ihn zu prüfen, ließ er Bären, Eber und Dannhirsche los. Der Hund blieb ruhig, ohne sich zu

*) Plin. hist. nat. ed. Gron. VIII. Cap. 40. ed. Hard. et Franzii VIII. 61.

rühren und Alexander wurde darüber so ungehalten, daß er den faulen Coloß tödten ließ. Der König von Albanien erfuhr dies, sendete ihm einen zweiten und ließ ihm dabei sagen, er möge nur diesen an größern Thieren, Löwen und Elephanten versuchen, denn mit so kleinen Thieren nähme sich diese Art die Mühe nicht; wenn er aber diesen wieder tödten lasse, so könne er ihm keinen wieder geben, denn er habe selbst keinen mehr. Man ließ nun einen Löwen los, auf diesen sprang der Hund an und zerriß ihn nach geschicktem Angriff zur höchsten Belustigung der Zuschauer, denn der Boden krachte während des Kampfes. Nach diesem Hunde fertigte wahrscheinlich der Hofbildhauer Alexander Lysippus einen Erzabguß, von welchem wieder andere Nachbildungen in Marmor in Italien gemacht worden sind. Ein trefflicher Gypsabguß befindet sich hier im Mengsischen Museum, nach diesem ist unsere Abbildung gefertigt. Strabo hatte von den großen thibetanischen Bullenbeißern (unsre 222 — 224.) gehört und verwechselte diese mit dem Albaneser, den er deshalb einen indischen Hund nennt. Solinus u. a. haben wohl richtiger gedeutet. Dagegen ist die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dieselbe Race die ist, welche später unter dem Namen Molossus von Epirus aus hoch gerühmt worden ist*). Der ehrwürdige Böttiger beschreibt unsern Abguß (Zeit. f. d. eleg. Welt 1825. Nr. 112.) und sagt: „es ist ein imposantes, characteristisches Thier! das alte: cave canem! ist ihm auf der gewaltigen Stirn geschrieben. Ein solcher Packan konnte wohl selbst einen Elephanten festhalten."

Wem wäre es zu verargen, wenn er auf die Idee käme, diesen Molossus für den Stammvater der Hunde zu halten; auch er wäre aus der Nähe Caucasiens entsprossen! Es mögen auch heut zu Tage in Albanien und Macedonien tüchtige Hunde hausen, sie sind aber leider von den Reisenden, wie in vielen andern Ländern zu wenig beachtet. — Diese Race erinnert an den gigantischen Hund der Vorwelt, dessen Cuvier gedenkt: Canis giganteus G. Cuv. osseu. foos. IV. p. 466. t. 31. F. 20. 21. im Tertiärgebilde bei Auaray gefunden.

Dritte Race. Bluthund-Pudel: Kopf und ausgestreckter Schwanz der Bluthunde.

147. 148. Der Calabresenhund, Abbruzzenhund: calabricus.

Franz.: le chien berger de Naples. — Engl.: the Calabrian Dog, the Neapolitan Shepherds Dog.

Groß, langhaarig, Schnauze, Ohren und Pfoten kurzhaarig, Fahne lang, gestreckt.

Der schöne Abbruzzenhund soll durch Verpaarung des spanischen Seidenhundes oder vielleicht des obigen Schäferhundes, mit dem großen dänischen entstanden seyn. Die Farbe ist weiß und das Exemplar, welches ich bei der Zeichnung vor mir hatte, war äußerst gutmüthig, man hörte es fast niemals bellen. In den Gebirgsgegenden Unteritaliens, in den rauhen Abbruzzen kann man nur Schaafe ernähren, die man in großen Heerden hält und im Winter in Pferche hinter den ärmlichen Wohnungen zusammentreibt, um sie dann in der wilden Jahreszeit wieder auf die Berge und in die Thäler zur Weide zu senden. Im wilden Gebirge hausen Wölfe, zu deren Schutz bedarf es so kräftiger Hunde, als diese sind, welche wir jetzt betrachten. Sie werden deshalb in großer Anzahl gehalten, umgehen beständig die Wohnungen und Heerden und fallen ge-

*) Horatii epod. 6. 5. et satyr. 2. 6. 114. Virg. georg. 3. 405.

gen Fremde mit drohendem Gebell aus, lassen sich aber durch ruhiges Verhalten bald wieder besänftigen.

Vierte Race. Jagdhundpudel: Kopf von Jagdhundracen, aus deren Vermischung sie entstanden sind.

246. **Der Burgos: Burgensis s. extrario ≍ vertagus.** Seidendächsel, seidenhaariger Dachshund, Hündchen von Burgos.

Franz.: le Burgos. — Engl.: the Burgos.

Leib des Dachshundes: lang und kurzbeinig, Kleid des Seidenhundes.

Der Wuchs des Dachshundes ist leicht zu erkennen, auch hat das schöne Haar meistens dessen Farbe, obenher schön schwarzglänzend, unterseits rostfarbig oder weißlich. Kommt von verschiedenen Größen vor, meist ziemlich klein, wie man dgl. in Paris zur Zeit der prachtliebenden Könige erzog. Sie bellten wie Füchse. Der Name ist ihnen von der spanischen Provinz Burgos und zwar von deren Hauptstadt gegeben worden.

150. **Der große spanische Seidenhund: extrarius major.**

Franz.: l'Epagneuil — Engl.: the Spaniel. — Großer spanischer Seidenhund oder Seidenpudel und großer Wachtelhund.

Kopf vom dünnschnautzigen Jagdhund, Leib, Ohren und Hinterrand der Beine zottig, Fahnenschwanz kurz und ausgestreckt.

Blendling aus dünnschnautzigem Jagdhund und Seidenhund. Weiß oder gefleckt.

245. **Der Pudel-Wachtelhund, krause Seidenhund: extrarius crispus s. anglicus major.**

Franz.: l'Epagneuil anglois. — Engl: the english Spaniel. Spaniel-gentle or Comforter.

Kopf vom dünnschnautzigen Jagdhund oder Pudel. Mittelgroß, weiß oder gefleckt. Wird in England zur kleinen Jagd gebraucht.

Dritte Hauptrace. Bluthunde. Canis familiaris laniarius.

Kennzeichen: Schädel länglich, Schnautze lang-kegelförmig, Ohren schmal, von der aufrechten Basis aus hängend, spitzlich.

Erste Race. Spitzbluthunde: Wuchs des Windhundes, Kleid und gebogener Schwanz des Schäferspitzes.

163. 164. **Der Jaroslavische Hund, russische oder zottige Windhund: jaroslavensis, grajus villosus s. rossicus Desmar.**

Franz.: le levrier russe. — Engl.: the russian, oriental Greyhound. — Russ.: Borsaja Jarolafskaja.

Unter obigen Kennzeichen erscheint nur diese eine Race, sie ist von bedeutender Größe und Kraft, und wird bis drei Fuß hoch. Dies ist die geschätzteste erste Race in der russischen Monarchie, besonders kommt sie in Caucasien und der Krimm, in dieser Wiege des edelsten Menschenstammes vor, zeichnet sich durch ihren schlanken Anstand und Behendigkeit aus. Sie werden zur Jagd auf Hasen, Rehe, Hirsche und

Wölfe gebraucht. Die Race scheint aus einer Paarung des großen Windhundes mit dem orientalischen Schäferspitz entstanden zu seyn.

Zweite Race. **Pudel-Bluthunde:** Mittelwuchs zwischen Pudel und Fleischerhund, Behang etwas breiter und zottig.

173. 174. Der Rüde, Saurüde, Schweinsrüde: Rudo Car. Magn. porcaritius Leg. Allem. Cap. LXXXIII. suillus Gm.

Franz.: le Matin-cochon. Heißt auch Saupacker.

Groß, plump pudelähnlich gebaut, Kopf stark, Stirn flach, Leib vorn sehr stark, nach hinten nimmt der Leib deutlich ab, das Haar ist ungleich, grob, zottig oder kraus, ebenso der ziemlich breite Behang und die ziemlich gerade Ruthe. Der Rüdenhund ist eine der ältesten Racen; aus der Zeit der alten deutschen Urwälder, durch welche der Wiederhall seines furchtbaren Gebelles ertönte, haben sich nur wenige dieser Thiere bis auf unsere Zeit verpflanzt. Die Rüden der Alten waren vielleicht durch das Leben in den rauhen Wäldern umgewandelte Abkömmlinge der Ur-Race, deutsche Nationalhunde, welche man späterhin auch durch Verpaarung von Schäferpudeln und Fleischerhunden zu ersetzen versucht hat. Der Rüde steht in unmittelbarer Beziehung zu dem wilden Schweine, er ist der kräftige Hund, welcher dem Saufinder mitgegeben wird, um das Schwein zu fassen und festzuhalten, bis der Abfang geschieht. Heut zu Tage wird er durch Jagdhundracen vertreten. So gehört der Rüde bereits unter die ausgestorbenen Thiere der Vorzeit. Dem Naturell nach war der Rüde der roheste Hund, auf mannigfaltige Weise den Thieren verähnlicht, deren Vorbild seiner Einbildungskraft unablässig vorschwebte.

Dritte Race. **Eigentliche Blut- oder Wind-Hunde:** Kopf am meisten verlängert, Leib sehr schlank und nach hinten verschmächtigt, Beine dünn.

151 — 153. Der afrikanische Bluthund, ägyptische Hund: aegyptius Linn.

Franz.: Chien d'Egypte, d'Afrique, chien turc Buff. — Engl.: the african Bloodhound the Barbary Dog, the Egyptian Dog. — Russ.: Egipetskaja oder Turczkaja. = Mexican.: perro chinesco oder chino.

Bau etwas gedrungener als am Windhund, Haut nackt dunkel fleischfarbig, in's Schwärzliche übergehend.

Mittelgroß, meist kleiner als Fuchs, auffallend durch den Mangel der Behaarung, indem sich nur um das Maul herum, in der Nähe des Schwanzes und an den Beinen einzelne Haare befinden. Diese Hunde stammen aus dem Innern von Afrika, von woher dergleichen durch den Colonel Denham nach London gebracht wurden. Man nennt sie auch Guineahunde, weil sie von Guinea mit den Sklavenschiffen gewöhnlich nach Westindien gebracht werden. Im Norden von Afrika, in der Barbarei und in der Türkei sind sie nicht selten und befinden sich daselbst ebenso wie in Westindien (von Humbold sahe sie besonders häufig von schwarzer Farbe in Quito und Peru) und Südeuropa wohl. Pallas sagt von ihnen, daß sie in Südrußland, hier und da bis Sibirien gleichfalls, oft ungeschwänzt, weis oder schwarz, auch als Bastarde mit behaarten Ohren und Schwanze vorkommen. In unserem Clima halten sie nicht lange aus. Ich hatte zweimal einen dergleichen Hund, von denen der eine ein paar Jahre auf der Insel Trinidad gelebt hatte. Sie waren äußerst gutmüthig und wachsam, bellten selten, aber dann heftig gegen Fremde, zitterten aber oft an den wärmsten Tagen vor Kälte. Bei der sorgfältigsten Pfleg und einer warmen Haltung bekamen

sie gegen den Herbst heftige catarrhalische Zufälle, beständiges Husten und Niesen, Gliederreißen und Lähmungen, bis sie starben. Die treulichste Anhänglichkeit bewiesen sie bis zu dem letzten Augenblicke, indem sie, schon des Gebrauchs der Glieder beraubt, mir entgegenkrochen, sobald sie meine Stimme hörten oder mich in ihrer Nähe bemerkten. Die Haut hatte, als sie nach Europa kamen, eine schwärzliche Farbe und verfärbte sich nach und nach, so daß sie fleischröthlich graulich wurde. — Nach dem Bericht von Mr. Cops werden sie in Afrika zur Gazellenjagd gebraucht, wozu sie besonders Talent zeigen. Sie sind unermüdet in Verfolgung der Spur und halten darin nicht nur eine, sondern zwei Stunden aus. Nicht selten machen sie Abwege um dann von da aus das fliehende Wild desto schneller und sichrer einholen zu können. Man dressirt sie besonders um dieser Eigenschaft willen. Sie sind durch Bau und Beweglichkeit wahre Muster zu nennen, und wer ihre Brauchbarkeit kennt, wird finden, daß sie unsere europäischen Hühnerhunde noch übertreffen. Sie scheinen sich noch nicht mit solchen Racen vermischt zu haben, welche eine für die Jagd in Europa passende Nachkommenschaft erwarten ließen. Daß man in Südamerika diesen Hund als chinesisches Product ansieht, geht schon aus der mexicanischen Benennung hervor.

154. Gemähnter afrikanischer Hund: aegyptius subjubatus.

Franz.: le chien turc métis. — Engl.: Barbary dog with mane.

Bastard vom kleinen dänischen Hunde mit voriger Race, erscheint mehr oder minder, besonders am Halse behaart.

155. Zottigohriger afrikanischer Hund: aegyptius lasiotus.

Franz.: le chien turc et gredin Buff.

Bastard des afrikanischen Hundes mit dem Seidenhunde. Mehr oder minder an den Vordertheilen und dem Schwanze behaart.

582. Der Buckelhund: gibbosus.

Mexic.: Itzcuinteporzotli Hernandez, Itzcuinte-potzoli Humb.

Kopf klein, Leib übermäßig dick mit Schulterhöcker, Haut nackt. Diese mexicanische Race war früherhin nur aus Hernandez bekannt, wurde aber neuerlich, wie Griffith bezeugt, nach England gebracht und eben so gefunden. Die Größe wird nicht angegeben, die Farbe ist röthlichgelb, Schnautze, Stirn, Augenbögen, Beine und Schwanz weißlich, der Leib übrigens schwärzlich gefleckt.

Linnée verwechselte nach v. Humbolds Versicherung diesen Hund mit dem stummen Hunde, und andere, auch Griffith ziehen ihn fälschlich mit dem Alco zusammen.

156 — 158. Das Windspiel, der kleine Windhund, Hasenhund: leporarius.

Im Mittelalter lateinisch: veltrus, velthrus, veltraus, veltrahus, veltagra, veltrarius, veltrix, veltrus leporalis, argutorius (lex Sal. T. XVI. §. 2.), odorisequus (Constit. reg. Kanuti.) veltra, spartus (Carol. Magn.) — mittelalt. deutsch: Welter, Wint. Solofanger. — ital.: veltra, veltro, cane veltra. — Alle diese Namen mochten theilweise mit für die folgenden gelten, heißt jetzt auch italiänischer oder englischer Windhund. — Franz.: levron altfranz.: vaulte, vaultroy, vaultroit. — Engl. the italian Greyhound.

Größe des Fuchses oder kleiner, vom schlanksten Bau, Haar sehr kurz und glatt anliegend.

Die Schlankheit im ganzen Baue giebt ihnen ein äußerst zierliches Ansehn, um so mehr, als alle Theile in schönem Verhältnisse stehen. Die Fleischpartheien sind so zart, daß man die Muskellagen, so wie das unter ihnen liegende Knochengebäude deutlich sieht. Der Hals ist verhältnißmäßig lang, der Leib nach hinten sehr verschmächtigt, Beine und Schwanz außerordentlich dünn. Die Farbe ist gewöhnlich ledergelb oder aschgraulich, dann aber auch von diesen Farben oder wenn sie zwischen Jagd- und Hühnerhunden gehalten werden, auch weiß und schwarz gefärbt. Sie sind eine der ältesten und edelsten Racen, welche sich bei den Scythen fand und bereits in den Antiken der Griechen und Römer vorkömmt, und vielleicht vom Spartaner (vergl. Nr. 569. 570.) durch Vermischung mit dem afrikanischen nackten Hunde abstammend, denn ich halte den Spartaner für älter, wegen der dem Urtypus zufolge naturgemäßer aufrechtstehenden Ohren.

Bei den Windhunden bemerken wir einen ganz eignen Typus im Bau des ganzen Körpers. Derselbe beginnt mit Verflachung der Stirn, welche dadurch hervorgebracht wird, daß die Stirnhöhlen geschwunden sind. Diese an der Basis befindlichen Knochenhöhlen sind mit einer Schleimhaut ausgekleidet, welche mit der Nasenschleimhaut in Verbindung steht und darum mit ihren Größenverhältnissen zur Bedingung der Stärke des Geruchs beiträgt. Es wird hieraus erklärlich, weshalb die Spürkraft der eigentlichen Windhunde der der Jagdhunde nicht gleichkommt. So wie aber in der Natur eine gewisse Verkümmerung mit anderweitigen höhern Entwickelungen in Verbindung erscheint, so ist auch bei den Windhunden Gesicht und Gehör außerordentlich scharf. Auch ihr äußeres Ohr ist eigenthümlich von dem der übrigen Hunde abweichend, denn es ist noch so frei beweglich wie bei den Spitzhunden, ebenso schmal, aber halb d. h. von der Mitte aus also nur mit dem Obertheile überhängend. Sie stehen demnach in der nächsten Verwandtschaft mit dem Spartaner. Die reinen Windhunde haben keine fünfte Zehe, ihre Geschlechtsorgane sind auch weniger ausgebildet als bei andern Racen, ihre Fortpflanzung beschränkter. Aus der schmalen Form und geringen Masse ihres Gehirns erklärt sich die geringe Erziehungsfähigkeit dieser Hunde. Das was andern Hunden leicht beizubringen ist, fassen die Windhunde nur nach langer Bemühung. Sie wissen indessen eine gute Behandlung anzuerkennen und legen dafür ihre Freude durch lebhafte Bewegungen sogleich an den Tag, nur zeichnen sie damit nicht ihren Herrn aus, sondern spenden dieselben Liebkosungen auch einem jeden andern, daher sie weniger treu sind, nur dankbar, oft falsch und beißig. Sie bellen selten, ihre Stimme ist eigentlich mehr ein Kläffen, sie lassen uns dies nicht oft hören. Sie sind trotz ihrer Schlankheit sehr kräftig und richten daher andere Hunde oft tüchtig zu. Den jungen Windhunden verschneidet man die Nägel, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, leichter zu laufen. Wenn der Windhund anderthalb Jahre alt ist, läßt er sich zur Hetze brauchen, wobei man ihn mit einem alten Windhunde auf ein ebenes, freies Revier bringt, wo es wenig Hasen giebt und hetzt erst nur junge, die nicht weiter als 60 Schritte entfernt sind. Der Jäger jagt ihm zu Pferde nach, und nimmt ihn den Hasen ab. Im Character der Bluthunde zerreißen sie das gefangene Wild gern selbst (anschneiden), weshalb wieder andere abgerichtet sind, dies zu verhüten: ein solcher heißt Retter. Ebenso schätzt man die Solofänger, welche im Stande sind einen Hasen allein zu fangen. Die Jagd mit Windhunden wird indessen wegen Zärtlichkeit der Hunde nur im September und October und wegen ihres Nachtheiles auch nur selten ausgeübt und ist sogar gewöhnlich ver-

boten. Das meiste, was hier gesagt worden, gilt besonders noch von den großen Windhunden, welche jetzt folgen.

159 — 162. Der große Windhund: grajus leporarius maximus.

Franz.: le grand levrier. — Engl.: the irish and scotish Greyhound. — übrige Namen s. oben.

Im Wuchs dem vorigen ähnlich, doch bedeutend groß.

Diese Race ist dem Ansehen nach eine der edelsten, bei dem Baue des vorigen erreicht sie die Größe der englischen Doggen, mit Beibehaltung des äußerst zierlichen Anstandes. Die irländischen Windhunde sollen nach Griffith eine Höhe von 4 Fuß erreichen. Diese Hunde stammen mit Wahrscheinlichkeit aus dem Orient und leiten ihren Ursprung von der daselbst noch heut zu Tage anzutreffenden verwilderten Race, den Constantinopolitanischen oder Cairohunden, Nr. 584 — 588. Sie treten unter mehreren Abänderungen auf. Kräftige Formen derselben sind die glatthaarigen sogenannten irländischen Windhunde wie Nr. 159 und 161. Die schlaffhaarigen, rauhen schottischen wie 162. Unter ihnen finden wir vorzüglich die Jagdhunde der Tataren und anderer Scythen-Völker. In den Scythischen Ländern sind sie so stark, daß man Löwen und Tiger mit ihnen hetzen könnte. Sie werden daselbst auch zu Beschützung der Heerden gebraucht. In Curland erhalten sie nur Wasser und trocknes Brod, damit sie schlank bleiben, man gewöhnt sie am Hetzriemen stets neben den Pferden herbei zu laufen. Wenn die oben erwähnte Erscheinung, daß die Windhunde das gefangene Wild, sobald sie die Jäger entfernt wissen, plötzlich selbst zerreißen, aus den Naturtrieben der Bluthunde leicht zu erklären ist, so scheint die Eigenthümlichkeit der sogenannten Retter schwerer erklärbar, denn es muß Bewunderung erregen, wenn deren Sorge für Sicherung des von den andern gefangenen Wildes so weit geht, daß sie sich darüber hinstrecken, die andern drohend abhalten und ängstlich nach dem Jäger rufen und winseln. Meist ist dies Folge der Dressur, aber eine individuelle Anlage für dies Benehmen ist nicht zu leugnen. — Die Griechen und Römer kannten eine dieser sehr ähnliche Race, aus ihr und jenen oben betrachteten Spartanern und Lycisken scheinen sie ihre gewöhnlichen Jagdhunde gezogen zu haben, denn nur diese findet man bei dem Studium der antiken Denkmäler, nicht unsre Jagdhunde.

161. 584 — 588. Der türkische Windhund: grajus s. leporarius turcicus.

Franz.: le levrier turc. — Engl.: the turkish Greyhound.

Ueberaus dürr, an den Ohren und an einzelnen Parthien des Leibes zottig, meistens schmutzig weiß mit großen gelblichen Flecken, seltner braun und schwarz gefleckt oder ganz dunkelfarbig.

Die bekannte verwilderte Race im Orient, die herrenlosen Hunde der Türken.

Diese Hunde erscheinen bereits, wenn man bei Neu-Orsova jenseits der Donau das türkische Gebiet betritt. Sie halten sich in Städten und Dörfern, überhaupt an von Menschen bewohnten Orten auf, und nur von den religiösen Ansichten der Bewohner hängt ihr verwilderter Zustand ab. Das Gesetz Mahomeds verbietet dem Muselmanne, diese unreinen Thiere zu berühren oder dieselben in sein Haus aufzunehmen, aber es verbietet ihnen auch, sie zu mißhandeln oder gar sie zu tödten. Auf diese Weise vermehren sie sich ungestört, sind aber auch genöthigt, für ihren Unterhalt selbst zu sor-

gen. Sie erfüllen dennoch die ursprüngliche Bestimmung des Raubthieres um so mehr, da sie nicht nur alle Arten von Aas, sondern auch andere ekelhafte thierische Auswürfe, welche aus den Häusern auf die Straße gelangen, verzehren. Ihr beständiger Aufenthalt unter freiem Himmel und der gänzliche Mangel einer Erziehung, läßt indessen ihr Naturell in seiner ganzen Rohheit hervorstechen. Sie treiben sich heerdenweise auf den Gassen herum und halten ihre Reviere so, daß die Hunde verschiedener Stadttheile in beständigem Kampfe sind, sie zertheilen in größter Schnelligkeit die gefallenen Kameele, Pferde, Esel oder andere Thiere, welche der Muselmann unberührt auf der Straße liegen läßt, und tragen sie stückweise nach ihren Schlupfwinkeln, und feiern ihre beste Mahlzeit bei den Schlächtern, welche das Blut aller geschlachteten Thiere auf die Straßen laufen lassen und die unedleren Eingeweide ihnen vorwerfen. Aber nicht immer und nicht in allen Stadttheilen giebt es solche Leute, daher die Erhaltung dieser Thiere, besonders wenn sie sich stark vermehrt haben, sehr unsicher ist, so daß sie abhungern und gewöhnlich dürr und häßlich aussehen. Dergleichen heißhungrige Hunde sind für den Fremden eine der größten Plagen, denn diesen wissen sie vom Muselmann wohl zu unterscheiden und folgen ihm auf jedem Tritte mit gräßlichem Geheul. Vertheidigung gegen sie verschlimmert das Uebel, denn einer ruft mehrere zusammen, so daß bald die Hunde des ganzen Bezirks beisammen sind, und den Angegriffenen bellend verfolgen. Auch für die Folge wird dies nicht vergessen und der Beleidiger setzt sich, so oft er sich wieder blicken läßt, neuen Anfällen aus. Die Bewohner selbst ahnden es ernst, wenn diesen Hunden jemand ein Leid zufügen wollte, da sie dieselben treulich beschützen und wenn sie krank sind auch verpflegen, so wie in der heißen Jahreszeit mit Wasser versorgen und ihnen, wenn sie Junge haben, Obdach gewähren; auf diese Weise sieht der Fremde durch unkluge Angriffe auf diese Thiere, sein Leben doppelt gefährdet. In der Stille der Nacht erschallt das Jammergeheul dieser Hunde auf den Straßen, und aus den entlegensten Punkten tönt es durch andre wieder, wie ein Lauffeuer durch die Straßen sich fortsetzend. Beispiele, daß durch dergleichen halb wilde Hunde Menschen zerrissen wurden, sind nicht selten und haben sich bis in die neueste Zeit wiederholt; schon aus dieser Ursache pflegt auch jeder anständige Fremde in diesen Städten abends zu fahren, oder wenigstens zu reiten. Diese Hunde werden niemals von der Wuth befallen, wahrscheinlich weil sie im Paarungstriebe nicht gehemmt sind, auch vielleicht wohl, weil sie die ihnen angemessene Nahrung, rohes Fleisch und frisches Blut genießen können.

Jung aufgezogen und von Menschen gepflegt, erscheint der türkische Windhund unter einer edleren Form S. Nr. 161., während die Abbildung Nr. 584—588. eine Gruppe wilder Thiere dieser Art vorstellt. Auch diesen fehlen keineswegs die guten Eigenschaften der Hundenatur. Sie sind die treuesten Wächter der Häuser und Stadtdistrikte, welche ihnen Aufenthalt und Nahrung bieten, und gehorchen dem Worte der Bewohner derselben so pünktlich, als vollkommen zahme Verwandte. Wird ein Fremder von einer Meute derselben angefallen, so kann ihn ein Türke durch das einzige Commandowort „husch!" retten, worauf sie alle auseinanderfahren. Aber ebenso, wie sie Beleidigungen in der Erinnerung bewahren, sind sie auch gegen Wohlthaten dankbar, denn ein Fremder, welcher ihnen nur einmal vor einem Bäckerladen durch Vertheilung eines Brotkuchen einen Schmauß gab, hat sie alle zu Freunden.

Vierte Race. Jagdhund-Bluthunde: in Wuchs und Haltung dem Jagdhunde verähnlicht, zum Theil aus Vermischung mit Racen seiner Hauptrace abstammend, Pfoten vorzüglich kräftig, Spur schärfer als bei vorigen.

170 — 172. Der Fleischerhund, Metzger-Schlächter-Hund: laniarius.

Wahrscheinlich begriffen unter ὁ οἰχουρὸς, οιχοφυλαξ und villaticus Col. VII. 12. — Deutsch im zehnten Säculo: Hovawart, Hofwart (vom sächsischen Worte Hov oder Hof und Wart d. i. Wächter, qui curtem defendit Leg. Allem.) — Franz.: le matin.

Ziemlich groß, Kopf lang und mager, Ohren (des Windhundes) schmal, erst über der Basis überhängend, Haar kurz und steif, glatt und dicht anliegend, Leib nach hinten nur wenig verschmächtigt. Ursprünglich schwarz und unten rostgelb, dann in alle übrige Färbungen übergehend, auch gefleckt.

Man sieht diesen Hund selten unverstümmelt, gewöhnlich sind ihm die Ohren und die Ruthe in der Jugend abgeschlagen, die Ruthe ist ursprünglich ziemlich dick und wenig gebogen, die Beine verhältnißmäßig kürzer als bei vorigen und dicker. Die Race gehört unter die ältesten und unedleren. Die niedrigstehende, geistige Entwicklung in Verbindung mit seinem Pflegma, lassen ihn nur die niedern Dienste des Hundes, Bewachung von Haus und Hof und Heerde verrichten. Hierin ist er unermüdet wachsam und wegen seiner Kraft auch zur Vertheidigung geeignet. Man findet ihn als den gewöhnlichsten Kettenhund; zur Nachtzeit losgelassen umgeht er seinen Distrikt und bellt, sobald ihm etwas Verdächtiges aufstößt. Er ist übrigens ungelehrig und vorzüglich an der Kette beißig. Er ist als Viehhund, vorzüglich für die Rinder, passend und hängt sich, wie der Bullenbeißer, wilden Ochsen an das Maul, in das er sich einbeißt. Nach den alten Gesetzen wurde er weniger geschätzt, als die edleren Racen, besonders die der Jagdhunde.

Die französischen Matins Nr. 172 sind meist schlanker gebaut, als die deutschen.

166. 167. Der große Dänische Hund, Kutschenhund: danicus. Bchst.

Franz.: le grand Danois. — Engl.: the Danish Dog. the Lyemmer, Leviner.

Größer, schlanker und edler gebaut (als voriger), Beine lang, Läufe schlank, Ohren sehr schmal und kurz, Schwanz sehr dünn, Haar sehr glatt, meist braun, mausefahl oder schwärzlich mit weißer Kehle und Brust, seltner gefleckt. — Er heißt auch der dänische Blendling, indem er aus Dänemark herstammt und sich vielleicht daselbst aus einer Verpaarung großer Windhunde, mit Fleischerhunden oder englischen Doggen erzeugt hat. Einer der schönsten Hunde, den man, bevor die Parforcehunde bekannt wurden, zum Hetzen auf Rothwild brauchte, seltner auf Schweine und Hasen, wozu sie auch nicht geschaffen scheinen, da sie die Hasen überspringen und von den Schweinen leicht verletzt werden. Sie sind äußerst gutartig und sanft, höchst dankbar und treu, so wie sie auch zugefügte Beleidigungen lange im Gedächtniß bewahren. In Deutschland kommt er sehr selten vor und ist überhaupt selten.

169. Der irländische Hund: iricus.

Franz.: le Matin d'Irlande. — Engl.: the irish Matin.

Vom Wuchs des großen dänischen Hundes, einfarbig röthlichgelb, Hals etwas weiß. Er scheint eine in Irland aus dem großen Dänischen und dem Fleischerhunde entstan-

dene Bastardform zu seyn. Es giebt indessen noch eine besondre, durch vorzügliche Größe ausgezeichnete Race in Irland, welche der irländische Wolfshund heißt, und mit dem Albaneser (vergl. oben S. 150) verglichen wird, von dem indessen jetzt kaum noch zwei oder drei Individuen in den ganzen britannischen Königreichen existiren sollen.*)

168. **Der leichte oder Curländische Cur-hund, Laufhund, Rennhund, Pürsch- oder Birschhund: cursorius curonicus.**

Franz.: le courant. — Engl.: the Hound.

Größe des großen Windhundes, Bau kräftiger, Schnauße, Beine und vorzüglich die Pfoten dicker. Schöner Blendling vom großen Windhund mit der englischen Dogge. Leichter Hetzhund, in Curland erzeugt und daselbst auf hohes Wild, Bären, Schweine, Wölfe, Hirsche, auch das Elen in Gebrauch. Existirt auch noch in Sachsen.

583. **Der eigentliche Solofänger: solicapus**

steht dem Curländischen Curshunde ungemein nahe, zeichnet sich aber vor ihm und vor allen Wind- und Bluthunden durch gewölbtere Stirn wegen größerer und mehr erhobener Stirnhöhlen aus, er ist auch deshalb der verständigste und nützlichste Hund der ganzen Sippschaft, welcher am besten Dressur annimmt, das, was er im angebornen Triebe der Bluthunde gefangen hat, unberührt zu lassen. Aus seiner Varietät sind auch in der Regel die unter den Windhunden erwähnten Retter, Ritter, Beschützer oder Beschirmer. Man wählt dazu den stärksten, welcher sich deshalb bald Achtung bei den andern verschafft und ihnen die Beute wegnimmt. Es giebt auch solche, welche dem Jäger den Hasen zutragen, während andere, wie oben gesagt, sich darüber hinlegen, jene heißen Apporteurs. Die Dressur ist bei dem eigentlichen Windhunde schwieriger und gefahrvoller.

Vierte Hauptrace. Jagdhunde: sagax.

Kennzeichen: Schädel rundlich mit starker Kammleiste, Schnauze stumpf, Lippen und Ohren herabhängend.

Heißen auch: Waid-Wild-Hunde. — Franz.: Dogues. — Engl.: Dogs.

Erste Race. Spitz-Jagdhunde: Wuchs nebst Kopf und Pfoten des Jagdhundes. Bekleidung und Ruthe der Schäferspitze.

149. 237. 238. **Der Neufoundländer, große Wasserhund: terrae novae** BLUMENB.

Franz.: le chien de terre neuve. — Engl.: the New foundlands Dog.

Groß, auch sehr groß, Schnauße des länglichen Kopfes dicklich, Ohren hängend, mittelmäßig, Zehen durch große Schwimmhäute fast bis an die Nägel verbunden. Haar langzottig, Fahne lang. Schwarz, braun, weiß, auch gefleckt.

---

*) „But transport the matin into Ireland, the Ukraine, Tartary, Epirus, Albania — and he is converted into that great wild dog, perhaps the most majestic of his species, called the Irish wolf-dog (Canis Laconicus), of wich last only two or three individuals are said to be now existing in all the British isles." VIGORS in Lands. sketches. I. wie BUFFON.

Als die Engländer im Jahre 1622 sich auf Neufoundland zuerst niederließen, fanden sie diese Hunde noch nicht vor. Es ist ungewiß wie sie später dahingekommen, wahrscheinlich, daß sie aus Verpaarung einer Schäferspitz- und Jagdhundrace entstanden. Sie sind sehr verständige Hunde und gutmüthig, mit Ausnahme dessen, daß sie oft die gewöhnliche Berührung, das Streicheln des Kopfs ungern haben und dieselbe besonders von Fremden und Kindern ungern leiden, und sogar beißen, weshalb man bei ihrer Haltung im Hause vorsichtig seyn muß. Außerdem äußern sie die stolze Ruhe der großen Hunde, sich um die kleinen und kleinern Thiere überhaupt nicht zu bekümmern. An ihrem Herrn hängen sie mit großer Treue, und vertheidigen ihn eifrig und heftig. Ihr Erinnerungsvermögen ist ebenso groß für Wohlthaten als Neckereien. Eigenthümlich zieht ihn sein Naturell zum Wasser, in welches er im Sommer und Winter zum Zeitvertreib geht, oft ohne Geheiß apportirt, dann nur mit Mühe wieder herauszubringen ist und wichtig wird, durch Rettung verunglückter Menschen, wovon so viele Beispiele bekannt sind. Man hält ihn deshalb vorzüglich auf Schiffen, so wie in der Nähe gefährlicher Bergströme, jetzt auch anstatt der ehemaligen Bernhardshunde in dem Kloster auf dem St. Bernhard und in Paris an der Seine. Mehrere ausgezeichnet schöne Exemplare sind auch hier in der Nähe der Elbe in Dresden. Dieser Hund qualificirt sich zu Anstellungen vielfacher Art und scheut sich nicht, wie andere, vor dem Wolfe, sondern greift diesen mit Muth und Erfolg an.*)

Zweite Race. Pudel-Jagdhunde: Wuchs pudelartig kurz und kräftig, Haar zottig Ruthe lang, ziemlich gerade.

239 — 241. Der St. Bernhardshund: Sancti Bernhardi.

Franz.: le Doque. du St. Bernard. — Engl.: the Dog. of the St. Bernard.

Groß, Kopf groß und kurz, Schnautze dick, Behang breit; Haar zottig, braun oder weißlichgelb und von beiden Farben gefleckt.

Die so rühmlich bekannte Race der wohlthätigen Bernhardshunde wirkt eine Reihe von Jahren für Erhaltung von Menschenleben, bis sie in diesem Berufe unterging und durch Neufoundländer ersetzt wurde, oder, wie andere berichten in wenigen Individuen sich noch erhalten hat. Man erzählt, daß ein neapolitanischer Graf Mazzini sie von einer nordischen Reise mitgebracht und dem Kloster geschenkt haben soll. In der Folge vermischten sie sich auch mit Walliser Schäferhunden. In dem öden, hohen Felsenthale, von mit ewigem Schnee bedeckten Felsen umschlossen, steht die höchste menschliche Wohnung in der alten Welt, das Kloster des heiligen Bernhards. Hier wohnen zehn bis zwölf fromme Mönche, deren einziges Geschäft darin besteht, die Reisenden unentgeldlich zu bewirthen und ihnen alle Hülfe, deren sie bedürfen, angedeihen zu lassen. In den acht oder neun Monaten des Jahres, wo Schnee, Nebel, Ungewitter und Schneelawinen den sehr gangbaren Bergpfad aus dem Wallis nach Italien sehr gefährlich machen, streifen die Geistlichen und ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzusuchen, oder versunkene zu retten. Schon viele Jahre lang bedienen sie sich zur Rettung der Verunglückten auch jener sorgfältig abgerichteten

*) a famous Newfoundland dog. H. B. Chalon animal painter to the Duk and Duchess of York del. C. Turner sculps. in aquatinta. Publ. Jan. 1805 by Edw. Orme his Maj. Printseller. Bond Street London. Ein bekanntes, ausgezeichnetes Aquatinta-Blatt.

großen Hunde. Diese gehn entweder allein aus, oder in Gesellschaft der Mönche. Sobald der Hund einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er in pfeilschnellem Laufe zu seinem Herrn zurück, und giebt durch Bellen und Wedeln und unruhige Sprünge seine gemachte Entdeckung kund. Dann wendet er um, immer zurücksehend, ob man ihm auch nachfolge und führt seinen Herrn nach der Stelle hin, wo der Verunglückte liegt. Oft hängt man diesen Hunden ein Fläschchen mit Branntwein, oder andern stärkenden Getränken und ein Körbchen mit Brod um den Hals, um es einem ermüdeten Wandrer zur Erquickung darzubieten. Ein solcher Hund — nach Schinzs Versicherung der letzte Sprößling der ächten Race — war Barry, s. unsre Abbildung Nr. 239. Zwölf Jahre lang war er unermüdet, thätig und treu im Dienste der Menschheit, und er allein hat in seinem Leben mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet. Der Eifer, den er hierbei bewies, war ausserordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen. Sobald der Himmel sich bedeckte, Nebel sich einstellten, oder die gefährlichen Schneegestöber sich von weitem zeigten, so hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück. Nun strich er rastlos und bellend umher und ermüdete nicht, immer und immer wieder nach den gefährlichen Stellen zurück zu kehren und zu sehen, ob er nicht einen Sinkenden halten, oder einen Vergrabnen hervorscharren könnte, und konnte er nicht helfen, so setzte er in ungeheuren Sprüngen nach dem Kloster hin und holte Hülfe herbei. Als er einst zwischen dem schauerlichen Valsore-Glätscher in der Pointe de Dronaz herumschweifte, fand er in einem Eisgewölbe ein schlummerndes, halberstarrtes Kind. Der grüne Asbest und der Glimmerschiefer, die zwischen den Schneeschichten an den Felswänden durchschimmerten, mochten den kleinen Wanderer angelockt haben, er kam vom Wege ab und Kälte und Schlaf überwältigte ihn. So fand Barry das Kind, beleckte es mit der wärmenden Zunge, weckte es und wußte es dann durch Liebkosungen zu bewegen, sich auf seinen Rücken zu setzen, an seinen Hals anzuklammern, in welcher Stellung es dem treuen Thiere gelang, seine süße Last triumphirend in das Kloster zu fernerer Verpflegung und gänzlicher Rettung zu bringen. Als der Hund alt und kraftlos wurde, sendete ihn der würdige Prior des Klosters nach Bern in freundliche Pflege. Nach seinem Tode wurde das treue Thier im dortigen vaterländischen Museum der Naturgeschichte, mit dem Fläschchen des stärkenden Trankes am Halse, das von ihm oft Sterbenden zur Rettung geboten ward, ausgestopft aufgestellt. Im Dezember 1816 wurden die übrigen dieser treuen Thiere in ihrem Berufe unter dem Schnee einer Lawine begraben, wodurch die ganze Zucht ausstarb. — Hier sehen wir die Kraft und Ausdauer, die Feinheit der Witterung und die Klugheit des Jagdhundes mit der Treue des Pudels vereint, vielleicht die höchste und in ihrem Erfolg wohlthätigste Combination für den Menschen!

Dritte Race. **Blutjagdhunde:** Wuchs wie Fleischerhund, Brust sehr stark, Behang schmal, dessen Basis aufrecht, Augen sehr schief.

214—216. Der Mops, Mopsel, Steindogge: fricator. L. Gm.

Franz.: le doguin. — Engl.: the Pug-Dog.

Klein, kaum einen Fuß hoch, bräunlichgelb, Maul schwarz, Nase aufgestülpt.

Gleichsam der Bullenbeißer, dessen Sippschaft er eröffnet, im Kleinen. Er soll durch Vermischung des Bullenbeißers mit dem kleinen dänischen Hunde entstanden seyn.

Sein Kopf ist rundlich und oben platt, die Schnauze kurz, zwischen den Augen eingedrückt und schwarz. Die Nase ist aufgeworfen und breit, die Lippen kurz, der Leib kurz gebaut, der Schwanz aufwärts geringelt, die Ohren halb hängend. Das Haar ist sehr kurz, dicht anliegend und grob, erbsfarbig, oft über Hals und Rücken nach der Ruthe hin schwärzlich. Ohne Rücksicht auf das Größenverhältniß ist sein Kopf noch schwächer, als bei dem Bullenbeißer und seine Lefzen dünner und kürzer. — Die Race hat bei der Haltung in Stuben, wozu sie allein fähig ist, viel Unangenehmes; das ausdruckslose Gesicht steht allerdings mit einem Mangel an geistigen Fähigkeiten in Verbindung; dazu kommt noch, daß diese Hunde sehr leicht von der Räude, Gicht, Blindheit und Hundswuth befallen werden, daß sie ferner, besonders wenn sie einige Jahr alt sind, äußerst viel bellen und knurren, gegen Fremde immer falsch und bösartig sind, weshalb sie heut zu Tage immer seltner werden, obwohl sie ein sehr hohes Alter erreichen.

Der Artoishund, artesische Hund: artesius.

Franz.: Chien d'Artois, Issois, Quatre-vingt. — Engl.: the Artois Dog.

Bastard von Mops und Roquet, mit einer kurzen und so platten Schnauze, daß leicht ein übler Geruch aus der Nase oder Schnauze entsteht, daher man sie nicht fortgezogen hat. Sie kamen aus der französischen Provinz Artois, existirten dann in Ryssel und Flandern, weshalb man sie Ryssel'sche Hunde nannte, den Namen Achtziger erhielten sie vielleicht von der Jahreszahl, unter welcher sie bekannt geworden. Sie mögen so selten gewesen seyn, daß sie auch Buffon nicht hat zu sehen bekommen können, sonst würde er sie abgebildet haben.

581. Der Alikante Hund, alicantische Hund: alicantensis.

Molossus Andalusiae Fitz. Franz.: Chien d'Alicante ou de Cayenne. — Engl.: the Alicante Spaniel.

Mops mit Seidenhaar, Blendling von Mops mit Bologneser, oder spanischem Wachtelhunde. Stammen aus Alikante in Spanien und sind wahrscheinlich auch in Cayenne vorgekommen, deshalb auch mit andern Hunden aus Cayenne verwechselt, und Cayennehunde genannt worden.

217. Der Roquet, Bastardmops: hybridus.

Franz.: le Roquet. — Engl.: the Bastard-Pug.

Größe des Mopses, Kopf klein, Nase dick, Schnauze aufgeworfen, Augen groß und vorstehend, Beine lang und dünn, Haare glatt und anliegend. Weiß, mit oder ohne schwarze Flecken.

Bastard des Mopses mit dem kleinen dänischen Hunde. Die gefleckten nennt man noch übrigens Harlekine, andere nennen den kleinen dänischen so, wenn er gefleckt ist.

165. Der kleine dänische Hund: variegatus Gmel.

Franz.: le petit Danois. — Engl.: the little Danish Dog, the Harlequin Dog.

Ist durch die enge spitzige Schnauze und die dünnere Ruthe von vorigem verschieden, dabei gewöhnlich einfarbig braun oder grau oder schwärzlich mit weißer Kehle,

was alles dazu beiträgt ihn als den dänischen Hund Nr. 166 im Kleinen darzustellen, mit dem man ihn allerdings auch verwandt nennen kann. Er kömmt auch gefleckt vor und heißt dann ebenfalls Harlekin. Er hat große Augen, magere Beine und die Ruthe ist sehr hoch angesetzt. Er ist ein kleiner, kläffiger Stubenhund ohne Fähigkeiten. Buffon sagt sonderbar: „der Bullenbeißer, als er von England nach Dänemark gebracht worden, verwandelte sich in den kleinen Dänischen, und aus diesem entstand in heißeren Ländern der türkische Hund.“ —

218. Der Bullenbeißer: Molossus Linn.

Franz.: le Dogue. — ital.: alano. — Engl.: the Bull-Dog. — mittelalt.: C. ursaritius, qui ursos capit Leg. Allem. Cap. LXXXIII. — Russ.: Datskaja Sobaka. — Bärenhund, Bärenbeißer, Wachthund.

Großer kräftiger Hund vom Wuchs des Mopses, Größe des Wolfs. Er hat ein plumpes, stupides Ansehen, starke Muskeln besonders an den Schenkeln, kurzes, dickes Maul, tief herabhängende, immer geifernde Lippen, Nase stumpf, breit und aufgeworfen, mit tiefer Furche über die Scheidewand, Augen klein und schief, Stirn flach, Ohren schmal und halbhängend, Wangen schwappig. Der Hals ist sehr dick und kräftig, der Schwanz fast gerade auslaufend nur gegen das Ende aufwärts gebogen. Die Farbe ist fahl, erbsfarbig, das Haar kurz, steif und glatt anliegend, Schnautze und Ohrspitzen schwarz. Die Bullenbeißer sind ausserordentlich starke, dabei phlegmatische, gereizt aber wilde, übrigens trotzig bösartige Hunde. Ihrem Herrn sind sie treu ergeben, für Fremde jederzeit gefährlich. Man brauchte sie ehemals zu Thierhetzen, ließ sie gegen Bären, Wölfe und Schweine gehen, oder auch mit Auerochsen kämpfen, wie ehedem in den Thierhetzen in Wien geschehn. Heut zu Tage hält man sie auf Höfen als Wächter, oder wählt sie zu Begleitern auf Reisen, auch vertreten sie oft die Stelle der Fleischerhunde, wozu sie als nahe Verwandte der Bluthunde sehr gut passen. Sie sind tüchtige Thierwächter und bringen die wildesten Ochsen zum Gehorsam, indem sie so lange um sie herumspringen, bis sie sich in ihr Maul einbeißen können, so daß sie daran hängen bleiben, worauf der Ochse sich gewöhnlich beruhigt. Die Race soll in England entstanden seyn. Die Molossischen Hunde der Alten aus Molossia in Epirus*), sind bei dieser Nachricht nicht berücksichtigt, und doch finden wir die wahrscheinliche Stammrace der Bullenbeißer (vergl. Nr. 222 — 224) in Thibet, so daß auch die gegenwärtige den Griechen und Römern recht wohl bekannt gewesen seyn könnte, um so mehr, als sie die von ihr entsprungenen Doggen schon kannten. Uebrigens vergl. was bei dem Albaneser am Schlusse der ersten Race gesagt worden ist. Der feste, trotzige Character des Bullenbeißers erklärt sich leicht aus seiner Kopfform, da bei ihm die Dimension zwischen den Mittelpunkten der Schädelwandbeine größer ist, als bei anderen Racen, sie sind also die Dickköpfe unter den Hunden.

219. Die Doppelnase, Hasenscharte: Molossus Nasica s. palmatus.

Franz.: le double-nez.

Abänderung des Bullenbeißers, bei welcher die Nasenfurche mehr oder weniger tief in die Scheidewand hineindringt und auf diese Weise das Ansehen zweier getrennter

---

*) Aristot. hist. animal. IX. 1. Horat. Sat. 6. 114.

Nasen hervorbringt, zugleich die Zehen mit großen Schwimmhäuten an allen Füßen versehen sind. Findet sich einzeln hier und da, und gilt von ihm übrigens dasselbe, wie von vorigem.

220. 221. Der Rundkopf, rundköpfiger Bullenbeißer: Molossus orbicularis.

Franz.: le dogue a tète rotonde.

Eine sehr eigenthümliche etwas kleinere Abänderung, welche vielleicht die reinste Zucht des englischen Bullenbeißers ist. Die sehr breite hochgewölbte Stirn zeichnet dieselbe aus und bildet einen fast ganz runden Schädel. Sie ist selten und ich habe nur ein einziges Exemplar vor mir.

222—224. Der Thibetanische Bullenbeißer: Molossus thibetanus.

Franz.: le dogue du Thibet. — Engl.: the Thibetan Dog.

Größer als die größte englische Dogge, Hautfalte über den Augenbraunen, auch Wangen und Oberlippe tief herabhängend, Kleid langhaarig, Fahnenschwanz, Farbe schwarz.

Schon Strabo, welcher bald nach Christi Geburt schrieb, erwähnt die ausgezeichneten indischen Hunde, welche man vorzüglich in Panschah (Panjah, Lahor) in Vorderindien hielt, auch Aelian (hist. anim. 19.) spricht von indischen Hunden und Marco Polo erwähnt Thibetanische Hunde von der Größe der Esel, man bediene sich ihrer, um wilde Ochsen zu fangen. Nachdem die Erzählung von den großen Hunden, welche Alexander von Albaniens König erhalten hatte (vergl. Albaneser oben S.) bekannt geworden, verwechselten einige diese mit den aus Strabo bekannten indischen Riesenhunden und Solinus suchte sich gar den Namen Albani daraus zu erklären, daß sie mit weißen Haaren geboren würden*), während doch seine Vorgänger deutlich erzählt hatten, daß Albaniens König sie geschenkt hätte.

Erst dies laufende Jahrzehnt war im Stande, von England aus eine Kenntniß dieser gewaltigen Race über den Continent zu verbreiten, indem im J. 1830 durch die ausgezeichnetsten Thiermaler Englands Thom. Landseer und William Harvey Abbildungen und Beschreibungen publicirt wurden. Der berühmte Wallich, Prof. der Botanik in Calkutta, theilte über die merkwürdigen Thiere folgenden Bericht mit, den ich zum erstenmale in deutscher Sprache gebe. Er sagt:

Diese edlen Thiere sind die Wachthunde des hohen Plateaus auf dem Himalaiagebirge, im Districte von Thibet. Ihre Herren, die Bhoteas, denen sie gänzlich ergeben sind, bilden einen eignen kupferrothen Menschenstamm, welcher die dort oben sie umwehende Luft athmet, zwar mehr klein, aber sonst von trefflicher Gesundheit. Ihre Bekleidung stimmt mit dem kalten Clima, in welchem sie leben, zusammen und besteht aus Pelz und Wolle. Die Männer bebauen den Boden und hüten Schaafe; von Zeit zu Zeit kommen sie nach der Stadt und bringen Borax, Tinkal und Moschus zum Verkauf. Bisweilen gehen sie bis Calkutta. Die Frauen bleiben indessen zu Hause mit den Hunden, die letztern bewachen die Besitzung und haben eine unversöhnliche Abneigung gegen Europäer, ja insgemein fliehen sie wüthend bei Erblickung eines weißen Gesichts. Ein wärmeres Clima erschlafft alle ihre Kraft, und schon im Thale von Nepaul arten sie aus und werden schwächlicher.

*) Albani autem ideo dicti, quia albo crine nascuntur. Solinus. 15.

Die Exemplare vor uns sind von dem edelen Stamme aus der Nachbarschaft von Diggarschee, der Hauptstadt von Thibet, und sind wahrscheinlich die einzigen, welche von Europäern gezähmt wurden. Der brittische Consul am Hofe des Rajah von Nepaul und Katmandoo Edward Gardner hat nie anderwärts von einem solchen Falle gehört, und betrachtet diese Hunde deshalb als eine außerordentliche Seltenheit. Dr. Wallich brachte sie aus ihrem Vaterlande nach London für die ostindische Compagnie, diese machte damit dem Könige ein Präsent, und dieser geruhete dieselben in den Garten der zoologischen Societät bringen zu lassen. Leider — setzt die zoologische Societät hinzu — müssen wir melden, daß sie bald nach ihrer Ankunft daselbst starben. Dieselbe giebt noch ferner folgende Nachrichten.

Kapitän Turner war der erste in neuerer Zeit, welcher dieser Hunde erwähnte, und zwar in seinem Bericht über die Sendung an den Hof des Teshoo Lama in Thibet, welcher im J. 1800 erschien*). Er sagt: „das Wohnhaus des Raja von Bootan stand rechts, und links sahe man eine Reihe hölzerner Käfige, in denen sich eine Anzahl großer, furchtbar wilder, starker und entsetzlich lärmender Hunde befand. Sie waren von Thibet, und mochten sie entweder von Natur wild, oder über ihre Einsperrung noch mehr erzürnt seyn, so waren sie doch so unbändig, daß man Niemand hätte rathen mögen, in Abwesenheit der Wärter, sich ihrer Wohnung zu nähern." Einige Blätter weiter stellt der Verfasser das freundlichere Bild auf, wo er sie schildert als Wächter der Heerden. Anderwärts erzählt er folgende Anekdote. Ich war — sagt er — bei meinem Eintritt in ein thibetanisches Dorf mißvergnügt gestimmt, und zum bloßen Zeitvertreib ging ich längs den Häusern dahin, und als ich alles still und ruhig fand, begab ich mich in eine steinerne Vermachung, welche zur Aufnahme der Viehheerden dienen. In dem Augenblicke, als ich eintrat, erschrack ich nicht wenig, als ein ungeheurer Hund auf mich losfuhr, der so kräftig als groß war, um einen Löwen bekämpfen zu können. Er empfing mich mit einem lauttönenden Bellen, und ich war erst eine zeitlang betroffen, bis ich mich wieder erholte und noch ganz still stand, denn da ich einmal einen besessen hatte, so wußte ich, daß sie nur dann bös sind, wenn man ihnen Furcht zeigt; wäre ich entflohen, so setzte mir auf jeden Fall der Hund nach, und riß mich in Stücken, bevor irgend jemand zu meiner Rettung herbeikommen konnte. — Auch andere Schriftsteller stimmen darin überein, daß sie diese Doggen so ungeheuer groß, so wild und so feindselig gegen die Fremden schildern, so daß diese Eigenschaften zu ihrer Charakteristik gehören dürften. Kapitän Rapes, in seiner Erzählung der Expedition zur Entdeckung der Quellen des Ganges, spricht auch davon, daß die Einwohner von Bootan unter ihren Handelsartikeln auch große Hunde zu Markte gebracht hätten. Von einem sagt er, er sey ein schönes Thier, so groß als ein großer Neufoundländer gewesen, mit sehr langem Haar bekleidet und vom Ansehn eines Bullenbeißers. Sein Schwanz war von bedeutender Länge, wie ein Fuchsschwanz, und nach dem Rücken hin aufwärts gekrümmt. Er war übrigens so wild, daß er keine Fremden in seine Nähe ließ, und derselbe Eigensinn war auch bei den übrigen dieser Art bemerkbar. Auch Mr. Moorcroft sagt in seiner Reise nach dem Manasarovara See: die Uniyas haben Hunde mit sich, welche sehr wild und vorzüglich geneigt sind, die Fremden anzufallen. Es ist nun wohl kein Zweifel, daß in diesen Erwähnungen die

*) Account of an Embassy to the Court of the Teshoo Lama in Thibet. published in 1800.

ächten thibetanischen Bullenbeißer gemeint sind, allein es ist im Gegentheil wahrscheinlich, daß Mr. Traser in seiner Reise über einen Theil der Himalaiagebirge, dieselben mit andern Racen verwechselt hat. Er erwähnt oft die Hunde von Bischur, deren Kraft und Behendigkeit er auf eine wundervolle Weise erzählt, allein mit einem Scheine von Unglaublichkeit, sowohl in Beziehung auf ihre Größe, als auf ihre Kräfte. Dies läßt uns muthmaßen, daß er nie die ächte Race gesehen hat, welches Mißtrauen besonders dann bestärkt wird, wenn er von ihren Kennzeichen spricht, und unter andern sagt, diese Hunde wären nicht dicker als ein Hühnerhund, so läßt sich dies wohl weder mit der Größe noch mit dem dicken Pelze der ächten Race zusammenräumen.

Unsre Exemplare im zoologischen Garten waren größer, als irgend ein englischer Bullenbeißer von uns jemals gesehen worden. Ihre Farbe war tiefschwarz, an den Seiten leicht gewölkt, ihre Pfoten und ein Fleck über jedem Auge satt rostfarbig oder hellbraun. Sie hatten eine breite, abgestutzte Schnauze wie ein Bullenbeißer und Lippen, welche noch mehr als bei diesem herabhingen. Man bemerkte in der That eine eigenthümliche Schlaffheit des Felles an ihnen, welche Desmarest als Kennzeichen des thibetanischen Bullenbeißers anzeigt, ohne ihn jedoch zu beschreiben. Er mag wohl dasselbe Thier meinen, aber wir wissen nicht, wie ihm jene Notiz zugekommen ist.

Vierte Race. Eigentliche Jagdhunde, venatorius: eigenthümlicher Wuchs, ausgebildetstes Spurvermögen, längster und breitester Behang.

Anm. Nur die Bastarde aus der Bullenbeißer-Sippschaft machen eine Ausnahme durch schmalen Behang.

589 — 591. Der ächte Otterhund: platyurus.

Ruthe plattgedrückt, Schwimmfüße.

Von allen Racen durch das erste obiger Kennzeichen höchst ausgezeichnet. Diese Hunde, deren Kenntniß ich der Güte des durch seine Mittheilungen über Amerika rühmlichst bekannten Herrn Bromme verdanke, sind drittehalb Fuß lang, der merkwürdige, platte Otterschwanz hält einen halben Fuß, die Beine sind gerade, aber so kurz als die der Fischotter, deren Kleid der Hund trägt, sowohl in Beziehung auf Länge und Lage, als auch auf die braune Farbe der Haare. Von der Nasenwurzel aus wölbt sich die Stirn hoch, die Augen sind klein und schiefliegend, der Behang von außerordentlicher Länge, so daß er das Knie erreicht, der Leib ist noch länger gestreckt als bei dem Dachshunde, und die Zehen mit einer sehr vollkommnen Schwimmhaut versehen. Diese Otterhunde finden sich auf den kleinen Antillen häufiger als anderswo in Amerika, man ist dort unsicher über Abkunft und nennt sie bald chinesisch, bald guineisch. Ihre Neigung zum Wasser ist größer als bei irgend einer andern Race, daher sie bei dessen Anblick instinctmäßig hineingehen und geschickt und anhaltend tauchen, deshalb zur Wasserjagd unvergleichlich sind. Auf dem Lande ist das Thier unbehülflich, hat denselben wackelnden Gang, wie die Fischotter, folgt aber treulich seinem Herrn, an den es die größte Anhänglichkeit hat.

Die genealogischen Verhältnisse dieser Race zu ergründen, dürfte eine der interessantesten Aufgabe für den Physiologen seyn. In den bisherigen Naturgeschichten der Hunde vermisse ich eine Erwähnung dieser, so wie vieler andrer Hunderacen, denn die Riedingerschen Otterhunde scheinen nur eine ähnliche, nicht dieselbe Race zu seyn.

176. Der eigentliche Dachshund: vertagus L. Gm. vertagus valgus. — Can. Bersarius, Bevetarius, Bibracco (*canis qui fibres venatur* Leg. Bojor. tit. XIX. §. 4. qui sub terra venatur.).

Franz.: le Basset à jambes torses. — ital.: Cane bassoto. — Engl.: The Turn spit with the fore legs crooked. — Heißt noch: Dechsel, Dächsel, Dachsfinder, Dachskriecher, Dachsschliefer, Dachswürger, Bibarhund (im X. Säculo, jagte unter der Erde).

Kopf groß mit platter Stirn und langer Schnautze, Leib sehr lang, Beine sehr kurz und verdreht, Ruthe dick; Haar kurz und glatt, glänzendschwarz, ein Fleck über jedem Auge, Wangen, Brust, Bauch, die Beine innerseits und unten rostfarbig.

Der Dachshund ist derjenige, welcher am häufigsten in der Urfarbe erscheint; das was in der Regel rostfarbig ist, erscheint auch bisweilen weißlich. Sie sind entweder klein, kaum einen halben Fuß hoch, oder etwa um die Hälfte höher, dabei aber unverhältnißmäßig lang. Die Verdrehung der Beine, wodurch diese krumm und nach außen gerichtet erscheinen, hat ganz das Ansehen einer Knochenkrankheit, einer erblichen Rhachitis. Die Zehen sind mit kräftigen Klauen versehen, auch an den Hinterpfoten sind diese stark und noch eine Afterklaue vorhanden. Der ganze Bau des Thieres macht es geeignet zum Graben und daher zur Jagd in ziemlich engen unterirdischen Räumen, vorzüglich in den Höhlen der Dachse. Man erzieht sie erst, wenn sie ein Jahr alt sind zur Dachsjagd, indessen bereitet man sie bisweilen durch Entfernung der krallenartigen Afterklauen an den Hinterbeinen dazu vor, indem man diese den jungen Thieren abschneidet, damit sie nicht selbst darin hängen bleiben. Sie sind sorgfältig abzurichten. Lenz beschreibt die Behandlung und Abrichtung. Man hält sie im Sommer in einem freien Zwinger, im Winter in einem warmen Stalle. Des Hundes angeborne Neigung zum Jagen beurkundet sich, sobald er ins Freie kömmt, und man muß ihn sorgfältig abhalten, auf der Erde zu jagen, wenn man ihn zur unterirdischen Jagd bilden will; er kann sich in dieser Hinsicht sehr leicht verwöhnen. Man führt ihn also an einer Leine, oder trägt ihn in der Jagdtasche im Monat Mai zu einem Fuchsbau, wo man ihn die erste Probe machen läßt. Sobald man sich überzeugt hat, daß die Jungen darin sind, läßt man einen guten alten Hund hinein und sendet den jungen nach, mit dem Zurufe: fass das Füchschen! Will der junge nicht folgen, so muß man ihn wieder aufnehmen und einen Einschlag in den Bau machen, der zu den jungen Füchsen führt, man läßt ihn dann darin hinab, um die jungen Füchschen zu würgen. Nachdem dies einigemal wiederholt worden, braucht man ihn allein. So oft er wieder aus dem Baue herauskommt und den Herrn sucht, nimmt ihn dieser ein wenig auf, denn dadurch vermehrt sich seine Begierde hinein zu kriechen immermehr. Erst nach und nach übt man ihn, so daß man wagen darf, ihn an einen alten Fuchs, oder an einen Dachs zu lassen. In dem Baue muß ein guter Dachshund den Fuchs oder den Dachs in dem Kessel hineintreiben und dann in geringer Entfernung von ihm so lange liegen bleiben und bellen, bis vor ihm eingeschlagen ist. Wenn er den Fuchs nicht in den Kessel treiben kann, so muß er ihn herausbeißen. Es ist fast unglaublich, wie muthig und tapfer diese kleine überhaupt bißige und zänkische Race von Hunden ist. Sie beißen sich mit den größten Hunden herum, und greifen diese selbst an, bei dem Kampfe mit Füchsen und Dachsen erleiden sie freilich oft auch heftige Wunden, werden aber dadurch nur immer boshafter und eifriger in ihrem Geschäft, so daß sie sich oft gänzlich verbeißen. Nächstdem braucht man die Dachshunde auch

zur Jagd auf Kaninchen, Biber und Fischottern, ja sogar auf Hirsche und Schweine, wozu sie gar nicht unpassend sind, da die Hirsche nicht so schnell vor dem langsamen und nicht weit in die Ferne sehenden Dächsel, als vor dem schnellfüßigen, scharfäugigen Jagdhunde fliehen, und da die Schweine dem niedrigstehenden Feinde nicht so mit ihren Hauern beikommen können, als den größeren Packhunden. Sie haben aber das unangenehme bei dem Jagen über der Erde, daß sie, wie gesagt, etwas blödsichtig sind und zweitens nicht auf den Ruf hören (nicht Apell haben) und oft stundenlang nicht wieder zurückkehren, da sie, wenn sie sich ermüdet fühlen, sich am ersten besten Orte niederlegen und ausruhen. In der Jugend sind die Dachshunde ziemlich angenehme, muntere Thiere, im Alter immer mürrisch, beißig und begegnen selbst ihren Herrn knurrend und zähnfletschend. Gegen große Hunde erlaubt er sich alles, da diese in der Regel sich um die kleinen wenig bekümmern, will indessen ein großer Hund sich vertheidigen, so legt sich der Dachs auf den Rücken und beißt den großen von unten an die empfindlichsten Theile, so daß er vor Schmerzen vom Kampfe abstehen muß. Sie sind besonders im Alter der Raude, Mundfäule, dem Blindwerden, dem Gliederreißen und der Wuth leicht ausgesetzt.

177. 178. Dachshund mit dem Schweinschwanze: vertagus syosorus.

Franz.: Basset à quenc de cochon.

Wie voriger, Ruthe länger, dünne und spiralig gebogen.

Eine eigne, sich gleichartig fortpflanzende Abänderung, von welcher alles gilt, was oben gesagt worden, obwohl sie nicht so geschätzt wird, als die reine Ur-Race.

179. Der braune Dachshund: vertagus brunneus.

Franz.: Basset brun.

Hellbraun bis kastanienbraun, scheint ursprünglich nur individuelle Abänderung, bei gleichartiger Paarung pflanzt sich dieselbe indessen auch gleichartig fort. Sonst gilt von ihr das obige.

180. Der gestreifte Dachshund: vertagus striatus.

Franz.: Basset strié.

Mittelgroß, oder fahl, mit schwarzen Querstreifen.

Bisweilen von der Größe des Fleischerhundes, Bastard vom Fleischerhunde, oder der gestreiften Dogge Nr. 225. und dem Dachshunde. Als Fleischerhund brauchbar.

181. Der bunte Dachshund: vertagus varius.

Franz.: Basset varie.

Weiß und schwarz gefleckt.

Bastard vom Hühnerhund, Haar glänzend glatt, deshalb auch Porcellanschecke genannt.

182. Der langhaarige Dachshund: vertagus longipilis.

Franz.: Basset vélu.

Durchaus weichhaarig, hellbraun.

Ursprünglich wohl Bastard aus Pudel und Dachs. Nicht sehr geschätzt und deshalb selten.

183. Der zottige Dachshund: vertagus villosus.

Franz.: Basset touffu.

Ueberall zottig, Bastard vom großen Seidenhunde. Er gehört eigentlich mehr in die Race der Seidenhunde neben den Hund von Burgos, welcher Bastard mit dem kleinen Seidenhunde ist. Vergl. oben S. 152.

184. 185. Der geradbeinige Dachshund: vertagus rectipes.

Franz.: Basset à jambes droitas. — Engl.: Turnspit with the fore legs straights.

Kopf kürzer, Beine gerade, sonst wie Dachshund.

Verbindungsglied zwischen Dachshund und Stöberhund Nr. 209. 210. Das Naturell dieser Hunde nähert sich mehr dem der Hühnerhunde, sie haben indessen die Wuth und Schärfe der Dachshunde, paaren sich auch nach beiden Verwandtschaftslinien hin, so daß auch langschnautzige Dachshunde mit geraden Beinen vorkommen. Zur unterirdischen Jagd paßt der geradbeinige Dächsel weniger.

186. Der Trüffelhund: tuberisequus, vertagus barbatus:

Engl.: the terrier

welcher Bastard von Dächsel und Schäferhund seyn soll, ist oben in der Verwandtschaft der Schäferhunde, zu denen er sich vorzugsweise hinneigt, beschrieben worden, vgl. S. 145 und wird auch bei den Engländern zur Jagd auf Dachse, Marder, Ottern u. dgl. gebraucht.

187. 188. Der glatte Pinscher: fricatore-vertagus, vertagus gracilis.

Franz.: le Basset grêle. — Engl.: the Pincher.

Schlanker und in allen Theilen proportionirter gebaut, mit schmalem, an der Basis aufrechten Behang, Urfarbe, oder ganz schwarz.

Ursprünglich Bastard von Mops und Dachshund, oder vielleicht wahrscheinlicher vom kleinen Windhund und Dächsel. Die Afterzehe an den Vorderpfoten ist sehr ausgebildet, mit starkem gebogenem Nagel, an den Hinterbeinen fehlt sie gänzlich. Diese nette Hunderace ist erst in neuerer Zeit aufgekommen, scheint aus England entsprossen, und hat in Deutschland gleichsam die Stelle der Mopse eingenommen. Der Pinscher ist ungeachtet seiner Schlankheit kräftig gebaut, von beständig heiterem Temperament, daher immer beweglich und unruhig, ohne Falschheit. Er liebt die Wärme und hält sich vielleicht deshalb gern in Pferdeställen auf. Bei seiner großen Lebhaftigkeit darf er zur Laufzeit nicht eingesperrt werden, weil er in diesem Falle der Hundswuth leicht ausgesetzt ist. Seine Neigung zum Jagen ist ihm so angeboren wie dem Dachshunde, in Häusern gehalten sucht er ihr wenigstens dadurch zu genügen, daß er sich Abends auf den Hof begiebt und den Ratten nachstellt, oder in die Gärten geht, um den Maulwürfen aufzulauern.

189. 190. Der dünnschnautzige Jagdhund: venaticus conirostris s. normannus.

Der Normann. Franz.: le chien de Normandie.

Schlank aber kräftig gebaut, Schnautze etwas lang kegelförmig, Behang kürzer als bei dem eigentlichen Jagdhunde. Ruthe (ursprünglich) lang.

Eigne Nebenrace der Jagdhunde, vielleicht erst aus Mischung mit Windhunden entsprossen. Stammt aus der Normandie. Sie erscheinen wieder unter mehreren Abänderungen, und lassen sich zu den verschiedenen Verrichtungen des Jagdhundes dressiren. Hierher gehören noch die folgenden.

191. **Der schottische Jagdhund, Schweißhund: conirostris scoticus, s. anguisequus.**

Engl.: the Scotish Hound, Blood-hound.

Die Bestimmung und Beschreibung dieses Hundes, wie sie F. W. Freiherr von der Borh*) gegeben, ist folgende:

Die Höhe beträgt einen Fuß und mehrere Zolle, die Länge aber drei Fuß, der Kopf ist stark, die Nase breit, mit weiten Höhlen versehen, die Hirnschale erhaben, die Ohrenlappen lang, breit und an den Backen anliegend, die Augen vorragend, dunkel von Farbe, der Mund weit geschlitzt, mit starken Zähnen versehen. Die Vorderbeine stark, etwas eingebogen, kürzer als die hintern; die Schenkel mager, die Farbe des kurzen, glatten Haares ist hellbraun, der Bauch weiß und weniger behaart als der übrige Körper, die Ruthe jener des Jagdhundes ähnlich. Die Stimme, der Hals-Laut, ist der Herold der dem Thiere inwohnenden Kraft, die sich auch in den Bewegungen des Körpers äußert.

Mannichfaltig zeigen sich aber die Abweichungen von diesem Urbilde, in der Größe, Bildung und Bekleidung. Schweißhunde von dunkelbrauner, schwarzer, gefleckter und gestreifter Farbe sind keine Seltenheit, so wenig wie sehr hochbeinige, kurz behangene und zottige Exemplare. Auch unter diesen leisten manche vortreffliche Dienste, wer aber auf die Bestimmung des Thiers zurückblicken will, kann sich leicht überzeugen, daß das oben beschriebene Vorbild den Vorzug verdient, welches man daher rein erhalten und nicht mit Leit- und Hühnerhunden verpaaren mag. — Die Verrichtungen, welche der Waidmann von seinem Schweißhunde verlangt, haben ein durchaus bestimmtes Ziel: das verwundete, angeschossene, angeschweißte, angefärbte Wild sowohl am Riemen aufzusuchen, als auch im Freien zu verfolgen und zu hetzen. Edel-Dann-Schwarz- und Rehwildpret sind die gewöhnlichen Gattungen, auf die es abgesehen ist und denen der Jäger mittelst des Anstandes, der Schleich- oder Pürsche-Jagd am häufigsten nachstrebt, daher führt er auch den Namen Pürschhund. Die Benutzung des Hundes geschieht nicht unmittelbar nach dem Anschuß, sondern man läßt dem Thiere Zeit von der ersten Aufregung, nach welcher es flüchtig geworden, sich zu erholen, worauf es sich niederlegt (niederthut) auch wohl stirbt (verendet), so daß man den Schweißhund etwa nach einer halben Stunde von der Stelle aus, wo das Thier Blut verloren (geschweißt) hat, nach demselben aussendet, oder wenn der Schuß Abends geschehen, thut man dies wohl erst am andern Morgen. Findet man das Wild lebendig, so stellt er es mit unaufhörlichem Gebell, ist es verendet, so giebt er dies durch Anschlagen oder Geheul zu erkennen. — Zur dünnschnautzigen Race gehört auch:

192. **Der englische Fuchshund: conirostris vulpicapus.**

Engl.: the Fox-hound.

Die schlankste Form des Jagdhundes, auch kleiner als vorige.

---

*) Im Sylvan für 1817—18. — Daselbst das ausführlichste über Erziehung und Benutzung des Hundes.

Etwas über einen Fuß hoch, Kopf mager mit mäßigem Behang, Hals lang und dünn, Brust breit, Ruthe lang. Sie sind meistens weiß und dunkelbraun und gelblich gefleckt, durchaus kurzhaarig, die folgenden sind als theilweise langhaarige Abänderung derselben Race zu betrachten. — Bekanntlich gehört die Fuchsjagd, eine dem Parforcejagen ähnliche Renn- und Hetzjagd unter die Lieblingsbelustigungen der Engländer, deshalb trifft man auch bei jedem Grundbesitzer in England eine Anzahl solcher Hunde, welche in zahlreichen Meuten zur Jagd auf Füchse oder Hasen gehetzt werden.

193. 194. Der Fahnen-Fuchshund: conirostris vulpicapus lasiurus.

Wie voriger, mit Fahnenschwanz, auch wohl zottig an Brust, Bauch und Hinterbacken wie Nr. 194.

Deutet auf Abstammung vom Seidenhunde, ist indessen nicht der wahre Wasserjagdhund. Sein Gebrauch ist ganz der des vorigen.

195. Der große Hühnerhund: crassirostris avicularius maior.

Franz.: le grand chien d'arrêt. — Engl.: the great pointer.

Gehört zur Race des großen deutschen Jagdhundes, worüber man 211. 212 vergleichen mag, als Hühnerhund, wie häufig zu geschehen pflegt, dressirt, worüber bei 204—208 das Nöthige gesagt ist.

596. Der zottige Hühnerhund, Wasserhühnerhund: aquatilis.

Wuchs des Hühnerhundes, Bekleidung langzottig.

Bastard des Hühnerhundes mit großem Pudel; es erzeugt sich auch eine ähnliche Race mit dem Neufoundländer oder mit dem großen Seidenhunde. Die Anwendung ist die des Hühnerhundes, besonders bei der Wasserjagd.

196. 197. Die Bracke: Bracca.

Franz.: le Braque, clabaud. — Ital.: Bracco, Braccho. — Engl.: the Harrier, the Dalmatian Hound.

Mittelschlag zwischen langschnautzigem Jagdhund und Hühnerhund, von ersterem die kegelförmige Schnautze, doch kürzer, von letzterem der breit gewölbte Kopf, so wie der ganze Wuchs, Behang kurz!

Die Bracke ist sehr wahrscheinlich der erste und zwar aus dem Süden, aus Italien entsprungene Jagdhund gewesen, denn sie ist der heraldische Hund und findet sich theils mit halbem Leibe, theils ganz auf den alten Wappen, wo sie entweder aus den Helmen hervorragt, oder auf den Schildern angebracht ist. Der Hund findet sich gelblich mit Schwarz gedeckt oder isabellgelb mit einem weißen Halsringe und weißer Brust, auch ganz weiß oder schwarz. Die Ruthe ist sehr lang, gewöhnlich kurzhaarig, kommt aber auch als Fahne vor. Die Bracke ist von roherem Naturell als die übrigen Jagdhunde, deshalb wenig im Gebrauch, in älteren Zeiten sogar schon in manchen Jagdordnungen ihrer Raubsucht wegen verboten, und wer ein kleines Jagdrevier hat, wäre — wie Walther sagt — ein Thor, wenn er sich Bracken hielte, die ihnen alles Wild auseinander und über die Gränze sprengten. Sie jagen auf jeder frischen Fährte, sind aber schwer nur auf eine Wildart einzujagen. Die Bracken sollen aus Dalmatien entsprungen seyn, man nennt die weißen, schwarz kleingefleckten (S. Nr. 594.) deshalb ra-

gusanische und wahrscheinlich fälschlich auch bengalische Brakken oder Jagdhunde. Dagegen ist 196 die Corsikanische Brakke, weiß mit noch kleineren, regelmäßigen, schwarzen und gelben Fleckchen geziert; ich weiß nicht ob sie immer so wie in unsrer Abbildung einen so schlanken Kopf hat, sie würde dann in dieser Bildung nicht unbedeutend abweichen.

594. 595. **Die bengalische oder ragusanische Brakke: Bracca bengalensis s. ragusanus.** —

Franz.: le braque du Bengale ou dalmatique. — Bengalischer oder englischer Hühnerhund, Tigerhund.

Dieselbe Form wie vorige, weiß, fein schwarz gesprenkelt, kenntlich und von einem ähnlich gezeichneten Jagdhunde unterscheidbar: durch den kurzen Behang. Es ist ungewiß, ob die Herleitung aus Bengalen oder aus Ragusa die richtigere ist, oder ob sie, was mir am wahrscheinlichsten ist, aus Ostindien entsprossen, dann über Ragusa sich in Europa verbreitet haben. Er ist weniger gelehrig.

198. **Der englische Jagdhund: acceptorius anglicus.**

Engl.: the English hound., the stag-hound. — Franz.: le chien de chasse anglais,

hat einen kleinern Kopf, etwas kürzern Behang, längere Schnautze, dünnere Beine, seine Farbe ist ursprünglich aschgrau und klein schwarz gefleckt.

199 — 202. **Der französische Jagdhund: acceptorius gallicus.**

Franz.: le chien de chasse francois. — Engl.: the french hound,

sind ebenfalls französische Parforcehunde doch wahrscheinlich schon mit deutschen vermischt, wie 199. 201 und 202, so wie mit englischen, wie 200.

211. 212. **Der deutsche Jagdhund: germanicus, chien de chasse allemand,** ist kräftig gebaut, doch leicht und höchst ausdauernd im Laufe. Er hat sich wahrscheinlich in Deutschland erzeugt und ist der Stammvater ausländischer Jagdhunde, da bei ihm die Urfarbe, d. h. schwarz mit Dachszeichnung noch am häufigsten vorkömmt. Damit stimmt auch das überein, was die Schriftsteller, welche die Umwandlung der Hunde nach den Ländern, in welche sie übergehen, beschreiben, so sagt noch jetzt der Erklärer zu Thomas Landseers trefflichen Skotches, daß der Schäferhund nach England gebracht in den Bullenbeißer, in Frankreich in den Fleischerhund und in Deutschland in den Jagdhund sich verwandele*).

Der polnische Jagdhund ist schwerer als der deutsche, von wolfsgrauer, schwarzer oder rothbraungelber Farbe, wie der vorige, ihm überhaupt sehr ähnlich, aber weichhaarig, von mittler Größe und Ausdauer.

Auch bei Abrichtung des Jagdhundes ist das Erste, sobald der oder diejenigen, welche man vom Wurf ausgewählt hat von der Mutter abgewöhnt sind, daß man sie auf einen bestimmten Namen hören lehrt, so daß man sie bei diesem Namen oft ruft, auch

*) This sheppherds dog — in England he certainly rises into the mastiff; in France, into the matin; in Germany into the hound (Jagdhund). — Aehnliches behaupten Buffon und Griffith.

zur Fütterung ladet und wo es üblich ist auch an den Ton des Jagdhorns gewöhnt. Noch bevor der Hund ein Jahr alt ist, koppelt man ihn mit einem andern, welcher in Größe, Temperament und Stimme recht zu ihm paßt, aber bereits die nöthige Führung hat, leicht zusammen (macht sie koppelbündig). Man führt diese Koppel wenigstens dreimal wöchentlich spatziren, aber nur an einsame Orte, wo man keinem Wilde begegnet. Dabei muß auf Unterdrückung von Unarten, welche sich leicht entwickeln, gesehen werden, man läßt sie nicht allein herumlaufen (schwärmen), nicht vorlaut und nicht beißig werden und gewöhnt sie zur gehorsamen Folge auf den Ruf (Zuspruch). Nach einiger Zeit führt man sie auch zu Pferde.

Die erste Lection im Jagen ist das Anhetzen, es muß bei feuchtem Boden und in einem an Wild armen Reviere geschehen. Der Neuling erhält die erste Anleitung von einem gut eingehetzten Jagdhunde, der bedächtig sucht und gut findet, am besten wenn dies sein Koppelgefährde seyn kann. Der Jäger hilft dabei noch, im Fall er, wie dies gewöhnlich geschieht, sollte allein suchen und jagen wollen. Man darf, um dies zu verhindern, den Zögling nie lange aus den Augen verlieren. Er muß sich an die Leine und den Zuruf gewöhnen, mit gesenktem Kopfe das Wild auffsuchen, sobald er es gefunden hat, laut werden und es nun mit fortwährendem Gebell (Geläute) verfolgen. Die Anwendung des Jagdhundes will mit aller Vorsicht geschehen, denn jede Wildgattung flieht die Gegend, wo sie einmal von einer Meute aufgesprengt und hitzig verfolgt worden; in wildarmen Gegenden jagt man also nicht mit Jagdhunden, wohl aber in weit ausgedehnten, wildreichen Waldungen, in unzugängliche, Felsgegenden, in Steppen und brüchigen Wildnissen. — Zur Parforcejagd, welche in der Naturgeschichte des Hirsches beschrieben werden soll, bediente man sich dieser großen Jagdhunde in Meuten von 20 bis 60 Stück, dergleichen waren besonders von französischer Race, unter Nr. 597—99 abgebildet in Sachsen noch bis in das Jahr 1827 in Gebrauch.

Im zwölften Jahrhundert, welches als die Blüthezeit einer geregelten Jagd angesehen werden kann, unterschied man den Seuces oder eigentlichen Jagdhund, besonders in den verschiedenen Functionen, als 1) **Leithihunt**, wahrscheinlich Anführer der Meute, welcher einen ihm folgenden Jäger führte*), 2) **Triphunt** oder **doctus**, der zweite Läufer und 3) **Spurihunt**, welcher an der Leine die Fährte hielt. Sein Unterschied vom Leithunde scheint nicht ganz klar zu seyn, im Fall nicht der obige als Schweißhund zu betrachten ist, in welchem Falle er aber doch in der Stellung nicht der erste seyn würde.

597—599. Die französischen Parforcehunde: gallicus.

Franz.: le chien de chasse francois. — Engl.: the french hound, vorzugsweise auch Treibhunde, Laufhunde genannt,

sind meist weißlich oder isabellgelb mit dunklen, rothgelben und braunen großen Flecken, nicht zu lang gestreckt, haben einen leichten aber kräftigen Kopf, verschmälerte Schnautze, große hervortretende, reine funkelnde, muntere Augen, große breite und lang herabhängende weiche Ohren, sein Körper ist rund gebaut, gerade und wohlgebildet, die Rippen sind kräftig und von außen sichtbar, die Schenkel dünn, die Lenden hoch breit und kräftig, ohne sehr fleischig zu seyn, der Bauch verschmächtigt sich, die Dickbeine liegen frei und rund, gehen in magere Dünnungen über, die Ruthe steht hoch ist leicht beweglich und

*) Qui hominem sequentem ducit, quem Laitihunt dicimus. Leg. Allem. c. LXXXIII.

am Ende nicht haarig. Die Pfoten sind kurz und mager gebaut, die Nägel stark und grob. Insbesondere zur Parforcejagd geeignet, sie haben vortreffliche Nase und sind unermüdet eifrig in der Nachfolge.

592. 393 **Die Steinbrakke: Bracca minor Walth.**

Franz.: le petit Braque.

Größe eines großen Dachshundes, Wuchs der vorigen, mit langem Behang, Farbe gelbbraun oder kastanienbraun.

Diese kleine Brakke unterscheidet sich von der vorigen nur durch die geringere Größe, variirt auch wie jene in der Farbe, so daß sie auch mit weißer Abzeichnung oder gefleckt vorkömmt, im Naturell stimmt sie mit ihr überein, denn sie geht im Jagen, so lange sie Fährte hat, laut, wie die Parforcehunde und bringt den Schützen das Wild zum Schuß, schneidet es aber auch eben so raubgierig an, als die größere thut. Wegen der Steinbrakke anderer Schriftsteller vgl. Stöberhund Nr. 209. 210.

204 — 208. **Der eigentliche Hühnerhund: avicularius genuinus.**

Franz.: le Chien d'arrêt, couchant. — Ital.: bracco da fermo. — Engl.: the pointer. — Russ.: Lehavaja.

Mittelgroß, mit starkem Oberkopf, breiter Stirne, lebhaften, reinen, nußbraunen Augen, breiter Nase, großen weit geöffneten Nasenlöchern, breitem langen Behang, breiter Brust, starkem aber nicht plumpen Knochenbau, kurzer Ruthe.

Wenn wir bereits oben gesagt haben, daß beide Racen der Jagdhunde als Hühnerhunde dressirt werden können, so scheint doch eine dritte ganz vorzüglich dazu geboren. Ihr Haar ist kurz und glatt, doch giebt es auch zottig langhaarige aus Vermischung mit Seidenhund entstanden, welche zugleich Schwimmhäute haben und Wasserhunde genannt werden. Die Farbe ist gewöhnlich weiß, dann mit braunem Behang und braunen Flecken, auch ganz braun, grau oder gelblich, selten schwarz. Die höchste Ausbildung des Geruchssinnes ist ihm eigen, sie macht es ihm möglich, die Spur des Wildes aufzusuchen und zu verfolgen, auch wohl Trüffeln unter der Erde zu entdecken. Nächst feinerm Geruch (guter Nase) sieht man auf den schönen Behang und auf das Benehmen des Hundes. Er muß nämlich sehr ruhig suchen, dabei wohl den Kopf senken, aber nicht mit der Nase die Erde beschnuppern, sondern das Wild in einiger Ferne aufspüren, er muß nicht in gerader Linie laufen, sondern hin nnd her revieren und wenn er dann etwas riecht (in die Nase bekommt), sich behutsam nähern (anziehen) und zehn bis sechszehn Schritte weit von dem sich duckenden Wilde, nämlich Rebhühnern, Schnepfen, Fasanen oder Hasen vorstehen, nie aber das flüchtige Wild ohne Befehl verfolgen. Das Vorstehen ist das diesem Hunde eigenthümliche Manöver, weshalb er auch Vorsteherhund oder vorstehender Hund genannt wird. Die Individuen haben verschiedene Weisen, wie sie dasselbe ausführen. Mancher steht steif und starrt das Wild an, andre heben dabei einen Vorder= oder einen Hinterfuß in die Höhe, noch andre legen sich nach vorn tiefer, immer halten sie aber den Kopf nach der Richtung hin, aus welcher die Witterung kömmt. Der Jäger, welcher seinen Hund kennt, kann aus der Art des Vorstehens abnehmen, ob der Hund Rebhühnern oder Hasen vorsteht. Nachdem er das Wild gestellt und der Jäger dadurch in den Stand gesetzt worden, es zu schießen, so tritt die Pflicht des Hundes ein, dasselbe augenblicklich zu bringen (ap=

portiren). Ein guter Hund verfolgt auf Befehl auch den blos angeschoßnen Hasen, bis er ihn erreicht und würgt ihn, um ihn seinem Herrn zu bringen. Eine fernere Tugend eines guten Hühnerhundes besteht darin, daß er gehorsam auf den Ruf oder Pfiff, an den man ihn gewöhnt hat, zum Herrn plötzlich zurückeilt (gehorsamen Apell hat). Die Hühnerhunde sind meist gutmüthig, nur die englischen haben etwas Tücke.

Diese Hunde sind für den Jäger, wegen ihrer ausgedehnteren Brauchbarkeit und für die alltägliche Praxis anwendbaren Eigenschaften die wichtigsten, ihre Dressur aber auch die schwierigste. Sie zerfällt in die Stuben und Wilddressur, letztere in die eigentliche Feld, dann in die Holz = und Wasserarbeit. Die Kunst besteht darin, sich dem Hunde verständlich zu machen, Lob und Tadel passend anzubringen und ihn durch die einzelnen Lectionen nicht zu ermüden. Diese finden täglich zweimal statt, einmal Vormittags vor der Fütterung, dann des Nachmittags; sie dauern nicht länger als zehn Minuten bis eine Viertelstunde. Der Herr muß mit dem Hunde ganz allein seyn, ihn auch ganz allein füttern und stets gut und vernünftig behandeln. Die Dressur selbst beschreibt Lenz sehr deutlich und ausführlich.

Im ersten Lebensjahre hält man den Hund in einem freien, wohlverwahrten Tummelplatze. An seinen Namen, an Ruf und Pfiff muß er zeitig gewöhnt werden. Ist er dreiviertel Jahr alt, so wird er leinenführig gemacht: man führt ihn an einer an das leichte Halsband befestigten Leine, und lehrt ihn ruhig linker Hand vorauszugehen, läßt ihn auch späterhin öfter in das freie Feld, um seine Neigung zum Jagen zu prüfen. Bei dem Alter von einem oder anderthalb Jahre beginnt die eigentliche Dressur im umschloßnen Raume, womit man im Februar oder im Juli oder August beginnt. Während der ganzen Zeit, in welcher der Hund dressirt wird, legt man ihn an einen stillen Ort an die Kette, er darf blos seinen Herrn sehen und nie kurz vor der Lection Nahrung erhalten. Eine Dressirleine von 10 Fuß Länge hat am Vorderende ein Oehr, hinter welchem in Entfernung von zwei zu zwei Zoll dicke Knoten geknüpft werden, so daß diese nicht durch das Oehr laufen können, worinn man das andere Ende durchgezogen hat, so bildet sich ein dem Hunde passendes Halsband. Noch braucht man eine kurze Peitsche und einen Dressirbock. Dieser ist ein Strohbündel, 16 Zoll lang und 1¼ Zoll dick, fest mit Bindfaden umwunden, so daß nur 3 Zoll auf jedem Ende frei bleiben. Diese Enden werden umgebogen, so kommt der Bock auf diese zu stehen. Die erste Lection von 10 Minuten lehrt ihm das Herbeikommen auf den Pfiff oder Zuruf, woran er sich gewöhnen soll. Man ruft „hierher!" und wenn er kömmt, wird er gelobt, gestreichelt, auch wohl mit Brot belohnt, kommt er nicht, so wird er mit der Leine gezogen. Hat er das „hierher" gelernt, so folgt das „herum" indem man ihn bald auf die eine bald auf die andere Seite während des Herumführens kommen läßt. Nach Beendigung der Lection kommt er wieder an seine Kette und erhält seine Fütterung.

Die zweite Lection beginnt mit Wiederholung der ersten, fällt diese günstig aus, so kann der Uebergang zum Fassen und Apportiren geschehen. Der Apportirbock liegt an der Erde, man zieht den Hund mit der Leine dahin, drückt den ganzen Leib desselben platt auf den Boden, fasst ihn am Genick und erhält ihn so in liegender Stellung. Mit der andern Hand schiebt man ihm jetzt den Bock vor das Maul mit dem Worte: „fass!" greift ihm zugleich von beiden Seiten in die Maulwinkel, öffnet ihm das Maul und schiebt ihn den Bock bis hinter die Eckzähne (Fänge), ruft wiederum „fass!" und schließt ihm das Maul mit der Hand. Nach kurzer Zeit comman-

dirt man „aus!“ und nimmt ihm den Bock, wenn er ihn nicht sogleich von selbst losläßt, in derselben Weise wieder ab. Dies Alles wird öfter wiederholt. In der dritten Lection folgt nach Wiederholung des Obigen das eigentliche Apportiren. Man läßt ihn mit dem Apportirbocke im Maule, welches man zuhält, einige Schritte vorwärts gehn, nachdem man ihn aufgehoben hat, auf den Zuruf „apporte!“ muß er kommen lernen, dann folgt wieder das „aus!“ und er muß die Beute ablegen. Er lernt nach und nach das Maul allein zuhalten und den Bock so lange tragen, bis er zum Ausgeben commandirt wird. Ist er so weit, so werden die umgebognen Strohbeine des Bocks abgeschnitten und er wird gewöhnt ihn länger zu tragen. Man giebt dann, wenn dies gelungen, anstatt dessen auch andere Dinge, z. B. Stücken Holz, und wirft sie weit von sich, damit er sie holt. Ist er darauf gehörig ausgeübt, so folgt anstatt jener Dinge ein Hasenbalg, mit Steinen nach und nach angefüllt, wirkliche Hasen, Rebhühner zuletzt Raubthiere und Raubvögel, Krähen, Elstern u. dgl. Nachdem er sich an dies Alles gewöhnt, folgt der Unterricht über das Verlorensuchen. Man läßt während des Gehens einen Gegenstand, den er zu apportiren sich gewöhnt hat, fallen, bleibt nach etlichen Schritten stehen und ruft: „such verloren!“, man leitet ihn dabei nach den Gegenstand und zeigt ihm denselben und ruft „apporte!“ — Hat er auch dies gelernt, so folgt das tout beau - Machen. Der Apportirbock wird einige Schritte vor ihm auf den Boden gelegt, der Hund dann mit der einen Hand auf den Rücken, mit der andern auf den Kopf niedergedrückt, dabei ruft man „tout beau!“ läßt ihn eine Zeitlang ruhig liegen, ruft dann „avance!“ indem man ihn etwas vorwärts zieht, man wiederholt jenes, und dieses und läßt ihm später, wenn er gelernt hat, am Bock fressen und Apportiren. Dies letzte Manöver der Stubendressur ist eine wichtige Vorschule für das folgende. Hat er indessen obiges alles gut behalten und eingeübt, so versucht man dasselbe ohne Leine, nimmt indessen dieselbe wieder, wenn er etwas verweigert. Nachher wird dasselbe Verfahren erst mit, dann ohne Leine im umschlossenen Garten angewendet, alle einzelne Tempo's werden länger ausgedehnt.

Zur Feldarbeit führt man den Hund an der Leine und mit der Peitsche in der Hand ins Freie, wo es wenig Wild giebt. Man löst das Halsband von der Leine und läßt ihn mit diesem los. Entfernt er sich zu weit, so commandirt man „herum!“ und wenn er zu hitzig ist: „sachte! sachte!“ Folgt er noch nicht, so ruft man „hierher!“ und nimmt ihn wieder, je nachdem er bald oder später kann, länger oder kürzer zur Leine. Man läßt ihn nachher wieder los, mit dem Zurufe „such! such!“ Suchen nach Lerchen und dergl. kleinen Vögeln wird ihm mit dem Zuruf „Pfui!“ untersagt und niemals dergleichen vor ihm geschossen. Hat er sich im Suchen folgsam bewiesen, so bringt man ihn dahin, wo Rebhühner liegen, aber wenig Hasen, läßt ihn gegen den Wind gerichtet (unter dem Winde) suchen und ruft ihm, sobald er etwas spürt (in der Nase hat), zu „sachte!“ Sobald er stutzt (anzieht), wird gerufen „tout beau!“ er beachtet dies anfangs nicht, sondern sprengt die Hühner auf, darauf wird er an die Leine genommen und gezwungen, vor dem Lager der Hühner so lange tout beau zu machen, bis der Jäger das Lager einigemale umkreist hat. Hierauf wird er dahin gebracht, wo die Hühner nach ihrer Verscheuchung eingefallen sind, hält ihn an der Leine, läßt ihn dem Winde entgegen suchen, ruft ihm wieder zu „sachte“ und läßt ihn tout beau machen, sobald er Miene macht, stutzen oder hinspringen zu wollen. Wenn er fast niederliegt oder aufsteht, kreist man um das Lager der Hühner, bis man sie sieht,

geht dann zurück und führt den Hund unter dem Zurufe „hierher!" ab, läßt ihn wieder avanciren und tout beau machen, kreist wieder und stößt endlich die Hühner auf, während man den Hund vom Nachfahren abhält. Man folgt der Stelle, wo sie wieder eingefallen sind, und wiederholt dies alles so lange, bis der Hund seine Pflichten gelernt hat. Man bemüht sich dann ein Huhn im Sitzen oder im Fluge zu schießen und nimmt sich dabei sehr in Acht, einen Fehlschuß zu thun. Das gefallne Huhn läßt man vorschriftsmäßig, d. h. ohne es zu schütteln oder zu zerbeißen, apportiren. Ist er dabei zu hitzig, so darf er an die folgenden geschossnen Hühner nicht eher, bis sie gänzlich todt sind. Nach dem Schusse muß er sich ruhig zurückbegeben und neben dem Jäger niedersetzen, nicht schwärmen. Die beste Zeit zur Einübung auf die Hühner ist im März und April, wo dieselben paarweise liegen und der September, wo die Jungen noch nicht wild sind. Die Einübung auf Schnepfen und Hasen geschieht ganz auf ähnliche Weise, im September.

Für die Holzarbeit wird der Hund in Gebüsch gebracht, wo ihn indessen der Jäger immer sehen kann, und vorzüglich auf das „herum!" eingeübt, indem man oft schwenkt.

Die Wasserarbeit beginnt mit dem Apportiren eines beliebigen Gegenstandes, den er gut fassen kann und welchen man immer weiter in das Wasser hineinwirft. Nur muß man den Hund selbst nicht mit Gewalt in das Wasser werfen. In der Mitte des Juli lehrt man ihn auf junge Enten gehen, am besten wo man selbst mit hineinwaden kann und kein schneidendes Schilf ist, auch wohl unter Anleitung eines guten schon eingeübten Hundes.

Hat man die allgemeine Dressur im Februar begonnen, so muß dieselbe im November vollendet seyn und der Hund bei einem guten Schützen gut bleiben. Das Glück im Dressiren ist oft mehr eine Prüfung der Eigenschaften des Meisters als deren des Hundes. Ein gewisser Grad von Festigkeit und Würde des Characters, eine reine Humanität und ein klarer Verstand sind Erfordernisse, ohne welche der Mensch sein Uebergewicht über das Thier nicht in Ausübung zu bringen vermag. Eine leicht verständliche Mittheilung, eine verständige Ruhe, geprüfte Geduld und präcise Gleichförmigkeit in der Anstellung und im Commando für jedes einzelne Tempo, eine milde Anerkennung eines jeden guten Erfolgs durch freundliche Worte und Abkürzung erfolgreicher Belehrungen, eine ernste und augenblickliche Verweisung von Fehlern, nur im äußersten Falle Schläge mit der Peitsche und nur gegen Bosheit, vorzüglich gegen Bisse nach der Hand des Lehrers, für eine kurze Zeit noch überdies das Anschließen mit Niederdrücken, indem man die Leine durch einen am Boden befestigten Ring zieht, eine liebevolle und Vertrauen erweckende Behandlung außer den Lectionen und eine gänzliche Abschließung von Berührung mit andern Menschen sind geeignet gute Hunde zu bilden und solche gut zu erhalten. Dagegen werden auch die besten Hunde durch Rohheit und Ungeduld von Jägern, welche selbst schlechte Erziehung und Vorbildung genossen haben, oder zu wenig Würde besitzen, um sich Auctorität durch Güte zu erhalten, gänzlich verdorben (sie verschlagen), während der humane Lehrer höchst selten in den Fall kommen wird, einen Hund für unfähig erklären zu müssen. Wie sehr schon die Alten die Humanität bei Abrichtung der Hunde empfehlen, finden wir mit trefflichen Worten geschildert im Cynegeticon von Nemesianus, welcher zu Ende des dritten Jahrhunderts zu Carthago lebte. Eine höchst gelungene Uebersetzung eines

Stückes dieses schönen Gedichtes gab der Reg. Rath Bunsen in Wildungens, Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde 1807. S. 106—119. Dort ist vorzüglich von Windhunden die Rede, unsre Jagdhunderacen wurden erst später bekannt.

209. 210. Der Stöberhund, Stöber, Spionhund: irritans, vertago ≍ avicularius.

Franz.: Chien de guête, requerant. — Engl.: the beagle. — Der kleine Jagdhund, Die Steinbracke nach v. d. Borch. vgl. Sylvan 1815.

Wuchs des Hühnerhundes, Größe, Farbe und Abzeichnung des Dachshundes.

Ein Mittelschlag aus kleinem Jagd- oder Hühnerhund und Dachshund erzeugt, dies ist der Stöberhund bei Walther, Behlen u. a., welche vorzüglich in den Niederlanden vorkömmt. Andere, besonders in England nehmen zum Aufstöbern den großen Seidenhund, der immer noch klein genug ist, um im dichten Gestrüpp und in Hecken zu arbeiten, wobei der glatthaarige indessen mehr zu empfehlen ist. Auch die Alten hatten ihre Stöberhunde: Κύνες ἰχνευτικοί oder investigatores. Die Stimme (Hals, Laut, Geläute) ist verhältnißmäßig stark und von besonderem Ausdruck, das Thier selbst gelehriger, anhänglicher und reinlicher als der große Jagdhund. Er wird zu Schonung des Wildstandes als Jagdhund empfohlen, wenn die erforderliche Aufmerksamkeit auf seine Erziehung und Führung verwendet wird. Er erhält zuerst die Koppelführung, man lasse sich aber auch die Mühe nicht verdrießen, ihn zum Gehorsam des Hühnerhundes zu gewöhnen, damit er dessen Apell erlernt. Der größte Vortheil für den Schützen besteht darin, daß das Wild solche Reviere nicht flieht, wo es nur durch kleine und langsam jagende Hunde aufgesprengt wurde, auch hat man den Vortheil, daß ihm alles Wild gut und trollend anläuft. Diese Race wird als Dachshund gebraucht, doch taugt sie dazu weniger, auch sind sie nicht als Haushunde zu empfehlen, denn sie sind Näscher.

211. 212. Der große Jagdhund: acceptorius, acceptoricius Leg. Fries.

Latein. im zehnten Säculo: Canis sequax, segusius, segutius seuces saecis, sucis seusis, sussis, seusius. — Alt.: Triphund, Hapihuhund (im zehnten Säculo) — Franz.: Chien de Chasse, de chasse par-force. — Parforcehund. — Engl.: the hound, Setter, pointer, talbot. — Ital.: cane di caccia. — Russ.: Goutschaja. — Maloroff. Chort.

Der Kopf ist rund, stark, mit breiter gewölbter Stirn, der Scheitel mit starkem Kamm, die Schnautze stark, weit geschlitzt und fast so dick als lang, Nase breit, Augen vorliegend, Lippen und Ohren breit und sehr lang herabhängend; Leib mäßig stark, mit kräftiger Brust und mäßiger Verschmächtigung nach hinten, Schenkel und Läufe muskulös ohne dick zu seyn, an den Afterzehen ausgebildete, gebogene Klauen, Ruthe allmählig verschmächtigt, mäßig gebogen.

Diese größte Race der eigentlichen Jagdhunde wird etwa 3 Fuß und 4 bis 5 Zoll lang, 1 Fuß 7 — 8 Zoll hoch, dabei kurz- und glatthaarig, variirt aber durch ursprüngliche Vermischung oder klimatischen Einfluß auch rauchhaarig und zottig; die Farbe erscheint allerdings am häufigsten weiß, nicht selten mit braunen oder schwarzem Behang oder braunem Kopf und Rücken, oder grau oder auch hellbraun oder kastanienbraun, dann gewöhnlich mit weißer Blässe. Die ursprüngliche Race scheint einfarbig hellbraun gewesen zu seyn, auch kommt die Urfarbe des Hundes, schwarz mit rostbrauner Dachszeichnung, vor. Hellbraun mit dunkelerem Rücken und Behang hat sich der

Stamm der Abtei St. Hubert und eine Stiftung des Kaisers Joseph II. an der Donau erhalten, welcher Stamm aus Nachkommen der Hunde des heilgen Hubertus bestehen soll. Man unterscheidet die Jagdhunde nach verschiedenen Ansichten, ursprünglich liegt dabei das Vaterland zu Grunde, von welchem die Verbreitung der Familie derselben ausging, dann verräth sich aber auch die Abstammung einigermaßen durch die Farbe, welche die eine Race beizubehalten pflegt.

213. Der Leithund, Spürhund: indagator,

Griech.: μετάγοντες Gratii Falisc. 209. — Im zehnten Säculo: Laitihunt, Leithihund? Spurihunt. — Seuces qui in ligamine vestigium tenet. — Franz.: Chien muet, le limier. — Ital.: cane cercatore. — Engl.: the limer, Lime-hound. — Fährtenhund.

Aus voriger Race, von mittelmäßiger Stärke, doch mehr groß als klein. Kopf dick, Schnautze lang, Nase dick und breit, Behang und Oberlefzen weit herabhängend, Rücken gestreckt, Brust breit, stark, Läufe dick, nur mäßig hoch, der untere Theil oft gelb, Ruthe lang, nur wenig aufwärts gekrümmt, von der Wurzel aus stark und gegen das Ende hin zugespitzt, Haare meist kurz und dicht, Urfarbe, sonst schwarz oder gelblich, braun, rothbraun, wolfsgrau.

Mehr bezeichnet durch seine Dressur. Er ist die Zierde der Jägerei, und verlangt deshalb sorgfältige Erziehung und Pflege. Man giebt ihm ein trocknes, reinliches Lager, niemals zu warmes Futter, wodurch sein Geruchsorgan — dessen Erhaltung und höchste Ausbildung das vorzüglichste Augenmerk des Erziehers seyn muß — geschwächt werden würde, und behandelt ihn unausgesetzt mit Liebe und Schonung um sein Vertrauen zu erhalten. Jung erhält er nur im Zwinger in Gesellschaft friedlicher Hunde die nöthige Leibesbewegung, zur Behängzeit (vom August bis zum harten Frost) wird er angelegt erhalten, um sich ein gesetztes, ruhiges Betragen anzueignen, welches für seinen Beruf unerläßlich ist. Der Leithund wird gebraucht, um am Hängeseile die frischen Fährten des Hochwildes, vorzüglich des Edel = und Schwarzwildes aufzusuchen und solche dem Waidmann zur Beurtheilung zu bezeichnen. Er heißt in dieser Beziehung auch Fährtenhund und ist bei Ausübung der hohen Jagd besonders nützlich und unentbehrlich, wo es darauf ankommt, den jedesmaligen Stand des Roth = oder Schwarzwildes genau zu erforschen. Seine Arbeit zeichnet sich dadurch aus, daß er die Nase tief an den Boden hält, d. h. eine tiefe Suche hat und dabei stumm ist (Chien muet) um das Wild nicht zu verscheuchen. Der hirschgerechte Jäger zeigt sich durch die eigne genaueste Kenntniß aller Fährten des Hochwildes, so wie durch das Talent, diesen Hund vollkommen zu dressiren und gut zu gebrauchen, denn die Eigenschaften des Jägers, welche zum Dressiren des Hühnerhundes als nöthig genannt worden sind, werden bei dieser Aufgabe in noch höherm Grade verlangt.

Das Abrichten (die Arbeit) geschieht auf Rothwild, wenn sich dasselbe gefärbt hat, d. h. vom Ende des Mai bis Ende Juli, wo die Fristzeit eintritt und der Leithund nun bei dem Hirschjagen nothwendig wird. Auf Schwarzwild arbeitet er vom August an bis zum harten Frost, also in der Behängzeit, bis zum Anfang des Saujagens.

226. Die altenglische Dogge: Albionensis, Britannicus.

Engl.: the old-english dog.

Groß und kräftig, Kopf länglich, Schnautze etwas gestreckt, von den Seiten zusammengedrückt, Ohren außerordentlich groß, zusammengerollt.

Scheint die höchste und edelste Ausbildung des Jagdhundes zu seyn, vielleicht die Dogge, welche Ossian besingt, oder der britannische Hund, dessen die Alten gedenken. Sehr schön drückt dies v. d. Borch in seiner Uebersetzung des Nemesianus aus, wenn er sagt: „doch nicht Sparta allein, und nicht die berühmte Molossis, auch Brittannien schickt, das ferne, treffliche Hunde."*) Die Race ist heut zu Tage in England selbst ziemlich selten.

225. Die englische Dogge: mastivus Ray, anglicus Linn.

Franz.: le Dogne de forte race. — Engl.: the Mastiff.

Sehr groß, Kopf groß und dick, Schnautze kurz und zusammengedrückt, Lippen dick und hängend, Ohren fast dreieckig, meist eine fünfte Zehe an den Hinterfüßen.

Die Entstehung der Race schreiben einige der Vermischung des Bullenbeißers und irländischen Wolfhundes zu, andere leiten sie vom Bullenbeißer und großen Dänischen, andere vom ersteren und Bauer- oder Fleischerhunde ab. Wer viele dieser Hunde gesehen hat, wird sich auch erinnern, daß dieselben, genau betrachtet, in so vielen Einzelheiten von einander abweichen, daß man sie als auf verschiednem Wege entstanden betrachten muß. Vom Bullenbeißer unterscheidet sich die Dogge durch mehr zusammengedrückte Schnautze, nicht aufgestülpte, sondern bis an den Lippenrand vortretende Nase, breiteres Behänge, bedeutendere Größe bei gestreckterem Wuchs. Die ächte Race soll einfarbig seyn, dies mag bei Abstammung vom inländischen und dänischen Hunde öfter vorfallen, bei Herleitung vom Fleischerhund erscheint wohl der Zustand am gewöhnlichsten, das auf einer hellbraunen Grundfarbe schwarze Querstreifen vorkommen und das Maul schwarz ist.

Die Doggen sind in Hinsicht auf ihr Naturell ebenso verschieden als in Beziehung auf ihre Abkunft. Die letztgenannte Form ist wohl die am wenigsten edle, sie steht auf der niedrigen Bildung der Bluthunde, hat einen verhältnißmäßig zur Leibesgröße kleinen Schädel, welchem das ziemlich kleine Gehirn entspricht. Sie ist nur als Fleischerhund oder Hofhund, oder als Zugthier anwendbar und keiner besondern Erziehung fähig. Die edleren Doggen Britanniens scheinen diejenigen zu seyn, welche aus der Paarung vom Bullenbeißer und dänischen oder irländischen Hunde entstanden sind. Dies sind die sogenannten Kammerhunde, welche die Schlafzimmer der Großen des Nachts zu bewachen würdig erscheinen, eine Race von imponirenden Aeußern, besserer Haltung und gewaltiger Kraft, gewöhnlich schmutzig weiß mit dunkleren Flecken oder Streifen. Sie sind treue und kräftige Wächter, welche den Feind leicht in Stücken zerreißen, da sie im Wiederstande ausdauern. Es ist bekannt, daß die Römer, als sie Herren von England waren, vorzüglich die Race der Doggen fortpflanzten und in Rom gehörte es zum

---

*) Sed non Spartanos tantum tantumve Molossos pascendum catulos: divisa Britannia mittit veloces, nostrique orbis venatibus aptos. Nemes. Cyneg. 124. 125.

Anstande der Vornehmen, einige dieser grimmigen Wächter im Hause zu halten, auch wurden viele verbraucht, um im Amphitheater zur Belustigung des Volkes mit wilden Thieren zu kämpfen. Als schwere Hetzhunde auf Bären, Wölfe und wilde Schweine braucht man sie noch jetzt, wo diese Thiere noch hausen. Die Doggen haben die Eigenheiten anderer großen Hunde, so daß sie bei ihrem großen Phlegma die Ruhe lieben, sich, so lange sie nicht in Affect gebracht sind, nur langsam bewegen und sich von den kleinen Hunden viel gefallen lassen, ohne diese eines Blicks zu würdigen, bis ihnen endlich die Geduld reißt. Griffith erzählt von einer Dogge, welche oft von einem Gassenhunde beunruhigt und durch dessen beständiges Bellen gequält wurde, diese faßte endlich mit dem Maule den Hund bei dem Rücken und trug ihn über den Wasserweg in das Wasser, ohne ihm sonst irgend etwas Leid zu thun. — Wichtig zu bemerken ist noch die Schwierigkeit, welche bei der Fortpflanzug dieser großen Hunde obwaltet; die Männchen werden von der Paarungszeit wenig ergriffen, und die Weibchen vermindern noch durch Fehlgeburten die Zahl ihrer Nachkommenschaft.

227. Der dänisch-englische Blendling: **Danico-mastivus.**

Franz.: Métis du dogue de forte race et du chien danois. — Engl.: the Danish-English Dog.

Dem dänischen Hunde in der Färbung und im Behange gleich, der Dogge in Größe und starkem Bau.

Dies ist der letzte, welcher sich von den ungeheueren Hunden August's II., Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen im Museum zu Dresden erhalten hat. Er mißt von der Schnautzenspitze bis zu den Ohren einen pariser Fuß, von da bis zum Ansatze des Schwanzes fünf pariser Fuß! Major Hamilton Smith spricht seine Verwunderung über diesen Hund bei Griffith aus und erzählt sehr richtig, daß in demselben Museum zugleich ein Zwerg von großer Hühnerhundrace vorhanden ist, welcher im Besitz eines Münzaufwärters hier zwei Jahre alt geworden, dabei aber so klein geblieben ist, daß er nur so viel mißt als jener große Sauhetzer von der Nasenspitze bis zum Augenwinkel, nämlich 5½ Zoll. Die übrigen collossalen Hunde des genannten prachtliebenden Königs waren meist reine Doggen (weiß mit gelblicher Zeichnung) und wurden so wie jener abgebildete Hund bei den Hetzjagden gebraucht Auf den zahlreichen Oelgemälden im Jagdschlosse Moritzburg findet der Liebhaber noch diese Hundehelden verewigt.

228. 229. Die Cubanische Dogge, der Cuba-Hund: **mastivus Cubanus.**

Engl.: the Cuban Mastiff.

Offenbar ein Sprößling vom spanischen Bullenbeißer und der englischen Dogge, daher viel zu jenem sich hinneigend.

Kapitain Marryat brachte diese schönen Doggen von Cuba und übergab sie der zoologischen Societät im **Regent Park.** Sie sind größer als die gewöhnlichen Bullenbeißer und kleiner als die großen Doggen, schön gebaut in allen Verhältnissen, die Beine mäßig hoch, muskulös und kräftig. Die Schnautze ist kurz, breit, wie abgestutzt, gegen die Stirn hin aufwärts gewölbt, der Kopf übrigens breit und flach, die Oberlippen so tief herabhängend, daß sie die Unterlippen bedecken. Die Ohren sind mittelgroß, größtentheils hängend, aber nicht sehr lang und breit, so daß sie die Kopfseiten nicht bedecken. Die Ruthe ist etwas kurz, walzig und gegen das Ende nach

oben vorwärts gekrümmt. Das Haar ist kurz, dick endigend und glatt. Oberwärts ist die Farbe ein schönes Braun, welches nur nach der Unterseite zu blasser wird. Schnautze, Lippen, Ohren inwendig und auswendig, so wie ein rundlicher Fleck über jedem Auge sind düster schwarz. Sie sind, ungeachtet bei dieser ganzen Sippschaft der Doggen der Raum der Hirnschale nicht groß ist, doch außerordentlich treue und muthige Thiere, dabei höchst kraftvoll. Darum eignen sie sich vor anderen zu Hauswächtern und Wachthunden überhaupt, werden auch zu Kämpfen mit Ochsen und ähnlichen Spielen der Rohheit auserkohren. Die Exemplare im Garten der zoologischen Societät sind, besonders das Weibchen, ziemlich gutartig, nur darf man sie nicht reizen. Sie haben sich bereits daselbst fortgepflanzt.

230 — 236. **Der englische Kampfhund: mastivus gladiator.**

Engl.: the box-dog.

Größe eines mäßigen Bullenbeißers, von höchst robustem Baue, vorzüglich muskulös am quer gerunzelten, etwas länger behaarten Halse, an der Brust und den vorderen Beinen.

Eine mittelgroße, äußerst kräftige Zuchtvarietät, welche wahrscheinlich aus dem englischen Bullenbeißer und einer eigenthümlichen reinen Fleischerhundrace entsprungen sein mag. Die vorderen Leibestheile des Thieres sind so muskulös, daß sich dasselbe zu Kämpfen in aufrechter Stellung vorzüglich eignet, und in England dazu gebraucht wird. Von den drei erwachsenen Exemplaren, welche sich hier im Besitz zweier Engländer befanden, schien keines von besonderen Fähigkeiten, außer für jenen Zweck mit einander in aufrechter Stellung ringend zu kämpfen. Da das Pärchen sich hier fortpflanzte, so kamen die Jungen hier an verschiedene Besitzer und fanden eine verschiedene Behandlung, in deren Erfolg sich ergiebt, daß sie sogar der Dressur des Hühnerhundes entsprechen.

Rückblick auf die Racen. Wenn wir auf diese Weise die uns bis jetzt bekannt gewordenen Racen und Nebenracen der Hunde nebst einigen Doppelblendlingen in eine Uebersicht zu bringen versuchten, welche ihrer Abstammung zu Grunde gelegt wurde, so mögen wir dabei die seitlichen Beziehungen der einzelnen Glieder dieser Anordnung nicht aus dem Auge verlieren, auch bei einem Rückblicke auf diesen Versuch bemerken, wie durch dessen Entwicklung ein Verfolg der Veredelung dieser vielgestaltigen Thierart vor Augen zu legen, erstrebt wird. Die Race der Spitzhunde blieb diejenige, welche allein die wilden oder halbwilden Formen in sich einschloß, denn sie ist die niedrigste auf der Stufe der Entwicklung. Das mildere Clima Spaniens und Italiens mochte die rauchhaarigen Wolfsspitze von ihrem wilden Naturell entwöhnt, und ihre grobe Behaarung bei allmäliger Fortpflanzung verfeinert haben, denn die große Race der Pudel oder Seidenhunde hat lauter Vorbilder gehabt, welche aus diesen Ländern entsprangen. Die dritte Race, die der Bluthunde, zeigt im äußern schlanken Wuchs eine Veredelung der Formen, während der Schädel, an dieser Verschmächtigung theilnehmend, eine freiere Ausbildung der Gehirnmasse nach deren höheren Richtung hinunterdrückt, so daß nur die wildern Triebe des Raubthieres in ihnen frei sich entwickeln. Jene zärtliche Anhänglichkeit und jener Gehorsam, welcher die edlern Hunde characterisirt, bleibt ihnen deshalb im Allgemeinen fremd, nur hier und da in individueller Entwicklung als Resultat mühsamer Erziehung einigermaßen sich andeutend. Wenn sich

hier, wie immer in den Reihen, welche wir in der Natur als rein natürliche erkennen, ein Rückschritt nach dem Niedern, hier also nach dem wildern Zustande der ersten Race beurkundet, so schließt sich dennoch die der Bluthunde unzertrennlich an die höchste Entwicklungsreihe, in welcher die Race des mit Wahrscheinlichkeit aus dem despotischen Orient entsprossenen Jagdhundes unmittelbar nach ihr sich zu entfalten beginnt. Die gänzliche Ergebenheit in den Willen des Menschen, auch durch ein äußeres Zeichen, nämlich durch das nun vollkommen hängende Ohr sich aussprechend, dann der unbedingte Gehorsam, welcher jeden Wink des Herrn augenblicklich befolgt, endlich das selbstprüfende Urtheilen des Jagdhundes, welches nur durch die höchste Ausbildung des Instinctes vermittelt, uns fast zur Ahnung einer menschlichen Vernunft im Thiere auffordern möchte, alle diese Verhältnisse sind so ganz geeignet, auf dieser Stufe den Hund in diejenige innige Berührung mit dem Menschen zu setzen, welche überhaupt aus dem Ideale einer thierischen Bildung hervorgehen kann; denn der Hund wird durch sie das Höchste, was — bei seiner thierischen Organisation — aus ihm zu werden vermag, er wird Vertheidiger, Gehülfe, Wohlthäter des Menschen.

Fragen wir nach den Anordnungen der Hunderacen bei andern Schriftstellern, so finden wir, daß es einigen mehr um eine Aufzählung als um systematische Stellung derselben zu thun war, dahin gehören auch Linnée und Buffon, andere versuchten indessen eine bestimmtere Zusammenstellung, so Cuvier, welcher sie folgendermaßen ordnet:

I. Matins, Bauerhunde: Kopf mehr oder weniger länglich, Scheitelbeine unmerklich genähert, Gelenkfortsätze der untern Kinnlade stehen mit den obern Backenzähnen in einer horizontalen Linie.

A. Der Dingo. B. Der Fleischerhund. C. Der dänische Hund. D. Der Windhund.

II. Espagneul, Hühnerhunde: Kopf sehr mäßig verlängert. Scheitelbeine über den Schläfen nicht genähert, sondern abweichend, nach außen zu angeschwollen, so daß sie die Stirn und Hirnhöhle erweitern.

E. Wachtelhund.

a. kleiner Wachtelhund. b. Gredin. c. Pyrame. d. Bologneser. e. Löwenhündchen. f. calabrischer Hund.

F. Pudel.

a. Zwergpudel. b. Griffon (raucher Pintscher.)

G. Jagdhund.

H. Hühnerhund. — Dalmatischer Hühnerhund oder bengal. Bracke.

J. Dachshund. — K. Schäferhund. — L. Pommer und Wolfshund. — M. Sibirischer Hund. — N. Eskimohund. — O. Der Alko.

III. Doques, Doggen: Schnauze mehr oder weniger kurz, Schädel hoch, Stirnhöhlen beträchtlich, Gelenkfortsatz der untern Kinnlade über die Linie der Oberbackzähne ragend. Schädel kleiner als bei vorigen.

P. Bullenbeißer. — Q. Englische Dogge. — R. Mops. — S. Isländer. — T. Kleiner Däne. — U. Rocket. — V. Englischer Mops. (Can. f. britannicus Desmar. Var. zwischen kl. dän. Hund und Pyrame.) — X. Artois-Hund. — Y. Andalusier (Hd. von Alikante. — Z. Türkischer oder ägyptischer Hund.

Dieses System ist durch die Unterbringung sehr unähnlicher Formen unter einfache anatomische Charaktere künstlich geworden, so daß es mit der natürlichen Entfaltung nicht Schritt hält, auch fehlen zu viele Racen darin, um behaupten zu können, daß seine anatomischen Kennzeichen überhaupt eine Eintheilung zuließen und nicht vielmehr durch die sanftesten Uebergänge so verschmelzen dürften, daß sie zu Auffstellunng von Grenzen untauglich sind. Jenem System sind aber fast alle neuern Schriftsteller gefolgt.

Walthers*) System ist auf eine umfaßendere Kenntniß der Racen gegründet, hat folgende, meist rein natürliche Zusammenstellungen:

Canis familiaris.

A. ferus, der wilde Hund.	B. vagus, der verwilderte Hund.	C. subvagus, der Wildfang.	D. domesticus, der zahme Hund.

Von den drei ersten mehrere wenig sichere Varietäten, von der letzten Abtheilung aber eine genauere Bestimmung folgendermaßen:

I. var. villaticus, der Haushund.

a. germanicus, der teutsche Stammhund. aa. pecuarius, der Hirtenhund. — b. Calmuccorum. — c. pyrenaicus, der pyrenäische Hund. — d. novae Hollandiae, der Dingo. — e. meridionalis, der australische Hund. — f. novae Seelandiae, Neuseeländischer Hund. — g. novae Guineae, der Naf. — h. pomeranus, der Pommer. aa. weiß, bb. schwarz, cc. roth, dd. kleiner. aaa. Bassa, der Spitz, Fix. bbb. anglicus, der englische Spitz. ccc. alopecurus der Fuchsspitz. ddd. pastoreus, der Schäferhund. eee. lupinus, der Wolfsspitz. — i. lapponicus, lappländ. Hund.

II. var. Zingariorum, der Heiden= d. i. Zigeunerhund.

III. var. sibiricus, der sibirische Hund.

a. Camtschatkensis, der Kamtschatkaische Hund. aa. Magnate, der langhaarige. bb. vectarius, der Zughund. — b. groenlandicus, der grönländische Hund.

IV. var. islandicus, der isländische Hund.

a. Lubbar. — b. Dry Hundar. — c. Dwerg Hundar.

V. var. aquaticus, Budel, Pudel.

a. major, der große Pudel. — b. minor, der Zwergpudel.

VI. var. Danicus minor, der kleine dänische Hund.

a. Roquet, der Roquet.

VII. var. Extrarius, der Seiden=Pudel, langhaarige Bologneser.

a. der kleine. — b. die Bouffe. — c. der Burgos. — d. brevipilis, kurzhaariger Bologneser. — e. flammeus, die Pyrame. — f. melitaeus. — g. leoninus, das Löwenhündchen.

VIII. var. Molossus, der Bullenbeißer.

a. palmatus, der Schwimmfüßler. — b. montis St. Bernhardi, die St. Bernhards=Dogge. — c. mastivus anglicus, die englische Dogge. — d. danicus, die dänische Dogge.. — Can. Tibetius, tibetische Dogge. — e. laniarius, der Metzgerhund. — f. aprinus, der Saufinder. — g. suillus, die Saurüde. — h. Fri-

*) Walther, (Dr. Friedr. Ludw.) der Hund, seine verschiedenen Zuchten und Varietäten, Geschichte seiner Verbreitung und Schicksale, Erziehung, Benutzung, Krankheiten und Feinde. Gießen, b. Heyer. 1817.

cator, der Mops, le Doguin. aa. artesius, der Artois=Mops. bb. alicanticus, der alicantische Hund. — i. hybridus, der Bastard=Mops, le Roquet.

IX. var. Sagax, der Jagdhund.

a. brevipilis, der glatthaarige. — b. hirsutus, der rauchhaarige, zottige. — c. germanicus, der Deutsche. — d. polonicus, Polnischer. — e. punctatus, getiegerter. aa. gallicus, französischer, aaa. Normänner. bb. anglicus, Englischer. — f. venaticus, Leithund. — g. avicularius, der vorstehende Hund. aa. brauner. bb. weißer. cc. getiegerter. dd. gefleckter. ee. sanfthaariger. ff. zottiger. — h. Bracca, die Bracke. aa. die gemeine, major. bb. minor, die Steinbracke. cc. corsicanus, die Corsische Bracke.

X. var. subcaudatus, der eigentliche Hühnerhund.

XI. var. bengalensis, der bengalische Hühnerhund.

XII. var. leporarius Linn. Grajus Rai, das Windspiel.

A. Große. a. maximus, das große glatthaarige Windspiel. — b. hirsutus, das zottige. — c. hibernicus, das Irländische. — d. turcicus, das Tü kische. — e. curonicus, das Curländische.

B. Kleine. f. minor italicus, Can. leporarius minor, das kleine Windspiel. g. aegyptius, ägyptisches Windspiel.

XIII. var. vertagus, Dachshund.

a. glatthaariger. b. rauchhaariger. c. geradbeiniger. d. krummbeiniger.

XIV. var. americanus, Amerikanischer Hund.

a. canadensis, kanadischer Hund. — b. novae terrae, der Neufundländische. — c. Runallco.

Folgende giebt Walther in seiner Aufzählung als nicht besondere Zuchten im Anhang:

1. Scoticus, Schweißhund. — 2. Stöber, Spionhund. — 3. Biberhund. — 4. Parforcehund. — 5. Birschhund, cursorius. — 6. Auerhahnbeller. — 7. Hetzhund, Packhund. — 8. Trüffelhund.

Es ist hiernach zur Verständigung nothwendig, unsre in gegenwärtiger Naturgeschichte versuchte Aufzählung übersichtlich zu wiederholen, wir geben dabei die Nummern unsrer Abbildungen und die Seitenzahl auf welcher sich die Beschreibung findet.

I. Spitzhunde. Canis familiaris orthotus.

Erste Race: eigentliche Spitzhunde. — Nebenracen:

242. 243. Der Viehhund, pecuarius. Seite 136.
119. 557. Der Wolfshund, lyciscus. S. 136.
120. 121. Der Baffinsbaihund, borealis. S. 136.
117. 118. Der Pommer, pomeranus. S. 137.
122. 123. Der langhaarige Spitz, pomeranus villosus, u. 124. Bastard mit vorigem. S 38.
125—129. Der Hund vom Makenziefluße, lagopus. S. 138.

Zweite Race: Pudel=Spitzhunde. — Nebenracen:

132, 571 u. 572. Der Haushund, Hirtenhund, domesticus. S. 138.
Der Allko, Allco. S. 139.
96. Der Techichi, Techichi. S. 139.
174. Der Saubeller, aprinus S. 140.
133 u. 244. Der isländische Hund, islandicus. S. 140.

130. Der arctische Zughund, arcticus vectarius. S. 141.
573—575. Der Otaheiter Hund, otahitensis. S. 141.

Dritte Race: Bluthund-Spitze. — Nebenracen:
112. 113. Der Zigeunerhund, Zingariorum. S. 145. *)
558, 559, 569, 570. Der Spartaner, spartanus. S. 145.
563. Der Dhole, aequinoctialis. S. 146.
Der Colsun, Colsun. S. 146.
564. Der canadische Hund, canadensis. S. 146.
(Der mexicanische Hund, mexicanus. S. 147 unten in der Anmerkung.)
565—568. Der antarctische oder Malouinen-Hund, antarcticus. S. 147.
Der Durango-Hund, durangensis. S. 147.
110, 111, 562. Der Dingo, Dingo. S. 147.
Der sibir. Alpenhund, alpinus. S. 149.
Der Fuchsspitz, alopecurus. S. 149.
114. 115. Der Heide-Spitz, campestris. S. 149. — 116. Bastard mit Dachshund.
Der javanische Wolf, lupus? javanicus. S. 150.
Der graue Hund von Paraguay, Aguarachay. S. 150.
Der nackte mexicanische Hund, Xoloitzcuintli. S. 150.

Vierte Race: Jagdhund-Spitze. — Nebenracen:
576. 577. Der salzburgische Doggenspitz, salisburgensis. S. 150.
555. Der Albaneser, Albanus. S. 150.

II. Pudel- und Seidenhunde. Canis familiaris lasiotus. **)

Erste Race: Spitz-Pudel. — Mit ihren Nebenracen:
134. Der Carlshund, brevipilis. S. 142.
135. Der Pyrame, flammeus. S. 142.
136. Der kleine spanische Seidenhund, hisp. (extrar.) minor. S. 142.
186. Der Trüffelhund, Tuberisequus. S. 145. 169.
145. 146. Der orientalische und deutsche Schäferhund, pastoreus. S. 142.

Zweite Race: eigentliche Pudel, Pudel-Pudel. — Mit Nebenracen:
139. Der Löwenhund, leoninus. S. 144.
Der Bouffe, buffo. S. 144.
137. 138. Der Bologneser, melitaeus. S. 144.
141. 142. Der rauche Pinscher, gryphus. S. 145.
140. Der Zwergpudel, aquat. minor. S. 144.
143. 144. Der Pudel, aquaticus genuinus et major. S. 143.
247. Der Schnürhund, aquat. funicularius. S. 143.
248. 249. Der Schafpudel, aquat. lanatus. S. 144.

Dritte Race: Bluthund-Pudel.
147. 148. Der Calabresenhund, calabricus. S. 151.

Vierte Race: Jagdhund-Pudel.
246. Der Burgos, Burgensis. S. 152.
150. Der große spanische Seidenhund, extrarius maior. S. 152.
245. Der Pudel-Wachtelhund, extrarius crispus. S. 152.

III. Bluthunde. Canis familiaris laniarius.

Erste Race: Spitz-Bluthunde.
163. 164. Der Jaroslavische, jaroslavensis. S. 152.

---

*) Durch Unachtsamkeit des Setzers ist diese Race nach den beiden folgenden eingereiht worden, sie sollte S. 142 oben beginnen.

**) stehen also im Texte fälschlich S. 142 und sollten erst nach dem Albaneser folgen.

Zweite Race: Pudel-Bluthunde.

173. 174. Der Rüde, Rudo. S. 153.

Dritte Race: Eigentliche Blut- oder Windhunde.

151—153. Der afrikanische Bluthund, aegyptius. S. 153.
154. Derselbe gemähnt, subjubatus. S. 154.
155. Derselbe zottigohrig, lasiotus. S. 154.
582. Der Buckelhund, gibbosus. S. 154.
156—158. Das Windspiel, leporarius. S. 154.
159—162. Der große Windhund, graius maximus. S. 156.
161, 584—588. Der türkische Windhund, graius turcicus. S. 156.

Vierte Race: Jagdhund-Bluthunde.

170—172. Der Fleischerhund, laniarius. S. 158.
166. 167. Der große dänische Hund, danicus. S. 158.
169. Der irländische Hund, iricus. S. 158.
168. Der leichte Curshund, cursorius curonicus. S. 159.
583. Der Solofänger, solicapus. S. 159.

IV. Jagdhunde. Canis familiaris sagax.

Erste Race: Spitz-Jagdhunde.

149, 237. 238. Der Neufundländer, terrae novae. S. 159.

Zweite Race: Pudel-Jagdhunde.

239—241. Der St. Bernhardshund, Sancti Bernhardi. S. 160.

Dritte Race: Blutjagdhunde.

214—216. Der Mops, fricator. S. 161.
Der Artoishund, artesius. S. 162.
581. Der Alikante-Hund, alicantensis. S. 162.
217. Der Roquet, hybridus. S. 162.
165. Der kleine dänische, variegatus. S. 162.
219. Die Doppelnase, Molossus Nasica s. palmatus. S. 163.
220. 221. Der Rundkopf, Molossus orbicularis. S. 864.
222—224. Der Thibetanische Bullenbeißer, Molossus thibetanus. S. 164.

Vierte Race: eigentliche Jagdhunde.

589—591. Der ächte Otterhund, platyurus. S. 166. u. 134.
176. Der eigentliche Dachshund, vertagus valgus. S. 167.
177. 178. Der Schweineschwanz-Dachshund, vertagus syosurus. S. 168.
179. Der braune Dachshund, vertagus brunneus. S. 168.
180. Der gestreifte Dachshund, vertagus striatus. S. 168.
181. Der bunte Dachshund, vertagus varius. S. 168.
182. Der langhaarige Dachshund, vertagus longipilis. S. 168.
183. Der zottige Dachshund, vertagus villosus. S. 169.
184. 185. Der geradbeinige Dachshund, vertagus rectipes. S. 169.
(186. Der Trüffelhund, tuberisequus steht näher dem Schäferhunde.)
187. 188. Der glatte Pinscher, fricatore-vertagus. S. 169.
189. 190. Der dünnschwänzige Jagdhund, venatorius conirostris. S. 169.
191. Der Schweißhund, conirostris scoticus, sanguisequus.*) S. 170.
192. Der englische Fuchshund, conirostris vulpicapus. S. 170.
193. 194. Der Fahnen-Fuchshund, idem lasiurus. S. 171.
195. Der große Hühnerhund, crassirostris avicularius maior. S. 171.
596. Der Wasserhühnerhund, aquatilis. S. 171.
196. 197. Die Bracke. Bracca. 106 die corsicanische. 197 die französische.

---

*) Seite 170 ist durch einen Druckfehler anguisequus anstatt sanguisequus gesetzt worden.

594. 595. Die ragusanische Brakke, Bracca ragusanus. S. 172.
198. Der englische Jagdhund, acceptorius anglicus. S. 172.
199—202. Der französische Jagdhund, acceptorius gallicus. S. 172.
211. 212. Der deutsche große Jagdhund, acceptorius germanicus. S. 172., beschrieben S. 178.
213. Der Leithund, indagator. S. 179.
597—599. Der französische Parforcehund, cursorius gallicus. S. 173.
592. 593. Die Steinbracke, Bracca minor. S. 174.
204—208. Der eigentliche Hühnerhund, avicularius genuinus. S. 174.
225. Die englische Dogge, mastivus. S. 180.
226. Die altenglische Dogge, albionensis. S. 180.
227. Der dänisch-englische Blendling, danico-mastivus. S. 181.
228. 229. Der Cubahund, mastiv. cubanus S. 181.
230—236. Der englische Kampfhund, mastivus gladiator. S. 182.
Ueberdies:
618—625. Wolfs-Hundbastarde. S. 188 u. f.

Wenn wir gegenwärtig einen Ueberblick über die natürlichen Verwandtschaften der mannigfaltigen Verschmelzungen der Racen versucht haben, so bleibt noch die Verbastardirung der Hunde zu betrachten.

Die unsichern Vermuthungen der Alten über Verpaarung der Hunde mit wilden Raubthieren sind schon an mehreren Orten erwähnt, und wir haben bereits auf die Verähnlichung des Hundes mit solchen Thieren hingedeutet, mit denen eine Verbastardirung anzunehmen höchst unwahrscheinlich sein würde, wir sind vielmehr zu dem Resultate gekommen, daß die bei dem Hunde auf eine hohe Stufe gesteigerte Einbildungskraft, bei seiner Verähnlichung mit Vorbildern, welche ihm Jahrhunderte lang beigesellt gewesen sein mochten, wohl am kräftigsten eingewirkt haben mag, wodurch bei Mitwirkung von Clima und Nahrung die Verähnlichung mit nahe verwandten Thieren noch leichter hervorgehen konnte, als die Nachbildung gewisser Körpertheile von solchen Thieren, welche nach ihrer Organisation sehr fern von ihm stehen.

Wirkliche Verbastardirung mit sehr nahe verwandten Arten der Gattung ist indessen durch Beobachtung erwiesen, häufiger als mit andern Thieren die mit dem Wolf. Den am besten und längsten beobachteten Fall erzählt Buffon. M. Surirey de Boissy schrieb ihm vom März 1776, daß seine Wölfin nach Paarung mit einer Bracke am 6. Juni 1773 4 Junge geworfen, wovon zwei, ein Weibchen und das einzige Männchen leben blieben, und auf ein Landgut des Marquis de Spontin gebracht wurden. Die alte Wölfin biß einen Kutscher und wurde getödtet. Von den beiden jungen war das Weibchen sanfter, das Männchen mehr wolfsartig wild. Beide Thiere wurden im Winter auf ein anderes Schloß des Marquis Florennes gebracht, gut gepflegt und gezähmt, (unsere Abbildungen 619, 620,) am 30. Dezember 1775 begatteten sie sich und in der Nacht vom 2. zum 3. März wölfte das Weibchen wieder 4 Junge. Am 21. Apr. 1776 erhielt Buffon wieder Nachricht von Namur, daß unter diesen Jungen zwei Pärchen wären, die Weibchen mit weißen Vorderpfoten, auch die Kehle und die kurze Ruthe weiß. Ein Männchen war braun, fast schwarz, glich mehr einem Hunde als einem Wolfe, obwohl es der wildeste unter allen war. Das andere Männchen hatte nichts Ausgezeichnetes und glich den Aeltern, die beiden Männchen hatten auch die Ruthe wie der Vater. Alle verbreiteten einen Wolfsgeruch, weshalb die Hunde vor ihnen davon liefen. Buffon erhielt nun im Juni 1776 selbst von M. de Spontin die zwei Exemplare der ersten Generation und zwei von

der zweiten (unsere Abbild. 621 622.) Sie waren sanft, nie angebunden worden, bissen Niemand, und wurden auch in das Zimmer genommen. Die beiden älteren gab Buffon in die Menagerie des Königs, und behielt nur die jüngeren. Das Männchen der ersten Generation (Abbild. 619) glich noch am meisten einem Wolfe, und würde bei ganz unbeschränkter Freiheit dessen Naturell noch bestimmter erlangt haben. Augen und Blicke waren tückisch und das Betragen wild. Er bellte jedermann an, knurrte auch zum Zeitvertreib und war eigentlich selbst gegen die Personen, die er am besten kannte, nicht sanft, auch nicht gelehrig; nur wer ihm die Nahrung brachte, den sahe er gern, leckte ihm Hand und Gesicht, während er zu anderer Zeit nach derselben Hand biß. Er benahm sich bei Liebkosungen mit wenig Anstand, war aber sehr eifersüchtig, wenn seinem Weibchen oder den Jungen, für welche er keine Anhänglichkeit zeigte, dergleichen zu Theil wurde. Er fraß den andern ihre Nahrung weg und mußte deshalb angebunden werden, wenn diese Mahlzeit hielten. Gegen Fremde benahm er sich sehr zornig, besonders wenn sie schlecht gekleidet waren, er bellte, knurrte, kratzte in den Boden nnd rannte wohl endlich auf sie los. Er wurde zahmer, als man ihn nach den ersten 6 Wochen seines Gewahrsams wieder frei ließ. Am ersten Tage der Freiheit that er nichts als Bellen und Springen und erweckte seine Familie zur steten Theilnahme an diesen Uebungen. Auch gegen Fremde wurde er nun milder und knurrte sie nur an, indem er das Haar sträubte. Er war im Alter von 3 Jahren und 2 Monaten im August 1776, von der Statur eines starken Fleischerhundes, wohl noch dicker, doch nicht so groß als ein ausgewachsener Wolf. Er war nur 3 Fuß lang bis zur Schwanzwurzel und etwa 22 Zoll hoch, der Kopf selbst war doch mehr hundsähnlich, die Stirne wie bei dem Fleischerhunde hervorragend, die Schnauze ziemlich dick, die Nasenspitze ein wenig erhoben. Er hatte fast den Kopf des Vaters, die Ruthe aber von der Mutter. Die Ohren waren nur an der Spitze umgebogen und etwas wolfsartig. die Augenspalten waren fast horizontal, die innern Winkel sehr genähert. Augenliederränder, Schnurren, Lippenränder und Nasenspitze waren schwarz. Die Iris fahlgelb ins Grauliche ziehend. Ueber jedem innern Augenwinkel stand ein weißlicher Fleck. Er war weniger hochbeinig als sein Vater, (die Bracke, auf der folgenden Seite schreibt Buffon wieder: „le matin"), und schien mehr die Verhältnisse und das Kleid des Wolfs zu haben. Der Bauch war stärker, mehr wie bei der Wölfin, die Beine kräftig, die Klauen fast alle schwarz und länger als bei dem Hunde, er breitete sich im Gehen aus, wodurch die Fährde größer wurde als die des Hundes. An den Vorderpfoten waren die äußersten nnd die auf die innerste folgende Klaue weiß oder fleischfarbig, am linken Hinterfuße die zwei Klauen, welche auf die innersten folgen und am rechten Hinterfuße nur die äußersten Klauen fleischfarben. Den Wolfsschwanz trug er immer hängend, außer in sehr freudiger Aufregung, wo er ihn erhob; im Zorne zog er ihn ein, nachdem er ihn vorher horizontal ausgestreckt hatte. — Das Weibchen, Abbild. 620 war im Naturell ganz verschieden vom Männchen, sanft und liebkosend, selten übelgelaunt, hatte eine milde Physiognomie und die kurze Ruthe des Vaters. Die Länge des Thieres von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel betrug 2 Fuß 9 Zoll, die Schulterhöhe 21 Zoll 3 Linien.

Es würde uns hier viel zu weit führen, wenn wir die minutiöse Beschreibung des Weibchens und der merkwürdigerweise erfolgten ferneren Generation wieder geben wollten, unsere Abbildungen zeigen bereits wie diese schwächer, doch immer mehr wolfs-

artig geworden. Nur einige allgemeine Beobachtungen Buffons verdienen hier wiederholt zu werden. Er fand nämlich:

1) Daß der Großvater (die Bracke oder der Matin) den meisten Einfluß auf die Nachbildung des Kopfes am jungen Männchen und der Ruthe am jungen Weibchen gehabt, daß wieder die Wölfin mehr Einfluß auf den Kopf des Weibchens und die Ruthe des Männchens ausgeübt habe.

2) Das Männchen der ersten Generation scheint seine vom Hunde und Wölfin empfangenen Charaktere auf das Männchen der zweiten Generation, und ebenso das Weibchen die ihre auf das Weibchen der zweiten übertragen zu haben, außer den Ohren und dem Weiß der Pfoten und Klauen, welche bei ihr vom Vater herzuleiten waren, so daß dessen Einfluß nicht nur auf die Pfoten des Männchens, sondern auch auf die des Weibchens sich sichtbar zeigt.

Die zweite Generation brachte Buffon im Nov. d. J. 1776 auf sein Landgut in einen großen Hof, abgesondert von allen Hunden, auch hier beliefen sie sich am 30. und 31. Dez. 1778, im Alter von 2 Jahren und 10 Monaten, also dem Alter, in welchem der Wolf paarungsfähig wird, denn bei dem Hunde ist dies schon nach einem Jahre und etlichen Monaten der Fall. Ebenso war auch die Geburtszeit von einemmale in zwei Jahren, wie bei dem Wolfe. Am 4. März 1779, also nach einer Tragzeit von 63 Tagen (wie bei dem Hunde) wurden 7 Junge der dritten Generation geboren. Die Mutter behandelte sie mit der größten Zärtlichkeit und hielt die Annährung des Vaters ab, als indessen nach einigen Stunden Jemand die Jungen in die Hand genommen und besehen hatte, wurde sie wüthend und fraß deren sechs auf, indem man nur ein einziges Weibchen (Abbild. 623) retten konnte. Dies erwuchs unter ziemlich strengem Gewahrsam, und blieb deshalb scheu und furchtsam, doch ohne wild und bös zu sein, es war im Gegentheil sanft und friedsam, spielte auch mit Hunden ohne ihnen Leid zu thun, obwohl diese nur mit Widerwillen herbeikamen. Trat man zu dem Thiere in das Gemach, so drückte sich dasselbe zur Erde und mochte sich verborgen glauben, es folgte dann unruhig mit den Augen allen Bewegungen, die man machte, und ließ, so lange man dablieb, die Nahrung unberührt. Kehrte man ihm den Rücken zu und ließ die Hände hängen, so leckte es diese, drehte man sich wieder herum, so zog es sich schnell zurück in die gedrückte Stellung, ließ sich bei den Ohren und Pfoten nehmen, auch den Rachen öffnen, ohne irgend eine Vertheidigung oder Abwehr. Dies Weibchen zeigte übrigens in allem eine große Analogie mit dem Wolfe, bellte auch niemals, sondern heulte nur, in den verschiedenen Weisen wie der Wolf. Dasselbe belief sich mit seinem Vater, dem Männchen der zweiten Generation und gebar im Frühling 1781 vier Junge, so viel Männchen als Weibchen. Ein Pärchen fraßen die Alten auf, das andere wurde erhalten. Diese Jungen waren sanft und liebkosend, doch etwas gefräßig und setzten dem Geflügel nach, mit dem sie in Berührung kamen. Das Männchen (Abbild. 624) behielt das Ansehen des Wolfs, die Ohren waren breit und aufrecht, der Leib während des Laufens lang, wie bei dem Wolfe, der Schwanz ein wenig gekrümmt und eingezogen hängend, die Haarfarbe war die des Wolfs. Ein Jahr alt maß das Thier in gerader Linie 2 Fuß 8 Zoll 6 Linien, und nach der Krümmung des Leibes 3 Fuß 4 Zoll 9 Linien; der Schwanz 9 Zoll 6 Linien. Das Weibchen dieser vierten Generation (Abbild. 625) maß in demselben Alter 2 Fuß 4 Zoll 1 Linie, in der Krümmung 2 Fuß 8 Zoll 9 Linien, war über-

haupt leichter gebaut als das Männchen, und einer Wölfin sehr ähnlich, dabei noch sanfter und furchtsamer als das Männchen.

Mehrere andere Beispiele führt **Buffon** selbst an und ähnliche und später beobachtet, z. B. das auf der Pfaueninsel bei Potsdam, wo drei Junge von einer Wölfin geboren wurden, welche alle weiblich waren, nur eines welches starb, mehr wölfig, hatte sogar den schwarzen Streif am Fuße, das zweite glich schon mehr dem Hunde, und das dritte war ein wahrer Jagdhund, doch sanfter als jenes. Diese Bastarde sahe ich selbst *). In Rußland sind dergleichen nicht selten, auch **Pallas** erwähnt einer besonders merkwürdigen, sehr zahlreichen Generation von einem schwarzen Wolfe und einem Hunde, unter welcher außer einem weißen, alle von Wuchs, Farbe und Wildheit dem Vater glichen.

John Hunter versuchte die Identität zwischen Wolf, Schakal und Hund nachzuweisen. (Observations tending to shew that the Wolf, Jackal and Dog are all of the same Species. By **John Hunter**. Philos. Transact. LXXVII. p. 253 und supplementary letter — LXXIX. p. 160.) Für die Abstammung des Hundes vom Schakal erklärt sich auch **Güldenstädt** und **Pallas**, und allerdings kann die dem Schakal eigenthümliche Zuneigung zum Menschen, von welcher oben Seite 108 die Rede gewesen ist, eine solche Vermuthung wahrscheinlich machen, sobald man davon glauben will, daß die Stammarten des Hundes heut zu Tage noch wild vorhanden sein müssen, und mit den genannten Naturforschern und **Tilesius** auf die specifischen Charaktern, durch welche der Hund vom Schakal unterschieden werden kann, keinen Werth legen will. Bastarde mit diesen so nahe verwandten Thieren erzeugt der Hund wahrscheinlich öfterer als aufgezeichnet worden ist, wie **Pallas**, **Gmelin** und **Oedmann** dergleichen Beispiele anführen. Es wäre zu wünschen, daß man dergleichen Bastarde möglichst sorgfältig beobachtete. Ich habe auf dem Supplementblatte unter Nr. 616 noch den afrikanischen **Simir** oder **Hyänenhund** abgebildet, welcher in dieser Naturgeschichte ausführlicher beschrieben wird, und das einzige wilde Thier ist, welches mit dem Jagdhunde eine solche Aehnlichkeit hat, daß man an eine Vermischung mit diesem und an ein Mitwirken bei der Erzeugung der Race desselben denken könnte, zugleich Nr. 617 den **Dib** oder **Sib**, einen ebenfalls afrikanischen Schakal. Man vergleiche die Beschreibung beider a. a. O.

Lebensweise und Eigenheiten. So verschieden auch die zahlreichen Hunderacen in ihrer äußern Erscheinung auftreten, so scheint dennoch ein gemeinsames Band einer innern Seelenthätigkeit, alle zu verknüpfen, und deren Uebereinstimmung die Abstammung aller von **einem** Urbilde wahrscheinlich zu machen. — Der Hund kommt blind zur Welt und bleibt in diesem Zustande 10 bis 12 Tage. Die Vorderzähne werden mit geboren, die Jungen nach der Geburt von der Mutter durch anhaltendes Lecken gereinigt, dann gesäugt, was 6 bis 8 Wochen fortgesetzt wird. Die Jungen kommen in der Zahl von 4 bis 6 am öftersten, doch auch 2 bis 10, ja in seltenern Fällen in noch viel höherer Anzahl zur Welt. Eine Jagdhündin in Ungarn gebar deren neunzehn **) und nach dem glaubwürdigen Zeugniß des Försters **Venu**-

*) Vergl. auch Isis XXI. p. 924: Ueber merkwürdige Bastarde von einem Hunde mit einer Wölfin, von A. F. Wiegmann jun.

**) Vergl. Weidmanns Feierabende. 2. S. 135.

leth zu Gernsheim, wölfte eine dem Hauptmann Stutzer zu Darmstadt gehörige treffliche chwarze Hühnerhündin, Namens Manille, 8½ Jahr alt, in öftern Würfen jedesmal 11 bis 19, und im Frühling 1817 sogar 21 gesunde Junge *). Die Jungen beginnen im vierten Monate die Zähne zu wechseln, wobei sie kränkeln und halten sich gegen 6 Monate lang zur Mutter, nach dieser Zeit verlassen sie dieselbe und sind oft nach 10 Monaten fortpflanzungsfähig, doch mit Erfolg für ihre Dauer, erst im zweiten Jahre. Bis zum Alter von ¾ Jahren pissen die Hunde auf allen 4 Beinen stehend, etwas zusammengekauert, nach diesem Alter stehen sie dabei auf 3 Beinen, indem sie eins in die Höhe halten und den Strahl des Harns gegen einen Stein, eine Mauer, einen Pfahl, Baum oder Busch und dergleichen richten. An Menschen richten sie dies Experiment vorzüglich, wenn dieselben eine läufische Hündin besitzen oder mit einer dergleichen in Berührung gekommen sind. Zusammentreffende Hunde beriechen einander, lassen dabei wohl auch etwas Urin und scharren mit den Hinterbeinen in die Erde. Zur Verrichtung der Nothdurft stellen sie sich mit gekrümmtem Rücken und setzen die Hinterbeine nahe an die vordern, die Darmausleerungen sind mit Anstrengung verbunden und der Koth, im gesunden Zustande des Thieres fest und trocken, wird vom Hunde gern auf Steine oder in Winkel abgesetzt. Im Laufen bewegt sich der Hund mit dem Hinterleibe quer, bei freudigem Anlaß wedelt er dabei mit dem Schwanze, bei unangenehmem zieht er den Schwanz ein, senkt den Kopf und erwartet mit demüthigen Blicken, sich krümmend und kriechend, die Strafe. Im Ruhen sitzt der Hund auf den Hinterbeinen mit dem Vorderleibe und den Vorderbeinen aufrecht oder er legt sich gerade ausgestreckt, weit öfterer gekrümmt, mit dem Kopfe zwischen die Vorderbeine. Große und schwere Hunde sitzen seltener aufrecht, liegen öfterer ausgestreckt, im Sommer im Schatten auch auf dem Rücken. Sonnen- und Ofenwärme lieben sie und strecken sich gern unter deren Einfluß, bei Kälte ziehen sie sich desto mehr zusammen und legen die Schnauze hinter die Hinterbeine. Eine weiche Unterlage suchen sie gern auf und sie ist ihnen nothwendig, da sie von hartem Lager Schwielen bekommen, eine Bedeckung ertragen in der Regel nur Schooßhunde. Der Hund geht erst einigemal um den Platz herum, auf welchen er sich legen will, und kratzt ihn dann auf, macht sich sein Bett. Der Hund hat einen leisen Schlaf, mit Träumen, welche Lucretius von den Jagdhunden trefflich besingt **). Der Hund schwitzt nicht, bei Erhitzung wird ihm nur die ungehemmte Ausdünstung der Zunge nothwendig, daher er dann keuchend mit geöffnetem Maul einhergeht und die Zunge heraushängen läßt. Seine Witterung (odora canum vis, Virg. Aen. IV. 132.) ist überaus fein. Der Geruch ist bei ihm der am meisten ausgebildete Sinn und läßt ihm auch das Wetter bestimmt vorausempfinden. Vor Eintritt des Regens wird er mißmuthig und träge, frißt nicht und erbricht sich wohl gar, entwickelt auch einen unangenehmen Geruch aus sich, was man hundeln nennt. Seine Nahrung nimmt der Hund, wenn sie zubereitet ist, aus beiden organischen Reichen, frißt aber ursprünglich am liebsten Fleisch, Aas lieber als frisches, über den Fund eines faulen Fisches wird er entzückt und wälzt sich vor Freuden. Das Wasser, sein Gesöffe, verschluckt er leckend, indem er die lange Zunge löf-

*) ebend. 3. S. 168.

** Et levi somna canum fido cum pectore corda Lucret. v. 862 — et alibi: „Venantumque anes in molli saepe quiete" etc. V. 992 — 1001. —

felförmig beugt und von der Seite mit ihr schöpft. Gras (weswegen das **Hundsgras**: Triticum oder Agropyrum caninum, vgl. meine Abbildung Nr. 1381 in meinem Werke, die Gräser der deutschen Flora. Leipzig 1834, vorzugsweise so genannt worden zu sein scheint) frißt der Hund, wie man gewöhnlich glaubt, bei Vorempfindung des Regens, indessen scheint öftrer eine gewisse Unverdaulichkeit oder Würmer, überhaupt Vorempfindung der Nothwendigkeit sich zu erbrechen, ihn dazu zu veranlassen. Der Hund kann lange hungern. In der Hist. de l'acad. de Paris 1706 finden sich Beispiele von Hunden, welche 40 Tage lang nichts gefressen haben. Pallas hatte einen Hühnerhund, welcher blind wurde und in einen trocknen Brunnen fiel, aus dem er erst nach zwei Monaten ganz abgemagert wieder herausgezogen wurde. Die **Stimme** des Hundes ist außerordentlich modificirt nach seinen Affecten. Er warnt und verkündet den Angriff durch **Bellen**, er **heult** und **winselt** bei Furcht und Leiden, er **knurrt** endlich, wenn er grollt und über sein Verhalten zum Gegner sich selbst noch nicht klar ist. Nicht selten, besonders zur Winterzeit, hört man die Hunde auf dem Lande unaufhörlich heulen oder bellen, und findet bei Untersuchung als die Ursache davon den Vollmond. Ihre Nervenreizbarkeit bringt sie schnell in Affect, doch gilt dies am meisten von den kleinern und mittlern Racen. Auch Glockengeläute, Musik und besondre Blasinstrumente regen die meisten Hunde unangenehm auf. Oft versammeln sich dann mehrere und heulen gemeinschaftlich. Nach entgegengeworfenen Steinen beißen sie und vor einem vorgehaltenen leeren Weinglase ziehen sie sich zurück. Alles sich schnell Vorüberbewegende bellt der Hund gern an, so laufende Pferde, rollende Wagenräder und dergl. Oft scheint er auch weniger aus Muth, mehr aus Feigheit zu bellen, um nur zu schrecken oder sich selbst anzufeuern, überhaupt bellen die schwächsten Hunde am meisten, und die stärksten am wenigsten, zum Theil fast gar nicht*). Sie scheinen Menschenkenner zu sein, indem sie sich gegen Einzelne sehr verschieden benehmen und diejenigen leicht herauszufinden wissen, die ihnen wohlwollen. Insgemein bellen sie alle schlechtgekleideten Personen, besonders herumschleichende Bettler heftig und anhaltend an, bleibt dagegen ein wohlgekleideter Mann stehn und sieht dem Hunde unverwandten Blickes fest nnd ruhig ins Gesicht, so zieht sich dieser oft zurück. Wichtige Beispiele sind aufgezeichnet worden, wo durch Hunde Mörder entdeckt wurden. Die **Erinnerung** des Hundes wird durch ein gutes Gedächtniß unterstützt, er bleibt zeitlebens dankbar für gute Pflege und erzeigte Wohlthaten, während er üble, grausame Behandlung, überhaupt Neckereien und Unrecht nicht leicht vergißt. Zur **Laufzeit** (Catulitio s. pruritus canum) sind die Hunde, ganz vom Triebe zur Begattung besessen, meist unfähig zu ihren gewöhnlichen Leistungen. Der Trieb regt sich fast das ganze Jahr hindurch in allen Monaten, die weiblichen Individuen scheinen indessen nur zweimal im Jahre die Paarung auszuüben, zu Anfang des Winters und zu Anfang des Sommers. Die Hündin tritt mit etwas Blutverlust in die Laufzeit, welche 10 bis 14 Tage dauert, und ein Weibchen nimmt mehrere Männchen an, welche die läufische Hündin aus weiter Ferne wittern, sich bei ihr versammeln und um sie kämpfen, wobei dennoch zu bemerken ist, daß das häufigere Belaufen mit Individuen derselben Hauptrace geschieht, und die von Individuen entfernt stehender Racen erzeugten Jungen diesen niemals

*) Canem timidum vehementius latrare quam mordere, proverbium apud Bactrianos iactatum. Curt. VII. 4. notat. Ovid. Rem. am. V. 421.

ganz gleichen, sondern Mittelschläge geben, insgemein die jungen Männchen dem Vater, die jungen Weibchen der Mutter mehr ähneln. Diese trägt 63 Tage, bereitet sich dann ein bequemes Lager um zu gebären — zu wölfen (catulire). Interessant sind die Beobachtungen, wo Hündinnen ihre Blutsverwandten nicht annehmen, eine Jagdhündin, welche schon mehrere Male geboren und sich als zärtliche Mutter gezeigt hatte, sich hartnäckig weigerte, ein Männchen ihrer eigenen Nachkommenschaft zuzulassen, und nachdem dies mit Gewalt erreicht worden, ihre Jungen wahrscheinlich aufgefressen, da man sie nicht wieder auffinden konnte. (Vergl. Weidmann's Feierab. 3. S. 169.) Ferner hat man auch geschlossene Ehen zwischen Hunden beobachtet, welche gemeinschaftlich in einem Hause leben. — Das Alter bringen die Hunde auf 20 bis 30 Jahre, sind aber schon vom zwölften Jahre an alt, gewöhnlich unreinlich, von mehr oder weniger Schwäche der Sinne und Krankheiten befallen, besonders nimmt Geruch und Gehör ab, oft tritt Blindheit ein, der Hund verliert die leichte Beweglichkeit, deren er sich früher erfreute, wird steif und unfähig sich zu belecken und zu reinigen. Die Nase ist im gesunden Zustande kalt, ist sie von warmer Temperatur, so deutet dies immer auf Krankheit. Die Krankheiten der Hunde sind überhaupt wie bei allen mit der Cultur des Menschen in so naher Berührung stehenden Thieren ziemlich zahlreich, es kann hier nur die Erwähnung der hauptsächlichsten gesucht werden *).

Die Wasserscheu, Tollheit oder Wuth (hydrophobia, rabies canina) ist unter ihnen die bekannteste und durch ihre Einwirkung auf den Menschen die furchtbarste. Die Ursachen zu dieser Krankheit sind in mancherlei Veranlassungen gesucht worden, welche der Krankheit vielleicht gänzlich fremd sind. Da dieselbe allen orientalischen und übrigen Ländern fehlt, in welchen die Hunde sich selbst überlassen sind und nicht in Häusern eingesperrt oder angelegt gehalten werden, wo sie daher dem naturgemäßen Zustande der Nahrung und Paarung nachgehen, bei uns auch vorzüglich zur Laufzeit und bei Hindernissen der Paarung von der Krankheit befallen werden, so mag das Wesen derselben wahrscheinlich in einer antagonistischen Aufreizung des Gehirnnervensystems zu suchen sein, welche durch jene unbefriedigte Aufreizung des Eingeweidenervensystems durch Vermittelung der Speicheldrüsen hervorgerufen werden. Die Krankheit fehlt auch in Kamtschatka. Das von dem berühmten Reisenden Sieber mehreren europäischen Monarchen um einen hohen Preis angebotene Geheimmittel zur Vorbauung der Hundswuth scheint darin zu bestehen, diese Thiere von Zeit zu Zeit die ihrem Naturell angemessene Nahrung rohen Blutes zu geben, welche ihnen, wie Sieber im Orient beobachtet hatte, daselbst bei dem öffentlichen Schlachten auf den Straßen zu Theil wird. Seine mündliche Aeußerung deutet schon bestimmt darauf hin. — Die Krankheit äußert sich in zweierlei Formen, welche man mit dem Namen der eigentlichen Tollwuth und dem der stillen Wuth unterscheidet. Die erste Periode beider Krankheitsformen ist sehr ähnlich, der Hund wird bald unruhig und verliert den Appetit, nimmt aber begierig Wasser an, wovon er oft aber wenig auf einmal säuft.

---

*) Mehr hierüber ist in der jedem guten Jäger bekannten Jagdliteratur nachzulesen, auch außerdem in Walther's Buch über die Hunde aufgeführten besonderen Schriften; noch zu vergleichen: Hohnau, Anleitung zur Zucht und Dressur der Jagdhunde; Quedlinburg und Leipzig 1833. — Götz, Monographie des Hundes; Gotha 1834. — Dabler, Anweisung über die Wartung u. s. w. der Hunde; Nordhausen 1835 u. a.

Es tritt Verstopfung und sehr schwieriger Abgang schwarzer Exkremente ein, bald auch Erbrechen. Die Stimme wird ein eigenthümliches Heulen, bald folgt Heiserkeit, welche die bellende Stimme noch mehr verändert, der Blick wird matt, wie gebrochen, und schielend, die Augenlider und das Weiße im Auge entzündet sich und wird roth, der Hund beißt ohne vorher zu bellen oder zu knurren, überhaupt auch ohne Anlaß; die Empfänglichkeit für Liebkosungen, selbst wenn sie von Seiten des Herrn kommen, sowie für dessen Befehle verliert sich bald gänzlich, und letzteren wird nur von par force dressirten Hunden noch mit Beschwerde Folge geleistet. Entwickelt sich die rasende als eigentliche Tollwuth, so tritt ein hoher Grad von Trotz und Falschheit ein, die sich selbst gegen den Herrn wendet. Der Hund schnappt eigensinnig nach Fliegen und dergleichen, fängt zahme Hausvögel und zerreißt sie ohne etwas davon zu genießen, sucht andere Hunde durch Freundlichkeit zu berücken, fällt sie dann wüthend an, fletscht die Zähne, leckt mit der etwas entzündeten Zunge die Lippen und schnalzt dabei, verzerrt das Gesicht, schielt nach den Weichen (Dünnungen) und winselt oft laut. In dieser Zeit träuft ihm schon oft wässerige Flüssigkeit aus dem Maule. Eine zweite Periode, welche dem eigentlichen Ausbruche noch vorausgeht, zeigt die Unruhe und das scheue Wesen des Hundes noch gesteigert, das Auge erstarrt und der wilde Blick wird glühend, der nieder gesenkte Kopf schwillt an, besonders um die Augen herum und an den Backen, die Zunge wird blutroth und hängt aus dem Rachen, während zu beiden Seiten ein zäher Schleim herabgeifert. Der Hund knurrt wohl, bellt aber nicht mehr, kennt seinen Herrn und andere bekannte Personen nicht mehr, lechzt nach Saufen, bringt aber nichts Flüssiges mehr hinunter, und seine Scheu vor Wasser, Milch und Flüssigkeiten überhaupt spricht sich bestimmt aus, mit Gewalt eingefüllt bringt ihm eine solche schmerzhaftes Würgen, krampfhaftes Zusammenziehen der Schlundmuskeln hervor, die Abmagerung nimmt schnell zu, besonders um die Weichen, das Thier legt sich nicht mehr nieder, sondern schleicht scheu und schielend und mit niederhängender Ruthe umher. Nachdem beide Perioden, die nach den verschiedenen Constitutionen der Individuen verschiedene Zeit von ein paar oder mehreren Tagen durchlaufen haben, so tritt die dritte Periode ein, die der eigentlichen Wuth, welche nun erst die beiden Formen der Krankheit deutlich unterscheiden läßt. Bei der stillen Wuth tritt dem Hunde weißer Schaum aus dem Maulwinkel heraus, die Augen sind entzündet, aber trübe und starr, die Zunge blau und hängt aus dem Rachen, oft weit herab, das Maul selbst steht offen, denn der Unterkiefer hängt wegen Lähmung der Kaumuskeln schlaff herab, die Ruthe wird eingeklemmt getragen, und der Hund läuft taumelnd und unstät fort, oft meilenweit gerade Wege verfolgend, wobei er auch beißt, wenn ihm Menschen oder Thiere begegnen. Andere taumeln im Kreise herum, besonders wo kein bezeichneter Weg ist, und fallen dabei öfters nieder und schnappen nach Luft. Die Tollwuth dagegen entscheidet sich durch die größere Wildheit, das Auge ist glühender, die Pupille sehr weit, der Rachen geöffnet und von Geifer benetzt, die herabhängende Zunge bläulich, die Ruthe niedergeklemmt. Der Hund läuft im Freien trabend, mit hochgehobenen Beinen gerade aus, einige auch durch Pfützen hindurch, oder bekommen bei dem Anblicke des Wassers schon Verschlimmerung ihres Zustandes und wenden sich taumelnd von demselben ab. Nur durch unüberwindliche Hindernisse wird er zur Abweichung von der geraden Linie gezwungen. Begegnende Menschen oder Thiere beißt er, der angelegte beißt auch in die Kette, überhaupt beißen sie auch in leblose

Gegenstände aller Art. Die heftigsten Schmerzen scheinen den Zustand zu begleiten, und unter furchtbaren Konvulsionen stirbt das Thier am neunten Tage, wenn die Krankheit alle Stufen durchlaufen hat, gewöhnlicher aber schon zwischen dem sechsten und achten Tage nach dem Beginnen.

Ein mit dieser Krankheit einmal befallener Hund ist unfehlbar verloren, und es ist Pflicht der Menschlichkeit und der eigenen Sicherung, ihn in den ersten Tagen des Leidens zu erschießen, da die Wuth sich durch Bisse auf andere Hunde und selbst auf Menschen überträgt. Im allerersten Entstehen, so wie bei den gebissenen Hunden, wendet man wohl Arzneimittel an, deren Beibringung aber mit der größten Vorsicht geschehen muß, um sich vor dem Bisse des Thieres zu sichern. Man zieht dicklederne Handschuhe und rindslederne Stiefeln an und bindet ein ringsum schützendes Schurzfell vor, der kranke Hund muß noch überdies mit einem festen Halsbande, wohl beaufsichtigt und von anderen Thieren gesondert, wenigstens neun Wochen lang an der Kette liegen. Man giebt einem starken Hunde in der ersten Zeit ein Brechmittel aus 8 Gran Ipecacuanha oder Brechwurzel und 8 Gran weißer Nießwurz, welches Pulver man mit Honig zu Pillen formiren oder mit Syrup einrühren kann. Auch in der zweiten Periode hat man noch Mittel versucht, doch wohl kaum mit Erfolg. Wirkt indessen jenes Brechmittel stark, so erleichtert man das Würgen durch frisches Leinöl, und nach der Besserung am folgenden Tage erhält er dicke saure oder Schlikkermilch. Wo es zu wenig wirkt, kann es wiederholt werden.

Wichtig ist die Cur der von tollen Hunden gebissenen Menschen. Es ist schon Pflicht, um dergleichen traurige Fälle zu vermeiden, alle von einem tollen Hunde berührte und besonders begeiferte Gegenstände zu vernichten, oder gründlich zu reinigen. Eine vom Bisse herrührende Wunde veranlaßt den Ausbruch der Wuth nicht sogleich, sondern gewöhnlich erst zwischen der dritten und neunten Woche, wo sie dann plötzlich auftritt, in manchen Fällen aber auch schon nach einigen Tagen, in anderen wieder nach Verlauf mehrerer Monate, selbst nach Jahren, wahrscheinlich immer nach der verschiedenen Constitution des Leidenden und dem individuellen Zustande des das Leiden veranlassenden Hundes. Ueberhaupt wird von 14 bis 15 gebissenen Menschen nur etwa einer von der Krankheit befallen. Die Wunde wird so schnell als möglich ausgedrückt und ausgewaschen, wo möglich durch trockene Schröpfköpfe ausgesogen, dann mit warmem Salzwasser ausgewaschen. Man bemüht sich, aus der Wunde alles auszuziehen, was etwa in sie gelangt ist. An dünnen Theilen, z. B. den Fingern, der Nase, wo sich keine Schröpfköpfe ansetzen lassen, wird die Stelle skarifizirt, d. h. mit mehreren kleinen Einschnitten zum Ausbluten veranlaßt. Alle angewendeten Instrumente müssen sorgfältig gereinigt und die Wunden 2 bis 3 Wochen mit Scharpie belegt werden, welche man vor dem Auflegen in eine gesättigte Kochsalzauflösung taucht und alle 2 Stunden damit anfeuchtet. Auf diese Weise behandelt heilt die Wunde, und man wendet in den meisten Fällen die Gefahr ab. Doch giebt es Fälle, wo oft nach Jahren an der gebissenen Stelle wieder rothe Flecke entstehen, die anfangs nur gelind jucken, dann aber brennend schmerzen, auch rothe Bläschen bekommen. Solche Stellen machen die Erneuerung der obigen Behandlung nothwendig; denn in dem Bläschen befindet sich das Gift abermals; wahrscheinlich von einer geringen Menge, welche sich vom Bisse erhalten hat, herrührend und vielleicht durch den organischen Lebensproceß vermehrt. Eine durch den Biß wirklich vergiftete Person soll nach Beobachtungen in Rußland vom

dritten bis zum neunten Tage, spätestens bis nach 6 Wochen unter der Zunge Bläschen bekommen, welche zerstört, d. h. geöffnet und mit Salzwasser ausgewaschen werden müssen. Auch Chlorwasser verdient zur Reinigung der Wunden gewiß eine vorzügliche Empfehlung. Clusel und Brugnatelli wuschen mit gutem Erfolg die Wunden mit Chlorwasser aus, und gaben innerlich Brotpillen mit Chlor getränkt und mit Oblate überzogen ein. Zwei Quentchen Chlorwasser täglich 4 bis 5mal. Diese Anwendung ist um so wichtiger und um so wahrscheinlicher hülfreich, als Lenz bekanntlich dasselbe Mittel nach Otternbiß wirksam fand. (Vergl. Annales de Chimie, LXXVII. Gazette de Santé 1817. 21. Juin. Journ. de Phys. et Chim. IX. Lenz, Säugethiere S. 96 und früher Lenz Schlangenkunde.)

Nächst obiger äußeren Behandlung und dem höchst wichtigen Chlor innerlich finden sich noch eine Menge innerer Mittel, vorzüglich gewisser Pflanzen vorgeschlagen, welche von einzelnen Völkern und Personen mit Nutzen angewendet worden sein sollen. Bei den Alten stand die Hundsflechte: Peltidea canina, das Gauchheil: Anagallis arvensis, bei den Russen neuerlich das Wasserwegerich: Alisma Plantago, Kirschlorbeer, Tollkirsche oder Belladonna, Rosa canina Wurzel u. m. a. Pflanzen in dem Rufe, die Krankheit zu heilen oder ihr vorzubeugen. Besondere ärztliche Behandlung bedarf hier um so weniger einer Erläuterung, als in so wichtigem Falle diese gewiß immer durch den Arzt selbst geleitet werden wird, nur von einem Mittel mag noch Erwähnung geschehen, da sich dasselbe dazu eignet, als Hausmittel vorräthig gehalten zu werden. Es ist dies der Maiwurm (Meloe proscarabaeus, variegatus, violaceus u. a. Der echte M. maialis, schwarz mit orangegelben Einschnitten des Hinterleibes kommt dagegen nur im südlichsten Europa vor), ein einen bis zwei Zoll langer, plump gebauter, schwarzblauer Käfer mit kurzen Flügeldecken und ohne Unterflügel, welcher sich in der zweiten Hälfte des April, im Mai und Anfangs Juni an grasreichen Orten in Waldungen vorfindet und von niedrigen weichblättrigen Kräutern nährt. Er hat die Eigenthümlichkeit, aus den Gelenken seiner Beine und Fühlhörner Tropfen einer ätzenden Flüssigkeit von der Farbe des Malagaweines herausbringen zu lassen. Dieser Käfer ist schon seit 1634 als Geheimmittel gegen die Hundswuth im Gebrauch und hat seinen Ruhm auch ungeachtet der Empfehlung einer Menge anderer Mittel bis in die neueste Zeit erhalten. Man führt bei Einsammlung der Thiere ein Glas oder eine Büchse mit ausgelaufenem Honig bei sich, nimmt die Käfer vom Boden behutsam auf und wirft sie ohne Verlust des gelben Saftes, den sie aus den Gelenken schwitzen, in den Honig. Einige schneiden ihnen dabei mit der Scheere den Kopf ab. Beträgt dieser auf der Oberfläche des Honigs sich ansammelnde Saft ein Zehntheil der Masse, so nimmt man die Käfer wieder heraus, trocknet und pulverisirt sie durch Zerstoßen und mischt dies Pulver der Masse wieder bei. Durch gehörige gleichförmige Mischung bildet sich die anzuwendende Latwerge, von welcher man 3 Messerspitzen voll in eine halbe Tasse Bier thun, dies lau erwärmen, wohl umrühren und trinken soll. Diese Dosis paßt für Erwachsene. Bis zwei Stunden vor dem Einnehmen darf der Kranke weder Milch noch Käse genossen haben, muß auch 16 Stnnden nachher sich der Speise und des Getränkes enthalten, um die Arznei wirken zu lassen, worauf er sich für geheilt halten darf. Thieren giebt man die Latwerge in Milch. Man hat auch anstatt der Maiwürmer in Substanz deren Koth empfohlen und will Erfolg davon gesehen haben. Allgemeiner ist die obige Weise, welche auch wohl die sicherere sein dürfte. Doch ist

das stark wirkende Mittel nur dann zu nehmen, wenn der Hund wirklich toll war und die Wunde bestimmte Zeichen der Vergiftung veroffenbart. In Rußland, wo man gegen die häufiger vorkommende Krankheit auch zahlreichere Mittel kennt, empfiehlt man unter anderen das Blut einer Entenart, Gotka genannt, wahrscheinlich Anas Casarca (rutila Pall.), vergleiche unsere Schwimmvögel, Abbildung 172. 173. Die Petersburger Zeitung von 1813 Nr. 99. erklärt dies Blut für das sicherste Mittel. Man sticht die Ente todt, fängt das Blut in einem Glase auf und läßt es den Gebissenen auf einmal trinken. Dies soll ihn für immer vor allen gefährlichen Folgen bewahren, auch nach dem Bisse von tollen Wölfen denselben Erfolg haben.

Die Seuche, wie man diese Krankheit vorzugsweise nennt, auch Hundestaupe oder Rotz ist eine ebenfalls lebensgefährliche und in manchen Fällen gleichfalls vergiftende Krankheit. Sie beginnt unter katarrhalischen Zufällen. Man hört den Hund husten und niesen, er wird auch wohl heiser und verliert die Freßlust, es bildet sich ein zäher Schleimfluß aus der Nase. Charakteristisch ist eine rheumatische Affection oder Lähmung des Hintergerüstes, weshalb der Hund bei dem Laufen wankt. Die Krankheit herrscht bisweilen endemisch, befällt ganze Gegenden und wird von Unkundigen mit der Wuth verwechselt, indessen soll auch bei dieser Seuche der Speichel giftig sein und hat wenigstens die Fähigkeit, die Krankheit weiter zu verpflanzen. Sogleich im Beginnen der Krankheit ist dem Hunde nach Lenz's Erfahrung ein zerstückelter, am besten in Ziegenmilch gekochter Hasenbalg zu fressen zu geben, mehrmalige Wiederholung dieses Mittels heilt bisweilen die Krankheit, ist dies nicht der Fall, so bereitet man Pillen von der Größe einer Haselnuß aus folgendem Latwergen-Recepte: ℞. Rad. irid. flor. ℥j, Tart. tartaris. ʒjjj, Hepat. antimon. ʒj, Mell. rosar. q. s. M. f. Elect. D. Ein kleiner Hund erhält eine Pille, ein mittler 2 und ein starker 3 Stück aller 24 Stunden, bei eingetretener Besserung wird die Dosis halb wiederholt. Bei weiterem Vorschreiten der Krankheit tritt indessen auch Geschwulst des Halses ein, das Haar sträubt sich auf dem Kopfe, die Augen entzünden sich, triefen und eitern wie die Nase. Betäubung, Schwindel, Krämpfe nehmen zu, und das Thier stirbt oft unter diesen Zufällen. Die Section zeigt Entzündung der Brust- und Baucheingeweide zugleich, Magen und Gescheide braunfleckig und mit zähem Schleim gefüllt. Gewöhnlich giebt man dem Hunde nach Zwischenraum von einigen Tagen Abführmittel, dazwischen täglich dreimal einen gehäuften Theelöffel voll pulverisirte weiße Pimpinellenwurzel. Bei Krämpfen giebt man zwischen den Laxirmitteln außer der Pimpinellenwurzel noch von folgender Latwerge: ℞. Pulv. rad. gentianae, Valerianae min. ana ʒjj, Rhabarbari ʒj, Sulf. antim. aurat. gr. xxx, Mell. comm. q. s. M. f. Electuar. früh und Abends einen Theelöffel voll. Im schlimmsten Falle schreitet man dazu, dem Hunde im Genick ein Haarseil zur Ableitung der Eiterung zu legen. Eine seidene, dreifach zusammengeflochtene Schnur wird mit Oel bestrichen und mit dem Pulver der spanischen Fliegen bestreut, in eine Heftnadel gefädelt und mit derselben drei Finger breit unter der aufgehobenen Haut fortgeschoben und am andern Ende wieder herausgezogen, beide Enden müssen drei Zoll heraussstehen und jedes an ein Querhölzchen geknüpft werden. Die Schnur wird täglich etwas hin und hergezogen und der Eiter sanft und oberflächlich abgewischt, in den ersten fünf Tagen auch spanisch Fliegenpulver aufgestreut. Die Krankheit soll vorzüglich auf den Genuß von Kartoffeln entstehen und grenzt in ihrer Höhe an die stille Wuth, in welche sie sogar übergeht. Einem bei dem Einnehmen sich

sträubenden Hunde streicht man die Latwergendosis an ein Bein oberhalb der Zehen bis an das Fersengelenk, von wo er sie ableckt. Während der Cur erhält das Thier dünne Mehlsuppe oder Schöpsenknochenbrühe mit leichtem Brode, bei fortschreitender Besserung täglich ein oder ein paarmal eine kleine Portion ungesalzene Butter, worin Majoran gebraten worden, zum Lecken. Sorgfältige Reinigung aller mit dem Eiter benetzten Gegenstände und wenigstens dreitägige Lüftung der Lokale, mit Räucherungen von Essig und Wachholderbeeren ist streng anzuempfehlen. Gesunde Hunde müssen bei dem Grassiren der Seuche von der Berührung mit kranken streng abgehalten werden und leichte Purgirmittel, auch die Pimpinellenwurzel erhalten.

Die Räude (Raude, Krätze, Schabe) folgt auf schlechte Haltung des Hundes, bei Vernachlässigung desselben in Beziehung auf Nahrung und Pflege. Hunde, welche bei fast zärtlicher Constitution kein passendes, schützendes Lager und fette oder grobe unverdauliche Kost zu ungeregelten Zeiträumen erhalten, nämlich zu häufig faulendes Fleisch, Hülsenfrüchte und Kartoffeln, sind dieser häßlichen, ansteckenden Krankheit unterworfen. Es entstehen zuerst auf der Rückenseite des Hundes haarlose, juckende, bald grindig werdende Stellen, welche der Hund wegen brennenden Schmerzes stets aufkratzt. Man bereitet ein Waschmittel, indem man 3 Loth weiße Nießwurz mit einem Maaß Nachbier (oder Kovent), in einen neuen Topf thut, diesen bedeckt und verklebt, die Masse zur Hälfte einkocht und eine starke Messerspitze Antimonium crudum dazu mischt. Hiermit wäscht man den Hund täglich mehrmals, wenigstens früh und Abends und läßt ihn dann sich seines warmen Lagers bedienen. Wenn er das Waschwasser ableckt, so folgt darauf ein günstiges Erbrechen, geschieht beides nicht, so giebt man wohl noch überdies nach Zwischenräumen von einer halben Stunde drei Pillen zu zwei Gran von weißer Nieswurz. Bei der gedeihlichen Cur vermehrt sich der Ausschlag anfangs, späterhin nach dem Abheilen wird eine öftere Reinigung mit Seifenwasser fortgesetzt und der Hund darauf jedesmal auf ein wärmendes Lager gebracht.

Bräune oder Halsentzündung entwickelt sich ziemlich schnell nach Erhitzung und schnell gefolgter Erkältung. Zunge, Schlund und Gaumen schwellen mit Röthe und Schmerzhaftigkeit an und die Freßlust geht verloren. Man streicht die geschwollenen Theile mit einer gleichtheiligen Mischung aus Syrup, verdünntem Honig oder Rosenhonig mit Tormentillenessenz, giebt ganz leichte, entzündungswidrige Nahrung, Wassersuppe oder Schlickermilch, in bedeutenden Fällen muß ein Aderlaß angewendet werden.

Fallsucht oder Epilepsie zeigt sich bei den Hunden oft als Symptom von Wurmleiden und wird durch die für diesen Zustand passenden Mittel geheilt. ℞. Rad. angelicae, Calami aromat. ana ℥jj, Asae foetidae ʒvj pulv. add. syrup junip. q. s. F. elect., wovon man täglich 4mal ein Quentchen eingiebt. Der Hund muß übrigens warm gehalten werden, täglich lauwarm gebadet und dann wieder auf dem Lager erwärmt werden. Ist aber die Epilepsie in Folge zu schnell vertriebener Räude entstanden, so giebt man noch Schwefel- und Spießglanzmittel, z. B. ℞. Bacc. junip., Rad. Gent. — angelicae, — inulae Helen. Antimon. crud., Flor. sulf. ana ℥j. Pulv. add. Roob Junip. M. f. Elect. S. von dieser Latwerge täglich viermal 2 Quentchen zu geben.

Verstopfungen treten am häufigsten bei jungen Hunden ein, wenn sie von der Muttermilch entwöhnt werden, oder Hülsenfrüchte und dergleichen blähende Dinge zur Nahrung erhalten. Junge Hunde erhalten dann einen Theelöffel voll Baumöl mit ein

wenig Zucker, ältere Hunde diese Dosis dreifach nach Zwischenräumen von zwei Stunden. Man bringt ihm auch Seifenzöpfchen in den Mastdarm und giebt ihm im Nothfalle Clystiere aus Kamillenthee mit Aufguß von 3 Quentchen Sennesblättern und etwas Anissaamen gemischt, wozu man noch nach Umständen einen halben Eßlöffel voll Kochsalz, ein oder ein paar Loth Leinöl oder etwas Seife hinzusetzen kann.

Durchfall wird im Anfange durch Gegenreiz von oben, mit einem Brechmittel aus 10 bis 12 Gran Ipekakuanhawurzel zu Pillen gemacht, geheilt, oder man wirkt später unmittelbar auf den Darmkanal, indem man täglich zweimal 10—12 Gran Rhabarber mit einem Skrupel Magnesia vermischt, mit Wasser eingerührt und in einen Bissen gebracht einzubringen sucht. Das Getränk dabei ist lauwarme Kuhmilch.

Nach Genuß von scharfen Giften bringe man dem Hunde so viel als möglich Baumöl und Milch bei, um die schädliche Einwirkung des Giftes auf den Darmkanal abzustumpfen. Krähenaugen tödten den Hund, und das Blut von Rindern, welche am Milzbrande leiden, wird ihm gleichfalls tödtlich. Otternbiß heilt man mit Chlorwasser auf Brotkügelchen.

Wunden heilt sich der Hund, dafern sie nicht bedeckt sind, durch bloßes Lecken. Bedeutendere mit klaffenden Lefzen verlangen chirurgische Behandlung, müssen geheftet und deren Geschwulst mit Aufschlägen von Essig und Salzwasser gedämpft werden, wobei möglichst magere Kost gereicht wird. Wo der Hund nicht lecken kann, ist das Reinhalten und Abwaschen nöthig, bei Eiterwunden die größte Vorsicht im Abwischen, um durch Aufdrücken nicht die Granulation oder neue Fleischbildung zu stören. Zerbrochene Knochen werden kunstmäßig eingerichtet mit Schienen und Verband behandelt, Brandschäden auf frischer That mit frischem Kuhmist belegt bis sich die Entzündung verloren hat. Auch frisch geriebene Kartoffeln mit Wasser und etwas Weinessig aufgeschlagen und oft erneuert, auch mit frischem Leinöl oder Brandsalbe bestrichen.

Feinde der Hunde sind nächst ihren Verwandten, den Wölfen und Füchsen, besonders die kleineren Thiere, welche nicht in offenem Widerstande, sondern als Ungeziefer ihnen lästig werden. Die Hundsflöhe sind die häufigsten und bekanntesten. Nur die öftere Wiederholung des Waschens mit in Wasser aufgelöster grüner Schmierseife ist praktisch nützlich. Nach Einreibung des Schaumes werden die Flöhe unbeweglich und müssen schnell abgekämmt werden, denn nach einer halben Stunde beleben sie sich wieder. Eine Menge andere Mittel sind empfohlen, doch müssen alle öfter wiederholt werden. Insectenfressende Singvögel, Roth- und Blaukehlchen oder Staare tragen oft zur Verminderung bei. Die Hundszecken (fälschlich sogenannte Holzböcke) Acarus Ricinus, saugen sich im Freien an die Hunde und schwellen von ihrem Blute bis zur Größe einer Erbse an, der Hund giebt den Schmerz zu erkennen, und man löst die Zecken durch Tödtung mit Kienöl oder läßt sie von selbst abfallen, wenn sie vollgesogen sind. Die Stechfliegen, Stomoxys calcitrans, plagt gleichfalls die Hunde. Eingeweidewürmer aus dem Hunde zählt Rudolphi folgende auf: Trichocephalus depressiusculus, Strongylus gigas et trigonocephalus, Ascaris marginata, Pentastoma taenioides, Taenia serrata, cucumerina, Cysticercus canis.

Bei Erziehung der Hunde sehe man zuerst auf eine für sie passende Wohnung. Haus- und Stubenhunde bedürfen eines an einem ganz trocknen Orte ihnen angewiesenen Lagers auf Stroh, Heu, oder zärtlichere wohl auf wollenen Decken oder mit Roßhaar ausgestopften Pfühlen. Hofhunde erhalten ihre schützende Hütte mit Stroh oder

Heu, und Meuten von Jagdhunden erzieht man in eigenen Zwingern, umgeben mit einer Mauer oder dichten, hohen Hecken, oder man benutzt dazu einen trocknen Schloßgraben. Die Ställe bestehen aus starken Planken mit Moos ausgestopft, Gegen Süden und Norden mit Schubfenstern, das Dach ist ein Strohdach. Tägliche Reinigung und Räucherung ist unerläßlich, der Mittelraum hat ein gemauertes, muschelförmiges Bassin mit frischem Wasser. An den Wänden befinden sich ringsum ein Fuß hoch vom Boden Pritschen von Erlenholz, welche man mit trocknem Roggenstroh belegt und dies wöchentlich erneuert. Alle Verunreinigung muß zu Vermeidung von Erzeugung des Ungeziefers, sowie zu Erhaltung der feinen Witterung des Hundes vermieden werden, die Thiere selbst müssen von Zeit zu Zeit geschwemmt, gekämmt und gestriegelt werden. Ein freier Schoppen muß ferner dazu bestimmt sein, die Thiere unter Schatten und vor nachtheiliger Witterung geschützt die Luft genießen zu lassen. Zur Paarung läßt man, um gute Hunde zu erziehen, nur reine Racen und kräftige, gut gebaute Individuen zusammen, die trächtige Hündin muß geschont und gut genährt werden, Brot und Schöpsknochen, sowie zum Getränk saure Milch sind ihr vorzüglich dienlich. Man bereitet ihnen an einem stillen Orte ein weiches Lager als Wochenbett und läßt von den Jungen nur bis vier, bei dem allerersten Wurfe nur eins oder zwei bei der Mutter, die übrigen werden getödtet, man ersäuft sie in einem durchlöcherten Sacke mit einem Steine beschwert. Um die stärksten auszuwählen, schlägt Nemesianus in seinem herrlichen Cynegeticon vor, man solle die Jungen, wie auch gewöhnlich geschieht, mit der Hand wiegen, oder man solle sie mit Feuerbränden umgeben und die Reihenfolge beobachten, in welcher die Mutter sie zu retten versuche, immer nimmt sie die besten zuerst, die schwächsten zuletzt *). Trägt man sie überhaupt an einen vom Lager etwas entfernten Ort, so kann man schon dasselbe beobachten. Die Milchnoth der säugenden Hündin soll, wie auch Lenz glaubt, durch ein Halsband aus Korkstöpseln sehr gelindert werden. Die Mutterliebe gegen die Kleinen ist so grenzenlos, wie wir sie bei den meisten Raubthieren antreffen. Der wunderbare Instinct treibt die Mutter bis zum Auffressen derselben, im Fall sie dieselben nicht mehr glaubt einer drohenden Gefahr entziehen zu können. Will man einzelne von der Mutter genommene Junge noch aufziehen, so kann dies mit Kuhmilch geschehen, und damit sie sich beruhigen und warm liegen, kann man sie in Gesellschaft von Kaninchen oder Meerschweinchen bringen. Bei der künstlichen Erziehung genießt der Hund alle Speisen des Menschen, Gewürze halte man indessen von ihm ab, vorzüglich von den Hunden, deren Witterung man bewahren will. Alle Fütterung wird kalt oder nur lau in reinlichem irdenen Geschirr gegeben und frisches Wasser in reinlichem Geschirr zum Getränke muß der Hund täglich erhalten. Schwarzbrot eingeschnitten, mit Knochenbrühe oder Milch übergossen ist ein gutes Hundefutter, auch Haferschrot mit siedendem Wasser übergossen, oder mit Salz und Knochenbrühe, oder Milch, süße und saure, zusammengerührt und abgekühlt ist sehr zu empfehlen, drittens Waizenkleie mit kalter Milch eingerührt bisweilen zur Abwechselung zu geben. Knochen sind ihm sehr nützlich, er zerbeißt die kleineren mit Leichtigkeit, und junge Hunde kräftigen dadurch ihre Kaumuskeln, jedoch nutzen sie am Kauen sehr großer und fester Knochen die Zähne ab. Stubenhunde enthalte man von Fleisch- und

*) Vergleiche Bunsen's schöne Uebersetzung in seinem und Wildungen's Jahrbuche für Forst- und Jagdfreunde für d. J. 1807. S. 112. 113.

besonders von Fettnahrung. Die Züchtigung der Hunde sei vernünftig, d. h. so, daß der Hund weiß, was er ein andermal unterlassen soll, also muß sie unmittelbar nach dem Vergehen und auf der Stelle geschehen. Eine ernste Zusprache versteht ein guter Hund recht wohl, ein Ohrenzauseln und ein nicht zu langes Einsperren müssen öfter angewendet werden als Schläge, die nur für den äußersten Fall aufzusparen sind. Daß der Hund den Charakter seines Herrn annimmt, ist schon bei Beschreibung der Dressur der Jagdhunde gesagt worden *).

Nutzen und Schaden. Der Schaden, welcher durch Hunde angerichtet werden kann, bezieht sich vorzüglich auf die glücklicherweise seltenen Fälle, wo Menschen in die fürchterlichste aller Krankheiten verfallen, oder durch schlecht gezogene Hunde einzelne Räubereien in Häusern und Höfen begangen werden, endlich auch die Consumtion von Nahrungsmitteln, welche zum Theil wenigstens für Menschen geeignet wären. Hierauf gründet sich das weit verbreitete Gesetz über den Hundeschlag, zufolge dessen die Knechte des Scharfrichters beauftragt sind, die herrenlos herumlaufenden Hunde einzufangen, diejenigen aber unangetastet zu lassen, welche an der Leine geführt werden und mit einem gegen Zahlung gelösten Blechzeichen versehen sind. Das Gesetz ist seinem Zwecke nach sehr löblich, die Ausführung entspricht indessen weniger der guten Absicht. Die trefflichsten und gesündesten Hunde werden gewöhnlich zuerst weggefangen, dagegen kranke an der Leine geführte Stubenhunde verschont. Die Steuer veranlaßt überdies die möglichste Verminderung der Weibchen, hindert so die Möglichkeit der Verpaarung und vermehrt, wie erwiesen ist, die Tollheit der männlichen Hunde. Würde die Steuer auf Erhaltung der Hundespitäler gewendet, in denen die kranken Hunde durch einen geschickten und approbirten Thierarzt unentgeldlich verpflegt würden, das Einfangen aber durchaus nur auf wirklich herrenlose und kranke Hunde beschränkt, so wäre diese Ausführung so nützlich wie das Gesetz beabsichtigt. In diesem Falle müßten die gesunden eingefangenen Hunde, sobald sich der Herr zu denselben legitimirt, ohne Widerrede zurückgegeben werden, jeder Hundebesitzer dagegen verbunden sein, jeden kranken Hund alsbald zum Spitale zu liefern. Auf solche Weise würden unzählige unangenehme Auftritte, aber auch alle Gefahren, welche aus der Haltung der Hunde entstehen können, verhindert werden, denn Jedermann würde gern seinen kranken Hund dahin geben, wo er vertrauensvoll eine richtige Behandlung seines Leidens und eine humane Pflege des Thieres erwarten dürfte. Die unmittelbare Benutzung des Körpers der Hunde bezieht sich zuerst auf die Verspeisung des Fleisches, zu welchem Ende wir z. B. gehört haben, daß die Otaheiten diese Thiere mästen. In Carthago, in Griechenland und Rom pflegte man Hundefleisch zu essen, und noch jetzt mästet man sie an den Goldküsten in Afrika und ißt sie in China, wohin darum die Russen ehedem einen bedeutenden Tauschhandel mit diesen Thieren trieben, ferner in Südamerika und in Neuholland und Neuseeland. In Europa bringt man in den Städten Casalnuovo und Lecce Hundefleisch zu Markte, und in Paris soll viel dergleichen verspeist werden. Die Haut giebt einen guten Saffian zu Handschuhen und Strümpfen, letzte für Podagraisten

---

*) Um sich hierüber vollständig zu belehren, mag außer den mehrmals citirten Schriften noch verglichen werden: Thon, vollständiger Unterricht alle Arten zur Ausübung der hohen und niedern Jagd nöthigen Hunde abzurichten u. s. w. nebst Plan eines Hundehofes. 2. Ausg. Ilmenau 1832. 8.

auch der Pelz mehrerer Racen wird benutzt, besonders von den Pudeln und langhaarigen nordischen Hunden. Kleine Hunde ziehen rheumatische Stoffe von Menschen an sich, was schon den Alten bekannt war. Während man indessen in dem Arzneischatze heut zu Tage nur wegen der Nachfrage noch das Hundefett vorräthig hält, so schrieb man in der Vorzeit fast allen Theilen des Hundes heilende Kräfte zu, und trieb noch manche abergläubische Anwendung mit ihnen. In der „Naturgeschichte der Hunde," welche in Augsburg 1790 erschienen ist, finde ich diese veralteten Mittel am vollständigsten zusammengestellt, halte sie aber für zu unwichtig, um sie heut zu Tage wieder einzeln zu erwähnen, weshalb ich zu wichtigeren Weisen der Benutzung dieses Thieres übergehe. Die älteste Geschichte des Menschen ist mit Erzählungen von seinem Umgange mit dem Hunde verwebt. Der Hund wird durch seine Anhänglichkeit an die Person des Menschen, ebenso sehr durch die Kenntnißnahme von seinem Eigenthume und durch die Bewahrung und Beschützung desselben diesem unentbehrlich. Die hohe Entwickelung der Sinne und des Erinnerungs- und Fassungsvermögens bildet den Hund zu einem Geschöpfe, dessen Thätigkeit mit der des Menschen sich harmonisch vereinigt. So erscheint der Hund als Hüter der Heerden, als Wächter für Haus und Hof und als Auffinder verlornen Gutes, aber er zeigt sich auch durch Kraft und Muth als Beschützer, Vertheidiger und Retter des Menschen. Zu manchen kleinen Diensten läßt er sich noch abrichten, indem er verschiedene Dinge trägt, auch wohl mit einem Körbchen zum Bäcker geht und Gebäck holt, dem Herrn, welcher ausgehen will, Hut und Stock herbeiträgt, Thüren öffnet, auch wohl zur Belustigung aufwarten, tanzen und ähnliche dergleichen kleine Künste ausübt. Am auffallendsten unter allem ist das Zusammensetzen von Worten aus Täfelchen, welche mit den einzelnen Buchstaben bezeichnet sind, oder das Rechnen aufgegebener Exempel mit Hülfe von ähnlichen Täfelchen, welche die Ziffern enthalten. Ich sahe einen der in diesem Fach berühmtesten Hunde, den Fido Savant, und es schien mir, daß deren Ausübung sich auf dieselbe Theorie gründet, auf welche andere Thiere, z. B. Pferde dressirt werden, durch Scharren mit dem Fuße gewisse Zahlen zu bezeichnen. Die Täfelchen mit den Buchstaben, zu anderer Zeit wieder die mit den Ziffern lagen in Reihen, und der Hund wählte die nöthigen aus, indem er sie mit dem Maule wegnahm, legte dann alle gewählten in die geforderte Reihe zusammen. Wir dürfen uns hierbei wohl nicht überreden lassen, daß der Hund einen Begriff von dem zu bildenden Worte oder von den dasselbe zusammensetzenden Buchstaben gehabt habe, sondern sicherlich kam alles nur darauf an, ihn aus der vorgelegten Reihe das Rechte auswählen und das Ausgewählte richtig anreihen zu lassen. Mir schien bei dem Wählen der Hund, sobald er an das richtige Täfelchen gelangte, durch eine Veränderung im Blicke des Herrn oder durch eine Bewegung mit dessen Hand oder Reitgerte jedesmal angedeutet zu werden, daß er eben dieses Täfelchen nehmen solle, und so sah er sich in den Stand gesetzt, nach und nach die rechten aneinander zu reihen. Auf dieselbe Weise konnte er Zahlen schreiben und Exempel lösen. — Die Verwendung seiner Kraft und sein Gehorsam machen den Hund endlich zum treuen Diener und Zugthiere des Menschen oder zu seinem Gehülfen, wenn dieser darauf ausgeht, Beute zu machen oder seine Feinde zu bekämpfen. Von den Zughunden der Nordländer haben wir gehört, und für die Landleute Europa's ist diese Benutzung großer Hunde zum Ziehen nicht fremd. Der Dienst der Hunde bei der Jagd würde die Blüthe seiner Leistungen bilden, wäre nicht die menschenrettende Thätigkeit

der Bernhardshunde noch über den Jagddienst zu stellen. Die Benutzung großer Hunde im Kriege gegen Menschen, wie die Geschichte von Amerika's Unterjochung berichtet, möchten wir lieber aus dem Gedächtnisse vertilgen. Sehr Vieles, auf die Geschichte der Hunde bezüglich, gehört übrigens zur Geschichte der Jagd, die astronomische Berührung des Hundes in die Astronomie.

Für alle diese Fähigkeiten der Hunde giebt es eine Unzahl von Anekdoten, welche zum Theil recht interessant sind, aber doch hier in dem uns vergönnten Raume um so weniger gesucht werden dürfen, als eine Anzahl sehr bekannter Schriften denselben gewidmet sind, mit denen der Liebhaber dieser Thiere nicht unbekannt bleiben darf. In mehreren der schon angeführten Schriften finden sich dergleichen Anekdoten; aber vorzüglich dankbar in Aufbewahrung edler Züge aus dem Thierleben zeigen sich die Franzosen und Engländer, welche dergleichen mehrmals zusammengestellt haben. Dahin gehört unter andern:

Les chiens célébres. Cinquiéme édition, augmentée de traits nouvaux et curieux sur l'instinct, les services, le courage, la reconnoissance et la fidélité de ces animaux, par M. Fréville. 1. gros vol. in 12. orné de planches. 3 Fr.

Freville, berühmte Hunde, Leipzig 1797. Uebersetzung vom vorigen.

Les animaux celebres, anecdotes historiques sur les traits d'intelligence, d'addresse de courage, de bonté, d'attachement, de reconnoissance etc. des animaux de toute espèce, ornés de gravures. par M. Antoine. 2. vol. in 12.

The Menageries, Quadrupeds. vol. I. second. edit., London 1830.

Die Hausthiere. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig 1834, und eine Menge von Volks- und Jugendschriften, durch welche eine Anzahl dieser Anekdoten mit fortlebt, deren Bekräftigung man nicht eben nachspüren darf.

Unter allen Seeleneigenschaften des Hundes hat die Treue die meiste Bewunderung erregt, und diese rührende Zuneigung des edlen Thieres begleitet manchen unserer Brüder noch hinaus über die Grenze des Lebens, denn es fehlt nicht an Beispielen, wo der treue Hund bei der Leiche des Herrn die eigene Rettung vergaß, oder auf dessen Grabe in Trauer versunken, dem Hungertode sich preis gab. Je weniger der Mensch einer heiteren Berührung mit andern seines Gleichen sich erfreut, um desto höher steigert sich für ihn der Werth irgend eines ihm freundlich gesinnten Wesens anderer Natur, und während der Hypochondrist sich den Umgang mit heitern Menschen verscheucht und der der Freiheit Beraubte der tröstenden Worte des Freundes entbehrt, so erscheint beiden der genügsame, anhänglich theilnehmende Hund — als tröstender Freund!

250. 251. 616. **Der Simir, bunte Hyänenhund.** Lycaon pictus **Brooks.**

In Afrika: Simir. — Lycaon bei **Solinus**, Chama bei **Plinius**? — Hyaena venatica **Burch.** Hyaena picta **Temm.** Canis pictus **Desmar.** Canis tricolor **Griffith.** — Franz.: Chien hyénoide, loup peint **Fr. Cuv.** — Engl.: the Hyaena-Dog, painted Hyaena.

Kennzeichen der Art. Nur eine in Färbung und Zeichnung veränderliche Art, welche ein Mittelglied zwischen Hund und Hyäne aufstellt, von jenen durch vier Zehen an allen Pfoten, von dieser durch den Zahnbau des Hundes (so daß an den unächten Backenzähnen nur der vordere Höcker sich andeutet) verschieden. — Das Thier hält auch in seiner äußern Erscheinung die Mitte zwischen Hund und Hyäne. Dr. Cretzschmar hatte die Gelegenheit, sieben von Rüppel gesendete Exemplare zu vergleichen, man muß also seine Beschreibung besonders beachten. Die Länge von der Schnauze über den Rücken gemessen bis zur Schwanzspitze betrug 4 Fuß 6 Zoll, Schwanz 1 Fuß 3 Zoll 9 Linien. Kopflänge 9 Zoll 3 Linien. Ohren stehen an der Basis 3 Zoll 6 Linien von einander. Ohrenhöhe 4 Zoll 8 Linien. Größte Breite der Ohren 3 Zoll 9 Linien. Schulterhöhe 1 Fuß 10 Zoll. Kreuzhöhe 1 Fuß 11 Zoll. Die Vertheilung der Farben ist durchaus unregelmäßig, außer am Kopfe und Halse. Der Kopf ist stark und dick, die Schnautze stumpf und breit, diese so wie das Gesicht bis zu den Augen schwarz. An der Ober- und Unterlippe zeigen sich einige weiße Haare. Stirn, Scheitel, Nacken und obrer Hals, so wie die Schläfgegend sind hell-ockerfarbig in das Röthliche spielend. Von der Nase zieht sich mitten über diese Theile bis zum Halse herabsteigend ein schwarzer Streifen. Diese Abzeichnung ist die einzige, welche sich bei allen von C. untersuchten Exemplaren gleich fand, weswegen solche zur Diagnose benutzbar sind, wenn man nämlich das Thier unter eine mit mehrern Arten versehene Gattung: Hund oder Hyäne versetzt, denn eine einzelne Art für eine Gattung kann natürlich keine Diagnose haben. — Am Vorderhalse und an den Seiten desselben befinden sich einige Haarwirbel und Haarnäthe, bald weiß bald ockerfarbig, schwarz eingefaßt. Die Flecken, welche den übrigen Körper decken, sind schwarze, weiße und ockerfarbige, welche an den sieben untersuchten und verglichenen Individuen niemals gleich vertheilt waren, oder auch nur an zweien übereinstimmend befunden wurden; selbst ihre Größe ist an gleichen Theilen verschieden. Die weißen und ockerfarbigen sind immer mit schwarzen Rändern eingefaßt. — Die Sammlung des Senkenbergischen Museums in Frankfurt am Main besitzt ein Exemplar vom Vorgebirge der guten Hoffnung, an welchem die schwarze Farbe vor den andern überwiegend vorkommt, welches bei denen aus dem nördlichen Afrika nicht der Fall ist, an denen das Weiße und Ockerfarbige in größerer Ausdehnung erscheint. Die Ohren sind dadurch ausgezeichnet, daß sie lappig aussehen und wie ein nackter Fleck unter ihnen vermuthen läßt, abwärts gehängt werden können. Sie sind an der hintern Fläche und am äußern Rande schwarz, die Ohrenbüschel und der innere Rand ockerfarbig, so wie mit einem 9 Linien breiten Lappen nach hinten umgeschlagen. Iris braun. Der Schwanz ist an seiner Wurzel ockerfarbig, sodann schwarz und die Endhälfte weiß. Die Haut ist sehr dünn und schwarz, die Haare vereinzelt und die Wollhaare fehlen sonst ganz, oder lassen sich nur an manchen Theilen, als am Halse und am Schwanze auffinden. Am Unterleibe und den Extremitäten sind sie sehr kurz. Ein Exemplar kam fast haarlos an und nach den Berichten der Reisenden sollen diese Thiere zu gewissen Jahreszeiten (wahrscheinlich zur Zeit des Haarwechsels) und im Alter ganz nackt sein. Dagegen sind die auf dem Cap lebenden mehr behaart. An den Vorder-

beinen ist äußerlich nicht die geringste Spur von einer Daumenzehe auszumitteln, aber an dem Skelet hat C. den Metacarpus für die Daumenzehe 9 Linien lang bemerkt. Dieser endigt stumpf ohne weitere Verbindung als mit der Handwurzel. Der Kopf ist in seiner ganzen Bildung nach mit denen der Hundearten übereinstimmend und die Zahl und Gestalt der Zähne dieselbe, wie bei allen Thieren dieser Gattung. Zu den beiden Seiten des Afters öffnet sich eine Drüse, welche eine sehr übelriechende Feuchtigkeit absondert.

Das Vaterland ist Afrika, und wurde zuerst vom Vorgebirge der guten Hoffnung bekannt, wo Mr. Burchell beobachtete, daß der Hyänenhund nicht sehr entfernt von der Capstadt in großen Truppen die Pächter der Grenzgegend beunruhigte. Sie jagen gemeinschaftlich, meist in der Nacht, indessen verfolgen sie auch ihre Beute bis zum Tage. Sie sind nicht allein außerordentlich kühn, sondern auch so listig und thätig, daß ihnen eine einmal aufgespürte Beute nicht leicht entgeht. Schaafe, Rinder und Pferde verfolgen sie am liebsten. Erstere werden ihnen sehr leicht zur Beute, diesen aber suchen sie meist von hinten beizukommen, so daß sie den Rindern oft nur die Schwänze abbeißen können, die Pferde auf ähnliche Weise oft jämmerlich verstümmeln, so daß diese dann an der Verwundung sterben. Ein Exemplar des Thieres, welches Mr. Burchell lebendig mitbrachte, mußte in seinem Stalle an der Kette gehalten werden und es ließ sich nicht vom Wärter mit der Hand berühren. Wahrscheinlich würde demnach ein jung aufgezogenes Exemplar bei guter Behandlung gezähmt werden können. Es sind davon noch einige lebende nach England gekommen, welche auch mit Hunden und jungen Löwen zusammengesperrt sich vertrugen. Rüppel hat das Thier in der Wüste von Korti und den Steppen des Kordofan aufgefunden, in welchen sein Vorkommen nicht selten ist. Ehrenberg sahe Truppen desselben in Dongola, ohne jedoch eins erlegen zu können. Sie lagern sich gewöhnlich in der Nähe der Steppenwässer im Hinterhalte und überfallen dann die zur Tränke gehenden Thiere. Sie greifen sogar Menschen an und werden von den Arabern sehr gefürchtet. Diese verabscheuen ihr Fleisch, während sie oft das aller anderen Thiere genießen.

Es ist aber in der Geschichte der Hunde erwähnt worden, daß wenn man die Abstammung der Jagdhundracen von irgend einem wilden Thiere herleiten wollte, dies nur in gegenwärtiger Form gesucht werden könnte.

252. Die braune Hyäne: Hyaena brunnea Thunberg.

Afrika. Colonist. Strand-wolf, Strand-jut. — Franz.: le loup de rivage. — Hyaena fusca Geoffr St. Hil. — H. villosa Smith.

Kennzeichen der Art: Langzottig, einfarbig braun, unterseits heller, Beine schwarz geringelt. — Wie folgende Arten: an allen Pfoten vier Zehen.

So groß als die gefleckte Hyäne, vom Vorderkopf bis zur Schwanzwurzel 3 Fuß lang, etwas über 4 Fuß von der Nasenspitze bis zum Schwanzende. Schulterhöhe 2 Fuß 4 Zoll. Vorderbeine länger als die Hinterbeine, Vorderrücken überhaupt kräftiger gebaut als der Hinterrücken, besonders Schultern, Kopf und Hals sehr stark. Vorderkopf etwas gewölbt, dessen Haare kurz und dick, theils schwarz theils weiß und röthlich, so daß die Mischung graulich erscheint, Untergesicht von den Augen an schmaler als Obergesicht, gewölbt, Stirn etwas abgeplattet, das Haar daselbst kurz schwarz und röthlichweißlich, ein bis zwei schwarze Flecken am äußern Augenwinkel. Nase und Mittelgesicht schwarz und

nackt. Augen groß; Iris gesättigt schwarzbraun, Pupillen vertikal, bald linealisch bald oval. Ohren etwa 4 Zoll lang, zugespitzt, aufrecht, außen und innen mit röthlichem Flaumenhaar bedeckt. Kinn und Lippenseiten schwarz, Kehlbasis schwarz, beiderseits durch eine mehr oder weniger deutliche weiße Querbinde gesondert. Schnurren lang, stark, schwarz, in 3 bis 4 Reihen. Haar am Halse und Leibe sehr lang, besonders auf den Seiten bis zu 6 Zoll. Halsseiten von den Schläfen aus bis zum Vorderrand der Schultern schmuzig röthlichweiß, fast lehmfarbig, so auch, doch mit etwas mehr weiß, die Brust, der Unterleib und die Gliedmaßen. Hals, oben vom Hinterkopfe an mit längeren, röthlichweißlichen und schwarzbraun schattirten Haaren bedeckt. Rücken und Seiten schmuzig röthlichweißlich oder graulich, mit unregelmäßigen schwarzen Flecken, Streifen und Binden gemischt. Schwanz 8 Zoll lang, an der Wurzel schmuzig röthlich, an der Spitze oder über den größten Theil der Länge schwarz, mit weißlichen Haaren gemischt und buschig. Gliedmaßen weißlich mit schmalen, ringartigen Querbinden, Pfoten weißlich, ungefleckt, Klauen kurz und stark.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung lebt diese erst neuerlich bekannt gewordene Hyäne in den Strandgegenden, wo sie sich fast ebenso benimmt wie die gefleckte Hyäne doch ist sie furchtsamer als diese.

253. 254. Die gefleckte Hyäne: Hyaena crocuta Zimmerm.

Griech.: κροκότας, κροκούτας, κρόκαλος. — Lat.: Crocuta Plin. — Franz.: L'Hyène tachetée, loup-tigre. — Engl.: the spotted hyaena. — Synon. Canis Crocuta Gmel. Hyaena capensis Desmar. — Tigerwolf.

Kennzeichen der Art: Pelz graulich oder rothbräunlich, schwarz gefleckt; von den untern Backenzähnen der vorletzte zweihöckrig, Hinterhöcker einfach. Mähne undeutlich, Aftersack fehlt. — Wird $3\frac{1}{2}$ Fuß und darüber, bei $2\frac{1}{2}$ Fuß Schulterhöhe. Das Haar ist etwas zottig graulich mit braunen unregelmäßigen und zahlreichen Flecken über den ganzen Leib. Die Unterseite desselben und die Innenseite der Gliedmaßen ist gelblichweißlich, der Unterfuß dunkler. Am Halse befinden sich weniger Flecken, über den Halsrücken länglich als Streifen in die Länge gezogen. Die Ohren sind fast unbehaart, groß und abgerundet, der Schwanz an der Wurzel gefleckt, übrigens schwarz. Die Haare am Rücken sind etwas länger als die des übrigen Leibes, sie bilden eine Art Mähne. — Eine zweite Race hat weniger zahlreiche Flecken, schwarze Beine, schwärzlichen Bauch, längeres und weicheres Haar von mehr röthlicher, dunklerer Farbe. Cuvier nennt diese, unsre Abb. 254. Hyaena rufa, Hyéne rousse. Sie ist indessen die gemeinere und wahrscheinlich länger bekannte, so daß, wenn eine der beiden Racen eine neue Benennung erhalten dürfte, diese wohl die graue treffen würde.

Sie wurde erst durch Pennant bekannt, Kolb scheint sie unter dem Namen Tigerwolf gemeint zu haben, doch giebt er dann fälschlich zurückziehbare Krallen an. — Sie ist das häufigste Raubthier am Vorgebirge der guten Hoffnung, sie findet sich bis an die Schluchten des Tafelberges und beunruhigt von da aus die Pächter in der Nähe der Stadt, bis zu deren Hospital sie sich bisweilen gewagt hat. Während des Sommers bewohnen sie die Sümpfe und ausgetrocknete Stellen großer Ebenen, wo sie im hohen Schilf auf Viverren, Hasen, Springhasen und dergl. kleine Thiere lauern, im Winter ziehen sie sich in die Berge zurück. Man jagt sie durch Umstellung des Röhrichts, welches man anbrennt, die Hyänen fliehen dann aus dem Versteck und die auf dem Anstande befindlichen Hunde fallen sie an. Die Jagd giebt ein Festspiel, denn die

Thiere sind eigentlich weniger schädlich als nützlich. Sie reinigen die Gegend von Aas und vermindern die schlimmern Raubthiere: die Paviane und die Genetten. Sie sind überhaupt scheu und fliehen vor Menschen. Nur selten entwenden sie ein Schaaf, mit dem sie davon laufen. Man vertilgt sie indessen auch mit Selbstschüssen, indem man das Gewehr in eine tiefgegrabene Rinne legt und an dessen Drücker eine Lockspeise vermittelst einer Leine befestigt. Sie liegt am Ende der Rinne, die in einen breiteren Graben ausläuft, so daß das Thier den Drücker nur in der Schußlinie berühren kann. Am Elephantenflusse tödtet man sie auch mit vergiftetem Fleische. Außerdem sieht man in der Nähe der Pachthöfe auch Hyänenfallen (so wie bei uns hier und da noch Wolfsgruben gehalten werden müssen). Sie sind aus Steinen in einem Raume von 6 bis 8 Quadratfuß aufgeführt, vorn mit einer schweren Fallthür versehen, welche durch die bekannten Stellhölzer, mit denen der Drücker in Verbindnng gesetzt ist, offen gehalten wird. Ihr Naturell ist minder tückisch als das der folgenden Art, weshalb man sie jung aufgezogen auch zähmen kann. Sie soll nach Barrow's Versicherung in der Gegend der Schneeberge zur Jagd abgerichtet, so brauchbar und treu werden wie ein Hund. Auch in unsern wandernden Menagerien sieht man Exemplare, zu denen die Wärter in den Käfig gehn und mit ihnen ihre Künste produciren. Eine vom Capitän Baudin nach Paris gebrachte entkam, als sie in Lorient angelangt war, aus ihrem Käfig, lief eine Zeit lang in den Feldern umher, that aber Niemand etwas zu Leid und lief endlich in eine Bauerhütte, wo sie sich ohne Widerstand wieder fangen ließ. Sie lebte dann in der Menagerie in Paris sechzehn Jahre lang, und blieb immer sanft, bis sie in der letzten Zeit vor Alter und Schwäche wieder mißtrauisch und bös wurde. Man findet auch hier wie bei andern ähnlichen Thieren, daß theils die Individualitäten verschieden sind, theils auch ihre Ab- oder Zuneigung gegen gewisse Personen sich deutlich ausspricht. Höchst auffallend ist die Stimme dieser Art, ganz verschieden von der der folgenden. Man hört sie oft in unsern Menagerien, wenn das Thier während des Fressens erzürnet wird, sie klingt wie das kurze stoßweiße Hohngelächter böser Menschen und wiederholt sich, ohne Pausen wieder beginnend und accordartig sich steigernd. Eigenthümlich ist's, daß das Thier, wie Lichtenstein erzählt, zur Nachtzeit größer und weißlich aussieht

255—257. Die gestreifte Hyäne: Hyaena striata Zimmerm.

Griech.: ἡ ὕαινα, ης, ὁ und ἡ γλανὸς, οῦ. — Latein.: Hyaena, Gannus, Belbus, lupus marinus Belon. animal necrophagum. — Portug.: Hyaena. — Span.: Hiena. — Franz.: L'Hyène rayée. — Engl.: the striped Hyaena. — Schwed.: Hiánon. — Dän.: Hiaenen. — Holl.: De Hyaena, Zeewolf. — Ital.: Iena. — Arab.: Dabbá, Dsabbá. — Barbar.: Dubbah. — Perf.: Kaftaar. — Ruff.: Byrs. — Georg.: Aptari. — Ind.: Bahggheràh. — Mongol. u. Calmukk.: Dom. — Synon. Canis Hyaena Linn. — Hyaena vulgaris Geoffr. St. Hilaire. — Grabthier, Abendwolf, Wolfshyäne, Meerwolf, Indianischer Wolf.

Kennzeichen der Art: Haar lang, über den ganzen Rücken noch weit länger, mähnenartig aufrichtbar, Farbe wolfsgrau, schwärzliche Querbinden, Schnautze und Außenfläche der Ohren und Kehle schwarz; ein Afterbeutel.

Länge $3\frac{1}{2}$ Fuß und darüber, Schulterhöhe 2 Fuß 5 Zoll und darüber. Hinterrücken steht niedriger, Beine dürr, wenn das Thier steht oder läuft, so sehen sie aus, als ob sie an den Fersen eingeknickt wären, ebenso trägt sie die Hinterbeine nach Art eines hinkenden Thieres; der Schwanz ist buschig, die Schnautze stumpflich und der Kopf ist gleichsam der Kopf einer Fledermaus, welchen Vergleich auch die kleinen blinzelnden Augen

bestätigen. Die Zunge ist der der Katzen ähnlich, wenigstens in der Mitte und Spitze mit rauhen Spitzen besetzt. Die Iris ist dunkel röthlich gelb.

Diese Art ist die Hyäne der Alten, das von Alters her als furchtbar und grausam verschrieene Thier, welches zwei Löwen in die Flucht treiben, den Hunden erst die Schenkel brechen, oder durch ihren Schatten sie stumm machen, und dann sie würgen sollte. Die darauf bezughabenden Erzählungen gehören indessen einer Zeit an, wo die Charlatanerie auch in der Naturgeschichte Glauben und Bewunderung fand, oder wo die Reisenden selbst zu leichtgläubig waren, um eine richtige Auswahl aus dem, was ihnen erzählt wurde, zu treffen.

Sie lebt im mittlern und nördlichen Afrika, in Arabien und Indien, am häufigsten ist sie am Senegal; von Persien aus verbreitet sie sich auch zum südlichen Vorgebirge der Krimm, welches sich dem Flusse Cymus gegenüber herabzieht, besonders der Mündung des Flusses Liachwi gegenüber in der Gegend von Ateni, von woher Güldenstädt Felle mitbrachte. Sie ist auch nicht selten im Districte von Ghilan und Masanderan und in ganz Taurien und den altaischen Gebirgen.

Das mit niederhängendem Kopfe tückisch umherschleichende Thier jagt besonders zur Nachtzeit um die Bauerhöfe herum, dringt aber auch in die Häuser der Städte und Dörfer, meist nur um Aas aufzusuchen, welches seine Hauptnahrung ausmacht. Daß das Thier hierbei auch an schlecht verscharrte Leichen geräth oder Leichname der Wüste verzehrt, ist der Umstand, welcher dasselbe vorzüglich verhaßt gemacht hat. In Ermangelung von Aas sucht sie sich gern vorzüglich Hunde, aber auch Schaafe, Ziegen, Esel und kleinere Säugthiere und Hausvögel zu verschaffen, aber weit entfernt den Menschen anzufallen, ist sie vielmehr so furchtsam, daß sie sich von ihm überrascht, fassen und bei den Ohren fortschleppen läßt, wie Bruce in Abyssinien gesehen zu haben erzählt. In Indien kriechen Menschen in ihre Höhle, werfen ihr ein Tuch über den Kopf und ziehen sie heraus, nachdem sie vorher gebunden worden ist. Auf gleiche Weise wußte der verstorbene v. Aken einem von den jetzt hier im Museum befindlichen Exemplaren beizukommen, dem man nach dem Einfangen in seinem Vaterlande ein eisernes Halsband umgelegt hatte, welches späterhin von wildem Fleisch umwachsen, das Thier drückte und quälte. H. v. Aken behandelte es auf die angegebene Weise, und feilte das eiserne Halsband durch und befreiete das Thier von seiner Qual. Wo diese Art häufig ist, geht sie auch in Truppen von zahlreichen Individuen nach Aas aus, und wird dadurch höchst wohlthätig, daß sie von dergleichen die Gegenden reinigt. Man sieht sie dann oft in Gesellschaft von Schakals und Aasgeiern auf einem und demselben Aase gierig fressend. Die verschiedenen Gäste vertragen sich, bis der Fraß sich seinem Ende nähert, wo einer den andern abzuwehren sucht, um für sich das letzte Stück zu behalten. Sie ist übrigens allerdings ein trotziges, tückisches Thier, wenigstens läßt sie, was sie einmal mit den Zähnen gefaßt hat, nicht los. Darum sollen die Mauren sie auch bisweilen in einen Sack beißen lassen und sie dann an demselben hangend fortziehen. Sie haben diesen Trotz zum Sprichwort gemacht und sagen vom Menschen ähnlichen Charakters: „er habe den Kopf einer Hyäne.“ Hierher gehört auch die Ansicht der Alten: das Thier habe einen steifen Hals. Hierin liegt nur soviel Wahrheit, daß die Halsmuskeln sehr kräftig sind und bei ihrer Anspannung den Hals eisenfest machen. Ja es geschieht sogar, wie Cuvier berichtet *), daß bei diesem öftern Anspannen der Halsmuskeln, wo-

*) Recherches sur les ossem. Fossiles. Discours préliminaire p. XXXIX.

durch die Halswirbel fest an einander gedrückt werden, diese bisweilen mit einander verwachsen, dann wird allerdings der Hals steif. Wenn sie bös wird, sträubt sie die lange Mähne hoch auf und giebt ihre heisere, heulende Stimme von sich. In den Menagerien wird das Thier gewöhnlich durch die schlechte Behandlung während der Fütterung so bös gemacht. Die Hyäne ist einer Zähmung ebensowohl fähig als alle wilde Thiere, wenn man diese unter guter Behandlung versucht. Sie frißt dann auch Brod.

Gesner nannte den Mandril: Hyäne, und Belonius die Cibette. Die alten Aerzte rühmten die Galle als Heilmittel und hielten das Gehirn für giftig, der Genuß desselben sollte rasend machen, und zu Vergiftungstränken gebraucht werden, deshalb erzählt Skioeldebrandt, daß man den Kopf einer getödteten Hyäne öffentlich vergraben müsse. — Pallas vermuthet mit einiger Wahrscheinlichkeit, daß die gestreiften Doggen von einer ursprünglichen Verpaarung von Doggen mit Hyänen abstammen könnten.

258. 259. **Die Zibethyäne: Proteles Lalandii Is. Geoffr. St. H.**

Holländ.: am Cap.: Aardwolf. — Franz.: Protéle, Civette hyénoide Fr. Cuv. Genette hyénoide Cuv. — Geocyon Wagl.

Kennzeichen der Gattung und einzigen Art: vorne 5, hinten 4 Zehen, 6 breitliche Vorderzähne in beiden Kinnladen, obere mit einer undeutlichen Längsfurche, unten fast zweihöckrig. Eckzähne überall 1. kegelförmig, ein wenig länger als die Vorderzähne. Backenzähne oben 4, unten 5, Zibetspalte am After. Schädel verlängert wie der der Genetten und Füchse. Ein kleineres Thier von Wuchs der Hyänen, mit derselben eigenthümlichen Stellung welche den Vorderrücken über den Hinterrücken mit seinen wie gelähmt gebogenen Hinterbeinen empor hebt. Auch hier ist wie bei den Hyänen die Mittelhand von der Länge des Mittelfußes. Das vor mir stehende Thier ist 2 Fuß 5 Zoll lang, der Schwanz hält 7½ Zoll, der Kopf 8½ Zoll, die Haare am Rücken und Schwanze 3½ bis 4 Zoll. Die Größe ist also die eines gewöhnlichen Haushundes, die Ohren sind gestreckt und spitzig, wenig behaart, die Schnurren lang. Wie bei der gestreiften Hyäne läuft ein längeres, grobes Haar als Mähne über Hals und Rücken hinweg, graulich, eigentlich schwärzlich und weißlich geringelt, über die etwas feiner behaarten Seiten und Außenfläche der Gliedmaßen laufen schwarze Querbinden. Die Pfoten sind schwarz, die Sohlen behaart, der Schwanz buschig. Ein noch wenig beobachtetes, in den Museen seltenes Thier aus dem Caffernlande, wo es De Lalande entdeckte. Es lebt in Höhlen mit vielen Ausgängen und geht nur zur Nachtzeit auf seinen Fraß aus.

260—262. **Die Civette, afrikanische Zibetkatze: Viverra Civetta Schreb.**

Guineanisch: Kankan, Kastor. — Madagask. Falanouc. — Arab.: Zebad. Abyssin. Sebatha. — Portug.: Gatos de Algalia. — Franz.: la Civette. — Felis zibethi Aldrov. Animal zibethicum Hernand. Ray. Meles zibethi Briss. Zibethicus canis J. S. Haller. Hyaena odorifera arabica Castelli. — In Congo auch Nzime, Nzfusi.

Kennzeichen der Art: Aufrechte Mähne über Hals und Rücken. Die Länge des vor mir stehenden Exemplars beträgt 3 Fuß 3 Zoll, der Schwanz hält 13 Zoll. Das Thier wird auch noch etwas größer bis 3 Fuß 9 Zoll 6 Linien, dann der Schwanz 1 Fuß 8 Linien. Kopf 6 Zoll. Ohren 2 Zoll. Vorderfuß vom Ellbogen bis Handwurzel 4 Zoll 10 Linien, von da bis zur Krallenspitze 2 Zoll 3 Linien. Hinter-

fuß vom Knie bis zur Ferse 4 Zoll 6 Linien, von der Ferse zur Krallenspitze 3 Zoll 7 Linien, Vorderrücken 11 Zoll 5 Linien, Hinterrücken 10 Zoll 6 Linien. Der Kopf ist dicker, mehr hundeähnlich als bei folgenden Arten, die Schnautze stumpfer, gewölbter, Nasenlöcher seitlich, weit. Die Lippen sind schmaler als die Länge der Eckzähne, Schnurren lang und weiß, In jedem Kiefer befinden sich 6 Schneide ähne, jederseits ein Eckzahn und 6 Backenzähne. Die untern Schneidezähne stehen in einer Linie, die 3 vordern, obern unächten Backenzähne sind fast kegelförmig, seitlich zusammengedrückt, der vierte ist ein fast dreispitziger Reißzahn, der fünfte und sechste mit höckriger Krone. Im Unterkiefer finden sich erst 4 unächte Backenzähne, ein starker zweispitziger Reiß- und ein breiter Höckerzahn. Die Zunge ist dünn, abgerundet, mit kleinen rauhen Wärzchen und scharfen nach hinten gerichteten hornigen Spitzen. Die Augenspalten stehen schief, sind bei Tage halb geschlossen, haben eine bräunliche Iris, senkrechte Pupille und leuchten im Dunkeln. Die Ohren sind aufrecht und dicht behaart. Der Hals ist kräftig, ebenso Brust und Rücken, Leib ziemlich gedrungen. Vier Bauchzizen. Die Daumen stehen näher an den Zehen als bei folgenden. Die Krallen sind halbmondförmig, scharf und bräunlich, halbzurückziehbar. Das Unterhaar ist weißlich, weich, wollig, aschgrau, das Oberhaar ziemlich lang und stark, nicht dicht anliegend sondern mehr locker abstehend. Die Nase ist schwarz, hinter ihr zieht sich eine weiße Binde um die Schnautze herum, vor den Augen steht ein großer schwarzbrauner Fleck, welcher unter der Kinnlade herumzieht, die Kehle hat eine undeutliche halbmondförmige Querbinde, der Unterhals ist schwarz, jederseits läuft eine weiße Grenzbinde herab, welche mit einer Querbinde dies schwarze Feld fast dreieckig begrenzt. Der Leib erscheint aschgrau von der weißlichen und bräunlichen Mischung der Haare mit schwärzlichen Spitzen. Die Zeichnung ist schwärzlichbraun, vom Rücken aus und über die Schenkel laufen Querbinden dieser Farbe, die Seiten sind entweder in mehrern Reihen ziemlich regelmäßig kleinfleckig wie dies bei den jüngern Thieren (260. 262.) und vielleicht dem Weibchen der Fall ist, bei dem ausgewachsenen Männchen fließen die Flecken in unregelmäßige Binden zusammen, der Unterfuß ist schwarzbraun, der Schwanz verdünnt sich nach der Spitze und hat 6 bis 7 schwärzliche Ringe. Der Knochenbau ist bei den Charakteren der Gattung nachzusehen.

Die Zibetdrüse liegt bei beiden Geschlechtern unter dem After, sie öffnet sich durch eine Spalte von 1 Zoll Länge, 1 Linie Breite und ¾ Zoll Tiefe. Sie ist der Eingang zu einer Tasche von ¾ Zoll Länge, welche oben ½ Zoll, in der Mitte 3 bis 4 Linien und unten ½ Zoll breit ist. Sie wird durch eine Faltung der äußern Haut gebildet, ist oben und unten halbmondförmig, in der Mitte dreieckig. Diese Haut ist von außen behaart und die Haare sind dicht zusammengeneigt, um den Ausfluß des Zibets zu verhindern, die in das Innere fortgesetzte Haut ist ganz fein und haarlos, der mittlere und untere Theil der Tasche hat einen dreieckigen Vorsprung, nach oben seitlich ist eine rundliche Oeffnung von der Größe einer Haselnuß, welche in einen Drüsensack von der Größe eines Taubeneies übergeht. Er ist eine Fortsetzung der Tasche, oval, hohl und mit vielen kleinen Oeffnungen siebartig durchlöchert, auch fein behaart. Dieser Sack ist äußerlich von einer zottigen, weißen, ziemlich festen Haut bedeckt und von einer fast sehnigen umschlossen nnd zwar so gebildet, daß eine gelblichbräunliche Drüsenmasse etwa 1 Linie dick und mit innern Wülsten wie die Gewinde des Gehirnes versehen, jene Haut umgiebt, welche sich zur Bil-

dung des Sackes nach innen umschlägt. Zwischen diesen Wülsten befinden sich viele solche Säckchen so groß oder kleiner als ein Pfefferkorn, rundlich oder birnförmig, sie liegen in der Drüsenmasse versteckt oder ragen auch über sie hinaus, münden mit einer kleinen Oeffnung in den großen Sack. Den größern Säckchen hängen noch kleinere an, diese öffnen sich in einer kleinen Mündung, die sich in einer Vertiefung befindet. Die Drüsenmasse ist ein gefäßreiches Zellgewebe, die Zellen sind oval oder rundlich dreieckig und scheinen von doppelten Wänden umschlossen. Der Zibeth darin ist eine gelbliche Masse, welche auch diese Zellen gelb färbt. Ein starker, halbmondförmiger Muskel bedeckt den Zibethsack von beiden Seiten und hat den Zweck den Zibeth auszudrücken, worauf er in die zuerst beschriebene Höhle gelangt, oder auch aus dieser herausgetrieben wird. An jeder Seite des Mastdarmes liegt noch ein anderer sehniger Drüsensack, beide sondern eine ätzende, wie ranziges Fett riechende Feuchtigkeit ab.

Das Vaterland ist das trockne Afrika vom 31° N. B. bis 25° S. B. Die Lebensweise ist ganz die der Marder und Katzen. Sie ersteigt gern Bäume und entleert die Nester von Eiern, Jungen oder brütenden Vögeln. Sie säuft wenig und soll auch im Nothfalle Wurzeln und Früchte genießen. Ihre Stimme ist heiser, bös gemacht hebt sie sich empor und zeigt einen katzenartigen Grimm. Sie nagt in der Gefangenschaft gern an Holz, wahrscheinlich um sich zu befreien und streicht den überflüssigen Zibet am Käfig ab, so wie im Freien an Steinen und Bäumen. Der Fang geschieht in Schlingen und Fallen, die Eingefangenen hält man in Ställen und füttert sie mit Fleisch, besonders Geflügel. Dies geschieht in Aegypten, Nubien, Abyssinien, Darfur und im Innern von Afrika, wo diese Thiere hier und da einen bedeutenden Reichthum der Großen ausmachen. Vormals hielt man auch Zibetkatzen in Mailand, Neapel, Rom, Venedig, Mantua, Lissabon, in Deutschland in Dresden u. a. O. Man nimmt nach Zwischenraum von zwei bis drei Tagen den Zibet von den Thieren, indem man sie an einem umgelegten Stricke vorwärts, am Schwanze rückwärts zieht, die Wülste des Zibetsackes umstülpt, etwas drückt und den nun ausquellenden Zibet nachdem er in die Tasche eingeflossen, mit einem Löffelchen oder Bambusstäbchen herausnimmt. Die dadurch erhitzt und schmerzhaft gewordenen Theile wäscht man mit Kokosmilch aus. Der Zibet wird auch da wo das Thier ihn selbst abgestrichen hat durch Aufweichung mit warmen Wasser wieder gewonnen. Man reinigt ihn von den beigemischten Häärchen, spült ihn mit Seewasser ab, später mit Limoniensaft und trocknet ihn an der Sonne, worauf er in bleiernen oder zinnernen Büchschen bewahrt wird. Zur Aufbewahrung des Zibets von dieser afrikanischen Zibetkatze bedient man sich auch der Rindshörner. Dieser Zibet, das Zapetium, Zebethium, Zibetha, Civetta oder Cambium zibethi (arabisch: Zebet, ghalia, galia oder algalia genannt,) ist eine fettige Substanz welche man jedoch zu den ätherisch-öligen Mitteln rechnet. Er ist weiß, später wird er gelb und wenn er alt ist, braun. Er hat die Flüssigkeit wie Honigseim, sein Geruch ist in der Ferne dem des Moschus nicht unähnlich, in der Nähe doch mehr ammoniakalisch, der Geschmack bitter. Er besteht aus freiem Ammoniak, einer festen Fettsubstanz: Straxine und einer flüssigen: Elaine, aus Schleim, Harz, flüchtigem Oel, einer gelben, färbenden Substanz und seine Asche enthält kohlensaures und schwefelsaures Kali, phosphorsauren Kalk und Eisenoxyd. Schon in den ältesten Zeiten hat man ihn verfälscht oder künstlich nachgeahmt, indem man Schweinefett mit Honig,

ausgepreßtem Muskatöl, Moschus und Benzoe mischte. Der von Guinea und der holländische soll am reinsten sein. In diesem soll man alle dicklichen Klümpchen vermissen. Auf Papier gestrichen soll er eine gleichartige Masse darstellen, am Licht gehalten einen Zibethgeruch geben, sich entzünden, pröckeln und beim Verlöschen wie verbrannte Federn oder Haare riechen. Die Aerzte der Alten bedienten sich seiner als eines reizenden Mittels. In neuern Zeiten haben Moschus und Biebergeil den Vorzug erhalten und sein Gebrauch beschränkt sich mehr auf Parfümerien, besonders Pomaden, zu welchem Zwecke er deshalb vorzüglich noch nach Europa gebracht wird.

263. Die Zibethe, asiatische Zibetkatze. Viverra Zibetha Schreb.

Malabarisch: Sawâdu pûnée. — Arab.: Quot Baár. — Franz.: le Zibet, la civette. — Engl.: the cive, civet Kat. — Holländ.: de Civet Kat. — Ital.: Zibetto. — Schwed.: Zibet. — Synon. Zibetha orientalis Ok. Vulpis indica Bontius. Animal zibethicum orientale et americanum Valent. Zibethicum animal americanum Hernand. Felis Zibethi Olear. Felis Zibethica Blas. Hyaena odorifera americana Castelli.

Kennz. d. Art: Fell bräunlichweiß und eichelbraun mit rußbraunen und pechschwarzen Flecken und Bändern. Kehle weißlich, jederseits mit pechschwarzen, winklichen Streifen. Mähne klein. Schwanz kurz-haarig, pechschwarz und weiß geringelt. Die Länge hält 2′ 5″, Schwanz 1′ 3″, Kopf 5″ 7‴, Schulterhöhe 1″ 9‴, Kreuzhöhe 1′ 1″ 3‴.

Der Kopf hält seiner Form nach die Mitte zwischen Hunds- und Marderkopf. Die Schnautze ist spitziger als bei voriger Art, oberseits vertieft, mit langen, weißen Barthaaren besetzt, am Männchen stumpfer. Nase stumpf mit großen seitlichen Oeffnungen. Das Gebiß ist hundsähnlich und wie bei voriger Art beschaffen. Zunge und Augen ebenfalls wie bei vorigen, Ohren ein wenig länger. Der Leib schlanker, Zitzen 6—8 Paar, zwei Paar davon auf der Brust, die andern auf dem Bauche. Die Krallen sind halb zurückziehbar. Der Pelz ist bräunlichweiß, fast aschgrau, am Bauche, After und Schwanze dunkler, an der Schnautze, unter dem Auge, vorzüglich am Halse heller, auf dem Schnautzenrücken, den Schultern, dem Rücken, Nacken und äußern Schenkelseiten mit Eichelbraun gemischt. Die Nase ist schwarz, die Füße schwärzlichbraun. Die Schultern, Seiten des Körpers und die Oberschenkel mit fast rußschwarzen Flecken, welche länglich oder rundlicher, auf der Brust und am Bauche unbestimmter sind. Diese Flecken bilden unterbrochene Querbänder, auf den Schultern und Oberschenkeln am deutlichsten. Zwei schwarze Querbänder gehen vom Nacken aus um den Hals herum und kommen an der Brust zusammen, vor ihnen sind auf jeder Seite noch kleinere abgesondert im hellen Grunde des Unterhalses deutlich hervortretend. Der Zibetapparat ähnelt sehr dem der vorigen Art. Sie kommt ihr auch in der Lebensweise nahe, wohnt zwischen 21° N. B. und 9° S. B. in Hindostan, Malabar, Ceylon, Bengalen, Pegu, Siam, Malacka, Sumatra, Java, auf den Philippinen und der Insel Buro. Nach Amerika brachte man sie von den Philippinen herüber, so daß sie auch in Guatimala, Mexico, Nicaragua, Cuba und a. O. verwildert ist und deshalb auch amerikanische Zibetkatze genannt wird. Sie wird ebenso gefangen und benutzt wie die andere Art, man füttert sie außer mit Fleischnahrung auch mit aromatischen Früchten, welche die Zibetbereitung im Thiere sehr befördern; dahin gehören die Früchte von Annonen: Soorsacken, Brodbaumfrüchte: Tsjampedas, Bananenfrüchte: Pisangs, Früchte des Zibetbaumes, Durio Zibethinus, Doerians genannt. Man gewinnt den

Zibet wie bei der afrikanischen Art, streicht ihn auf Ziri-Blätter, die Blätter von Piper malabaricum und bewahrt ihn, nachdem er gereinigt worden, in bleiernen oder zinnernen Büchschen auf, um ihn auf gleiche Weise zu Parfümerien zu verwenden.

264—266 Die Rasse, oder javanische Genette. Viverra Rasse Horsfield.

Javan.: Rasse. — Franz.: La Genette des Indes. — Engl.: the javanese Civet, Indian Genet. Syn. V. indica Geoffr. Desmar. Desmoul. Genetta indica Lesson.

Kennz. d. Art: Grau-röthlichgelb, Ohren nahe beisammen; Rücken mit 8 parallelen schwarzen Fleckenstreifen, Hals dunkler bandirt, Beine schwarzbraun. Haare am Leibe und dem langen, verdünnten Schwanze steiflich.

Sie wird 1′ 11″ lang, der Kopf 5¼″, der Schwanz 1′. Ihre Grundfarbe ist ein helles Grau mit der angegebenen Zeichnung. Der Kopf ist oben einfarbig graubräunlich, die Umgegend dunkelbraun, Kinn und Lippen weiß, der Schwanz dunkelbraun und weißlichgelb geringelt. Eine tiefschwarze Linie zeigt sich beiderseits vom Nacken ausgehend, und eine zweite mehr schief ablaufende unter ihr. Der Leib ist schlank und wird hinten höher getragen als vorn, der Rücken bogig gekrümmt. Die Gesichtslinie ist ganz grade, die Schnautze dünn und zugespitzt, die Ohren kurz und abgerundet. Der Schwanz ist so lang als der Mittelleib und nimmt nach der Spitze hin ab, er hat acht bis neun breite, schwarze Ringe, welche mit einer gleichen Anzahl grauer abwechseln. Das Thier ist sehr boshaft und wild. Die beiden Exemplare in der königl. Menagerie am Tower in London, nach denen unsre Abbildung gemacht worden, waren beide Männchen, und wurden in verschiedenen Gemächern gehalten. Sie fraßen Fleisch und vegetabilische Kost zugleich wie die verwandten, und strichen ihren Zibet reichlich ab, so daß die Umgebung von dessen Ausdünstung erfüllt wurde. In Java benutzt man denselben so sehr, daß die Zimmer und Mobilien der Reichen damit parfümirt werden, was dem Ausländer lästig auffält. Das junge Thier (Abb. 266) weicht von dem Erwachsenen noch durch die Unbestimmtheit der Fleckenzeichung ab. Sie gehört bereits zu der Gruppe der Genetten, welche sich durch einen flachen Zibetbeutel unterscheiden.

267. 269. Die Genette, Genetkatze Viverra Genetta Lin.

Franz.: La Genette, Genette de la Barbarie ou commune, Chat d'Espagne. — Engl.: the Genet Cat. — Syn. Genithkatze, Genetta. — Vergl. Viverra malaccensis L. und tigrina Schreb.

Kennz. d. Art: Aus dem Aschgrauen gelblichgrau, Spitze der Schnautze, Augengegend und zwischen den Augen weiß; Unterkinnlade, Seiten der Schnautze und einige unregelmäßige, etwas unterbrochene Streifen des Halses, die Rückenlinie und 5 Fleckenreihen über die Seiten sind schwarz, der Schwanz kürzer als der Leib und schwarz geringelt (mit 9 bis 15 Ringen).

Ein schlank gebautes Thier von 1½ Fuß Länge, Schwanz 10—14″. Der Leib ist fast nach Art dessen vom Iltis oder Marder gestreckt, die Zeichnung und der geringelte Schwanz läßt indessen die Genette noch mit einer Katze vergleichen, welcher sie auch in ihrer Lebensweise ähnelt, wie auch der Bau ihres Auges mit länglicher Pupille bezeugt. Das Oberhaar ist nur etwa einen halben Zoll lang, daher die Genette ein weit zierlicheres glätteres Ansehen hat, als vorige Arten. Das Weibchen hat vier Bauchzitzen. Die Zibetdrüsen unter dem After sind nur 10 Linien lang und 5 Linien dick. Die durch sie gebildeten Erhebungen verbinden sich mit einer Hautfalte am After nach Art einer Tasche. Die Höhlung ist mit einem gelblichen, wohlriechenden Oele erfüllt.

Die Genette bewohnt die Barbarei und den Süden der pyrenäischen Halbinsel, sie findet sich in Spanien und Frankreich an feuchten Orten am Rande der Bäche. Man erzählte Buffon, daß sie zu Rouergue sich im Winter in Höhlen zurückzöge. Auf ähnliche Weise scheint sie in der Barbarei und dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu leben. Sie nährt sich vom Raube, ist aber sanft und leicht zähmbar. Sie hascht dann Ratten und Mäuse. Zwei Genetten, welche man von Tunis in die Menagerie nach Paris sandte, waren sehr traurig und träge, und lagen meistens durch einander verschlungen im Schlafe, sie paarten sich wie Katzen und brachten auch ein Junges zur Welt, welches den Alten ähnlich gezeichnet war. Wir sahen, daß die Exemplare, welche hier in Dresden lebendig waren und welche ich jetzt ausgestopft vor mir habe sich ebenso benahmen. Das junge Thier 269. hat einen verhältnißmäßig nach kurzen Schwanz, überhaupt scheint mir die Länge des Schwanzes und die Zahl seiner Ringe sehr zu ändern. Die Tiger-Genette, Viverra tigrina *L.*, über welche ich das Historische unter Nr. 277 beibringen werde, scheint in der That zur gewöhnlichen Genette zu gehören, wenigstens weichen Exemplare die ich kürzlich unter diesem Namen vom Vorgebirge der guten Hoffnung erhielt, nicht wesentlich von ihr ab. Auch die zweifelhafte Viverra mallaccensis Buffons und Schrebers (vergl. 275.) soll nach Cuvier hierher gehören.

270. Die dünnschwänzige Genette. Viverra leptura Rchb.

Franz.: Genette à queue grêle.

Kennz. d. Art: Graulich-gelblich, Schnautze, Unterkinnlade, Mittelstreif auf der Stirn und auf dem Rücken zerstreuete Flecken, eine bogige Binde auf den Schultern und die Ringe des sehr verdünnten Schwanzes schwarzbraun; Wangen, Oberlippe und Mittelstreif der Oberkinnlade weiß.

Das Thier ist noch schlanker gebaut als die Genette, 15½ Zoll lang, der Schwanz 16 Zoll lang, sehr dünn, die Haare desselben aber sehr lang, die nächst der Basis über zwei Zoll lang. Es war hier lebendig, sollte aus Südafrika herstammen und betrug sich so wie die ähnlichen Arten. Es befindet sich jetzt ausgestopft vor mir im Museum. Es dürfte sich von folgender Art durch die angegebene und gut dargestellte Zeichnung und weit längere Haare des dünneren Schwanzes unterscheiden.

271. Die Senegal-Genette. Viverra senegalensis. Fr. Cuv.

Franz.: Genette du Sénégal.

Kennz. d. Art: Aschgrau graulichgelblich: Schnautzenspitze, Augenkreis und Mittelfeld weiß, Unterkinnlade, Seite der Schnautze, regelmäßige fast gleiche Streifen am Halse, Rückenlinien, vier Fleckenreihen der Seiten und ein scharfbegrenzter Fleck auf den Beinen über dem Fersengelenke schwarz; der Schwanz länger als der Leib, 10—12-ringig, mit weißlicher Spitze.

Sie ist sehr schlank gebaut, wie die übrigen Genetten, nur 15″ lang, ihr Schwanz 18″, Kopf 3″, Schulterhöhe 7″. Auf dem gelblichgrauen Grunde zeigt sich eine sehr zarte schwarze Zeichnung. Eine schwarze Linie läuft vom Nacken aus über den Rücken bis zum Schwanze, jederseits entspringt eine andere vom Nacken und steigt über die Schultern fast bis zum Ellenbogen herab; eine andere Linie geht unter dem Halse von der ersten aus und verbreitet sich bis hinter das Schulterblatt. Wo sich diese endigt

steht ein Querfleck und noch zwei Reihen längs des Rückens hin und parallel zwei Reihen Längsflecken, deren jede aus vier besteht; unter ihnen noch eine Reihe von zehn kleinen, rundlichen Fleckchen in unordentlicher Stellung, die beiden letzten von ihnen sind lang. Nach dem Bauche hin finden sich noch fünf ovale Flecken. Der Schenkel trägt noch ein Dutzend runde unregelmäßig stehende Flecken, und über der Ferse befindet sich nach außen eine breite schwarze Ringbinde, welche nach innen mit ihrer Färbung die Ferse umgiebt. Am Halse zeigen sich noch unter der Seitenlinie einige größere und kleinere, unregelmäßige Flecken. Der Schwanz hat 10—12 Ringe und eine graue Spitze. Die Ohren sind hinten grauröthlich. Unter ihnen und unter den Augen sind zwei weiße Flecken, ein ähnlicher an der Spitze der Schnauze; unter dieser Stelle und dem Weiß unter dem Auge nimmt das Grau des Kopfes eine so dunkle Färbung, daß dieselbe fast schwarz wird. In dieser Stelle sind auch die Schnurren schwarz. Die Haare des Leibes, ohne ganz glatt zu sein, sind doch nicht lang, die des Schwanzes sind länger und schlaffer als die andern, so daß der Schwanz größer erscheint, als er ist.

272. 273. **Die Panthergenette.** Viverra pardina Isid. Geoffr.

Franz.: La Genette pantherine.

Kennzeichen der Art: Grauröthlichgelb, Flecken schwarz, die der Seiten ringförmig.

Sie wird 1½′ lang, der Schwanz 1 Fuß bis 15 Zoll. Sie hat ganz den Wuchs der Genette, ihre mittlere Höhe ist 6 Zoll. Sie zeichnet sich vorzüglich durch ihre ringförmigen Flecken aus. Sie lebt am Senegal, von woher sie auch lebend nach Paris gebracht wurde. Sie benahm sich sehr sanft und konnte sogar frei gehalten werden, sie schmeichelte denen, welche sie pflegten. Im Käfig gehalten drohte sie allen, die sich ihr näherten, machte nicht einmal eine Ausnahme mit den Wärtern. Das vor mir stehende Exemplar 272. ist mehr grau und hat schmalere Schwanzringe als das von Isidor Geoffroy Nr. 273.

274. **Die Fossane.** Viverra Fossa Gm. Schreb.

Franz.: La Fossane Buff. — Engl.: the Fossan-Weasel Penn.

Kennzeichen der Art: Grauröthlich, Flecken schwarzbraun, über dem Rücken in vier Reihen, die übrigen zerstreut, Schwanz geringelt.

Die Fossane ähnelt im Wuchs und Größe sehr der Genette und lebt auf Madagaskar. Buffon erhielt seine Notizen über dies Thier durch Poivre, und Daubenton sahe das ausgestopfte Exemplar wonach die Abbildung gemacht worden ist. Man weiß deshalb noch nicht, wie bei ihr der Beutel beschaffen sei, den der Entdecker bei dem Thiere nicht gefunden haben will. Der Schwanz soll nur Halbringe haben, was der Abbildung nicht ganz entspricht. Die jung aufgezogenen Thiere sollen lieber vegetabilische Nahrung als Fleisch gefressen haben, doch aber wild gewesen sein.

275. **Die Genette von Malacka.** Viverra malaccensis L. Gm.

Franz.: La Genette de Malacca.

Kennzeichen der Art: Grau, oben schwarz gefleckt, vier runde Flecken über den Augen, drei schwarze Streifen am Halse und Rücken, Schwanz lang, schwarz geringelt.

Diese Art ist zweifelhaft, die Abbildung von Buffon und Schreber, welche wir widergeben, um auf dieselbe aufmerksam zu machen, ist von Cuvier für die ei-

ner gewöhnlichen Genette gehalten worden, mir ist es weit wahrscheinlicher, daß sie zur Rasse (264—266.) gehören mag, womit auch das Vaterland übereinstimmen würde.

276. Die schwarzgeschwänzte Genette. Viverra melanura Rchb.

Franz.: La Genette à queue noire Demoul. Dict. class. IV. p. 176. — Syn. Viverra hermaphrodita Pall. Buff. — Platyschista Pallasii Otto N. Act Leop. Carol. XVII. II. p. 1092.

Kennz. d. Art: Aschgrau, über den Rücken schwärzlich, unten und auf der Stirn blasser, Streifen über den Rücken, zerstreute Flecken und der größte Theil des Schwanzes schwarz. Das vor mir stehende Thier ist 1 Fuß 8 Zoll lang, der Schwanz 13½ Zoll. Otto verglich ein zweites Exemplar und gab das Maaß an zu 1′ 8″, den Schwanz 1′ 9″, indem er denselben verstümmelt fand. Schulterhöhe 8″ 9‴, Kreuzhöhe 9″. Kopf 4″, größte Breite desselben 2″ 7‴. Diese Art ist gedrungener gebaut als vorige und scheint mir in jeder Hinsicht der Gattung Paradoxurus nahe zu kommen. Wie die Abbildung zeigt, ist auch der Kopf dicker und die Schnautze weniger spitz als bei den Genetten. Die Nase schwarz, feinkörnig, durch eine Mittelfurche getheilt. Die Iris dunkelbraun, die Pupille nicht perpendikular, sondern horizontal länglich. Die Ohren sind 1½ Zoll lang, aufrecht, unten am Hinterrande mit einem Einschnitt und Nebenläppchen. Die Beine sind verhältnißmäßig länger als an den Genetten, alle haben 5 Zehen, auf welche das Thier auftritt, die Nägel halb einziehbar, scharf, sehr bogig und seitlich zusammengedrückt. Die Fußsohlen schwarz, nackt. Eine sehr detailirte Beschreibung nebst vollständiger Anatomie dieses Thieres, an welchem eine eigenthümliche flache Spalte zwischen dem After und den Organen des Geschlechts den Anlaß zur Unterscheidung einer neuen Gattung mit gegeben hat, findet man von Otto a. a. O. mitgetheilt. Die Art wurde, wie es scheint, zuerst von Pallas bei Schreber beschrieben, aber von andern Schriftstellern bis auf Otto nicht wieder erkannt. Ich publicirte sie im Regnum animale No. 276. als Viverra melanura, da sie im Dictionn. classique bereits Viv. à queue noire genannt worden war. Sie soll aus der Barbarei herstammen. Unser Thier war eben so lebhaft wie das, von welchem Desmoulin schreibt, es sei in steter Bewegung gewesen; während der kälteren Jahreszeit hält es sich indessen fast den ganzen Tag zusammengerollt in die Ecke des Käfigs hineingedrückt.

270. Die getiegerte Genette. Viverra tigrina Schreb.

Franz.: Chat Bizaam Vosmaer. Viverre tigrée.

Kennzeichen der Art. Blaß grau und gelblich gemischt, Rückenstreif und unregelmäßig zackigverlängerte Seitenflecken schwarzbraun; Schnautzenspitze und Flecken unter den Augen weiß (Schwanz schwarz und weiß geringelt?).

Dieses Thier ist als Art zweifelhaft, ich habe die Originalabbildung von Vosmaer, welche Büffon und Schreber auch aufgenommen, wieder gegeben und bemerke dabei, daß sie nach einem Thiere gemacht worden ist, welches der Gouverneur der Cap-Colonie Richard Tulbagh 1795 unter dem Namen einer Bisamkatze nach Holland sendete, wo es in der Menagerie des Prinzen Erbstatthalters drei Jahre lang lebte. Es war nicht bös und zeigte keinen Bisamgeruch. Man hat aber neuerlich am Vorgebirg der guten Hoffnung ein solches Thier nicht wieder aufgefunden, sondern nur Genetten, und was ich selbst von dort unter dem Namen Viverra tigrina erhielt, gehörte ebenfalls nur zu den Genetten. Die Abbildung weicht indessen so sehr von den

Genetten ab, daß es nicht unwahrscheinlich ist, das von Tulbagh gesendete Thier sei ein ostindisches gewesen und nur irrig oder vermuthungsweise als afrikanisches beschrieben worden, denn es zeigt weit mehr Aehnlichkeit mit folgender Art No. 628 als mit einer afrikanischen Genette.

628. **Der Linsang.** Viverra Linsang Hardw.

Javan.: Delundung. — Franz.: La civette grêle Lesson. — Syn. Felis (prionodontes) Linsang Horsfield. — Viverra prehensilis Blainville. — Paradoxurus Linsang Fischer.

Kennzeichen der Art. Leib blaß gelblich, Zeichnung schwarzbraun, über den Rücken laufen vier breite Binden, über den After zwei schmale, an Schultern und Hüften sind mehrere Flecken, am langen Schwanze 7 schmale Ringe.

Der Leib ist 15 Zoll lang, der Schwanz 13 Zoll, der Kopf 3½ Zoll. Hardwicke beschreibt das Thier folgendermaßen: Der Kopf ist klein, oval, sehr spitz, leicht kegelförmig, der Oberkiefer länger als die Kinnlade, die Schnurren borstenförmig, länger als der Kopf, schief nach vorn gerichtet; Augen klein, rundlich; Ohren oval, mittelgroß; Schwanz fast so lang als Leib, walzig; Beine katzenartig d. h. auf die Zehen auftretend, 5zehig, Krallen kurz, zurückziehbar und im Haar verborgen; Pelz weißlichgelb mit schwarzen Längsbinden und zusammenfließenden und langen Flecken von derselben Farbe; die Flecken auf den Schultern und Hüften sind schärfer begrenzt, der Schwanz hat sechs gelblichweiße und sechs schwarze Ringe*); die Unterseite des Leibes und Halses ist gelblichweiß, die Verse schwarz; ein schwarzer Streif läuft vom äußern Augenwinkel zur Seite des Halses. Das Vaterland ist Java. — Das Thier scheint allerdings mit der Civette prehensile von de Blainville, welche Desmarest in seine Mammalogie p. 315 nach einer in Bengalen gefertigten Abbildung beschreibt, wahrscheinlich dieselbe, welche General Hardwicke stechen ließ. Major Farquhar hatte sie mitgetheilt und zuerst in der asiatischen Societät zu Calcutta eine Abhandlung über das Thier vorgelesen. Wegen des Rollschwanzes könnte man dasselbe in die Gattung Paradoxurus versetzen, wie Fischer gethan hat. Unsre Abbildung findet sich unter den Nachträgen Tab. 78.

278. **Die gestreifte Genette.** Viverra fasciata Gmelin.

Franz.: Chat sauvage á bandes noires des Indes Sonnerat. Putois rayé de l'Inde Buffon. Genette rayée de l'Inde Fr. Cuv. — Syn. Viverra striata Desmarest. nicht das gleichnamige Thier von Shaw.

Kennzeichen der Art. Gelblichgrau unten blässer, mit 6 schwarzen Längsstreifen, Schwanz röthlich. Größe und Wuchs des Iltis.

Das Thier, wie es Sonnerat in Coromandel beobachtete und wie es Büffon und nach ihm Schreber abbildeten, scheint nicht genau so wieder beobachtet worden zu sein, wenigstens beschreibt Geoffroy seine Viv. fasciata nicht mit zusammenhängenden Streifen, sondern mit Fleckenreihen und Desmoulin sagt, daß Schrebers Abbildung nach der Einbildung (imaginaire) gemacht sei. Wir haben deshalb eine bessere Büffonsche gewählt. Das Thier im Pariser Museum hat übrigens eine blaßgelbe Grundfarbe, die Schnauzenspitze, Kinnlade und Stirn weißlichgelb, ganze Unterseite gleichartig graulichgelb, Schwanzspitze und Pfoten dunkelbraun. Man vergleicht sie mit der schwarzgeschwänzten, auch mit den javanischen Genetten.

*) Hier wird also der siebente an der Basis, welcher aus Flecken besteht, wahrscheinlich nicht mitgezählt.

279. 280. **Das listige Katzenfrett.** Bassaris astuta Lichtst.

Mexic.: Cacamiztli, Tepe Maxtlaton, Tepemaxtla Hernandez. Cacomixle Keerl. Franz.: Bassare russée.

Nur eine Art dieser Gattung, welche 6 Vorderzähne, 1 Eckzahn, 6 Backenzähne jederseits hat, wie Viverra, aber die hintern Backenzähne sind breit, auch wie Nasua, aber die Eckzähne sind kegelförmig abgerundet, die Beine blos zehenlaufend, die Krallen zurückziehbar. Das Gebiß betrachten wir unter den Characteren der Gattung.

Das Katzenfrett schließt sich in Wuchs nahe an die Genetten, mit denen es auch durch den geringelten Schwanz übereinkommt. Das vor mir stehende Thier ist 13 Zoll lang, der Schwanz 12 Zoll, worüber die Haare noch hinausragen. Der Kopf ist 3¾″, die Ohren 1″2‴ lang. Die Färbung und Zeichnung nähert sich der der Coatis. Die Nase nackt, Nasenspitze abgestumpft, Ohren mittelmäßig, schmaler und mehr oval als bei der Genette. Die Augen stehen zwischen Nase und Ohren fast in der Mitte und sind mittelgroß, der Leib schlank und der Schwanz lang und lang behaart. Die Beine sind Gangfüße, mit den Zehen auftretend, die 5 Zehen frei, die Sohlen kurz und feinbehaart, die Zehenballen aber nackt wie bei den Katzen, die Krallen sichelförmig, zusammengedrückt, sehr scharf und zurückziehbar wie bei den Katzen. Die Hauptfärbung ist ein dunkles braungrau über den Rücken hin mit längern, schwärzlichen Haaren untermischt, Wangen und Unterbauch gelblichweiß, auch neben den Augen ein weißer, hinten schwarz gerandeter Fleck, die Ohren wenig behaart, hinten weiß, der Schwanz schwarz mit 7—9 weißen Ringen, welche nach unten in ein V zusammenlaufen. Nase und Unterseite der Zehen ist schwärzlich, die Ballen hoch, von den Seiten zusammengedrückt und von zur Seite stehenden, weißem Borstenhaar ganz überwachsen. Die Wollhaare sind fein und dicht, zwischen ihnen liegen lange, etwas steifliche Haare, besonders auf dem Rücken, wodurch dieser sich bei dem Rückwärtsstreichen etwas rauher anfühlt, als bei den Genetten. Das Katzenfrett wurde bereits von Hernandez in Mexiko beobachtet, kam aber erst neuerlich in europäische Museen, wo Lichtenstein dasselbe als neue Gattung aufstellte. Das Gebiß stimmt der Zahl nach mit den Viverren, sowie mit den Nasenthieren überein, ist aber von beiden, wie oben angegeben, verschieden.

281. 282. **Der Zorill vom Cap.** Mephitis Zorilla Illig.

Cap Colonisten: Muishoud. — Franz.: le Zorille Buff. Putois du Cap Cuv. — Span.: Viverra Zorilla Schreb. — Mustele Zorilla Desmar.

Kennzeichen der Art. Schwarz, Flecken auf dem Kopfe und 4 vom Nacken auslaufende Streifen weiß, von diesen sind die beiden mittlern auf dem Hinterrücken am Innenrande ausgebogen, der Schwanz weiß.

Der Zorill ist von der Größe des Iltis, etwa 1′ lang, der Schwanz 9″ 6‴, die Haare aber 3″ über die Spitze hinausragend, Kopf zwischen den Ohren 2″ 5‴, der Nasenknorpel ragt 2‴ über, die Krallen der Vorderpfoten 7‴, die der Hinterpfoten 3‴. Der Bau ist gedrungener als der des Iltis, daher sieht das Thier kürzer und dicker aus. Das lange Haar ist glänzendschwarz, ein kleiner Fleck auf der Stirn, ein größerer zwischen Auge und Ohr und die vier Längsstreifen, die von einem gradlinigen Querabschnitt auf dem Nacken beginnen, sind weiß, der obere Streif 8‴, der untere 1 Zoll breit, der schwarze Mittelstreif, welcher sich über das Rückgrath hinzieht, ist auf dem Kreuz 2″ 3‴ breit. Die oberen weißen Streifen gehen

in die Seiten des Schwanzes über, dessen Rücken nur von der Basis aus schwarz ist, während alles übrige sich in weiß verläuft, die beiden untermischten Seitenstreifen verschwinden auf den Hüften. — Der Zorill lebt im Süden von Afrika, hat aber durch Verwechselung einen Namen erhalten, welcher in Mexico mehrern kleinen Raubthieren von ähnlichem Wuchs und ähnlicher Färbung und Zeichnung beigelegt wird. Zorilla als Diminutiv von Zoro (Fuchs) bedeutet Füchschen und so findet sich auch bei Schreber fälschlich Südamerika als Vaterland angegeben.

Der Zorill unterscheidet sich von den Marder- und Iltisartigen Thieren, Mustela, zu denen man ihn sonst auch gesetzt hat: durch seine stumpfere Schnauze, dadurch, daß er oben 2 und unten 3 falsche Backenzähne, übrigens dicke, stumpfe Grabeklauen hat. Auch in seiner Lebensweise hat er durchaus nicht die jenen Thieren eigenthümliche Behendigkeit, an welcher schon sein plumper Bau ihn verhindert, sondern lebt träger in seinen Erdlöchern unter Gesträuch und Bäumen oder in den Klüften der Felsen, von wo aus er sich Insecten, junge Vögel und kleine Nagthiere zur Nahrung verschafft, aber durchaus nicht mit jener Virtuosität zu erhaschen weiß, welche den genannten Thieren eigen ist. Die Colonisten am Vorgebirge der guten Hoffnung halten ihn hie und da unter obigem Namen in ihren Höfen und Häusern zu Vertilgung oder wenigstens Vertreibung der Ratten und Mäuse. Die Männchen verbreiten vorzüglich zur Paarungszeit den höchst unangenehmen Geruch, der ihre innige Verwandtschaft mit den Stinkthieren, der Gattung Mephitis, noch mehr rechtfertigt. Eine kleinere, noch nicht hinlänglich bekannte Art entdeckte Ehrenberg und nannte sie M. lybica.

283. 284. Der Zorill von Senegal. Mephitis Zorilla senegalensis.

Franz.: Le Zorille du Sénégal.

Kennzeichen der Art. Schwarz, Flecken am Kopf und vier sehr breit auslaufende, bogenrandige Streifen, nebst Schwanz weiß.

Das Thier wird wenigstens als Abänderung des vorigen betrachtet, mag sich aber vielleicht nach genauerer Beobachtung als Art unterscheiden lassen, da wir wissen, daß auch die verwandten amerikanischen Thiere einander so sehr ähnlich sind, daß ihre Unterscheidung lange zweifelhaft blieb. Der Zorill vom Senegal ist größer als der vom Cap, ich messe 16″, der Schwanz hält noch 9½″. Die ganze Behaarung ist weit länger, die Abweichung im Verlauf und Rundung der viel breiteren Streifen machen die Abbildungen deutlich, auch sieht man daraus, wie der ganze Wuchs des Thieres sich mehr zu dem des Iltis hinneigt, indem es mehr gestreckt ist und den Rücken mehr gebogen trägt.

285. Der Conepatl. Mephitis Conepatl (Viverra) Gm.

Mexic.: Conepatl Hernand. — Franz.: La Moufette Conepatl.

Kennzeichen der Art. Schwärzlich, zwei weiße Streifen verlaufen über den Rücken und von da über die Seiten des Schwanzes, eine weiße Linie längs über die Mitte des Kopfs.

Das wenig bekannte Thier soll in der Größe mit folgendem übereinkommen, Hernandez lernte es in Mexico kennen, man vermuthete aber, daß Azara's Thier, welches er Yaguaré nennt, zu derselben Species gehöre und nur eine Varietät mit we-

nigen deutlichen weißen Streifen sei, sowie derselbe auch wohl noch eine schwärzliche Varietät erwähnte. Von solchen Vermuthungen von Varietäten ist bei so schwer zu beobachtenden Thieren wenig Förderung der eigentlichen Kenntniß zu erwarten und es scheint besser zu sein, wie Lichtenstein gethan hat, die Formen die man hat, genau zu sondern. Aus dessen Bearbeitung lernen wir unsere Abb. 608 als Azara's Thier kennen.

Mit diesem Thiere beginnen übrigens die eigentlichen Stinkthiere, welche sich von den afrikanischen Zorillen noch unterscheiden. Sie haben unten 6 Schneidezähne, 2 Eckzähne und 10 Backenzähne, von denen 6 falsche Backzähne, 2 Reißzähne und 2 Höckerzähne sind, die Reißzähne sind durch eine Aushöhlung in zwei fast gleiche Hälften getheilt, die vordern haben drei in einem Dreieck stehende Spitzhöcker, die hintern deren zwei spitzige und dünne Höcker. In dem Oberkiefer sind vier falsche Backenzähne. Alle sind nächtliche, sehr verborgen lebende Thiere, leben von kleinen Thieren verschiedener Classen, von Honig und von Eiern. Den Namen Stinkthiere, Teufelskinder u. a. haben sie von dem wirklich abscheulichen Geruche erhalten, den sie zur Paarungszeit oder wenn sie aufgereizt werden, verbreiten. Er entspringt von einer ölig-schmierigen Substanz, welche sich aus Drüsen unter dem After absondert und durch den After ergossen wird. Unser Iltis hat dieselben Drüsen, aber doch weit weniger entwickelt. Der Gestank von den Stinkthieren ist so heftig, daß Kalm versichert, er versetze den Athem und ein Tropfen in das Auge gekommen, könne wohl Erblindung verursachen; aus den Kleidern ei der Geruch fast nicht zu vertreiben. Im J. 1749 kam in einer Winternacht ein solches Thier an den Pachthof, wo der Reisende wohnte, die Hunde lärmten und verfolgten es, sogleich verbreitete sich aber ein solcher Gestank, daß K. im Bett liegend, fürchtete ersticken zu müssen, die Kühe blökten aus allen Kräften. Gegen Ende des Jahres schlich sich ein anderes in den Keller. Eine Frau bemerkte nur die funkelnden Augen und erschlug das Thier, aber sogleich erfüllte dasselbe den Keller mit einem solchen Gestank, daß nicht nur diese Frau für mehrere Tage krank wurde, sondern auch Brod, Fleisch und alle übrige Victualien des Kellers dermaßen von demselben durchdrungen worden waren, daß man alles wegwerfen mußte. Daher kommt es, daß jedermann sich scheut diesen Thieren nahe zu kommen oder gar sie zu berühren. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß sie noch so wenig bekannt sind, und diejenigen Naturforscher, welche sich die Kenntniß der Arten durch Annahme vieler Varietäten zu erleichtern glauben, lieber nur eine einzige Art von Stinkthier annehmen, die verschiedenen von den Schriftstellern beschriebenen, als Abänderung betrachten möchten. So nennt Desmarest alle zusammen Mephitis americana und zählt nun die bekannten einzeln als Varietäten auf. Wir geben hier zuerst die von früheren Schriftstellern schon bekannt gemachten Arten und fügen dann auf Tab. 75. die neuerlich durch Lichtenstein unterschiedenen hinzu.

286. 287. Der Chinche. Mephitis Chinche Tiedemann.

Amerik.: Chinge Molina's? — Franz.: Chinche Feuillee. Buff. — Engl.: Mephitic weesel Shaw. — Syn. Viverra Mephitis Erxleben. Lin. Viv. mephitica Shaw.

Kennzeichen der Art: Schwarz, Rücken breit weiß, durch schwarze Längslinie getheilt.

Ist 16″ lang, kurz und dick gebaut, der Schwanz hat einigen bläulichen Schiller, zwischen den Ohren beginnt das Weiß, zieht hinter den Ohren quer über den

Hinterkopf, von wo aus diese Farbe über den Rücken bis zu den Seiten in den Schwanz verläuft, der dann gleichfalls ganz weiß ist, oder mit schwarzen Haaren gemischt. Auch auf Schulter und Hüften zeigt sich ein weißer Fleck. Abb. 267. kann eine Abänderung seyn, an welcher die weißen Binden schmaler, auf den Hüften sogar unterbrochen sind, und nicht in den Schwanz übergehen, der deshalb schwärzlich bleibt. Lebt in Chili, Louisiana u. a. — Vergl. Nr. 602. —

288. **Das chilesische Stinkthier.** Mephitis chilensis Geoffr.

Franz.: Moufette du Chili Buffon.

Kennzeichen der Art: Braunschwarz, von einem fast dreieckigen weißen Querflecken des Hinterhauptes gehen zwei gleichfarbige Binden aus, welche nach der Mitte des Rückens spitzig zulaufend verschwinden, der Schwanz sehr langhaarig weiß, mit schwarzbraunen Haaren gemischt.

Wurde von Dombey aus Chili an das Pariser Museum gesendet. Die Länge beträgt 17 Zoll, Kopf 3 Zoll, Schwanz 7 Zoll.

289. **Der Mapurito.** Mephitis Mapurito Lesson.

Franz.: Le Mapourito.

Kennzeichen der Art: Schwarz, ein weißer Streif beginnt oberhalb der Stirn, läuft über die Seiten gerade aus, das Ohr ist sehr verkürzt und die Spitze des keulenförmigen Schwanzes weiß.

Dr. Mutis, Leibarzt bei dem Vicekönig zu Sante Fé in Mexico gab die erste Notiz über dies Stinkthier. Er beschreibt es folgendermaßen: Die Länge ist 20 Zoll, der Schwanz 9 Zoll. Die Farbe des ganzen Körpers ist reinschwarz (nigerrimus color), oben mit zwei weißen Streifen gezeichnet, welche auf der Stirn breiter sind und daselbst vereint beginnen, dann sich verschmälern und bis zur Mitte des Rückens auslaufen. Der Schwanz ist schwarz mit weißen Spitzen. Der Kopf ist klein, die Schnauze lang, platt und stumpf, mit kleinen, runden, dicht an einander stehenden Nasenlöchern nnd einer dreifachen Reihe kurzer Bartborsten. Maulöffnung ist klein, die Zunge glatt, die Augen in der Mitte zwischen Ohren und Nase, klein, schief gespalten, dunkelbraun, Ohrenmuschel fehlt fast, bildet nur einen etwas erhabenen Rand um den Gehörgang. Der Mapourito ist um die Bergwerke in Mexico häufig und gräbt tiefe Höhlen in die Erde. In der Nacht soll er schnell herumlaufen und schnüffelnd seine Nahrung suchen, die in Regenwürmern, Käfern u. a. Insekten besteht. Man sieht aus der Beschreibung, daß das Thier, welches Mutis beschreibt, einen kürzern Seitenstreif gehabt hat als das von uns abgebildete, welches sich im Pariser Museum befindet.

290. **Der Skunk.** Mephitis Putorius Tiedem.

Franz.: Le Polcat. — Engl.: the Polecat. — Syn- Putorius striatus Briss. Viverra striata Shaw. Viverra Putorius Erxl.

Kennzeichen der Art: Schwärzlich mit 5 weißen Längsstreifen.

Größe eines Marders, der Kopf ist um die Backen breit, die Schnauze lang und dünn, Augen klein, Ohren klein und rundlich, Schwanz kürzer als Leib, Haare mäßig lang. Soll im nördlichen Amerika ziemlich häufig sein, lebt daselbst an öden und bewohnten Orten und kömmt in die Häuser, um seine Nahrung zu suchen, die in

Fleischwerk besteht, wo er vorzüglich junge Vögel tödtet und Eier aussäuft. Von Hunden angefallen zieht er sich zusammen, sträubt die Haare und verbreitet den diesen Thieren eigenthümlichen Gestank. Er gräbt und soll auch klettern, wirft seine Jungen in hohlen Bäumen und Erdhöhlen. Die Wilden sollen sein Fleisch genießen und aus dem Balge Tabaksbeutel machen.

Wir schließen hier die neuen Arten von der Supplementtafel 75 hier an.

600. Das weißrückige Stinkthier. Mephitis leuconota Lichtst.

Franz.: La Moufette à dos blanc.

Kennzeichen der Art: Größe eines Fuchses, von langstreckigem Bau; rüsselartig vortretende, oben unbehaarte Schnauze; Haar wenig lang, glänzend schwarz, von der Stirn fängt mit spitzem Winkel ein weißer Streif an, der sich über den ganzen Rücken fortsetzt und auch die Oberseite und Spitze des Schwanzes einnimmt.

Die Länge beträgt 2′, Schwanzruthe 1′, Kopf bis zwischen die Ohren 4″ 6‴, der unbehaarte Nasenknorpel 1″, Ohrrand 6‴, Vorderbeine vom Ellenbogen bis zur Zehenspitze 4″, Hinterbeine von der Ferse 2″ 9‴. Vorderkrallen 1″, Hinterkrallen 6‴. Breite des weißen Rückenstreifs in der Mitte 3″. Es ist die größte bis jetzt bekannte Art, sie zeigt auch im Gebiß die meiste Annäherung an die Vielfraße. Hr. F. Deppe entdeckte sie in Brasilien im Jahre 1825 am obern Lauf des Rio Alvarado. Lichtst.

901. Das halbweiße Stinkthier. Mephitis mesoleuca Lichtst.

Franz.: La Moufette demi-blanche.

Kennzeicheu der Art: Größe einer Katze, von mehr gedrungenem Bau; Schnauze rüsselartig, oben nackt; Haar lang, glänzend schwarz; vom Hinterkopf fängt mit stumpfem Winkel ein auf dem Rücken gleich-breiter weißer Streif an, der sich über der Schwanzwurzel auf die Hälfte einengt, dann aber über den ganzen Schwanz ausbreitet.

Länge 1′ 7″, Schwanzruthe 11″, Haare der Schwanzspitze 2″, Kopf bis zwischen die Ohren 3″, der unbehaarte Nasenknorpel 8‴, Ohrrand 3‴, Vorderbeine vom Ellenbogen bis zur Zehenspitze 4″, Hinterbeine von der Ferse 2″. Vorderkrallen 1″, Hinterkrallen 5‴. Der weiße Rückenstreif ist 4″ breit. Die Abbildnng ist nach einem jüngern, im Ganzen nur 22 Zoll langen Thiere gemacht. Die gegebenen Maaße beziehen sich aber auf ein völlig ausgewachsenes, das nur um 5 Zoll kleiner ist als M. leuconota. Dieser Umstand verbietet ungeachtet aller Aehnlichkeit, beide Thiere für einer und derselben Art gehörig zu betrachten. Auch streitet manches Abweichende in den Verhältnissen dagegen. Beide Exemplare stammen aus der Gegend von Chico in Mexico. Lichtst.

602. Der Chinga. Mephitis Chinga Tiedem.

Franz.: La Moufette Chinga.

Kennzeichen der Art: Größe eines Marders, von schmächtigem Bau; Schnauze wenig hervorragend, Haar lang, am Kopf, auf der Unterseite des Leibes, der Mitte des Hinterrückens und dem ganzen Schwanze glänzend schwarz; ein schmaler Streif auf dem Nasenrücken, der ganze Oberkopf, Oberrücken und die Seiten des Hintertheils bis über die Schwanzwurzel hinaus rein weiß.

Länge 1′ 3‴, Schwanzruthe 5″, Haar an der Schwanzspitze 1″ 9‴, Kopf bis zwischen die Ohren 2″ 8‴, überragender Schnauzentheil im trocknen Zustand 3‴

Ohrrand 3‴, Vorderbeine vom Ellenbogen bis Zehenspitze 2″ 6‴, Hinterbeine von der Ferse 2″, Vorderkrallen 6‴, Hinterkrallen 4‴. Breite des schwarzen Hinterrückenstreifes 1″ 8‴. — Dies ist die am frühesten bekannt gewordene, den Küstengegenden des gemäßigten Nordamerika am nächsten benachbarte Art, auf welche sich die meisten volksthümlichen, oft für andre gemißbrauchten Namen beziehen. Diese Art ist es auch wahrscheinlich, von welcher die Angaben über das Gebiß der Gattung Mephitis entlehnt sind, weshalb wir dasselbe bei den Kennzeichen derselben mit abbilden werden. Nur die beiden folgenden Arten gleichen dieser im Gebiß vollkommen. Lichtst. Also wohl dieselbe Art mit 286 und 287 doch aber mit einigen Unterschieden.

603. **Das halbschwarze Stinkthier.** Mephitis mesomelas Licht.

Franz.: La Moufette demi-noire.

Kennzeichen der Art: Größe einer Katze, von schmächtigem Bau; Schnauze wenig vorragend, Haar lang, glänzend schwarz; ein schmaler Streif über Nasenrücken und Stirn, ein breiter, der gradlinig abgeschnitten im Nacken anfängt und sich bald in zwei schmälere theilt, die den schwarzen Mittelrücken nahe begleiten, sich auch auf den Seiten des Schwanzes in größerer Breite fortsetzen, sind rein weiß.

Länge 1′ 7″, Schwanzruthe 9″, Haare an der Schwanzspitze 2″ 8‴, Kopf bis zwischen die Ohren 3″, überragender Schnauzentheil 4‴, Ohrrand 4‴, Vorderbeine vom Ellenbogen bis Zehenspitze 3″ 4‴, Hinterbeine von der Ferse 2″, Vorderkrallen 5‴, Hinterkrallen 4‴, der schwarze Rückenstreif in der Mitte 3″ breit, der weiße Seitenstreif 1″ 2‴. Ein Exemplar im Berliner Museum, mit der Angabe, es stamme aus Louisiana. Lichtst.

604. **Das langgeschwänzte Stinkthier.** Mephitis macroura Lichtst.

Franz.: La Moufette à queue longne.

Kennzeichen der Art: Größe eines Marders, von gestrecktem Bau, mit sehr langem Schwanz; Schnauze wenig hervorragend; Haar lang, glänzend schwarz; ein schmaler Streif über Nasenrücken und Stirn, ein breiterer, der geradlinig abgeschnitten im Nacken anfängt und sich in gleicher Breite, (doch nach hinten mit schwarzem Haar untermischt), über den Rücken und die Oberseite des Schwanzes fortsetzt, desgleichen ein schmaler Streif von der Schulter bis zum Kinn, und ein anderer vom Unterhalse hinab, rein weiß.

Länge 1′ 2″, Schwanzruthe 1′, Haare der Schwanzspitze 4″ 6‴, Kopf bis zwischen die Ohren 2″ 6‴, überragender Nasenknorpel (getrocknet) 2″, Ohrrand 5‴, Vorderbeine vom Ellenbogen bis Zehenspitze 2″ 8‴, Hinterbeine von der Ferse 1″ 9‴. Vorderkrallen 8‴, Hinterkrallen 4‴, der weiße Rückenstreif ist 1″ 4‴ breit, der weiße Seitenstreif 9‴ breit. Von dieser Art übersandte H. Deppe mehrere Exemplare aus den Gebirgsgegenden nordwestlich von der Stadt Mexico. Das Junge 605. in ganzer Länge kaum 1′ messend, zeigt die ganze Färbung des Alten und beweist, daß die Zeichnung zu den Artenkennzeichen dieser Gattung nothwendig mit zu Hülfe genommen werden muß. Lichtst.

606. 607. **Das schleierstreifige Stinkthier.** Mephitis vittata Lichtst.

Franz.: La Moufette à bandes.

Kennzeichen der Art: Größe der vorigen, gestreckt, mit langem Schwanz; Schnauze wenig vorragend; Haar glänzend schwarz, ein schmaler Streif über Nasen-

rücken und Stirn, drei ähnliche in gleicher Höhe vom Nacken ausgehend, zwischen den Schultern aber wieder verschwindend, ein breiter Seitenstreif, der vom Halse anfängt und sich bis in die Mitte des Schwanzes immer schmäler fortsetzt, so wie endlich die Schwanzspitze selbst rein weiß.

Länge 1′ 4″, Schwanzruthe 1′, Haar der Schwanzspitze 4″, Kopf bis zwischen die Ohren 2″ 6‴, überragender Nasenknorpel (getrocknet) 2″, Ohrrand 6‴, Vorderbeine vom Ellenbogen bis zur Zehenspitze 3″, Hinterbeine von der Ferse 1″ 10‴, Vorderkrallen 6‴, Hinterkrallen 4‴, der schwarze Raum zwischen den Seitenstreifen 3″ 6‴, die weißen Seitenstreifen 1″ breit. — Der Unterschied dieser Art von der vorigen liegt, außer den hier angegebenen Verhältnissen, hauptsächlich darin, daß der weiße Seitenstreif bei vittata sich gerade da befindet, wo bei macroura der schwarze Streif liegt, also ist die Zeichnung des Schwanzes bei beiden Arten die gerade entgegengesetzte. — Auch hier zeigt das Junge 607 die Festigkeit dieser Farbenvertheilung. Der Fundort dieser Art sind die südwestlichen Küstenstrecken Mexicos in der Gegend von San Matteo al Mar, an der Südsee. Lichtst.

608. **Der Yagouarée.** Mephitis suffocans Illig.

Franz.: Le Yagouaré Azara.

Kennzeichen der Art: Größe eines Marders, von gedrungenerem Bau; Schnauze weit überragend, oben nackt; Haar röthlichschwarz (fuchsig) ohne sonderlichen Glanz, eine Binde über den Scheitel, und zu beiden Seiten ein sehr schmaler Streif, der sich neben dem Rücken hinzieht, rein weiß.

Länge 1′ 6″, Schwanzruthe 6″, Haar an der Schwanzspitze 2″, Kopf bis zwischen die Ohren 3″, überragender Nasenknorpel 8‴, Ohrrand 1‴, Vorderbeine vom Ellenbogen bis Zehenspitze 3″, Hinterbeine von der Ferse 2″, Vorderkrallen 9‴, Hinterkrallen 4‴, Breite des weißen Seitenstreifes 4‴. — Don Felix de Azara hat diese Art unter dem Namen Yaguaré vollständig genug beschrieben; geringern Werth hat Büffons Beschreibung seines Coase, in welchem man doch leicht diese Art wieder erkennt und aus der mancherlei Verwirrendes unter den Artikeln Viverra Quasje und Viv. Vulpecula in die Namen-Verzeichnisse übertragen ist. Es ist bis jetzt die einzige Art von Stinkthieren, die wir aus Brasilien kennen, wo sie in den waldigen Höhen nicht selten zu sein scheint. An alten Exemplaren verschwindet der weiße Streifen zuweilen theilweise oder ganz, und zwar in der hintern Hälfte zuerst, was dem mürberen brüchigen Haar und dem Abreiben desselben beim Röhrenbau zuzuschreiben sein mag. Jüngere Individuen mit vollem Haarwuchs zeigen dagegen auch eine schmale Zeile weißen Haars, zu beiden Seiten des buschigen Schwanzes. Offenbar hat diese Art nähere Verwandschaft zu M. leuconota und mesoleuca als zu dem zuletzt beschriebenen. Lichtst.

291. **Der graue Ichneumon.** Herpestes griseus Desmar.

Franz.: Ichneumon gris Geoffr. Manguste Nems Buff. Mang. du cap. Cuv — Engl.: Caffrarian weesel Shaw. the Caffrarian Ichneumon Griff. — Syn. Viverra grisea Thunb.? Viv. caffra Lin. Viv. Ichneumon β. Schreb. Ichneumon griseus Geoffr. Mangusta grisea Fisch. — Capischer Ichneumon Pall. Schreb.

Kennzeichen der Art: Blaß aschgraulich, schwarz gemischt, unten weißlich; Kopf und Gliedmaßen dunkler, Schwanz zugespitzt.

Wird 13 bis 14 Zoll lang, der Schwanz etwa einen Fuß. Die schmuzig weißen Haare haben gegen ihr Ende hin schmale, braune Ringe. Die Ichneumons hatte man früher mit unter die Gattung der Zibetthiere aufgenommen, sie ähneln ihnen wohl im Gebiß und in der Rauhheit ihrer Zunge, auch darin, daß ihre Krallen halbzurückziehbar sind, sie zeichnen sich aber durch ihre dünne Schnauze, Kürze ihrer Unterlippe und besonders durch den Mangel des jenen eigenthümlichen Zibetapparates aus, anstatt dessen bei ihnen nur eine einfache weite Tasche, ohne Absonderungsdrüsen vorhanden ist. Ihr Haar ist lang, etwas kraus, härtlich und zerbrechlich, bei allen mehr oder weniger bunt durch Abwechselung von hellen und dunklen Ringen. Ihre Zehen sind halbverwachsen. Die Lebensweise ist etwa die der Iltisse, Frettchen und Wiesel. Sie leben in Asien und Afrika, gern in der Nähe des Wassers und werden den menschlichen Besitzungen eben so wie bei uns jene Thiere durch ihre Räubereien nachtheilig, indem sie zur Nachtzeit die Höfe besuchen. Sie ziehen aber auch gegen Ratten und Mäuse zu Felde und werden dadurch im gezähmten Zustande sehr nützlich. Ihre Thätigkeit und Behendigkeit in Verfolgung dieser Thiere ist außerordentlich. Das abgebildete Exemplar lebte in der Menagerie am Tower in London und vermochte in einem Raume von sechzehn Quadratfuß in anderthalb Minuten ein Dutzend Ratten zu tödten. Das Thier wird außerordentlich zahm, schmiegt sich dann an die, die es pflegen und läuft ihnen nach wie ein Hund. Es lebt in Südafrika.

292. Der egyptische Ichneumon. Herpestes Ichneumon Illig.

Arab.: Nems, Aeksch. — Griech.: ὁ ἰχνευμων (Spürthier.) Herodot. Arist. Engl.: the Ichneumon. — Franz.: Mangouste d'Egypte Cuv. — Syn. Mustela aegyptiaca Klein. Viverra Ichneumon Lin. Ichn. Egyptiae Tiedem- Ichn. Pharaonis Geoffr. Herpestes Pharaonis Desmar. Mangusta Ichneumon Fisch. — Pharaonsmaus, Manguste

Kennzeichen der Art: Die Haare sind dunkel kastanienbraun und weißlich geringelt, Beine und Schnauze schwärzlichbraun, ein pinselförmiger Haarbüschel am Schwanze schwarz.

Das Exemplar vor mir ist 23 Zoll lang, der Schwanz 20 Zoll, die Haare auf dem Rücken sind 3″ lang und wechseln die genannten Farben sechsmal, so daß die Basis weißlich ist, dann das Braun mit Grau folgt und die Spitze braun ist. Die Ringe der weißlichen Farbe sind schmäler oder kürzer als die braunen. Das Weibchen hat nach Ehrenberg 6 Zitzen. — Das Thier ist ungeachtet seiner Größe sehr furchtsam, schleicht immer an Furchen und Vertiefungen umher, in welchen es sich leicht verbergen kann. Immer geht es schnüffelnd einher und hat eine treffliche Spur. Er ist übrigens ein sanftes Thier, hört gezähmt auf den Ruf seines Herrn und liebkost ihn. Seine Nahrung besteht aus Ratten, Schlangen, Vögeln und Eiern. Er lebt in Aegypten und zieht sich nach der Nilüberschwemmung in die Dörfer, wo er die Hühnerhöfe besucht. Hier aber mit Füchsen und Schakals zusammentreffend, wird er oft diesen zur Beute. In Saïd soll er an der Tupinambis einen Feind haben, welcher eine gleiche Lebensweise führt und sich an denselben Orten aufhält. Wenigstens haben dies Geoffroy und Desmoulin wieder erwähnt, dagegen erklärt es Ehrenberg wohl mit mehr Wahrscheinlichkeit, für eine Fabel der Alten. Er säuft alle Eier aus, die er findet, so auch die der Krokodile. Seine Angriffe auf dies Thier sind indessen Fabel der Alten. Die Verminderung der Krokodileier war namentlich die Veranlassung weshalb die Egyptier das Thier im Tempel verehrten. Aristoteles und Strabo glaubten,

das Thier sei blos in Egypten zu Hause, es ist auch wahrscheinlich, daß bei der großen Anzahl von Arten die man jetzt kennt, manche früher mit demselben Namen bezeichnete von ihm verschieden sind. — Im Pariser Museum ist das Thier nur 21 Zoll, der Schwanz 18 Zoll, man hat daselbst noch einen Ichneumon major, welcher um ein Sechstheil größer ist, dessen Haare rothgelb und kastanienbraun geringelt sind, so daß jene Farbe vorwaltet, der Schwanz ist aber länger als der Leib, zugespitzt, nach der Spitze hin dunkler. Es ist die größte Art der Gattung, man weiß aber nicht woher sie gekommen und vermuthet, daß sie noch von Sonnerat herstammt. — Obigen Ichneumon traf Ehrenberg in der Ebene von Benisuef bei der alten Stadt Heracleopolis häufig an und sahe ihn auch in Häusern gezähmt.

629. (Taf. 78) **Der numidische Ichneumon.** Herpestes numidicus Fr. Cuv.

Barbaresk.: Tezerdea. — Franz.: Manguste d'Alger Fr. Cuv.

Kennzeichen der Art: Haare schwarz und rothgelb geringelt, Schwanzspitze schwarz.

Von der Größe des ägyptischen Ichneumons, aber von ihm unterschieden 1) durch einen weniger verlängerten Kopf, mit mehr gebogenem Vorderkopf. 2) Durch die angegebene Farbe der Haare. 3) Dadurch, daß der nackte Kreis um die Augen schmaler ist. Ein Pärchen dieser ganz neuen Art kam erst vor ein paar Jahren in die Menagerie nach Paris, welches sehr zärtlich beisammen lebt, so daß man sogar öfter die Paarung beobachtete, wobei das Weibchen wie eine Katze schrie. Sie schlafen um einandergerollt und sobald man sie trennt, legen sie durch ihre Unruhe das Verlangen an den Tag wieder beisammen zu sein. So scheint es, daß sie wohl auch in der freien Natur paarweise beisammen leben mögen, sie klettern sehr geschickt auf Bäume, was ihnen wahrscheinlich im wilden Zustande zur Aufsuchung der Vogelnester sehr zu statten kommt. Fr. Cuvier erhielt später auch ein ganz ähnliches Exemplar vom Senegal.

293. **Der Ichneumon von Malakka.** Herpetes malaccensis Fr. Cuv.

Franz.: Manguste de malacca Desmar.

Kennzeichen der Art: Schmuzig aschgrau, unten schwarz und weißlichgelb geringelt; Augenkreis, Ohren und Schnautzenspitze nackt etwas violet, Schwanz an der Basis dick, dem Leibe gleichfarbig, an der Spitze gelblich.

Wird 11 bis 15 Zoll lang, der Schwanz 10″ bis 1′. Die Rückenhaare sehe ich an unserm Exemplare 15 bis 16‴ lang, sie haben 5 schwarzbraune und 5 weit kürzere weißliche Ringe. Die Pupille ist horizontal länglich, die Nickhaut fehlt. Das Thier war auch hier lebendig, pflegte sich lang auszudehnen oder kurz zusammen zu ziehen und dann die dürren Haare zu sträuben. Es hatte wie alle Verwandte viel Sanftmuth gegen Menschen, war aber behend, wenn es galt ein kleines lebendes Thier zu fangen und sich zur Beute zu machen. Es lebt auf Malakka, bei Pondichery.

294. 295. **Der weißschwänzige Ichneumon.** Herpestes leucurus H. E.

Arab. Dongolanisch: Nims. — Barbarei.: Abu efen, Abu afn, Afnunga.

Kennzeichen der Art: Aschgraulich, über den Rücken schwärzlich, Nase blaß aschgrau, Beine (auch die Hinterbeine über der Pfotenwurzel) schwarzbraun, Schwanz bei den Alten weißlich, bei jungen Thieren nach dem Ende hin schwarz.

Erwachsen 1′ 7″ 7‴, Schwanzruthe 1′ 3‴, Haare der Schwanzspitze 3″ 3‴, Ohrrand 6‴, Vorderbeine vom Ellenbogen bis Krallenspitze 5″ 5‴, Hinterbeine vom Knie 8″, Vorder- und Hinterkrallen 6‴. Dieser Nims hat den Wuchs des Marders, die Iris ist gelb-ziegelroth, die Nasenknochen nicht gewölbt sondern platt. Die Nase selbst schwarz, die Nasenlöcher halbmondförmig. An den fünfzehigen Pfoten ist der Daumen kurz, gesondert, die Kralle aber an demselben vollkommen, die Sohlen lang, die hintere Hälfte behaart. Das Leibeshaar ist weicher und wolliger als das bei dem ägyptischen Ichneumon. Die längeren Haare sind alle zusammengedrückt und wellenbogig aschgrau, an der Spitze breit schwarz, daselbst steifer, in ihrer Mitte 3 bis 4, selten 5 mal gefleckt. Das ganze Wollhaar ist gekräußelt, fast einfarbig aschgrau. Die längsten Haare auf der Mitte des Schwanzes messen 2″ 9‴. Die Haare auf dem Hintertheile an der Basis des Schwanzes, bei dem ägyptischen Ichneumon außerordentlich lang, sind hier weit kürzer. Die Schnauze ist mit vielen Schnurren und Borsten umstellt. Die ächten Schnurren stehen auf der Oberlippe beiderseits etwa in vier Reihen und sind nach hinten gerichtet. Außerdem sind noch vier kleine Borstenbüschel vorhanden, einer auf den Schläfen, einer an der Kehle, einer über den Augen und der vierte auf den Wangen, nächst dem Maulwinkel. Nirgends sind die Borsten länger als einen Zoll, alle schwarzbraun und wenig auffallend. Bei dem Ichneumon scheinen die Schläfenborsten zu fehlen, die übrigen sind vorhanden, aber kleiner. Der Afterbeutel ist auch einfach und schließt in seinem Grunde den After selbst ein. Der Geruch ist nicht sehr stark und nicht sehr wiedrig. Gereizt wird das Thier bös und beißt auch Menschen. In diesem Zustande richten sich die Schwanzhaare auf, so daß man den Schwanz dann mit einem Equisetum oder Schachtelhalm vergleichen kann. Auf den Zungenwarzen stehen halbcylindrische, abgestutzte, hornartige Plättchen, welche hart und $\frac{1}{3}$‴ lang sind. Das Weibchen gleicht dem Männchen in Färbung und Größe, Es hat 4 Bauchzitzen. Ein Junges von 10″ Länge unterschied sich nur durch die Farbe des Schwanzes, wie oben erwähnt. Die Ohren erschienen breiter, denn sie waren schon so groß wie bei den Alten. Hemprich und Ehrenberg, die Entdecker dieser Art, erlegten in Dongola bei Embukohl drei Exemplare. Zwölftausend Schritte vom Nil hatten sie sich Höhlen gegraben und man fand in ihrem Kothe die Ueberbleibsel von Käfern. Doch verschmähen sie sicherlich auch die Nahrung nicht, welche die andern Arten lieben. In der Wüste besteht ihre Speise außer den Käfern (Pimelien) auch aus Feldmäusen (Meriones) und aus Flughühnern (Pterocles), seltener mögen sie Straußeneier genießen. Ehrenberg zweifelt, daß der Nims aus so großer Entfernung zum Nil gehen und Krokodileier aufsuchen sollte. Gezähmt traf er diese Art nicht an.

296. Der javanische Ichneumon. Herpestes javanicus Desm.

Javan.: Gagarangan. — Franz.: Mangouste de lava. — Syn. Serpenticidas. Moncus Rumph. — Mustela glauca Linn. amoen.? Viv. Manguste Zimmerm. V. indica β. Lin. Ichneum. javanicus Geoffr. Mang. javanica Horsf.

Kennzeichen der Art: Braun-schwärzlich, die Haare mit röthlichbraun wechselsweis geringelt, Kopf, Rücken und Beine dunkler; Schwanz verdünnt.

Diese Art steht ausgestopft vor mir, sie ist nur 10 Zoll lang, der Schwanz 8 Zoll, die Haare an den dunkeln Stellen sind einfarbig schwarzbraun, nicht geringelt. Mr. Diard

brachte sie von seiner Reise die er mit Duvaucel zur Untersuchung von Sumatra anstellte lebendig mit. Sie ist so zahm wie eine Hauskatze und läßt sich sehr gern liebkosen. Man findet sie nicht nur auf Java sondern auch in einem großen Theile von Ostindien.

297. Der Mungo. Herpestes Mungo Desmar.

Malabar.: Chiri, Chiré, Kirpelé. — Bengal.: sunsa. — Ceylonef.: Quil, Quispele. — Perf.: Kurma. — Portug. und Ind.: Mungo. — Franz.: Le Moungo, Mangouste l'Inde Buff. Mangouste à bandes Fr. Cuv. — Syn. Viv. Mungo Kämpf. Viv. Ichneumon Schreb. Herp. fasciatus Desmar. Mangusta Mungo Fisch.

Kennz. der Art. Dunkelbräunlich mit 12 bis 13 schwarzbraunen Querbinden über den Rücken, mit ebenso vielen röthlichen wechselnd.

Wuchs des Iltis. Nur 9 bis 10 Zoll lang, der Schwanz 7 Zoll, nicht buschig, sondern kurzhaariger als bei andern, fast wie der des Känguruh, die Kehle röthlichgelb, Pfoten und Schwanz dunkelbraun, schwärzlich. Kämpfer nnd P. Vincent-Marie berichten, daß der Mangue die Schlangen unablässig verfolgt, er lebt in Indien und auf den Sundischen Inseln. — Pallas beschreibt seinen Mungo folgendermaßen. Größer und fast schlanker als der Iltis. Um das Maul rostgelb; übrigens ist der ganze Körper eigentlich dunkel rostgelb, aber wegen der längern, schwarz und weißen Haare zierlich grau melirt. Das Ende der Beine und des Schwanzes ist schwarz, dieser dick, nach dem Ende hin verdünnt. Die Vorderzähne ausgeschweift, beiderseits der äußerste etwas größer, kegelförmig. An den Vorderpfoten die beiden Mittelzehen größer, der Daumen kurz. Hinter den Geburtstheilen findet sich ein Beutel mit schmieriger Feuchtigkeit. Im südlichen Persien, leicht zähmbar, wird in den Provinzen am kaspischen Meere und Georgien als Hausthier gehalten und über Astrachan, bis nach St. Petersburg gebracht. Man hält das Thier in den Zimmern, es ist sehr nett und reinlich und fängt nicht nur Mäuse und tödtet mit Leichtigkeit Wanderratten, sondern fürchtet sich auch nicht vor Schlangen. Es bewegt sich überaus behende, und zwängt sich in die engsten Räume hinein. Es schlürft gern Eier aus, leckend, wie es säuft. Wenn man es böse macht, so läßt es ein anhaltendes Knurren hören. Pallas entscheidet nach dem Originale welches zur Zeichnung diente, daß Ichneumon s. vulpecula ceylanica Seba thes. I. t. 41. hierher gehört.

298. Der Vansire. Herpestes Galera Desmar.

Madagask. Vohang-Shira. — Franz.: Vansire, Atylace Fr. Cuv. — Engl.: Guinea weesel, Madagascar weesel Pennant. the Guinea fox Brown. the Galera Griff. — Syn. Viverra Galera Shaw. Ichneumon Galera Geoffr. Mustela Galera Erxleb. Mangusta Galera Fisch. Atilax Galera Fr. Guv.

Kennz. der Art. Ohne Tasche, Zehen unverwachsen (eigne Gruppe: Atilax), gesättigt dunkelbraun, gelblich punktirt, Schwanz verdünnt, gleichförmig dicht behaart.

Das vor mir stehende Thier ist 21 Zoll lang, der Schwanz 11 Zoll. Außerdem beschreibt man es kleiner, nur 1 Fuß lang und den Schwanz 7 Zoll, Fr. Cüvier sein Thier 18″, der Schwanz 12″, die mittlere Höhe 8″. Das Thier ist selten und noch wenig bekannt. Buffon beschrieb ein Fell. Geoffroi spricht blos vergleichend von diesem Thiere und den Ichneumons und Mardern, in der That ist aber die Aehnlichkeit mit den übrigen Ichneumons so groß als die dieser Arten unter sich selbst. Dauventon giebt an, daß der Vansire weniger Backenzähne habe als die Ichneu-

mons und Geoffroi findet die Hirnschale im Verhältniß zu der jener Thiere mehr aufgetrieben und breiter. Das Wollhaar ist dick, braun, das Seidenhaar im Vergleich mit dem der vorigen weniger zahlreich und ganz schwarz, nur um die Schnauze und den Hals mit einem weißen oder braunen Endringe. Die Unternase, die Lippen und der Augenring ist fleischfarbig, das Auge hell kastanienbraun. Es ist bedeutungsvoll daß auch dieses Thier auf Madagaskar, in jenem Wunderlande lebt, welches die Uebergangsformen der afrikanischen Natur hervorbringt.

630. (Taf. 78.) Steadman's Hundsfrett. Cynictis Steadmanni Ogilby.

Franz.: Le Cynicte de Steadmann, Mangouste rouge. — Engl.: Cynictis W. Ogilby, on the zoological characters and description of a new genus of Carnivora called — Linnean or zoological Transact. 1833.

Kennz. der Art. Man kennt nur eine Art, diese ist Herpestes ruber Desmarest. Ichneumon ruber Geoffr.

Das kleine Thier stellt eine Gattung als Bindeglied zwischen die Civetten und Hunde von der einen hat es die Organe der Ernährung (of mastication) von der andern die der Bewegung und fällt mit Proteles als zweites Mittelgenus dazwischen. Cynictis steht zwischen Hund und Ichneumon, mit letzterem hat es große Aehnlichkeit in der äußern Gestaltung, der Name mag darauf hindeuten, die Beine sind hoch, vollkommen zehenläufig, die Zehen lang, vollkommen getrennt, die Klauen lang, krumm, mäßig scharf, wie bei Herpestes und Rhyzaena. Kopf und Leib ähneln ebenfalls, in Hinsicht auf die Zehen steht aber Cynictis in der Mitte zwischen beiden, denn sie hat 5zehige Vorder- und 4zehige Hinterpfoten, wie dies nur bei Proteles unter den ähnlichen Gattungen wieder vorkömmt. Der Daumen der Vorderpfoten steht weit höher als die andern Zehen, so daß er wie bei den Hunden den Boden nicht berührt. Die hintere Ferse steht sehr hoch und ist so wie die Mittelpfote (metatarsus) ganz behaart, und die Zehenballen sind nackt und schwarz. Dieser Theil des Fußes erscheint in kleine Höckerchen getheilt und eins findet sich innerseits am Vorderfuß, beträchtlich höher als die andern und bei dem gewöhnlichen Laufen den Boden nicht berührend, wahrscheinlich wie bei Hunden und Katzen u. a. im Springen und in heftigen Bewegungen durch seine Elasticität den Druck abwendend. Die Klauen sind an der Basis sehr zusammengedrückt, nach der Spitze hin breiter werdend und löffelartig ausgehöhlt. Im Gebiß ähnelt sie am meisten den Civetten.

38 Zähne
- 20 oben
  - 6 Schneidezähne
  - 2 Hundszähne
  - 12 Backzähne
    - 6 falsche
    - 2 Reißzähne
    - Höckerzähne (tuberculoses).
- 18 unten
  - 6 Schneidezähne
  - 2 Hundszähne
  - 10 Backzähne
    - 6 falsche
    - 2 Reißzähne
    - 2 Höckerzähne.

Dies kommt am meisten überein mit den Viveren im Allgemeinen und mit Herpestes insbesondere, mit dem Unterschiede, daß bei Cynictis der unausgebildete falsche Backzahn der untern Kinnlade fehlt, und der in der Oberkinnlade den Hundszahn berührt. Herpestes hat unausgebildete falsche Backzähne in beiden Kinnladen und 5 Zehen an allen Pfoten.

Der Wuchs unterscheidet die Gattung von allen Verwandten. Der Kopf ist kurz, gegen die Augen hin verschmälert, zusammengezogene Stirn, kleine nackte Schnautze durch eine Furche getheilt. Die Ohren sind kurz, elliptisch, innerseits nackt, vorwärts gerichtet, der Leib lang, schlank, der Schwanz buschig, zwei Drittel der Körperlänge messend der ganze Habitus dem eines Ichneumon nicht unähnlich. Die Schläfengruben trennt ein deutlicher Knochenrand von den Augenhöhlen.

Leibeslänge 1′ 6″ — Schwanz 1′ — Kopf bis zum Ohr $2\frac{1}{2}$ — Ohr $\frac{3}{4}$ — Dessen Breite $1\frac{1}{4}$ — Schulterhöhe 7 — Kreuzhöhe $7\frac{1}{2}$ engl. Zoll.

Das Haar ist fein fast wie Hundshaar, glatt und dicht, nur am Schwanze buschig, überall fuchsfarbig, Kopf und Gliedmaßen so wie der Rücken dunkler, auf den Backen, im Nacken, an den Seiten und am Schwanze durch die grauen Haarspitzen silbergraulich melirt. Brust, Bauch und Beine einfarbig fuchsroth. Die Schwanzspitze ist zwei Zoll lang weiß, die Leibeshaare sind nicht geringelt wie bei Herpestes und Suricate, auch feiner, mehr pelzartig. Das Thier steht höher auf den Beinen als ein Ichneumon und ist weit bestimmter zehenläufig, der Kopf kürzer und weniger spitz.

Das Exemplar kam aus der Gegend von Uytenhagen an der Gränze des Caffernlandes.

Sparmann scheint vol. II. p. 184 (engl. edit.) das Thier zu erwähnen, er sahe es am Fish river ohne es zu bekommen. Auch in Barrows travels vol. I. p. 185. kommt es vor bei Comdebo an der Ostgränze der Cap-Colonie. Die Colonisten nannten es Meer-kat, ein Name den sie aber auf ziemlich viele Thiere anwenden.

299. Der Mango, Mangue. Crossarchus obscurus F. Cuv.

Franz.: le Mangue.

Kennz. der Art. Nur eine wirkliche Art dieser Mittelgattung zwischen Ichneumon und Surikate.

Länge 1′, Schwanz 7″, Kopf 3″ 6‴, mittlere Höhe 5″. Im Wuchs und Ansehn den Ichneumons sehr ähnlich, doch ziemlich untersetzten Baues, der Kopf mehr gerundet, die Schnautze länger, dadurch der Surikate ähnlicher, auch so wie diese auf die Sohle auftretend, und mit ähnlicher Aftertasche versehen, aber die Zehen, Nägel und Geburtstheile wie bei den Ichneumonen. Das Gebiß hat die Zahl der Zähne wie bei der Surikate: 6 Vorderzähne, 2 Eckzähne, 10 Backzähne in jeder Kinnlade, die Form derselben ist ganz die wie bei den Ichneumonen. Der Schwanz ist an der Seite zusammengedrückt, weniger lang als bei den Ichneumons, das Thier trägt ihn nie schleppend sondern nach unten gekrümmt. Die Augen haben eine runde Pupille und eine Nikhaut. Die Nase ist über einen halben Zoll rüsselartig über die Kinnladen verlängert und sehr beweglich, trägt an ihrem Ende die Nasenlöcher, welche einigermaßen denen der Hunde ähneln. Die Ohren sind klein, abgerundet und ausgezeichnet durch zwei Läppchen, wie Plättchen welche in der Mitte der Ohrmuschel hervortreten und daselbst übereinanderliegen. Die Zunge hat auf ihrer Mitte hornartige Wärzchen, an den Rändern ist sie glatt; sie ist frei ausstreckbar und einer bedeutenden Verlängerung fähig. Beide Haarkleider sind ziemlich grob, das Wollhaar häufig, das Seidenhaar weit länger, bedeckt jenes fast ganz, ist zum Theil 8‴ lang. Der Schwanz scheint nur oben und unten damit besetzt, von den Seiten aus sind die Haare abgewendet, vielleicht weil das Thier sich so legt, daß es ihn von der Seite drückt. Das Leibeshaar ist übrigens struppig, was man sonst nur bei kran-

ken Thieren bemerkt. Hier ist es eine Eigenheit im gesunden Zustande. Der After liegt unten in der Tasche, welche dem Schwanze nahe ist, sie hat eine Art Schließmuskel so daß man gewöhnlich nur den After zu sehen glaubt, öffnet man sie, so zeigt sie sich fast wie eine Erdbeere und entfaltet sich dann zu einem bedeutenden Umfange. Sie sondert eine stinkende Salbe ab, von welcher das Thier durch Reiben sich entledigt. — Das zierliche Thier lebte in der Menagerie am Pflanzengarten in Paris, war zahm wie ein Hund und empfing die Liebkosungen dankbar. Es hielt sich sehr reinlich, kämmte und ordnete oft sein Haar und hielt sich ein besonders reinliches Schlafplätzchen. In einem besondern Winkel setzte es immer seine Ausleerungen ab. Es fraß Fleisch. Man hatte es aus Westafrika erhalten, wahrscheinlich südlich von Gambia aus. Man behielt den Namen bei den ihm die Matrosen gegeben hatten.

300. Der Coase. Crossarchus? Coase.

Franz.: Le Coase Buff. — Syn. Ryzaena? Coase Fisch.

Eins von den zweifelhaften Thieren Buffons und Schrebers. Es wird beschrieben 16 Zoll lang, der Kopf ist lang, hinten breit, vorn in eine spitzige mit hervorragender Nase versehene Schnautze verdünnt, der Leib lang, ausstreck- und zusammenziehbar, Ohren kurz, rundlich an den Kopf angedrückt, Schwanz kurz, Beine niedrig, auf den Fersen auftretend, Vorderpfoten mit 4, Hinterpfoten mit 5 Zehen. Die Farbe ist ein sehr glänzendes, dunkles Castanienbraun, welches auf dem Kopfe mit grau vermischt ist. Die Bartborsten sind schwarz. — Schreber setzte das Thier aus Virginien gewiß fälschlich mit dem mexikanischen Yzquiepatl zusammen. Die wahrscheinlichste Ansicht scheint mir die, daß jenes wohl zu Mustela vison 325. und dieses zu Mephitis suffocans 608. gehöre.

301—303. Der Zenik, Surikate. Ryzaena Zenik (L. Gm.)

Afrik.: Zenik Sonnerat. — Franz.: Suricate Buff. — Engl.: the Surikate Griff. — Syn. Viverra tetradactyla Pall. Viv. Suricatta Erxleb. Viv. Zenic L. Gmel. Suricata capensis et S. viverrina Desmar. Ryzaena capensis Lesson. Ryz. Suricata Fisch. — Der vierzehige Rüsselträger Schreb. — Ryzaena Illiger.

Kennz. der Art: Nur eine in der Gattung, welche sich durch vierzehige Pfoten aller Beine vorzüglich auszeichnet.

Wird 1′ lang, der Schwanz 6″, nach Lesson ist das ganze Thier nebst Schwanz 3′ 10″ lang. Man kannte das Thier bis auf die neueste Zeit wenig, und nur erst dann wurde es möglich ein Exemplar welches die Menagerie am Pflanzengarten in Paris durch Baron Des Ecotais erhielt, lebendig zu beobachten. Man mag den Zenik im Aeßern etwa mit Iltis und Frettchen vergleichen, dann steht er auch den Ichneumons nahe. Illiger stellte zuerst in seinem Prodromus p. 134 die Gattung Ryzaena: Schnarrthier (von ῥύζειν, hirrire, knurren, murren, wie ein Hund) auf. Das Gebiß hat 36 Zähne, in jeder Kinnlade 6 Schneidezähne, 2 Eckzähne und 10 Backenzähne, von denen die beiden ersten falsche, der erste der kleinste ist. Die Zunge hat hornartige Wärzchen, der Rüssel ist spitzig, die Ohren klein und abgerundet, die Krallen sind lang und gekrümmt. Eine Tasche findet sich fast wie die der Ichneumons in der Nähe des Afters, der Schwanz läuft spitz zu, das Haar ist hell und dunkel geringelt, so erscheint das Fell weiß, gelblich, bräunlich und schwarz gemischt. Die Untenseite ist nebst den Beinen gelblich, der Schwanz an der Spitze schwärzlich, Nase, Augenkreis und Ohren, so auch

der Vorderkopf bräunlich. Der Zenik lebt in Südafrika von kleinen Thieren und Eiern, sein Urin ist sehr übelriechend. Die Pfoten treten fast mit der ganzen Sohle auf, das Thier kann sich auch auf den Hinterbeinen aufrecht halten, und thut dies bisweilen um in die Ferne zu lauschen, oder wenn es Nahrung in den Vorderbeinen trägt. Sein Geruch ist wahrscheinlich der bei ihm am meisten ausgebildete Sinn, es schnüffelt in alle Spalten und Winkel, findet es etwas auffallendes so wird es mit der Vorderpfote gefaßt, immer wieder herumgedreht und berochen und dann nach Befinden verzehrt. Es nimmt Würmer, Insecten u. a. kleine Thiere an, auch süße Früchte, obwohl es diesen die animalische Nahrung vorzieht. Es säuft leckend, sehr gern Milch. Es leidet nicht vom Lichte, sieht aber auch in der Nacht. Das Gehör scheint nicht bedeutend, das Gehirn ist aber bedeutend entwickelt und die Zähmbarkeit des Thiers groß. Es findet sich sehr leicht in seine Verhältnisse und weiß in wie weit es diesen zu vertrauen hat. Es läuft wie eine Katze im Hause herum in dem es wohnt und verläuft sich nicht, es ist empfänglich für Zuneigung und Haß, kennt die Personen die es pflegen, zeigt Anhänglichkeit an sie und läßt sich gern von ihnen liebkosen. Wer ihm aber Leid zufügte den merkt es sich wohl und rächt sich so oft es kann. Abb. 301 stellt das junge Thier der Pariser Menagerie dar, welches nur 10″ 3‴ lang war, der Schwanz 7″ 1‴, der Kopf 3″, Schulterhöhe 6″ 1‴, Kreuzhöhe 6″ 4‴, 302 ist Büffon's Abbildung und 303 ist die von Sonnerat, wahrscheinlich nach einem ganz alten, vollkommen ausgefärbten Exemplar.

626. Der wilde Kleinbeutler. Cryptoprocta ferox Bennet.

Franz.: La Cryptoprocte feroce. — Engl.: Notice of a Mammiferous animal from Madagascar, constituting a New Form among the Viverridous Carnivora. By E. T. Bennet Esq. zool. transact. p. 137.

Kennz. der Art. Nur eine bekannt.

Mr. Telfair, Präsident der naturforschenden Gesellschaft auf Mauritius sendete das Thier nach Madagaskar. Die Cryptoprocta hat die rauhe Katzenzunge, die 2 höckrigen Backenzähne in der Oberkinnlade und die übrigen Kennzeichen, durch welche sich die Civetten einerseits von den Katzen, andernseits von den Hunden unterscheiden. Die Krallen sind an allen Pfoten zurückziehbar, an den Vorderbeinen scharf an der Spitze und den Schneiden. Sie kommt darin mit Paradoxurus überein, auch sind die Sohlen nackt und die Zehen meist bis gegen ihr Ende mit Verbindungshaut versehen. Von Paradoxurus unterscheidet sie sich aber durch ihr kurzes, glattes, angedrücktes Haar, wodurch sie ein ganz andres Ansehn erhält. Der dünne, walzige Schwanz ist rund herum gleichmäßig behaart, kann sich also wahrscheinlich nicht so rollen, wie der jener Gattung. Auch findet sich ein rundlicher Beutel am After, welcher dieser Gattung fehlt. Der Beutel mißt einen halben Zoll und hat einen mäßig starken Geruch. Mit seinem Hinterrande steht er weiter vom After ab als mit dem vordern, und die andere Kante verbindet sich mit dem After.

Der Leib ist schlank, die Beine robust und mittelmäßig lang, der Kopf etwas länglich, die drüsige Schnautze klein, die Augenbrauen mit dunklen Seitenbogen, die Schnurren zahlreich und steif, die längsten länger als der Kopf; Augen ziemlich klein, über dem Maulwinkel; Ohren sehr breit, abgerundet, am Hinterrande eine Falte, dabei eine oder ein paar Buchten, auch innerseits bis an den Gehörgang behaart; der Nacken schlank, Vor=

derbeine etwas länger als die Hintern; Schwanz so lang als Leib, scheint an der Spitze verletzt, reicht rückwärts gelegt bis zu den Ohren, ist vollkommen walzig und gleichartig behaart. Die Sohlen der Vorderpfoten sind nackt, bis zur Pfotenwurzel, an den Hinterpfoten nur bis zur Ferse. Jede Pfote trägt 5 zurückziehbare Krallen, die vordern sind spitzig und scharfkantig, zusammengedrückt, gekrümmt, kurz und denen der Katzen ähnlich, die hintern sind breiter, zusammengedrückt, wenig gebogen und stumpf. Die Zehen sind bis gegen die Spitzen verbunden, vorn ist die mittelste am längsten, die beiden seitlichen sind wieder ziemlich gleich und wenig kürzer, die äußersten noch kürzer, auch einander ziemlich gleich; hinten ist die dritte und vierte Zehe ziemlich gleich und etwas länger als die zweite und fünfte, der Daumen beträchtlich kürzer.

Die Färbung der ganzen Ober= und Unterseite ist lichtbräunlichroth, dies entsteht aus einer Mischung von braun und strohgelb, mit welcher Farbe die Haare schmaler oder breiter geringelt sind; Bauch und Zwischenfelder der Beine sind weniger dunkel, da die Haare hier mehr einfarbig sind. Die Haare sind kurz, glatt, leicht gekräuselt, und fühlen sich sanft an; am Leibe und Schwanze $\frac{3}{4}$ bis 1 Zoll lang, nach dem Kopfe und den Gliedmaßen hin kürzer. Die Schnurren sind schwarz an der Basis und werden heller nach der Spitze. An der Basis der Ohren ist außen das Haar länger und etwas dunkler, aber kürzer und dünner an der Spitze. Der Vordertheil der Innenfläche hat einen Büschel längerer Haare.

Körperlänge $13\frac{5}{10}$ Zoll engl. Maas. Schwanz (verstümmelt?) $11\frac{5}{10}$. Kopf $3\frac{3}{10}$. Größte Schnurren. $3\frac{5}{10}$. Ohr $1\frac{5}{10}$. Dessen Breite $1\frac{4}{10}$. Kopf zwischen der Ohrbasis $1\frac{7}{10}$. Nacken $2\frac{2}{10}$. Oberarm (arm) 2. Vorderarm (fore-arm) $2\frac{2}{10}$. Vorderpfote bis zur Mittelklaue $1\frac{7}{10}$. Schenkel $2\frac{6}{10}$. Bein (Lauf) $2\frac{7}{10}$. Hinterpfote bis zur Mittelklaue $2\frac{5}{10}$.

Im innern Bau kömmt er sehr mit den Katzen überein. Die Zähne waren bei den untersuchten Individuen nur ausfallende, folglich nicht geeignet zu bleibenden Kennzeichen. Oben: 6 Schneidezähne, die vier mittlern klein, ihre Kronen inwendig flach und etwas quer eingedrückt, die äußersten breiter und sehen außen den Spitzzähnen ähnlich, sie haben nach innen Fortsätze; die Spitzzähne stehen von ihnen ab und ragen über jene hinaus, sie sind nach hinten gekrümmt. Gleich neben ihnen folgen zwei falsche Backzähne, der erste ziemlich walzig, mit einem kleinen Fortsatze nach außen und hinten, der zweite hat eine schlanke längliche Krone und zwei Wurzeln. Ein Raum von der Länge des zweiten Backzahnes folgt nun vor dem dritten welcher breit ist und drei längs gestellte Spitzhöker hat; der vordere derselben hat hinten einen kleinen Fortsatz, der zweite doppelt so lang als der vorige, ist einfach und etwas nach hinten gerichtet, der dritte bildet einen Querhügel, sein Mittelhöker ist an der Basis etwas nach innen verlängert aber ohne Fortsatz. Der vierte Backzahn legt sich an den dritten und ist unregelmäßig dreieckig, sein äußerer und breitester Theil ist flach, der innerste kleiner und beträchtlich niedriger in der Krone. Hinter ihm ist eine Höhle im Kinnbacken, worin wahrscheinlich die Anlage zu einem fünften oder zweiten Höckerbackzahne. In der Unterkinnlade sind die 6 Schneidezähne ziemlich gleichlang, die äußern derselben spitzig. Die Spitzzähne schließen sich an, sie sind mehr als doppelt so lang, unten stark und breit, nach oben verschmälert und etwas rückwärts gekrümmt. Es folgen zwei falsche Backzähne dicht aneinander, denen des Oberkiefers ähnlich und nur durch kleine Lücken von den Spitzzähnen vorn und vom dritten Back=

zähne hinten getrennt. Dieser dritte ist vierspitzig. Die Spitzhöker stehen längs, der erste ist klein und kurz, wenig höher als der zweite falsche Backzahn, der zweite stärker und doppelt so lang als der erste, der dritte stimmt wieder mit dem ersten überein und ist durch eine Kerbe vom vierten getrennt, welcher klein und niedriger ist. Der vierte Backzahn hat auch 4 scharfe Höker, die beiden ersten sind stark und schneidend, der zweite ist der breiteste und hat hinter sich und etwas nach innen den dritten, welcher klein und spitz ist; der vierte gleicht dem vierten Höker des dritten Backzahnes. Eine Verdickung der Knochen hinter diesem Zahne läßt einen fünften eingeschlossenen vermuthen.

Telfair erhielt das Thier aus den innern südlichen Gegenden der Insel Madagaskar, auf Mauritius hatte es noch niemand gesehen. Er sagt es sey das wildeste Thier welches in dieser Größe existire, seine Bewegungen und Kraftäußerungen sind die eines Tigers, und es ist eben so blutdürstig und zerstörungssüchtig als dieser. Seine Muskelkraft war groß, die Muskeln der Beine vorzüglich voll und dick. Er hatte es einige Monate lebendig. Bennet glaubt noch es könne dies Thier mit Paradoxurus aureus *Cuv.* — vgl. unser Abb. 627. — einerlei seyn, dieser habe nur den Beutel übersehen. Mem. mus. IX. p. 46. t. 4. Fig. inf. Farbe, Gestalt und Verhältnisse scheinen dieselben. Cuviers Thier war jung, doch findet sich ein noch jüngeres im Museum der Zoological Societ.

304—306. Das Rollschwanzthier. Paradoxurus Typus Fr. Cuv.

Malabar.: Pounougou-Pouné. — Franz.: Pougouné, la martre des palmiers. — Engl.: the Paradoxurus. — Syn. Viverra Genetta, Musang. Sapulut Raffles. Genette du Cap de bonne espérance Buff. suppl. VII. pl. 58. Genette de France Buff. Viverra nigra Desmar. Viverra paradoxura Less. — Palmenmarder.

Kennz. der Art: Fell schwarz und graugemischt, über den Rücken undeutliche Streifen, so wie die Beine und der Schwanz schwarz, eine Binde von der Stirn über die Ohren schief zu den Halsseiten herabsteigend weißlich.

Länge 1′ 7″, Schwanz 1′ 5″. Diese Gattung tritt ein als Mittelglied zwischen die Viverren und die Sohlenläufer, sie ist schon eine sohlenlaufende Viverre, mit 5 verbundenen Zehen und zurückziehbaren Krallen, noch ausgezeichnet durch den sich rollenden Spiralschwanz. Die Kinnladen haben 6 Schneidezähne, 4 Eckzähne und zwölf Backenzähne. Oben allemal 4 und unten allemal 2 Hökerzähne. Die Pupille ist vertikal, das Auge hat eine Nickhaut. Die Nase ist durch eine Furche gespalten, das Ohr ist rundlich, am Hinterrade tief ausgeschweift und mit einem breiten, freien Läppchen. Eine Aftertasche ist hier nicht vorhanden. Die Zunge ist lang und schmal, hat hornartige Wärzchen die an ihrer Basis kuglig sind, an ihrer Spitze dünn und hakig. Dazwischen rundliche Höker mit feiner Haut überzogen, hinten mit 5 kelchförmigen Drüsen. Das Ohr ist inwendig mit sehr complicirten Hökerchen besetzt und die Oeffnung des Gehörganges mit einer Art von Klappen verschlossen. Das Weibchen trägt jederseits 3 Zitzen, zusammen 2 an der Brust, 4 am Bauche. Das nächtliche Thier hat eine ähnliche Behaarung wie die Genetten, Woll- und Seidenhaar, nebst 2″, 7‴ langen Schnurren. Die Nasenlöcher sind sehr gebogen, die Nase schwarz, über den Augenliedern ein weißer Fleck. Ich habe ein hellgraues Exemplar vor mir, in der Farbe der Viverra Rasse ähnlich und ein paar weit dunklere, welche über den Rücken ganz schwarz sind. Das Vaterland gab Buffon falsch an, man weiß jetzt daß diese Thiergattung nur Indien angehört, die beschriebene Art erhalten wir aus Java, Malacca, von der Küste Coromandel und Malabar. Leschenault brachte sie aus Pondichery. Eine Art in Su-

matra: der Musang Bulan der Malayen, Viverra Musanga Raffles ist wahrscheinlich verschieden. Ogilby beschrieb einen Parad. leucopus der aber eine Bisamfalte hat, also vielleicht nicht in diese Gattung gehört. Das Rollschwanzthier zeigte sich in der Menagerie am Tower immer knurrig und leicht erzürnend, ohne Zuneigung zu dem Wärter, überhaupt ohne Empfänglichkeit für alle Aufmerksamkeiten die man ihm bewies. Das Thier in der Pariser Menagerie schlief den ganzen Tag über zusammengerollt. Nur mit großer Mühe ließ es sich aus diesem festen Schlafe wecken, außerdem erwachte es gegen Abend, trank und fraß und begab sich wieder zur Schlafstelle, welche es sehr reinlich hielt. Es ging langsam, nahm von nichts Notiz und ließ außer einem dumpfen Knurren keine andre Stimme hören. Bei seiner Faulheit wurde das Thier zu fett und starb daran. Nach Leschenault lebt es in seinem Vaterlande in Waldgebüsch, wo es wahrscheinlich sich so wie die Genetten von kleinen Thieren und Eiern ernährt.

627. (Taf. 78.) Das rothgelbliche Rollschwanzthier. Paradoxurus aureus Fr. Cuv.

Franz.: Le Pougouné doré. — Arctitis aurea Fischer.

Kennz. der Art. Haar lang, einfarbig, rothgelb.

Das Thier ist von Fr. Cuvier in den Mem. du Mus. IX. p. 47. weitschweifig aber doch so unzureichend beschrieben worden, daß nicht einmal eine genaue Größe angegeben worden, es soll die Größe einer mittelmäßigen Katze haben. Lesson glaubt es gehöre zur Gattung Arctitis, wohin es auch Fischer gebracht hat, wie uns scheint mit Zwang, da diese Thiere ganz anders aussehen vgl. 444 und 445. so daß es viel näher zu liegen scheint, wenn Bennet das Thier mit seiner Cryptoprocta, die wir oben beschrieben und unter 626. abbildeten, wenigstens in eine Gattung bringt, wenn es auch schon wegen der kleineren Ohren von seinem Thiere specifisch verschieden seyn dürfte. Cuvier konnte das Vaterland seines Thieres nicht ermitteln.

307—309. Der Steinmarder. Mustela Foina Briss.

Franz.: la Fouine Buff. — Engl.: Martin Penn. the Fouin or Beech Marten Griff. — Cambrisch.: Bela graig. — Ital. u. Span.: Foina, Fouina. — Russ.: Kuniza bjeloduschka (weißkehliger M.) — Krimmische Tartar. Sanssàr. — Pers. Dalà. — Heißt auch Hausmarder, Dachmarder. — M. Foyna Pall. M. fagorum Rai.

Kennz. der Art. Kastanienbraun (Wollhaar graulichweiß), Bauch, Beine und Schwanz (im Winter der ganze Pelz) dunkler; Kehle und Unterhals weiß. Länge 16″, Schwanzruthe 8″.

Er ist durch seine weiße Kehle besonders ausgezeichnet, welche doch bisweilen mit braunen Flecken versehen ist. Der Kopf ist hinten rund, oben mehr platt, die Schnauze läuft spitzig zu, die Schnurren sind schwarz und steif. Die Nase ist schwarz, immer feucht, die Ohren abgerundet. Die Augen funkeln zur Nachtzeit. Der Hals ist besonders kräftig, so stark als der Leib. Der Schwanz buschig, doch minder als der der folgenden Art. Die Krallen sind weißlich. Die Farbe variirt, so daß bisweilen, vorzüglich gelblichweiße und weiße vorkommen, dergl. fand Pallas mit gewöhnlich gefärbten in demselben Neste. Von einem nicht unwahrscheinlichen Bastard aus Steinmarder und Katze ist S. 56. 12. die Rede gewesen und das merkwürdige Thier auf unsrer Taf. 68. unter Nr. 545. abgebildet worden. — Das Vaterland des Steinmarders ist ganz Europa und das westliche Asien, doch mehr die gemäßigten Gegenden. Er hält

Köpfe ab und schleppt endlich ein Stück mit sich. Die Eier öffnet er mit einem sehr kleinen Loche und säuft sie gierig aus. Außerdem fängt er auch Ratten, Mäuse, Spitzmäuse und Maulwürfe, sehr gern Kaninchen und Meerschweinchen, geht dem Honig nach und liebt auch süße Früchte, wie Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Birnen, Stachelbeeren, Weinbeeren und Vogelbeeren. Im Nothfalle stellt er den Insecten und Würmern nach, frißt Hanf und auch Baumknospen. Er weiß auch durch Graben und durch Nagen zu seinen Ziele zu gelangen und bedarf wie die Thiere der ganzen Gattung nur wenig Raum um seinen dünnen Leib hindurchschlüpfen zu lassen. Die Stimme ähnelt dem Mauen der Katzen, bei der Paarung ist sie ein Murksen. Gesicht und Geruch sind sehr scharf, der Gang hüpfend, mit großer Sicherheit auch über die dünnsten Stangen und im Nothfalle Sprünge von bedeutender Höhe. Sie rauben nicht in der Nähe ihres Lagers, besonders wenn sie Junge haben, um nicht sich zu verrathen. Vor Gewittern werden sie unruhig, und stark elektrisirte Luft bringt diese Unruhe auf den höchsten Grad. Sie paaren sich im Februar, man sieht sie dann bisweilen sich auf den Dächern herumtreiben. Das Weibchen gebiert nach 9 Wochen im April oder Mai 3—5, selten mehr Junge. Diese sind blind, sehr kurzhaarig und weit blaßer als die Alten, besonders fällt der dünne Schwanz auf. Sie werden 3 Monate im Neste gesäugt, dann im Dunklen ausgeführt und im Raube eingeübt. Sie sind im zweiten Jahre ausgewachsen, im zehnten Monate wieder paarungsfähig. Werden überhaupt etwa 12 Jahre alt. Der Geruch ist dem des Iltis ähnlich, bisamartig, bei den Weibchen weniger bemerkbar. Denselben Geruch hat auch der Urin und der Koth den der Steinmarder, so wie alle Thiere dieser Verwandtschaft an einem bestimmten Orte absetzt. Man kann ihn jung aufziehen und mit Milch und Brot, auch mit Hanf und Honig nähren, wobei er sehr zahm wird. Alt wird er immer tückisch und hinterlistig, entweicht auch wohl zur Parungszeit, während er außerdem dem Rufe seines Herrn sogar im Freien gehorcht. Sein Nutzen geht daraus hervor, daß er auch viele schädliche Thiere vertilgt und sein Pelz im Herbste und Winter geschätzt wird. In der Provinz Iset hat er einen Pelz der fast dem des Baummarders vorgezogen wird. Sein Schaden wird indessen höher angeschlagen, da er nicht nur vieles Geflügel mordet sondern auch das noch lebende durch den starken Geruch seiner zurückgelassenen Losung (Koth) aus seinen Wohnungen vertreibt. Diese müssen dann wo es thunlich ist, gescheuert oder sonst gereinigt und ausgeräuchert werden. Jagd und Fang. Man sucht ihn da zu schießen, wo er sich des Nachts herumtreibt. Im Sommer bei schwüler Luft, vor Gewittern bemerkt man wie sie unruhig ihr Lager verlassen und einander schreiend auf den Scheundächern verfolgen. Man stellt sich dann bei einbrechender Nacht in eine Schußweite an den Wechsel und schießt sie mit Hasenschrot. Man sucht sie auch durch Lärm, mit Klappern und durch Hunde zu entfernen. Kennt man seinen Aufenthalt und Wechsel so setzt man auf den Absprung ein verdecktes Tellereisen ohne Köder, in welches er leicht hineinspringt. Bei Aufstellung eines Tellereisens oder einer Falle im Freien, muß beides in einem Einschnitt stehn, mit Laub bedeckt seyn, ringsherum der Platz gereinigt. Nach der Vorschrift von Lenz bestreiche man das Eisen ganz fein mit folgender Witterung: 3 Gran vom besten Moschus; 1½ Quent. Anisöl, ½ Quent. Bilsenöl, in einem Glase untereinander geschüttelt. Wirft man um das Eisen herum Stücken der Lockspeise, auf deren jedem ein Tröpfchen Bilsenöl ist, so wird er durch den Genuß betäubt und geht um so leichter in die Falle. Im Hause wo sich Katzen oder Hunde fangen könnten, nimmt man Lockspeisen denen diese nicht nachgehen, am liebsten ein Ei, Kirschen, frische oder gebackene

Pflaumen. Hat man das Lager der Jungen entdeckt, oft unter einem Haufen Reisholz, mit Heu, Stroh u. dgl. ausgefüttert, so ist auch Abends und Morgens eines der ab- und zugehenden Alten leicht zu überraschen. Sobald indessen die Thiere die Entdeckung bemerkt haben, tragen sie auch alsbald die Jungen an einen andern Ort. Kann man sich dieser selbst bemächtigen und sie in eine Deckelfalle bringen, so hat man auch das Mittel die Mutter daselbst zu fangen, welche dann auch in der Gefangenschaft die Jungen fortsäugt. Der Ort wo der Steinmarder seine Losung absetzt, die man an ihrem starken Geruche erkennt und welche im Sommer oft Kirschkerne und Käferstücken enthält, kann auch zum Anstande benutzt werden. Man muß dabei berücksichtigen, daß das Thier in den meisten Fällen nicht früher auf den Raub ausgeht bis gänzliche Stille im Hofe eingetreten ist, oft erst um Mitternacht, wo beim Mondenschein der Anstand angenehm ist und am ersten mit Erfolg gekrönt wird.

310—315. **Der Baummarder.** Mustela Martes Linn.

Franz.: La Marte commune, Le martre. — Engl.: the Pine Marten, Pine Martin, Jellow breasted Martin, Martin, Matflet. — Cambrisch.: Bela goed. — Ital.: Span.: Portug.: Marta. — Holländ.: Marter. — Dänisch.: Maar. — Schwed.: Maord. — Lappländ.: Naette. — Pohlnisch.: Kuna. — Ungarisch.: Njescht. — Russ.: Kuniza. — Werchotur.: Kidos. — Kasansch. Tatar.: Ssúsar. — Krimm. Tatar. u. Türk.: Serdàwa. — Tschuwasch.: Sysar, Smosar. — Kalmukk. Ssussar. — Lett: Zauna. — Esth.: Nuggis. — Permiens.: Tulan. — Morduan.: Schinima, Schinen. — Tscheremiss.: Lui. — Wotjäk.: Ssior. — Wogul.: Kohnza, Loisa. — Pers. u. Armen.: Sardawà. — Martes silvestris Gesner. Viverra Martes Shaw. Mustela I. Martes vulgaris Griff. M. Abietum Rai. — Birken- Buch- Busch- Edel- Espen- Feld- Fichten- Gold- Kiefern- Licht- Wald-marder. — Den sehr alten nennen die Jäger auch Wildmarder.

Kennz. der Art. Kastanienbraun (Wollhaar gelblich graulichweiß), Beine und der keulenförmig- starkbuschige Schwanz dunkler; Kehle und Unterhals dottergelblich, Ohren (im Alter) inwendig weiß. Länge 18½″, Schwanzruthe 9½ Zoll.

Diese Art ist also noch größer und schöner als die vorige, das Haar noch länger, der Schwanz noch buschiger. Der Kopf ist etwas kürzer und dicker gebaut. Die Ohren kurz und sehr abgerundet. Die Augen ziemlich hervorstehend, im Dunkeln stark leuchtend. Die Zehen sind bis zur Mitte durch eine Haut verbunden. Das Weibchen ist etwas schlanker, sein Kopf weniger dick. Seltene Abänderungen zeigen von der gelben Kehle die Fortsetzung eines schmutziggelben, mit braunem Haaren gemischten Streifen bis zum After. Das Vaterland ist Europa, allerdings anch England, was Linnée bezweifelte und ein großer Theil von Asien, er findet sich noch im Uralischen und den Werchoturischen Gebirgen auch in der Provinz Iset, weiter scheint er jedoch nicht über Sibirien verbreitet zu seyn. Im Orenburgischen Gouvernement zieht das Gelb der Kehle ins Röthliche. Der Nordamerikanische Baummarder ist dagegen eine verschiedene Art vgl. 319—321. so wie auch die Beschreibung der ostindischen Baummarder sogleich folgen wird. — Der Baummarder bewohnt die Wälder nicht nur das Nadel- sondern auch das Laubholz. Er bereitet sein Lager in hohlen Bäumen oder in Felsschluchten oder nimmt auch Besitz von den Horsten größerer Vögel. Er wechselt oft seinen Aufenthalt und kömmt seltner und nur im Nothfalle in die Nähe der menschlichen Wohnungen. Er übertrifft noch den Steinmarder vor Raubsucht und Grausamkeit, fast dürfte man ihn auch noch flüchtiger nennen, wenigstens scheint ihm die stete Uebung im Klettern noch einen Vorzug in dieser Kunst vor seinen nächsten Verwandten einräumen zu lassen. Er geht gewöhnlich erst Abends auf seinen Raub aus, doch verfolgt er auch wohl, manchmal ein Eichhörchen am Tage, und springt dabei mit einer Behendigkeit von einem Zweige oder von einem Baume zum andern, welche dem geängstigten Thiere bald den Vorrang ab-

zugewinnen weiß. Die kleineren Thiere des Waldes überhaupt sind der Gegenstand seiner Jagden, junge Hasen, Kaninchen, Rebhühner, Haselhühner, und andre Waldvögel, auch wohl größere wie Birk- und Auerhühner oder ihre Jungen, sogar Raubvögel sind vor ihnen nicht sicher. In Ermangelung solcher Beute fängt er Mäuse und Ratten, frißt auch Schnecken, Käfer u. a. Insecten. Außerdem liebt er aber auch Eier und Honig und süße vegetabilische Kost, wie Kirschen und Vogelbeeren, denen er sehr nachgeht, sie sowohl von den Bäumen selbst hohlt, als von der Schneuß nimmt wenn er anstatt des Jägers nachsieht was sich gefangen hat und die gefangenen Vögel auslöst, um sie zu verzehren. Im Nothfalle frißt er Aas. Die Paarung geschieht meist noch früher als bei vorigem, im Januar und Februar. Das Weibchen trägt 9 Wochen und gebiert 3—4 Junge, welche 14 Tage blind sind, von denen das gilt, was von denen des Steinmarders gesagt worden ist. Der Baummander wird 15 bis 20 Jahre alt. Man kann ihn zähmen, wenn man ihn jung aufzieht, anfangs Semmel und Milch giebt und später gekochtes Fleisch. Mit lebendigen Thieren kämpfen sie mit so großer Behendigkeit, daß man nicht im Stande ist, den Bewegungen einzeln mit dem Blicke zu folgen. Sie packen ihre Beute meist im Genick oder am Halse, einem kleinen Thiere zerbeißen sie den Kopf, überhaupt geben sie ihm, so schnell sie ankommen können, einen tödtlichen Biß, halten es so lange fest bis es todt ist und lassen nichts, was ihnen irgend zur Nahrung dienen kann, lebendig. Das Blut, welches ausläuft, lecken sie gern, ohne es eigentlich, wie man sonst sagte, aus dem Thiere zu saugen. Lenz berichtet von dem Marder, den er gezähmt hatte, daß er, als er erwachsen war, noch gern spielte, ihn aber dabei durch dicklederne Handschuhe biß. Sein Blick zeigte nie Theilnahme, immer nur Mordlust, und wenn ihm recht behaglich war, bei Fraß oder bei Ruhe, so ließ er oft ein anhaltendes, trommelndes Murren hören. Böse geworden, knurrte er heftig. Er war den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch in Bewegung, hüpfte über die Stange seines Käfigs und ruhte nur kurze Zeit, nachdem er sich satt gefressen. Nutzen stiftet auch der Baummarder durch Vertilgung mancher schädlichen Waldthiere, besonders der Waldmäuse. Sein Winterbalg ist ganz vorzüglich geschätzt. Die kostbarsten kommen aus den kaukasischen Gebirgen von den Gilaner Alpen auf der Krimmischen Halbinsel, man schätzt sie fast dem Zobel gleich, eine zweite Sorte ist die aus den Uralschen Gebirgen. Noch erlegt man sie in Menge in den südlicheren Gebirgsgegenden Asiens, außerhalb Sibirien, besonders um die Quellen des Jenisei, und die Erasnojarischen Tataren bringen sie unter dem Namen Tschoep-Koe. Die aus der Provinz Iset fand Pallas schlechter als die diesseits des Uralgebirges. Jagd und Fang. Kennt man sein Lager genau, so kann man wohl durch einen Hund auskundschaften ob er darin ist, die Zugänge, was doch seltner ohne Irrung möglich seyn dürfte, verstopfen und das Thier ausgraben. Leichter als dieses mühsame und unsichre Unternehmen ist der Anstand auf ihn. Zur Winterszeit sucht man des Morgens seine Fährte im frischen Schnee, geht ihr nach und tritt sie zu, um nicht irre zu werden. Man verfolgt sie leicht, wo er gebäumt hat an der zerstörten Schneelage auf Stamm und Zweigen. Hier ist er entweder auf einem Aste zu entdecken oder hat sich in das Nest eines Eichhörnchens oder Raubvogels begeben aus dem er hervorguckt. Man schießt nach ihm mit Hasenschrot und hat man gefehlt, so bleibt er dennoch ruhig liegen und behält den Jäger im Auge. Man ladet schnell wieder und kommt zum zweiten Schuß. Eben so unablässig blickt er auf ein Tuch oder ein Kleidungsstück, welches man in seiner Nähe aufhängt, im Fall man ohne Flinte und Hund ist, so daß man beides, während man seine Blicke gebannt hat, herbeihohlen kann.

Der Hund muß stark sein. Hat jener sich in einen hohlen Baum versteckt, so kann man diesen fällen oder von unten Wassersprützen oder Rauch nach oben wirken lassen, um ihn auszutreiben. Tellereisen oder Schwanenhälse werden für ihn so gestellt, wie bei dem Steinmarder angegeben ward, mit einer klein geriebenen Mischung, aus Foenum graecum, Marum verum und Partheniom gemischt, verwittert. Den Anbiß empfiehlt Lenz so. Man brate in einem reinen Tiegel ein Scheibchen einer weißen Zwiebel in ungesalzner Butter, nehme es heraus und thue Brodstückchen, nebst etwas Honig hinein, lasse sie tüchtig braten, und bestreue sie beim Abnehmen mit wenig gestoßenem Kampfer. Ueber das Tellereisen hängt man lieber frisches Hasengescheide. Um den Marder nach dem Eisen hinzulocken, schleppt man ein Stück des Anbisses an einem Faden vom Eisen aus nach verschiedenen Richtungen auf der Erde hin. Auch in Schlagbäumen fängt er sich sehr gut. Zwei knapp auf einander der Länge nach passende, am dünnen Ende zusammengebundene starke Stangenenden auf ein paar Pfähle gelegt und zwischen den nicht verbundenen Enden derselben ein Stellholz geschoben, das 15 Zoll lang ist und einen ebenso langen Seitenast hat, an dem der Köder festgemacht wird. Eine mit jener Wittrung beriebene Auflaufstange stemmt man in die Erde und befestigt sie an das dicke Ende der untern Stange des Schlagbaums. Wenn nun der Marder hinaufklettert, so muß er zwischen die beiden Stangen an das Stellholz gelangen, wenn er zum Köder will, sobald er diese berührt, schlägt die obere Stange nieder und er wird eingeklemmt. Auch ein Häring, in Butter gebraten und mit Zucker oder Honig bestreut, ein frisches oder gebratnes Eichhörnchen oder ein kleiner Vogel dienen ebenfalls als Köder. Das Auswerfen oder Befestigen an Bäumen von in Fett gebratenen und unter den wieder zusammengelegten Flügeldecken mit Aetzsublimat vergifteten Maikäfern, ist weder in der Nähe von Wohnungen noch im Walde anzuempfehlen, da das Gift häufiger dahin wirkt, wohin es nicht sollte.

316 — 317. **Der ostindische Baummarder.** Mustela flavigula. Boddaert.

Franz: Marte à gorge jaune, à gorge dorée Desmar. — Engl. the white-cheeked Marten. — Gelbkehliger Marder. — Viverra quadricolor —

Kennz. der Art. Braunschwärzlich, Kehle gelb, Kinn und Wange weiß, Schwanz cylindrisch, ziemlich so lang als der Leib. Länge 2′, Schwanz fast ebensolang. —

Diese Art ist unter den eigentlichen Mardern die größte, sie ist noch außerordentlich selten und deshalb wenig bekannt. Pennant sahe sie zum erstenmale im J. 1774. und beschrieb sie in der ersten Ausgabe seiner History of Quadrupeds im J. 1781. Später kamen erst die oben aufgeführten Benennungen zur Kenntniß des Publicums. Die Zoologische Gesellschaft erhielt endlich wieder ein lebendes Exemplar. Die Haare der Schultern haben gelbliche Spitzen. Die Pupillen sind rund, die Ohren lang, die Wimpern mäßig lang, die Vorderpfoten breit und dunkel gefärbt, die Krallen alle weiß. Das Gebiß ist das der Marder. Das Thier ist äußerst zahm, heiter und zuthulig. Es verbreitet nur wenig unangenehmen Geruch. Der Kapitän Shore erhielt es von der ostindischen Compagnie und verehrte es der Zoologischen Gesellschaft.

318. **Hardwicke's Baummarder.** Mustela Hardwickii. Horsf.

Franz.: Mart Hardwicke. — Engl. Hartwickes Marten.

Kennz. der Art. Gelblich, Kopf und Hals, oben, Schwanz und Beine castanienbraun. Länge 2′ 2″, Schwanz ziemlich gleichlang, cylindrisch.

General Hardwicke erhielt das Fell aus Nepaul, und verehrte es dem Museum der zoo-

logischen Gesellschaft. Es scheint keine von vorigem verschiedene Art zu bilden, sondern nur in einem blassern oder vielleicht verbleichten Zustande sich zu befinden.

319 — 321. **Der Huronenmarder.** Mustela Huro. Fr. Cuv.

Franz: La Marte des Hurons.

Kennz. der Art. Farbe veränderlich, gelblich und bräunlich mit blaßerer Kehle, Ohren weiß gerandet, Beine und Schwanz nach dem Ende zu braun, Zehen unterseits behaart.

Dieser Marder ist unserm Steinmarder ziemlich ähnlich, gewöhnlich etwas kleiner, 15 bis 16 Zoll lang, der Schwanz 8 bis 9 Zoll. Bei der Veränderlichkeit der Farbe des Pelzes scheint doch der weißliche Rand um die Ohren standhaft zu sein. Die Felle kommen häufig im Pelzhandel vor, unter ihnen auch ganz weiße. Ob Mustela leucopus Kuhl, M. Goodmanni Fisch. M. rufa Geoffr. M. vulpina Rafin. Abänderungen dieser Art sind, wie es wahrscheinlich ist, muß noch näher untersucht werden. Die Art kommt in Nordamerika insbesondere in Ober-Canada vor und ist der Canadische Marder der Pelzhändler.

631. (Taf. 78.) **Der weißöhrige Marder.** Mustela leucotis Temm. u. Hamilt. Sm.

Franz: La Marte aux oreilles blancs. — Engl. the white-eared Weasel.

Kennz. der Art. Glänzend kastanienbraun, Innenseite der Ohren weiß.

Dieser Marder ist 20 engl. Zoll lang, und zur Zeit nur durch die von Griffiths gegebene Abbildung bekannt. Man kennt sein Vaterland nicht.

322 — 323. **Der Pekan.** Mustela canadensis Schreb.

Franz: Le Pekan. Buff. — Engl. Pekan Weasel. Penn.

Kennz. der Art. Kopf, Schultern und Oberrücken graubraun; Nase, Kreuz, Schwanz und Lenden schwärzlichbraun, bisweilen ein weißer Fleck an der Kehle.

Größer als unsre Marder, findet er sich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß lang, der Kopf hält 5 Zoll, der Schwanz ist dann 1 Fuß bis 1 Fuß 4 Zoll. Schnautze und Schwanz sind gestreckter als bei den einheimischen Mardern. Seine Stirnlinie ist gerader und das Wollhaar braungraulich, das Seidenhaar hat die oben angegebenen Schattirungen, während alle Haare an ihrer Basis eine reinbraune Farbe haben, übrigens sind sie an den graubraunen Stellen ihrer Länge nach weißlichgelb und haben schwarze Spitzen, an der schwärzlichen Stelle sind sie kastanienbraun und laufen in schwarze Spitzen aus. Die Schnurren um die Oberlippe und über den Augen sind schwarz. An den dunklen Stellen des Pelzes finden sich unter den Seidenhaaren einzelne weiße. Die Klauen sind graugrünlich oder hornfarbig. Lebt in Nordamerika nach Art unserer Marder.

423. **Der Zobel.** Mustela Zibellina I.

Franz.: La Zibeline, Marte-Zibeline. Buff. — Engl.: the Sable Penn. — Holl.: Sabel, Sabeldier. — Dän.: Zobel. — Schwed.: Sabeldjur, Sabel. — Ital.: Zibellino. — Span.: Cebellina. — Portug.: Zebelina, Zibelina. — Russ.: Sóbol. — Tatar. in Sibir. und im Kasanschen: Kysch; Türk.: und Krimm. Tatar. Sámur (armenischer Name). — Mongol. Balághan; Kalmukk. Bulgàn; Burät.; Bulà. — Tungus. am Chatanga: Denka od. Dynke; am Baikal: Schegew Lamut: Sehúp. — Permiens.: Nysch; Morduan.: Wetbatscha; Tschermniss. Luhmusch; Wotjäk: Nyisch; Wogul: Njuchse oder Njokusi; Ostjäk. Ijukus, anderwärts Nogos; am Jenisei: Oedh. — Samojed.: Tos; Juräk: To; Turuchomiens. Sini; Narymens. Schig; am Fluße Keta: Si, Bergsamoj; Ki; Tawginz: Lidinka, Koibal, Soillae; Kamasch. Schill. — Arinz. Rhúgaischi. Kotowz. und Assaner, Ya. Inbazkiens-Eede; Pumpokoliens. Hiju. — Kammtschadal. Hymrehim; westl. Kymchym; am Fl. UK: Kymlchym. Kuril. Kyttihym od. Ojana, Tukagiren: Nogtscha. — Armen. Samuk. (Name, welcher mit der Waare an die Türken übergegangen ist, mit der Benennung, welche die Kasanschen Tartaren dem Zisel beilegen, zusammenfällt.

Kennz. der Art. Kastanienbraun, Stirn weißlich, Kehle aschgrau, Pfoten bis an die Nägel behaart.

Wird 15 — 18 Zoll lang, der Schwanz 15 Zoll*). Wohnt in den Waldungen Sibiriens und Mittelasiens, und wie es scheint, heut zu Tage dort allein. Er hält größere Kälte aus als der Marder und hält sich in den rauhesten Gegenden auf, nur als Ueberläufer hat man ihn in den westlichen Gegenden, diesseits des Ural gefangen, wo er sich im Lande der Baschkiren in den Werchoturischen Gebirgen vorfindet. Merkwürdig ist es, daß die Stein- oder Edelmarder in Sibirien, wo die Zobel leben, nicht vorkommen, dagegen in den Werchoturischen Gebirgen beiderlei Thiere untereinander vorhanden sind. Seinen Wohnsitz nimmt er an sonnigen von den menschlichen Wohnungen möglichst entfernten Orten, besonders in Bergwäldern. Bei heiterm Himmel, besonders zur Nachtzeit streift er unermüdet herum und sucht seinen Raub, bei stürmischem Wetter dagegen liegt er im Lager in tiefem Schlafe. Auch gezähmte Zobel empfanden eintretende Stürme voraus, sie wurden traurig und verfielen endlich in den tiefsten Schlaf, welcher während des Sturmes sie so unempfindlich machte, daß sie sich mehrmals herum kollern ließen, bevor sie erwachten. Von den Füchsen und Wölfen weiß man, daß sie gerade während der Stürme am thätigsten sind. Ihr Lager schlagen jene gern in hohlen Baumwurzeln auf, seltner wird auch wohl eine Höhle unter den Wurzeln eingegraben und an höhern Bergen zwischen verwachsenen Stämmen und Wurzeln der Zirbel-Kiefern und Lärchenbäume, ein mit Nadelreisig verdecktes Versteck bereitet, dem die Jäger kaum beizukommen vermögen. Bisweilen hat man auch bemerkt, daß sie von einem EichhorNneste auf einem Baume Besitz genommen. Das Lager wird mit dem reinsten und zartesten Moose ausgefüllet und setzt sich in zwei ziemlich entfernte Ausgänge fort, in einem hebt er die übrigbleibende Nahrung für Tage ungünstiger Wittrung auf, den andern benutzt er als Kloake. Sowohl nach den Erzählungen der Jäger als auch nach den Beobachtungen, welche Pallas an gezähmten Zobeln anstellte, sollen sie immer die überflüssige Nahrung fern von ihrem Neste sorgsam verbergen, und besondere Löcher graben, um ihren Unrath abzusetzen, beides sind aber Eigenschaften, die wir auch an unsern Mardern und Iltissen beobachten können. Die Zobel paaren sich im Januar und April, das Weibchen bringt 2, 3, selten 4 und sehr selten 5 Junge auf weichem Bett zur Welt; die Zahl der Jungen soll nach dem Alter der Mutter zunehmen. Nimmt man diese Jungen aus dem Neste und nährt sie mit Milch, so werden sie sehr zahm, im Alter eingefangen bleibt das Thier wild und sehr beißig. Es nimmt seine Nahrung aus beiden organischen Reichen, weßhalb auch die Bewohner Sibiriens sein Fleisch sehr schmackhaft finden. Er liebt die Beeren der Ebereschen, Heidelbeeren und Loniceren, Steinbrombeeren, weßhalb er sich auch nicht selten in den Schlingen fängt, welche für die Waldhühner gestellt sind. Die Erdbeeren liebt er so sehr, daß die Mogulen dieselben Zobelbeeren (Njuchse-laeme) nennen. Wo die Zürbelkiefer vorkömmt, fressen sie die Zürbelnüsse gierig auf, und werden davon so fett, daß ihr Pelz schlechter ist. Gezähmt nehmen sie auch Brot an, aber nach Zuckergebackenem und Lebkuchen oder Zucker sind sie überaus lüstern. Sie nehmen immer mehr davon an und verbergen dergleichen, sobald sie satt sind, im Heu ihres Lagers oder in einem Winkel. Alle Arten von Fleisch vierfüßiger Thiere und Vögel nehmen sie gern, fressen auch gierig Fische, die sie immer am Kopfe fassen und nicht nehmen, wenn man sie ihnen so darreicht, daß sie sie bei dem Schwanze berühren. Sowie der Zobel an Schönheit des Pelzes seinen Verwandten übertrifft, so ist er auch an Behendigkeit, List und Verschlagenheit, durch Muth und Instinct vor diesem ausgezeichnet. Er geht gewöhnlich auf Eichhörnchen und Mäuse aller Art, auf Hasel- und Schneehühner, Rebhühner, aber auch auf Auerhühner, welche er nächtlicher Weile sehr

*) in Rchb. Regnum animale p. 27 ist das Verhältniß der Schwanzlänge zu corrigiren.

vorsichtig beschleicht, sowie er auch Vögel aus den Nestern hohlt, er macht sich aber auch an Hasen, er überwältigt sie, obwohl diese weit größer sind, als er selbst; er soll auch den sibirischen Frettchen und Hermelinen gefährlich werden, sie tödten oder auffressen. Ein gezähmter tödtete sogar eine Katze. Diejenigen, welche Pallas gezähmt hielt, betrugen sich indessen sanft, spielten mit bekannten Personen, liefen wie Eichhörnchen an ihnen empor und versteckten sich gern im Busen, sie ließen sich nur nicht gern festhalten, und bissen dann bisweilen, wenn man sie anfaßte. Steller erzählt ein ausgezeichnetes Beispiel von Zahmheit vom Zobel des damaligen Erzbischoffs von Tobolsk. Derselbe lief frei in der Stadt herum und merkte sich die Häuser wo er einmal Nahrung erhalten, rettete sich dort auf die Dächer, wenn ihn die Hunde verfolgten, und kehrte treulich zurück in seine Wohnung. Die Jäger, insbesondere die Tungusen glauben, der Zobel habe keine Feinde unter den größeren Thieren, diese Vermuthung rührt vielleicht daher, weil man beobachtet, daß er den Fährten der Bären, Vielfraße, Wölfe und Füchse folgt, er thut dies aber um sich davon zu nähren, was diese von ihrer Mahlzeit übrig gelassen.

Unter die Eigenheiten des Zobels gehört noch sein starker Bisamgeruch, womit er leicht das ganze Haus, in dem man ihn hält, zu erfüllen vermag, weshalb man ihn, obwohl er sonst ein artiges und reinliches Thier ist, nicht wohl im Zimmer halten könnte; denn sowohl der Geruch vom Thiere selbst als noch vielmehr der des Urins und des schwarzen Kothes ist so durchdringend, daß er kaum nach einem Monate sich wieder verliert und heftigen Kopfschmerz erregt. Zur Nachtzeit wachten die zahmen Zobel meist und hüpften leise herum, Am Tage lagen sie meist zusammengeknäult und schliefen auf Heu. Wenn sie satt waren, spielten sie, richteten sich auf und tanzten wie Bären. Die Pärchen spielten zusammen und betrugen sich sehr sanft gegeneinander. Hatten sie Unruhe, oder auch während des Spiels streckten sie sich auch auf dem Bauche aus und wedelten mit dem Schwanze. Nässe können sie nicht an sich leiden; wenn sie während des Trinkens sich benetzten oder sonst den Pelz verunreinigten, so wälzten sie sich auf dem Heue, um sich zu trocknen, überhaupt scheint es, als ob sie den Werth ihres Pelzes kennten, indem sie denselben sorgfältig schonen. Aufgereizt knurren sie wie ein Iltis und bellen wohl auch wie ein junges Hundchen, bisweilen hört man sie geckern fast wie eine Elster. Der Pelz war bei den Jungen im Sommer schwärzer und dünner, wurde gegen Ende August und im September glänzendbraun mit Schwarz gemischt und schien im November am schönsten zu sein. Die Jagd auf den Zobel wird gesellschaftlich betrieben. Die Jäger ziehen mit den nöthigen Nahrungsmitteln, mit Instrumenten und Waffen auf kleinen mit Hunden bespannten Schlitten aus, wobei sie durch Führer über die in dieser Zeit etwa einen Fuß hoch mit Schnee bedeckten Gefilde geleitet werden. Sie nehmen ihren Weg besonders an den Flüssen aufwärts, wo sich der Weg nicht leicht verliert. So gelangen sie in entlegene Bergwälder, entfernt von aller Cultur. Hier werden nun die Schlagbäume gestellt, denen ähnlich, die wir bei der Jagd des Marders kennen gelernt. Anderwärts sucht man die Thiere nach der Fährte in ihren Höhlen und Lagern auf oder läßt sie durch Hunde ausspüren, legt ein Netz in einem Halbkreise um das Lager und sucht den Zobel mit Rauch auszutreiben, oder bleibt mit dem Hunde auf dem Anstande bis er von selbst heraus und in das Netz geht. Geht der Zobel einmal durch, so ist ihm schwer beizukommen, er klettert nicht wie der Marder auf Bäume, sondern läuft schnell und immer im Zickzack eine weite Strecke fort, duckt sich bald und sucht auf alle Weise zu täuschen, bis er endlich unvermerkt in der Ferne am sicheren Baume eilig emporklettert. Nur ungern schießt man in solchem Falle mit Bolzen nach dem Thiere, da man immer alle Vorsicht anwendet, irgend einen Blutverlust zu vermeiden, wodurch der Pelz

leidet. Die Bolzen haben entweder eine stumpfe eiserne Kuppe, oder die der Tungusen führen einen Knochenkern an der Spitze, mit dem diese geschickten Jäger den Kopf des Thieres zu treffen wissen, sowie sie auf dieselbe Weise auch Eichhörnchen schießen. Die Russen fällen sogar den Baum, auf dem sich ein Zobel befindet, und stellen das Netz dahin, wohin dessen Gipfel zu fallen kömmt.

Der Pelz ist eigentlich erst im vollkommnen Winter ganz gut. Die Jagd beginnt bald nach dem ersten Schnee, und die vor der guten Zeit gefangenen Zobel heißen Nedosoboli unvollkommene Zobel und werden noch weniger geschätzt. Der Fang gelingt am besten in den Jahren, wo die Zürbelnüsse mißrathen sind; denn gaben diese eine gute Aerndte, so sättigten sich die Zobel davon und gingen nicht in die Schlagbäume und Schlingen. Eben so befördert auch das Gedeihen der Beerenfrüchte keineswegs die Güte der Zobel und die Leichtigkeit ihres Fanges, denn so oft Jahre eintreten, wo die Thiere sich mästen können, so oft leidet die Ausbildung der Haare des Pelzes. Die günstigste Jagd bieten deßhalb die unfruchtbarsten Jahre, welche die Vegetation unterdrückten; je zeitiger der Winter eintritt und je heller die Tage sind und je öfter sie neuen Schnee geben, welcher die frische Fährte der Thiere verräth, um desto bedeutender wird die Ausbeute. Wie schwierig aber dieser Fang unter diesen Umständen sey, um so mehr da die Thiere nur in den alpinischen Gegenden hausen, aus denen sie nur bei größter Hungersnoth in die Ebenen herabsteigen, das bedarf wohl kaum angedeutet zu werden. Es sind die von Natur als Jäger gebornen Vogulen, Ostjäken, Tungusen, Jakuten, Buräten in Sibirien, dann die Völker am Jenisei und am Kusnetzkischen Gebirge, die Kamtschadalen und die russischen Ansiedler, welche verpflichtet sind, die Felle dieses Thieres als Tribut (Jasaschnye) an die Krone zu liefern. Von jeder Person wird jährlich nur der Werth von zwei geringeren Fellen gefordert, von den Tungusen mehr, doch ist auch gestattet diesen Tribut durch Geld oder andere edle Felle abzulösen. Den größten oder besten Theil der Zobelfelle kaufen die in den Städten Sibiriens wohnenden Kaufleute oder die fremden, welche Sibirien bis an die chinesische Grenze durchziehen. Diese Felle machen den Reichthum Sibiriens aus. Die Felle sind von sehr verschiedenem Werthe, wobei allerdings auch individuelle Liebhaberei ins Spiel kömmt. Schon zu Pallas Zeit hatte man deßhalb Felle in Sibirien um den Preis von 1 bis 80, in Rußland von 2 bis 170 Silberrubel. Der Werth richtet sich 1) nach der Größe, daher die Felle der Männchen denen der Weibchen vorgezogen werden; 2) nach der Schönheit des Seidenhaares (Oss), dasselbe muß dicht, glatt, lang und zwar von gleicher Länge sein; 3) nach dem Wollhaar (Pod-oss), dasselbe sei ganz dunkelbraun, wie die terra Semlja. Bei den edelsten Fellen sind beide Haarschichten fast schwarz. Die besten Zobelfelle gehen nach der Türkei und sonst nach Polen. Auch in mehreren deutschen Residenz- und Handelsstädten findet man gute Zobelpelze käuflich. Die geringern gehen nach China. Erfahrene Kürschner sind im Stande zu unterscheiden, aus welcher Provinz Sibiriens oder aus welchem Flußgebiete dieses großen Landes ein vorgelegtes Fell seinen Ursprung genommen. Die erste Sorte, zugleich die größten, kommen aus der Gegend des Willim, eines Nebenflußes der Lena; sie haben das meiste lange Haar, sind sehr schwarz und zart. Die Jakuten verkaufen bei sich zu Hause das Paar um 10 bis 60 Rubel, in Moskau um den doppelten Preis. Die zweite Sorte kommt vom Oron-See mit dem Ursprunge der Kirenga. Kleiner sind die von Olekminskoi aus dem Gouvernement Irkuzk an der Lena. Dann folgen die am Kolyma in demselben Gouvernement, die zwischen dem Uth und Tugir gefangenen und die von Bargu im östlichen Theile der Wüste Kobi in der kleinen Bucharei um dem Baunt-See und den Ursprung des Witim. Etwas geringere kommen von der obern Angara und

noch geringere von Juboma und Ochotsk sowie aus Kamtschatka, das Paar kostet dort 6 20 Rubel. Hierzu kommen noch die in Tunguska, und die in den Sajanschen Alpen in das Städtchen Kansk gebrachten Felle, unter denen bisweilen auch edlere vorkommen. Die geringsten sind die vom Altai, von Kusmzk, Krasnejarsk im Gouvernement Tomsk und die vom Flußgebiete des Ob und aus den Werchoturischen Gebirgen, an Werth etwa eines Rubels. — Im mittlern Sibirien, wo bei den Verhältnissen der Lokalität die Gebirge und Wälder sich um den Jenisei vereinen, finden sich die meisten Abänderungen vor, die man besonders an der Menge von Fellen, welche in Krasnojarsk zusammen kommen, beobachten kann. Die schönsten sind fast schwarz, oder wenigstens über dem Rücken und nach hinten schwarz. Das Fell ist nach innen aus dem Gelbgraulichen castanienbraun, mit langen und häufigen, schwarzen Haaren schattirt, das innerste Wollhaar aschgrau. Die Kehle ist verloschen, die Halsseiten aber deutlicher röthlichkastanienbraun, der Kopf oben aus dem Dunkelbraunen, an den Seiten aus dem Gelbgrauen aschgraulich, die Schnauze schwarz und grau melirt, die Ohren gelbgrauweißlich oder erloschen braun, am Rande blaß. Auch die Felle der edlen Sorten sind oft mit weißlichen oder graulichen Haaren unterlaufen, welche ihren Werth bedeutend verringern, weßhalb auch die Pelzhändler diese Haare mit einer Zange geschickt herausziehen. Am Jenisei kommt eine geringere Sorte vor, deren Kehle rothgelb oder von dieser Farbe gefleckt ist. Am obern Jenisei und durch den Sajansischen Alpenzug sowie im Altai, kommt ein kleinerer Zobel vor, dessen Haar kürzer und straffer ist, aber meist ganz schwarz mit braunem innerem Wollhaar und sehr rauhen Beinen. Dieser hat immer einen unregelmäßigen hoch- oder blaßrothhgelben Kehlfleck. Besonders unter den geringeren Fellen bietet sich immer eine so große Verschiedenheit dar, daß dieselbe kaum einzeln zu beschreiben ist. Unter diesen Umständen wird es schwer, den Zobel nach der Färbung zu unterscheiden, und man kann auch hier wie überall in der Natur nur den Typus durch Worte bezeichnen. Sichrer ist die Unterscheidung des Thieres nach gewissen Verhältnissen seiner Theile. So ist nämlich der Schwanz kürzer als die ausgestreckten Hinterbeine, bei dem Marder länger, die Beine auch bei jenem raucher behaart. Schon Pallas vermuthet indessen, daß auch beide so nahe verwandte Thierarten sich mit einander paaren und Bastarde erzeugen, wodurch sich vielleicht manche Mittelformen erklären. So z. B. in den Werchoturischen Gebirgen der Mittelschlag, den man dort Kidoss nennt. Was unter dem Namen des Zobels aus Nordamerika kömmt, dürfte zum Huronenmarder und zum Vison gehören, welcher folgt.

325. Der Vison. Mustela Vison L.

Franz.: Le Vison Buff. — Engl.: Vison. — Bei den Amerikanern: Minx.

Kennz. der Art. Castanienbraun, Unterlippe weiß, Schwanz keulenförmig, nach der Spitze hin schwärzlich.

Vom schlanken Wuchse des Iltis und im Gebiße mit ihm übereinstimmend, d. h. oben mit 2 und unten mit 3 Lückenzähnen. Der Vison erreicht 14 Zoll Länge mit einem Schwanze von 8 Zoll. Wuchs und Lebensweise, so wie die Schwimmhäute zwischen den Zehen, (die jedoch Cuvier dem Thiere abspricht), zeigen die nächste Verwandtschaft des Vison mit dem Nörz. Er ist etwas größer als dieser, von der Größe des Iltis, wohnt in Canada und den vereinigten Staaten, überhaupt an Flußufern, nährt sich von Fischen und Amphibien, und bietet ein sehr geschätztes, dem des Zobels ähnliches Pelzwerk dar, wovon im Jahre 1822 die Hudsonsbaigesellschaft 4600 Felle abführte. Ein ähnliches Thier ist M. lutrocephala *Harlan* aus Maryland, der weiße Vison der Pelzhändler.

326 — 327. **Der Nörz.** **Mustela Lutreola** *Pall.*

Franz.: Le Mink, Noerz. — Engl.: the Mink, Lesser Otter Penn. — Schwed.: Mänk. — Finnisch: Tuheuri. — Polnisch: Nurek. — Russisch: Norka. — Maloruss.: Nortschik. — Kasan.: Tatar und Baschkir.: Schaeschkae. — Lett.: Duppuris, Dukkeris. — Esth.: Nirk, Saarmas. — Morduan.: Paatscha. — Wotjäk.: Zéi oder Tschaju. — Permeniens.: Puisness. — heißt noch: Nerz, Minx, Mink, Nörzwiesel, Krebsotter, Sumpfotter, Wasserwiesel, Ottermarder, kleine Fischotter, Steinhund.

Kennz. der Art. Kastanienbraun, Schwanz ziemlich walzig, nach der Spitze hin schwärzlich. Unterlippe und Kehle (und bisweilen auch die Brust), weiß.

Ganz vom Wuchs des Vison, aber kleiner, nur 1 Fuß lang, der Schwanz 6 Zoll. Findet sich im Norden und Osten von Europa, vom Eismeer bis hinab an das schwarze Meer, in ganz Rußland von Petersburg an bis in die Uralgebirge, und an dem Fluße Cama nicht selten, fehlt aber in Sibirien, und jenseits des Ural, wo die Krebse fehlen. In Schlesien ist er nicht ungewöhnlich und soll auch in Brandenburg, Pommern, Meklenburg und Hannover einzeln erlegt worden sein. Er hält sich am liebsten um Bäche und Flüße herum auf, um welche es viele Frösche und Krebse giebt, von denen er sich vorzüglich nährt, findet sich aber auch in großen und mäßiggroßen Sümpfen. Er verbirgt sich in seinen Gängen am Ufer. Die Felle sind geschätzt, und dem Zobel zunächst geachtet; sie führen auch im Handel den Namen Nörz. In den nördlichen Gegenden der Kasanschen Tatarei sollen bisweilen weiße vorkommen.

228 — 330. **Der Iltis.** **Mustela Putorius.** *L.*

Franz.: LePutois Buff. — Italienisch: Puzolo, Puzzolente. — Spanisch.: Putoro. — Engl.: the Polecat, Fitcher. — Cambrisch: Ffwlbard. — Dänisch: Ilder, in Schonen: Iller — Lappländisch: Boitta, Goa. — ige das Männchen und Gadfe, das Weibchen. — Polnisch: Tchorz. — Russ.: Chor, Chorjek, in der Ukräne: Tcher. In Sibirien mit dem tungusischen Namen: Soloncha, Kasan. und sibir. Tatarn: Kusém, Ssaasse-Kusén. Kirgis. Tartar.: Sasskoesen. Krimmisch: Keneltochik. Kalmuck.: Kurnae. — Teleut.: Schergalak. — Tungus.: Scholongò (uneigentlich). Lett.: Sesks. Esth.: Tuhkur, — Tscheremiss.: Pchàra. Ostjäk. Kas. — Caragassisch. Samoj.: Kungrju. — Heißt noch Ellkatze, Ellthier, Ilk, Elbke, Iltnis, Illing, Ratz, Stinkkrätz, Stänker, Stinkmard, Stänkmarder, Stinkthier, Stinkwiesel, Binsing, Buntsink, Nölling, Ulk und Illing, Hausunke.

Kennz. der Art. Wollhaare gelblich, Seidenhaare lang mit schwarzen Spitzen, Maul und ein Fleck über jedem Auge blaß, Unterhals und Brust nebst Extremitäten fast schwarz.

Gewöhnlich 16 Zoll lang, der Schwanz 7 — 8 Zoll. Vom schlankem Baue, wie die vorigen, der Kopf kürzer, die Schnautze dicker. Ein paar Stinkdrüsen unter dem Schwanze entwickeln den eigenthümlichen, moschusähnlichen, aber unangenehmeren Geruch, durch den sie in geängstetem Zustande, nach Art der Stinkthiere, sich bemühen, den Feind von sich zu entfernen. Der Iltis ist in Europa und in ganz Rußland das am meisten verbreitete, häufigste Raubthier, nur den höhern Norden berührt er nicht. Er lebt gern in Wäldern an sumfigen Oertern, hält sich daselbst auf grasigen, trocknen Flächen auf, wo er einen Gang bewohnt, welcher etwa ein paar Fuß oder weniger tief ist, meist von Zieseln und andern Thieren früher bewohnt. In menschenreichern Gegenden hält er sich gern in der Nähe der Häuser auf, wohnt unter Holzhaufen, oder verbirgt sich im Winter in Scheunen und Ställen, während er den Sommer in Löchern von Kaninchen, Ratten und Hamstern zubringt. Pallas fand am Ende des schiefen Eingangs einen Kessel mit dem weichsten Gras ausgestopft, von ihm aus ging eine tiefere Grube von einem besondern Gange aus, welcher als Kloake diente, und eine dritte mit schiefem, sehr langen Canale, zur Aufnahme der Beute während des Frostes in der Erde und zum Zufluchtsorte. Der Iltis kommt häufiger in die Häuser als daß er innerhalb

ihrer Räume wohnt. Er ist wohl ziemlich behende, doch springt und klettert er bei weitem nicht so geschickt als der Marder. Seine Nahrung besteht in kleinen Säugethieren und Vögeln, die er sich selbst tödtet, am liebsten Mäusen, Ratten und Hamstern, demnächst Amphibien, unter denen er auch die Kreuzotter mit ihren Giftdrüsen, wie Lenz beobachtet hat, ohne sich zu schaden, verzehrt. Fische genießt er sehr gern, und findet sich deshalb häufig bei den Fischereien am Caspischen und Mäotischen Meere. Die geraubte Beute schleppt er fort und Eier trägt er mit den Zähnen weg, um sie dann am ruhigen Orte auszuschlürfen. Der Iltis ist zornig, beißig und zählebig. Er zischt, knurrt, geckert und beißt tüchtig zu, lebt, nachdem er ziemlich lange unter dem Wasser gehalten und erdrosselt, oder heftig verwundet worden, wieder auf. — Die Paarung geschieht zu Ende Februar, das Weibchen hat 8 Bauchzitzen und gebiert im Mai meist 5, oder 3—6 Junge, welche sich leicht zähmen lassen, so daß sie sogar nachlaufen wie ein Hund. Einer, welchen ich lebendig besaß, hielt sich immer in seinem Verstecke auf, und nach einem Jahre waren ihm die Nägel bis einen Zoll lang gewachsen. Alt, werden sie oft wieder beißig.

Der Iltis soll durch Wetzen eiserner Instrumente oft gereizt und aus seinem Aufenthalte gelockt werden können. Ich habe dies so wenig, als Lenz, bestätigt gefunden. Der Iltis flüchtet sich leicht in Spalten und Löcher, welche nur der Größe seines Kopfes entsprechen, und wird den Taubenschlägen und Hühnerhäusern nachtheilig; doch ist es unwahr, daß er alles aufwürge wie der Marder, im Gegentheil trägt er die erste gewonnene Beute fort, um in Ruhe sie verzehren zu können, oft schleppt er nur ein Ei zwischen den Zähnen von dannen. Man stellt ihm demnach, sowohl um seiner Schädlichkeit willen, als auch seines Pelzes wegen, ernstlich nach. Hunde gehen ungern an den Iltis und stutzen oft, wenn er sich gegen sie zur Wehre setzt und sie mit seinem stinkenden Urine empfängt. Seltner und nur gelegentlich schießt man ihn, kann ihn auch bisweilen mit Wasser aus seiner Höhle austreiben. Sonst fängt man ihn in Schlagbäumen wie den Marder, auf seinem Wechsel mit Tellereisen, welche mit Erde, Spreu oder Tannnadeln bedeckt werden. Das Eisen muß mit heißem Wasser gereinigt seyn oder mit einer Wittrung bestrichen, welche Lenz folgendermaßen anzubereiten empfiehlt: 2 Fingerhüte voll gestoßene Kamillen, ebensoviel zerriebenes Marum verum, soviel als eine halbe Bohne Bibergeil, ½ Eßlöffel voll Fischthran, 4 Loth reines Gänsefett, das Ganze wird gebraten bis es gelb wird, dann 10 Tropfen weißer Terpentin zugesetzt. Als Köder auf dem Teller dient ein mit einem Faden mittelst einer langen Nadel durchgezogenes Ei, oder ein Vögelchen, am besten ein Häring oder andrer Fisch, in Gänsefett gebraten und mit Zucker überstreut. Mit demselben Anbiße kann man ihn vorher ein paar Nächte kirren. Da das Tellereisen im Hause für andere Thiere gefährlich wird, so fängt man ihn lieber in der Kastenfalle oder in der Bretterfalle. Der Balg ist ein gutes aber nicht sehr geachtetes Pelzwerk.

331—332. **Iltis, die Eversmannische Abart.** Mustela Putorius Var. Eversmanni Fisch.

Kennz. d. Abart: Weißlich, Rücken und Beine nebst Brust schwarz. Schwanz einfarbig. — Länge 16 Zoll.

Schon Pallas sagt: im Winter und in Sibirien zeichnen sich alle Iltisse durch einen blassen, weißlichen Leib aus, auf dem nur die Rückenhaare schwarz sind, die Beine sind aber immer und die vordern zugleich nebst der Brust schwarz, die Kehle gelblich, der Kopf mehr braun, Umkreis um das Maul und der Rand der Ohren ist bei allen weiß, der Schwanz

an der Spitze schwarz. Jene ähnliche Abart wurde von Ebersmann zwischen Orenburg und Bucchara angetroffen.

333 — 334. Das Frett. Mustela Furo L.

Franz.: Le Furet. — Ital. Furetto. — Span. Hurón. — Portug. Furaõ. — Barbar. Nimse. — Engl. the ferret. — Schwed. Fret — Dän. Fritt. — Holl. fret — Frätte, Frettchen, Frette, Frettel, Fredel, Furette, Furettel, Fritt, Fröttel, Frettwiesel, Kaninchenjäger, Kaninchenwiesel.

Kennz. d. Art. Weißlichgelb, Wollhaar graulich, die Augen roth, Nase fleischfarbig, Krallen weißlich. Länge 15 Zoll, der Schwanz noch 8 Zoll.

Ganz vom Wuchs des Iltis und wie es gewöhnlich vorkömmt, gleichsam ein Kakerlak desselben. Es ist wenigstens wahrscheinlich, daß das rothäugige Frettchen durch eine lange Cultur in Afrika und Südeuropa zur Abart geworden und darum sich gleichmäßig fortgepflanzt. Indessen ist zu bemerken, daß bisweilen auch Individuen mit schwarzbraunen Haarspitzen seltner mit dergleichen Flecken vorkommen. Fr. Cüvier bildet sogar sein Exemplar ganz braun ab, mit schwarzbraunen Augen. Diese Form dürfen wir deshalb als die Grundart ansehen. Der Geruch des männlichen Frettchen, welches ich lebendig hatte, war stark bisamartig, allerdings ein etwas anderer als der unangenehmere, den der Iltis verbreitet. Das Frettchen ist wie alle Thiere mit rothen Augen, mehr auf ein Leben im Dunklen angewiesen, tappt in sehr hellen Räumen ängstlich herum und wird erst munter und schneller beweglich in der Dämmerung, während es am Tage meist schläft oder, dem Lichte ausgesetzt, sich Augenentzündung zuzieht. In seinem Naturell gleicht es dem Iltis, obwohl es fast immer als gezähmtes Thier vorkömmt, behält es doch seine natürliche Raubgier und Mordlust gegen kleine Thiere. Von den Sitten des Thieres im wilden Zustande weiß man nichts, und da die Nachricht, daß dasselbe aus Afrika herstamme, wie der Geograph Strabo zur Zeit um Chr. Geb. bemerkt, auch so viel heißen könnte, als daß man eben dort Frettchen zuerst zu erziehen pflegte und sie von da nach Südeuropa gebracht hat, so würde es noch erlaubt sein, daran zu zweifeln, ob überhaupt in Afrika wilde Frettchen vorkämen, welche so beschaffen sind, wie die zahmen, besonders in Beziehung auf die Organisation des Auges. Sehr wahrscheinlich würde das wilde Thier aussehen müssen, wie das von Cüvier abgebildete. Shaw sagt blos man nenne es in Afrika Nimse, ohne von seiner Lebensweise etwas anzugeben. Durch Ehrenberg kennen wir aber den Nims oder Nems als ein anderes Thier, (vgl. unsre 294. 295.) so daß Shaw entweder das Thier verwechselt hat, oder die Afrikaner mehrere ähnliche so nennen. Ungeachtet der langen Cultur ist doch die Zahmheit des Frettchen so gering, daß es nicht einmal seinen Herrn von andern Personen unterscheidet, überhaupt thut es, sich selbst überlassen, kaum mehr als schlafen und fressen. Es bemüht sich sogar, ohne die Freiheit zu kennen, aus seinem Behälter zu entkommen, und wird darum gewöhnlich von Hunden oder Katzen todtgebissen. — Der Zweck, weshalb man schon in der alten Zeit das Frettchen in Afrika erzog, ist die Kaninchenjagd, und zu gleichem Zwecke hält man dasselbe auch im Süden von Europa, in den nördlichen Gegenden selten, weil es gegen Kälte ziemlich empfindlich ist. Man hält die Frettchen am liebsten paarweise in einem Kasten oder einer Tonne mit einem warmen Lager. Auch gesättigt beißen sie noch Kaninchen, Hühner und Tauben todt. Sie beißen die wüthend überfallene Beute ins Genick und lecken gierig deren Blut und Gehirn. Man

füttert sie mit Kleie, mit Semmel und Milch, muß ihnen aber mitunter auch Fleisch geben. Bei gekochtem Fleisch werden sie zahmer, sie fressen aber vorzüglich gern Säugthiere, auch Mäuse, selbst Amphibien aller Art, nur mit vorsichtiger Unterscheidung der giftigen Otter. Die Stimme des Frettchens ist nur im höchsten Affecte, besonders im Schmerze, kreischend, gewöhnlich ein schwaches Knurren. Die Jagd auf Kaninchen findet statt vom October bis Ende Februar. Man trägt dabei die Fettchen in einem Korbe mit Moos, treibt die Kaninchen in ihren Bau, verstopft die Eingänge, welche wenig gebahnt sind, legt oben auf die gangbarsten ein Decknetz und stellt Garne um den Bau. Man läßt ein Frett in die Hauptröhre einfahren, worauf die Kaninchen herauskommen und sich in den Netzen fangen oder geschossen werden. Kommt das Frettchen heraus, so muß man es sogleich wieder aufnehmen, außerdem kriecht es in den Bau und legt sich darin zur Ruhe, was überhaupt oft geschieht, wenn es ein Kaninchen darin erwürgt oder angefressen hat. Dieser Umstand macht diese Jagd oft sehr langweilig. Es ist schwer, das Thier so weit zum Gehorsam zu bringen, daß es auf den Pfiff oder Ruf folgt, bleibt es also drin, so hat man nur noch die Hoffnung, es durch ein an einen biegsamen Zweig festgebundenes Kaninchen herauszuziehen, welches man in den Gang einschiebt und das Frettchen anbeißen läßt. Man sucht auch das Erwürgen der Kaninchen dadurch zu verhindern, daß man dem Frettchen die Fangzähne mit der Zange abkneipt und dann glatt feilt. Die Paarung der Frettchen geschieht mit vielem Affecte und die Weibchen sterben bisweilen in dieser Zeit ohne Männchen. Jährlich zweimal bekommen sie 5 — 8 Junge, dann entfernt man das Männchen, da es dieselben gern auffrißt.

336. Das nacktsöhlige Frettchen. Mustela nudipes F. Cuv.

Kennz. d. Art. Rothgelb glänzend, Kopf und Schwanzspitze ochergelblich, Sohlen nackt. Länge $10\frac{3}{4}$ Zoll. Kopf 2 Zoll 2 L. Schwanz 6 Zoll.

Obwohl Bewohner des heißen Java, doch mit einem sehr dichten Pelz versehen. Das Seidenhaar ist an der Basis gelblich, wie das Wollhaar durchaus. Mr. Diard (bei Cuvier steht durch Druckfehler Diaud) besuchte nach Aufenthalt in Bengalen auch Sumatra und Java und unter seinen zahlreichen Entdeckungen fand sich diese hübsche Art, welche seitdem auch bei Naturalienhändlern vorkommt.

336. Das sibirische Frettchen. Mustela sibirica Pallas.

Franz.: Le Furet de Siberie. — Russ. — Sibir. Kulonnòk, b. Tassnevskoi Ostrog. Krassik. — Tatar am Jenisei: Kulòn od. Cholon, Barabens. Jelelak. — Mongol. Ssolongchà, Burät. Cholongò. — Tungus. Nonno. Ostjak. Sojuk. — Koibal. Kusaen; Kamaschin. Kumgos; Arinz. Ssoosche. — Sines. Ssolò.

Kennz. d. Art. Gelblich-röthlichgelb, unterseits heller, Schnauze schwärzlich, Nase weiß, Sohlen behaart. Länge 1 Fuß, Schwanz $\frac{1}{2}$ Fuß.

Im jenseitigen Sibirien, vom Jenisei nach Osten bis zum Ocean; geht aber nicht über den 60° N.B. hinaus, daher nicht in Kamtschatka und nicht im Lande der Tschuktschen. Der Winterpelz sieht sehr hübsch aus, die Priester oder Zauberer der Buräten bedienen sich desselben besonders zu Zauberkleidern, während ihrer Beschwörungen, da sie keine gewöhnlichen Marderpelze tragen dürfen und Zobel für sie zu theuer ist. Das sibirische Frettchen wurde zu Pallas Zeit als Pelz wenig geschätzt und ist erst in neuerer Zeit beachtet worden,

wo man es sowohl als Besatz wie auch zur Fütterung der Damenmäntel theuer bezahlt. Der Kürschnername ist: sibirischer oder schwedischer Iltis. Die Felle sind sehr electrisch.

337. 338. Der Tigeriltis. Mustela sarmatica Pall.

Franz.: Le Péruasca Buff., Putois de Pologne Cuv. — Russ. Perewjaeska, Weißruss. Peregusnae und Perewisnik. — Pohln. Przeviaska. — Kalmukk. Tschócha. — Mustela Peregusana Güldenst. —

Kennz. d. Art. Dunkelbraun, über den Rücken und die Seiten gelblich gefleckt, Beine und Schwanzspitze schwarz, eine Binde über die Stirn und die Ohren weiß. Länge 13 — 14 Zoll. Schwanz 6 Zoll.

In Volhynien, Südrußland, Kleinasien, in der Krimm nicht häufig. Lebt ganz so wie der Iltis und verbreitet auch, aufgereizt, einen ähnlichen Geruch. Er hat ein feines, kurzhaariges Pelzchen, welches die russischen Kürschner Perevostschik nennen, und das man häufig zu Mänteln und Kragen benutzt.

339. Das Zügelwiesel. Mustela frenata Lichtenst.

Franz.: Belette à bride blanche. — Mexic. Comadreija, Urunzito, Onzito. —

Kennz. d. Art. Oberseits nebst Schnauze und Schwanz — dessen äußerste Spitze schwarz ist — braun, Stirnbinde und Unterseite weiß. Länge 9 — 11 Zoll. Schwanz 6 — 7 Z. 10 L.

Von der Größe und dem schlanken Baue des Hermelins; der Schwanz ist indeß länger und nur sein äußerster Haarbüschel ist schwarz. Nase, Scheitel und Ohren sind schwarz, letztere sind schmaler und länger als an unsrer einheimischen Art. Die weiße Stirnbinde besteht eigentlich aus einem herzförmigen Stirnfleck, welcher noch einen größeren jederseits zwischen Auge und Ohr berührt. Die Unterseite beginnt rein weiß und verliert sich nach hinten unter ockergelbem Ueberzug. Es findet sich in der Nähe von Mexico, von wo es F. Deppe zuerst mitbrachte.

340 — 344. Das Hermelin, große Wiesel. Mustela Erminea L.

Franz.: L'Hermine, Rosselet. — Engl. the Stoat, im weißen Kleide: the Ermine. — Holl. Hermyn. — Dän. Laekat, Vaesel. — Schwed. Hermelin, Lekat. — Ital. Armellino, Ermelino. Span. Armino. — Port. Arminho. — Russ. Gornostoi. — Tatarisch, auch bei den Sibir. Aass; Bochar. Ilten; Baschkir. Aasz. und Kara, Kujerok, Kirgis. Aktjii. — Mongol. Ujaen od. Ojaen; Burät. Ujing. Kalmukk. Wgin. od. Uejin. — Tungus. am Jenisei: Dsholóki; am Baikal: Jèlek; Lamut. Deliki; Jukagirisch: Lukipondscha. — Esth. Nerk; Sirjän. Sjoetbosch; Perminef. Tschuschmar; Tschuwasch. Schishejus; Wotjak. Soedbushe od. Teeshmaer; Wogul. Schols, Scholsa, Schaldshi; Ostjak. am Ob: Sass, Ssoss od. Zass. — Samoj. Pije u. Piéku; am Jenisei: Pütschu; Koibal. Kyrroe; Kamaschinz. Kurroe; Laak-Ostjak. Kurre; Samojed. um Turachansk: Pydsku; am Jenisei und die Berg Samojed. Húne u. Chunni; Motor. Hud a. — Arinz. am Jenisei: Chullep. — Kamtschadal. Idetsch; westl. Dyitschitsch. — Koräk. Imaechtsckak. — Kuril. Tannerúm od. Dahn-Armu (d. h. lange Maus) — Georg. Karkumi (wo jedoch das Thier nach Güldenstädt nicht vorkommen soll). — Mustela Ermineum Pall.

Kennz. d. Art. Schwanz länger als die Beine, gegen das Ende hin schwarz. Länge $9\frac{1}{2}$ — 10 Zoll. Schwanz 3 — 4 Zoll, die Endhaare 1 Zoll.

Ein überaus zierliches, schlank gebautes Thier von veränderlicher Färbung. Im Sommer oberseits schönhell kastanienbraun, unterseits gelblich weiß, Zehen und Ohrensaum weiß; Schwanz so braun wie der Rücken, etwa das letzte Dritttheil glänzend schwarz;

340. 341. Im Winter wird der ganze Pelz weiß und nur das Schwanzende bleibt unveränderlich schwarz: 344. Im Uebergangskleide im Herbst und Frühling trifft man den Pelz über den Rücken mit bräunlichem Haar gemischt oder das Braun über die Rückenlinie zu einem schmalen Streifen zusammengezogen: 342. 343. Man findet aber auch im Sommerpelze Abänderungen, so daß sie in den südlichen und gemäßigten Gegenden mehr röthlichbraun, in den nördlichen mehr dunkelschwarzbraun vorkommen. Das Hermelin ist ziemlich weit verbreitet, nicht nur über ganz Europa, sondern auch über ganz Asien, vom arktischen Ocean bis nach Indien, angeblich auch, im Fall keine Verwechselung mit ähnlichen Thieren statt fand, auf Java und Borneo. Sichrer findet es sich auf Kamtschatka und bis nach Armenien. Pallas erhielt auch Felle von der Insel Kadiak, bei dem amerikanischen Vorgebirge Alaska und aus Amerika selbst, obwohl es auf den näher gelegenen Aleuten und Fuchsinseln fehlt, so daß es vielleicht durch den Beerings-Busen nach Amerika gekommen sein dürfte. Die amerikanischen werden kleiner angegeben, indessen findet sich auch in Davurien eine kleinere Abart, kaum über spannenlang. In den Steppen Rußlands und dem diesseitigen Sibirien bis zum Flusse Ob sind sie ziemlich groß, 7 — 8 Loth schwer. Die chinesischen Kaufleute nehmen sie vorzüglich gern, und am Flusse Kovyma findet man die größten, so sind auch die, welche die Tschuktschen aus Nordamerika bringen. Das Thierchen hält sich sowohl in Wäldern auf, als in sonnigen Steppengegenden, auch um Gewässer, in denen es auch nicht ungern seine Beute sucht, da es sehr gut schwimmt. Das Hermelin ist äußerst wild, furchtsam, beißig und nicht leicht zähmbar. Die Augen blitzen im Zorne goldgrün und die Stinkdrüse unter dem Schwanze verbreitet dann den durchdringenden Knoblauchgeruch. Seine Beweglichkeit ist außerordentlich behende im Laufen, Hüpfen, Springen und Klettern. In Zimmern laufen sie dann leicht an alle Gegenstände hinan und schlüpfen nur endlich in ein Versteck, wo man sie wieder erhalten kann. Die Nahrung, besteht vorzüglich aus Mäusen, Ratten, Hamstern, Kaninchen und jungen Hasen, aus Geflügel und aus Eiern. Ein Hühnerei trägt das Thier unter dem Kinne weg. Auch Amphibien und Fische dienen ihm zur Nahrung, selten vegetabilische Kost, Obst und Beeren. Es faßt die Beute bei dem Kopfe und frißt diesen bei kleinen Vögeln zuerst, dann den Rumpf sammt den Federn. Es paart sich im März und nistet in Gängen unter der Erde, etwa solchen, die es Mäusen oder andern kleinen Säugthieren abgejagt hat, oder in hohlen Bäumen, wo das Lager einen engen Eingang hat, und mit vielen künstlichen Fächern ausgezimmert ist. Pallas fand in einem Fache ganze Mäuse und Spitzmäuse aufgehäuft, zwei andre gegenüber, enthielten Mäusefelle mit Schwänzen und Beinen, und in jeder dieser beiden Kammern befanden sich zwei Junge, die etwa 10 — 12 Tage alt sein mochten, grau und unten weiß aussahen. Die Excremente der Jungen lagen innerhalb der Kammer, daher ein übler Geruch sich aus ihr verbreitete. Ihr Geschrei war dem der jungen Kätzchen ähnlich. Die Alten lassen selten Töne hören, nur etwa wenn sie gefangen sind ein Gezwitscher, ähnlich dem der Ratten. Das Weibchen gebiert 4 — 8 Junge, und begiebt sich nicht weit vom Neste hinweg, bemüht sich auch, einen herbeikommenden Menschen irre zu leiten, nimmt man aber die Jungen aus, so folgt die Mutter ihnen weit nach. Gegen den Herbst hin beginnt die Härung und der oben beschriebene Farbenwechsel. Das braune Kleid entwickelt sich in wärmern Gegenden, wie am kaspischen Meer, schon im März, in Sibirien kaum in der Mitte oder zu Ende des Monat Mai. Der Fang geschieht in Schlingen vor den Gängen oder in Quetsch- oder Schnellfallen; man kann die gewöhnliche Breterfalle benutzen oder kleine Tellereisen setzen. Der braune Pelz wird nicht sehr geachtet,

dagegen der geschätzte weiße Winterpelz das Thier im Norden zum Gegenstande häufiger Nachstellungen macht. In Rußland machen die Hermelinfelle einen bedeutenden Handelsartikel aus, da dieselben insbesondere für die Ceremonial-Costüme fürstlicher Personen und hoher Beamter verbraucht werden. Das Fleisch ist aber ungenießbar, sogar die Jakuten und Kalmuken, welche sonst das stinkendste genießen, werfen es weg, denn die Stinkmaterie aus den Afterdrüsen durchzieht es sehr bald.

345—349. Das Wiesel, kleine Wiesel. Mustela vulgaris Briss.

Franz.: La Belette. — Engl. the weesel, common weesel. Nordengl. Wreasel, Yorkschir. Fitchet, Foumart. Schott. Whitured, Whitret; Whitrick. Angelsächs. Wesle. Welsch. Bronwen; Llosennan Galik. Neas, Nias, Easog. Cornisch: Codna-gwidan; Louennan. — Ital. La donnola; bellora; belloro, ballotula, benula. — Span. Comadreia. Port. Doninha. — Ruff. Laska, Lassotschka. — Kasansche Tatar. Lahtschae; Kirgis. Astar; am Jenisei: Zurza u. Tschoel-ass.-(d. h. Wegwiesel., Hermelin.) — Baschkir. Jaeza. Jakut. Mugur Ujen (d. h. Stumpfwiesel Ermineum muticum) od. Kyrr nuss. — Mongol. u. Burät. Unaegin u. Ochotonoi; Kalmukk. Tschin u. Kolajosch. — Tungus. Dsholò. Kitko od. Hulaku-Dshelóki. Jukagir. Alatschawò. — Lappländ. Seibsch; Lett. Schehrus od. Sehrmulis; Esth. Nirk; Permiens. Lassiza; Sirjän. Laschira; Morduan. Akaskae; Tscheremiss. Kolejuo; Wotjäk. Puhrmak od. Schatko. Wogul. Chorni (Dünnhaarig) od. Charnipui, Ostjak. Charni-Sass; am Flusse Kassi: Tokulab; Surgut. Lyg-pàgul u. Kur; Jugan. Lyglyksass; am Flusse: Ketai: Kuaeka; Estell. Tschurum. — Samojeden. Kamaschinz. u. Motor. Aksagas. — Arinz. Chulep. Georgian. Dedopala (Königin). — Gemeines Wiesel, Wieselchen, Wieselein, Hauswiesel, Speicherwiesel, rothbraunes, röthliches Wiesel, Heermännchen, Hermiken. — M. Gale Pall.

Kennz. d. Art. Schwanz nicht länger als die Beine, einfarbig (nur einzelne schwarze Haare an der Spitze). Länge 7 Zoll. Schwanz $1\frac{1}{2}$ Zoll.

Das kleinste Raubthier aus dieser Verwandtschaft, auch verhältnißmäßig ist sein Kopf noch kleiner und länglicher gestreckt, die Schnauze weniger abgestumpft, etwas spitzig. Die Schnurren bilden 4 Reihen und sind auch auf dem Winterpelze schwarz. Im Sommer ist der Pelz röthlichbraun, nur die Unterseite gelblich. In einigen Gegenden scheint sich diese Farbe gar nicht zu ändern, in andern wird indessen der Pelz im Winter ganz weiß: 349. und die Uebergänge dazu finden sich wie bei voriger Art: 346. 348. Auf den Warzen über den Augen und am Mundwinkel stehen etwa 4 Haare, auf den an der Kehle 3, alle Warzen sind mit weißlichen Borstchen besetzt (bei dem Hermelin ist eine Borste über jedem Augenlied schwarz). Die Augenliederränder, besonders am vordern Winkel, sind schwarz. Die Augendecke schließt das Auge kaum halb (bei dem Hermelin ganz). Die Iris ist gelbbräunlich, dunkel. Die Lippe ist neben der Nase und unter dem Schnurrbarte weiß, eben so die Innenseite der Beine und ein breiter Längsstreif über dem Bauch. Die Ohren sind kürzer als am Hermelin, fast im Pelze versteckt, an der Oeffnung stehen kreuzweis sich durchflechtende, steifliche Haare bei beiden Arten. An den Halsseiten ist die Nath deutlicher. Der Leib ist sehr dünn und walzig, die Gliedmaßen noch kürzer als am Hermelin. Drei weißliche Borstchen in der Mitte des Oberarms ragen von hinten aus dem Pelze heraus, wie bei dem Hermelin; die Sohlen sind behaarter und die Nägel ganz im Zottenhaar verborgen. — Ebenfalls über Europa und Asien verbreitet, auch bis in die arktischen Gegenden. Man findet es mehr in der Nähe menschlicher Wohnungen, es kommt auch gern in die Häuser und vertilgt die Mäuse in Vorrathskammern und Scheunen, verjagt selbst Ratten aus seinem Revier. Im Käfig gehalten, kann man es zähmen, doch verläßt das beißige Naturell und die Sehnsucht nach Freiheit das Thierchen niemals und es ist so geschmeidig und listig, durch sehr enge Oeffnungen auf eine fast unglaub-

liche Weise entwischen zu können. Es giebt auch Beispiele von gänzlich gezähmten Wieseln. Sie sind dann äußerst nette Thierchen, welche sich an ihren Herrn gewöhnen und unter vielen Personen ihm allein folgen. Es ist wachend überaus unruhig und rennt immer wild umher, nach der Mahlzeit schläft es aber ein, übrigens äußerst zierlich in seinen Bewegungen, putzt und leckt sich den Pelz, trinkt leckend wie die Katzen, frißt sitzend mit gekrümmten Rücken und schläft zusammengerollt. Es ist sehr gefräßig und nimmt mehr Nahrung täglich ein, als sein eigenes Gewicht beträgt, und stirbt bald vor Hunger. Die Nahrung ist die der vorigen Art, es frißt auch das Fleisch seiner Art- und Gattungsverwandten. Sein Biß ist sehr schmerzhaft und schwer zu heilen, gebissene Mäuse sterben sogleich. Die Paarung geschieht im März. Ende Mai oder im Juni finden sich 4 — 7 blinde Junge, welche zärtlich gepflegt und bei vermutheter Gefahr auch davon getragen werden. Sie spielen mit der Mutter im Sonnenschein auf Wiesen, wo Maulwurfshaufen sind und zeigen besonders da im Erscheinen und Verschwinden ihre große Behendigkeit, wenn sie bald in die Löcher hineinkriechen, bald wieder herauskommen und sich umsehen. In Taubenschlägen morden sie und tragen auch sowohl Tauben- als Hühnereier weg, weshalb man ihnen nachstellt und sie in Quetsch- oder Kastenfallen wegfängt. Das Fellchen, obwohl kleiner als das des großen Wiesels, ist doch wärmer und dauerhafter, und wird in Rußland, wo das Thierchen häufiger ist, gern zu leichtem Unterfutter gebraucht.

350—352. **Die gemeine Fischotter.** Lutra vulgaris Erxleben.

Franz.: La Loutre commune. — Engl.: the common Otter. — Cambr. Dyfrgi. — Ital.: Lodra. — Span.: Nutria. — Dän.: Odder. — Norw.: Otter, Sleuter. — Schwed.: Utter. — Poln.: Wydra. — Pers.: Schank. — Türk.: Sagif. — Russ.: Wydra, Poraschna. — Am Terek: Poreschnik; in Weißrußland: Widnicha. — Bei den Kasanschen Tartaren: Káma. — Am Abakan.: Cháundus; bei den Bergbewohnern (wie den Baschkiren): Kara-Kundùs; bei den Jakuten: Yty; bei den Katschinzo-Tartaren: Kamnosch; bei den Karginzischen: Kamnai. — Mongol.: Chalii; — Burät. Hoop-Kallom oder Chonin challuum. — Kalmukk: Sup oder Sub. — Tungus.: Dshúkun; am Baikal: Irgindir; in Daurien: Kalon; Lamut.: Djókon. — Permiens.: Tschul; Esth.: Saarm; Lett.: Undenis; Mordwan.: Wétras; Wotjäk.: Wyad oder Hwad; Wogul.: Kultaehp, auch Wondor und Wondrad. — Ostjäk. am Ob: Wondyr; am Samarof: Gonter; am Suegut: Cholyp; am Narym: Toet; am Kaas: Taare. — Samojed.: Nens oder Ninsati; am Jenisei: Ossudo; Kammaschinz: Tjaedt; Koibal: Taedt; Arinz: Thitan. — Kamtschadal.: Gylengyl; westl. Ngyschingysch. — Jukagir.: Mundschong. — Koräk: Nenget; Kuril.: Isaman; Japan: Kausso. — Georgian.: Mzaui; Tschetsch.: Chescht; Osset: Urt. — Mustela Lutra Linn. Gmel.

Ehedem waren die Fischottern mit der Gattung Mustela (Marder, Iltis und Wiesel) vereint, bis Ray, Brisson und Erxleben sie als eigene Gattung aufstellten. Wenn auch ihr Gebiß dem der Marder ähnlich ist, so erscheint doch ihr Kopf immer mehr breit und platt gebaut, die Zunge etwas scharf, die Zehen mit einer Schwimmhaut versehen und der Schwanz oben und unten flach. Jederseits in der obern und untern Kinnlade befinden sich 3 falsche Backenzähne, beide wahren Backenzähne der Oberkinnlade einerseits mit einem starken Absatz, in der Unterkinnlade ein Höcker an der Innenseite des Fleischzahns.

Die gemeine Fischotter wird gewöhnlich 2′ 1″ lang, der Schwanz noch 1′ 1″,

selten größer. Der Pelz ist glänzend braun, heller oder dunkler, selten dem Pechschwarzen sich nähernd, unterseits matter und blasser, an Kehle und Brust in's Grauliche ziehend. Das Haar liegt ziemlich glatt an, ist steif und härtlich, ein weißgrauliches Wollhaar bedeckt die weißliche Haut. Im Wuchs nähert sie sich schon den Robben. Der ganze Leib ist gestreckt und von oben her platt, besonders fällt dies am Kopfe auf, und die Gestaltung des ganzen Körpers deutet auf den Zweck des Schwimmens. Die Schnauze ist abgerundet, die Nase breit, platt, Nasenlöcher mondförmig von der Scheidewand abstehend. Oberlippe beiderseits wie angeschwollen und mit steifem Haar besetzt. Die Schnurren sind sehr steif, stehen in 3 Reihen und werden nach hinten länger. Ueber den Augenbraunen stehen mondförmige Warzen mit 4 Borsten, über dem Auge eine mit 8 Borsten; eine große, fast kreisrunde Warze, jederseits an der Basis der Vorderkinnlade, nahe am Mundwinkel, auf welcher eine schiefe Reihe von mehr als 10 Borsten befindlich, zwischen beiden eine an der Kehle mit 2 Paar Borsten. Die Ohren sind kurz, dicklich, halboval, durch die Haare versteckt, mit engen Gehörgängen, mit einem schmalen Läppchen und Haaren geschlossen. Die Nase ist schwarz, das Auge hat eine runde Pupille, welche im Dunkeln so stark leuchtet, wie das Auge der Katzen. Die Gliedmaßen sind kurz und stark, lassen sich während des Schwimmens ganz an den Leib anlegen, die hintern sind kaum länger. Vorder- und Hinterpfoten 5zehig, unterseits nackt, Zehen dick und durch eine dicke, zwischen ihnen ausgespannte Schwimmhaut verbunden, die Krallen kegelförmig und sehr spitzig. Der Schwanz kräftig, von der dicken Basis aus allmählig verschmälert, an der Spitze stumpf, ganz behaart. Das Männchen wird 12, das Weibchen kaum über 10 Pfund schwer. — Findet sich in ganz Europa, durch Rußland, Sibirien, bis nach Kamtschatka und in Nord-Amerika, durch den Kaukasus, Persien und die große Tartarei, wahrscheinlich bis nach Indien. Ihr Aufenthalt sind fischreiche Flüsse und Ströme oder Fischteiche, in deren Nähe besonders in Gebirgsgegenden mit Waldung. Sie gräbt sich Höhlen in den Ufern, deren Mündung unter dem Wasser ausgeht und meist mit einem andern Ausgange versehen ist, diese Höhle bewohnen auch 2 bis 3 Individuen. Sie schwimmt vortrefflich, wobei das Haar nicht naß wird, sonnt sich auch gern, geht aber sonst ihren Geschäften des Nachts nach, von einem bestimmten Aussteigeplatze an, frißt Fische, besonders gern deren Köpfe, auch Krebse, Ratten, Mäuse, Wasservögel und Frösche. Auf dem Lande ist das Thier etwas unbehülflich, läuft zwar immer noch ziemlich schnell, doch unsicher und humpelnd, so daß das Hintertheil des Körpers von einer Seite zur andern wackelt. Sie sind sehr scheu, listig und boshaft, haben ein scharfes Gesicht und feine Witterung, und treiben ihr Wesen gern bei Mondenschein, wo sie auf den Fischfang stromaufwärts ein paar Stunden weit schwimmen, von Zeit zu Zeit den Kopf empor hebend, um zu athmen. Sie suchen ihre Beute auch in verborgenen Winkeln, unter Wurzeln und Steinen und verzehren sie dann auf der Oberfläche des Wassers oder größere Stücke am Ufer. Sie kauen katzenähnlich und drücken dabei die Augen zu. Im Winter gehen sie durch die offenen Stellen des Eises unter Wasser und kommen anderwärts wieder heraus. Bei Nahrungsmangel fallen sie Landthiere an, Lämmer, Ferkel und Vögel. Im Februar locken sie durch einen lang anhaltenden Pfiff zur Paarung, das Weibchen bereitet dann das Lager aus Halmen, dürren Blättern und dergl., wirft nach 9 Wochen 2 — 4 blinde Junge, säugt diese mit seinen 4 Zitzen, deren 2 vor den Hinterschenkeln, 2 neben dem Nabel sitzen und läßt sie nach 8 Wochen allein auf den Fischfang ausgehen. Sie bedürfen zweier Jahre zum Wachs-

thum. Außerdem gebären sie auch wieder im Herbste, selbst mitten im Winter. Sie üben die List anderer Raubthiere, in der Nähe ihrer Wohnung alle Merkmale ihrer Anwesenheit zu vermeiden, daher sie weder daselbst fressen und Ueberbleibsel vom Fraß, noch Spuren ihres Unraths zurück lassen. Läßt sich in der Jugend zähmen, und nicht selten sieht man Individuen, welche ihren Herrn auf Pfiff oder Ruf folgen, sich aus der Hand füttern und zum Fischfange brauchen lassen. In diesem Zustande gewöhnen sie sich an alle menschliche Nahrung, ja, die menschliche Erziehung ist im Stande, ihr Naturell so umzustimmen, daß sie sogar Fischnahrung verschmähen und nicht ohne Zwang in's Wasser gehen. Ein Beispiel dazu erzählt Wildungen (Feierabende, Band VI. 1821). Sie gewöhnt sich dann auch an andere Hausthiere, spielt mit ihnen und läßt beim Wohlbehagen einen kickernden Laut hören. — Die Jagd geschieht auf dem Anstand in mondheller Nacht am Ausstieg, oder früh Morgens auf Wiesen, wo man beobachtet hat, daß das Thier um diese Zeit aussteigt, im Grase Vögel belauscht, auch wohl in der Sonne ein Morgenschläfchen macht. Sonst fängt man sie auch in einem starken Tellereisen, welches man vor dem Ausstiege daselbst ohne Köder 2 Zoll hoch unter das Wasser setzt, durch Wassermoos und dergl. versteckt und an eine Kette legt. In einem Bache oder Teiche, den sie fischend besucht, kann man durch Pfähle den Weg so leiten, daß die Otter auf das Eisen treffen muß. Zur Witterung wird empfohlen: 8 Loth frisches Schweinfett oder ungesalzene Butter in einem neuen Tiegel zerlassen, 3 oder 4 Gran Bibergeil, 3 Gran Kampher, eine halbe Handvoll Baldrianwurzel, anderthalb Gran Zibeth und 1 Gran Moschus. Dies so lange über den Kohlen gelassen, bis es gelblich wird, in einem neuen Töpfchen aufzubewahren. Mit dieser Witterung bestreicht man das Tellereisen und ein Schilfhälmchen oder dergleichen über ihm. Zufällig oder absichtlich fängt man sie auch in Fischreusen und Netzen. Alte Fischottern, lebendig gefangen, sind äußerst bös, zischen und fauchen wie Katzen, beißen so heftig nach ihrem Feinde, daß sie selbst großen Hunden die Knochen zerbrechen, wenden sich dabei auf den Rücken oder setzen sich auf die Hinterbeine, ohne einen Ton von sich zu geben. Nur die jungen und trächtigen Individuen lassen im Schmerze ein lautes Kreischen vernehmen. Das Fleisch ist eßbar und steht nach den Vorschriften der katholischen Religion dem Fische gleich, daher dessen Genuß auch als Fastenspeise erlaubt ist. Am meisten schätzt man den Pelz zu Müffen und zum Verbrämen der Kleider, er ist im Winter am besten, doch auch im Sommer nicht viel geringer, weil die Härung nur unbedeutend ist. Das feine Haar läßt sich auch zu Hüten verarbeiten und das lange Schwanzhaar giebt die bekannten Fischpinsel, deren man sich zum Oelmalen bedient. Der Balg des ausgewachsenen Thieres wird bei uns 8 — 10 Thaler geschätzt. In den russischen Pelzländern, wo die Fischottern häufiger vorkommen, auch größer werden, schätzt man sie weniger. Bei den Chinesen und Mongolen bilden ihre Fälle die Verbrämung der Kleider für die niedere Volksklasse. Man macht auch daraus die Taschen, in welchen man die edlen Zobelfelle aufbewahrt und auf Reisen bei sich trägt, auch die Mützen der Priester werden daraus verfertigt. Bei jenen Taschen muß natürlich die Pelzseite nach innen gekehrt sein.

Der Schaden, den die Fischotter in Fischteichen anrichtet, ist bedeutend, daher ihr schon deswegen nachgestellt wird. Sie jagen darin nicht nur allein, sondern oft paarweise und wissen so der größten Fische sich sicher zu bemächtigen.

Die Abbildungen 350 — 352. sind nach lebendigen, gezähmten Exemplaren gefertigt.

353. 354. und 609. **Die canadische Fischotter.** Lutra canadensis Fr. Cuv.

Franz.: **La Loutre de Canada Lacep. Fr. Cuv.** — Engl.: **American Otter, Canadian Otter.** — **Mustela hudsonica Lacépède.**

Nachdem man die canadische Fischotter früher nur für klimatische Abänderung der gemeinen Art gehalten hatte, bemerkte Friedr. Cuvier kleine Unterschiede in den Dimensionen des Schädels, und sagt über die Art Folgendes: Sie ist nur wenig kleiner als die Fischotter von Carolina, der Schädel nur um einige Linien kürzer. Zugleich steht diese Art auch der gemeinen am nächsten durch die Bildung ihres Schädels, indessen zeigt derselbe, im Profil gesehen, eine mehr geneigte Gesichtslinie, insbesondere von den Augenhöhlenfortsätzen des Stirnbeins zu den Nasenbeinen hin, und dann ist der Raum zwischen den Augenhöhlenfortsätzen des Stirnbeins, den Kieferbeinen und der Spitze der Nasenbeine ein mehr verlängertes Viereck, um $\frac{1}{3}$ minder breit als lang. — Das Thier wird noch größer als die europäische Fischotter, $3\frac{1}{2}$ Fuß lang, zeichnet sich aber insbesondere durch den Schwanz aus, welcher nur an der Basis platt, dann zugespitzt und ungefähr so lang ist als der Rumpf *). Der Pelz ist glänzend braun, im Sommer noch dunkler, nur der Unterhals ist hellbraun oder (wie es scheint, bei dem ganz alten Thiere) weißlich. — Man fängt die canadische Fischotter an den Ufern der Seen in Fallen, welche mit Fischen geködert werden. Sklaven tragen dann am andern Morgen die gefangenen Thiere zusammen, so daß man jährlich 7 — 8000 Felle nach England liefert. — Abbildung nach unserm Museum.

355. **Die brasilianische Fischotter.** Lutra brasiliensis Ray. Pallas. p. 101.

Franz.: **La Loutre du Brésil, Saricovienne de la Guyane Buff.** — Engl.: **the Brazilian Otter.** — **Mustela lutra brasiliensis Gmelin.**

Vom Prinzen Maximilian von Neuwied neuerlich genauer beschrieben. Der europäischen Art im Allgemeinen sehr ähnlich; der Kopf scheint etwas stärker und mehr rund, hat daher in seiner Bildung etwas Aehnlichkeit mit dem der größern Katzenarten; die Schnauze ist vielleicht etwas breiter, der Oberkopf erhabener und nicht so platt gedrückt, als an unserer europäischen Fischotter. An beiden Kiefern und hinter dem Auge stehen lange gelbliche Bartborsten; Nasenkuppe behaart wie das Gesicht, ziemlich breit, Nasenlöcher etwas nach der Seite geöffnet; äußere Ohren klein und abgerundet; Auge klein und weit, nach vorn gerichtet. Die Beine kurz und stark, Pfoten abgerundet mit ganzen Schwimmhäuten versehen, welche zuweilen in ihrer Mitte einen kleinen Ausschnitt zeigen; innere Zehe an allen Füßen die kürzeste, dann folgt in der Länge die äußere, die drei mittlern sind ziemlich gleich und die längsten. — Nägel ziemlich stark, zugespitzt und sanft gekrümmt, unten etwas ausgehöhlt, an den Hinterfüßen dicker und kürzer. — Schwanz lang, aber kürzer als der Körper, an der Basis 5 — $5\frac{1}{2}$ Zoll im Querdurchmesser, in seiner Mitte 3 Zoll 2 Linien, nimmt dann an Breite etwas zu, etwa bis zu 3 Zoll 3 — 4 Linien, wird hier völlig platt, an der Seite scharfrandig, nach dem Ende rundlich zugespitzt, und ist über und über behaart wie der Körper. — Das Haar ist sanft bräunlich, kürzer als an der europäischen Fischotter, der Unterkiefer weiß und der ganze Unterhals bis zur Brust mit länglichen, oft

---

*) „**tail pointed, and as long as the body.**“ **Griffith.** Wenn Oken unsere, nach der Natur gefertigten Abbildungen oder das Werk von Griffith beachtet hätte, so würde man bei ihm vielleicht nicht lesen: der Schwanz sei kürzer als bei der europäischen Fischotter.

abwechselnden weißlichen Flecken, oft weniger, oft mehr bezeichnet; einige Individuen sind an diesen Theilen weit weniger und nur undeutlich weiß gezeichnet, mehr gelblich, besonders blos der Unterkiefer, und der Unterhals ist alsdann hell graubraun, in's Weißgraue fallend, und auf der Brust befindet sich ein runder kleiner röthlich gelber Fleck von 1 — 1½ Zoll im Durchmesser. Bauch und übrige untern Theile haben immer die Farbe des Rückens, die Füße hingegen immer etwas dunklere bräunliche Mischung. Prinz von Neuwied fand an einem frischen männlichen Thiere, welches nicht von den größten war, folgende Maaße: Ganze Länge 56 Zoll 4 Lin., Körper 33 Zoll 10½ Lin., Schwanz 22 Zoll 5½ Lin., Höhe des äußern Ohres 7 — 8 Lin., längster Vordernagel 6 Lin., längster Hinternagel 5 Lin., oberer Eckzahn 8 Lin., unterer Eckzahn 7 Lin. Lebt sehr zahlreich in allen nicht zu oft beunruhigten Flüssen, mehr einzeln in den bewohnten Gegenden. Ueberall unter dem Namen Lontra bekannt, zuweilen wohl mit dem Cacharro d'Agoa verwechselt, welcher der Quija des Azara oder Myopotamus sein möchte. Die Fischotter ist über ganz Südamerika verbreitet, so auch in Guiana. Ihre Banden in den wenig besuchten Flüssen zu beobachten, ist sehr unterhaltend. Sie haben die Manieren unserer europäischen, geben aber gewöhnlich sehr sonderbare Töne von sich, welche durch ihre gemeiniglich vereinte Anzahl verstärkt werden. Wo eine solche Bande ankömmt, hört man schon von ferne laute, pfeifende und andere katzenartige Töne von heftigem Schnaufen und Schnarchen begleitet; das Wasser ist in Bewegung und die äußerst gewandt schwimmenden Thiere kommen öfters mit dem Kopfe, ja mit dem halben Leibe über das Wasser empor, einen Fisch im Rachen, als wollten sie ihre Beute zeigen. So steigen alle, gesellschaftlich fischend, gegen den Strom hinauf, oder lassen sich von dem Wasser gemächlich hinabtreiben. Um die ihnen begegnenden Canoes tauchen sie gaukelnd umher, obschon man sie gewöhnlich mit der Flinte begrüßt.

In der Lebensweise kommen sie mit den europäischen überein und verzehren eine große Menge von Fischen. Sie wandern auch über Land von einem Flusse zu dem andern und fangen sich dann zuweilen in den Schlagfallen oder Mundoes.

356. **Die Brillen=Fischotter.** Lutra leptonyx Horsf.

> Franz.: **Le Simung, Loutre Barang, Loutre à lunettes.** — Engl.: **Javanese Otter, Barang.** — Javan.: **Welingsang, Wargul.** — Malayisch.: **Angingayer.** — Sumatr.: **Simung, Anzing, Ager.** — Batav.: **Gryze Otter.**

Wird zwei Fuß lang, der Schwanz einen Fuß. Der Pelz ist schwarzbraun mit röthlichem Schiller, die Schnautze, ein Fleck, welcher das Auge einschließt, und die Kehle sind hell röthlichbraun; die Krallen kurz, stumpf, fast plattenartig. In Java, Sumatra. — Abbildung nach dem Dresdner Museum.

335. 756. 610. **Die Meer=Fischotter.** Lutra lutris Fr. Cuv.

> Franz.: **Loutre du Kamtschatka.** — Engl.: **Sea Otter.** — Russ.: **Bobr morskoi** (Seebiber) oder **Kamtschatskoi Bobr**, jung **Koschlok.** — Koräk.: **Kàlaha, Kalàn.** — Kamschad.: **Keikotsch**, westl. **Rakkù.** — Curil. und Jap.: **Kàiku, Rakko.** — **Phoca Lutris Pallas.**

Hierbei ist im voraus zu bemerken, daß einige Schriftsteller (z. B. Jo. Bapt. Fischer Synops. Mammal. Stuttg. 1829. p. 227. u. 228.) zweierlei Seeottern unter=

scheiden, während Andere (z. B. Griffith und Lichtenstein), wahrscheinlich mit allem Recht, beide nur für dasselbe Thier halten.

Die ältesten Beobachter (Steller und Cook) gaben eine Abbildung der Seeotter, welche wir unten Fig. 361. unter dem Namen Enydris Stelleri Fisch. wiedergeben. Sie findet sich nach ihnen häufig im östlichen Ocean, zwischen Kamtschatka und dem Continent Amerika's zwischen dem 45 - fast 60° N. B., gegen das amerikanische Littorale geht sie wahrscheinlich mehr gegen Süden. Sie wandert durch die Inseln zwischen Kamtschatka und Amerika und war ehedem sehr häufig bis zur Beeringsinsel, hat sich aber späterhin durch Nachstellungen sehr vermindert. Um Umalaschka kamen sie zu Pallas Zeit nicht vor, obwohl sie die umliegenden Inseln besuchten. Im Frühling wird sie durch das Treibeis an die Curilischen Inseln angetrieben, geht aber nicht auf den Continent, auch nicht gegen den Beerings-Busen und das Eismeer. Bei ruhiger See haust sie in der Tiefe, frißt vorzüglich Weichthiere, bei Sturm steigt sie in die Untiefen oder trockenen Uferklippen. Sie paaren und begatten sich in der See und sollen im Frühling, dann im Sommer und wieder im Herbste Junge gebären, welche in den ersten Monaten von der schwimmenden Mutter auf dem Rücken getragen werden. Das Weibchen hat nur zwei Zitzen und liebt überhaupt seine Jungen auf's zärtlichste, so daß es über den Verlust derselben sich abhärmen und verkümmern soll. Sie schlafen auf dem Rücken liegend auf der Erde oder im Meere, wobei sie mit den Pfoten die Augen bedecken.

Die Seeotter erreicht eine Länge von 3 Fuß und 3 Zoll bis 5 Fuß, der Schwanz mißt im ersten Falle 15 Zoll, Vorderbeine 12 Zoll, hintere 15 Zoll. Wiegt 70 — 80 Pfund. Oben 6 Vorderzähne, die beiden mittlern sehr klein, die seitlichen linealisch, die obern Eckzähne größer und entfernt. Unten 4 Vorderzähne dicht beisammen, beide äußere weiter nach vorn, neben den Eckzähnen. Backenzähne überall 4, oben der hinterste am größten, platt, mit Grübchen, der folgende zweitheilig, gleichfalls etwas platt, der dritte kegelförmig, dick, der vordere zunächst am Eckzahne etwas mehr nach innen, der kleinste kegelförmig. Unten der hinterste ziemlich klein, dann folgt der große, beide etwas abgeplattet wie die obern, der dritte kleiner, ungleich gewölbt, vorn jederseits zwei, stumpf kegelförmig, ziemlich klein. Alle Pfoten mit dicker, behaarter Schwimmhaut, die vordern unten nackt, chagrinartig, vorn 4lappig, der vorletzte äußerste Lappen größer, mehr vorragend, oben mit 2 Krallen, übrige einkrallig, Krallen katzenartig aufgerichtet, aber klein, gelblich. Hinterpfoten wie die Ruder der Robben, 5zehig, Zehen nach außen länger, die Spitzen derselben unten nackt, oberhalb des Nagels geschient. Der Pelz ist schönbraun, um das Maul und die Kehle weißlichgrau melirt. Schnurren mittelmäßig, Warze über den Augen mit 3 weißlichen Haaren. Ohren einen Zoll lang. Pelz wie bei dem Bieber, aber noch schöner und dichter, bei alten schwarzglänzend, mit gelbbräunlicher Unterwolle, bei jungen Thieren mehr in's Braungraue ziehend. Bei alten haben auch die bis 1½ Zoll langen Haare grauliche Spitzen und das Fell davon einen silberartigen Schiller. Seltene Varietäten sind ganz weiß, oder gelblich, wie zu Pallas Zeit Jos. Billings eins von der Insel Kadiak brachte.

Das Fell ist überaus hoch geschätzt, noch höher als Zobel, also das kostbarste Pelzwerk, denn es glänzt mehr und verschießt weit später, doch ist die Haut dick und schwer. Das Fleisch ist zart und schmackhaft, weit besser als das der Robben, besonders das der Weibchen, auch soll das der jungen wie Lämmerfleisch schmecken.

Der Fang vom Februar bis April ist sehr gefahrvoll. In dieser Zeit bauen die

Einwohner Strohhütten, wenn der Ostwind das Eis antreibt, so daß das Meer meilenweit davon bedeckt ist, und gehen dann mit ihren 6 Fuß langen, 8 Zoll breiten Eisschuhen auf das Eis hinaus, nur mit einer Keule und mit einem Messer bewaffnet, schlagen die Thiere todt, ziehen ihnen das Fell ab und lassen das Fleisch liegen, wenn sie zu fern vom Lande sind. Bei Wirbelwinden sind sie leichter zu tödten. Im Sommer werden sie schlafend mit Spiesen erstochen, wachend bis zur Ermattung herumgetrieben, auch mit Netzen gefangen.

Zu Steller's Zeit (1740 — 50) war die Meer=Fischotter an den Küsten von Kamtschatka und an den nördlichen Kurilen so gemein, daß von ihm und seinen Begleitern allein 800 an der Beerings=Insel erlegt wurden; die Güte der Felle war aber schon damals so verschieden, daß man die der Jungen für 1 und die der jährigen für 8 Rubel verkaufte, die besten aber mit 70 — 80, die Schwänze allein mit 8 Rubel bezahlte. Schon Steller klagt darüber, daß gute Felle seltner würden, da die unverständige Jagd die Thiere verminderе. Durch Cook wurde das Vorkommen der Seeotter an den Nordwestküsten Amerika's bekannter, die Chinesen kauften sie an und zahlten für einen fehlerfreien Balg auf dem Markte zu Kjächta bis 100 Rubel, so daß der Handel eine politische Bedeutung gewann. Spanien beanspruchte die ausschließliche Jagd für seine Besitzungen an den Westküsten Amerika's, und das Thier wurde durch die Streitigkeiten mit England im Jahr 1790 zu seinem eigenen Nachtheile berühmt. Neuere Nachrichten giebt A. v. Chamisso bei Lichtenstein in Folgendem: Als der Handel, auf die Spur von Cook, in den nördlichen großen Ocean eingedrungen war, galt ein Seeotterfell 100 spanische Piaster (150 Thaler), und bei der endlichen Schlichtung der Handels= und Gebietsstreitigkeiten, in Betreff von Nootkasund, welche die Vancouversche Ausrüstung veranlaßten, findet man diesen Satz noch angenommen. Die Concurrenz drückte den Preis auf 30 Piaster und darunter. Die fast gänzliche Ausrottung des allseitig verfolgten Thieres bewirkte wiederum eine Erhöhung des Preises, der 1816 — 17 gegen 40 Piaster betrug. Die Seeotter scheint im Norden der Aleuten gar nicht vorzukommen, auf ihnen selbst ist sie ausnehmend selten und eben auch auf der Nordwestküste Amerika's, in deren Fiorden der Handel mit den Eingebornen betrieben wird. Zur genannten Zeit war sie noch häufig in Californien, wo ihr Vorkommen die Russisch=Amerikanische Compagnie zu einer Niederlassung auf spanischem Gebiete zu Botega veranlaßt hatte. Die californischen Seeottern stehn aber den nördlichen nach, doch unbeträchtlich.

Nach den Abbildungen eines jungen Thieres und zweier Schädel, welche wir Lichtenstein verdanken, zeigt sich, daß im Gebiß kein eigentlicher Gattungsunterschied zwischen den übrigen Fischottern und dieser obwaltet. Die Zahl der Backenzähne (oben 4, unten 5 jederseits) ist dieselbe, und bleibt nur die stumpfhöckrige Beschaffenheit (scharfzackige bei Lutra) und die Breite derselben übrig. Denn die Zahl der untern Vorderzähne giebt hier kein wesentliches Merkmal ab. Bei einem zweijährigen Schädel waren an der Stelle der 6 stiftförmigen untern Milchzähne 4 breite mit zugeschärfter Schneide getreten, von denen die beiden mittlern höher als die seitlichen dem Kiefer eingefügt, diese um ein Ansehnliches überragten. Auch unsere Fischotter verliert bisweilen unten die mittlern Vorderzähne und hat dann nur 4. Die beschriebnen Verhältnisse der Zehen und Nägel sind also unterscheidender als jene vom Gebiß.

Wir bilden das merkwürdige Thier in drei Gestalten ab: 1) 361. Die Figur von Cook. 2) 357. Das Exemplar im Pariser Museum, welches nur zweifelhaft

hierher gerechnet werden kann. 3) 610. Das englische Exemplar, welches Griffith abbildet, und deutlich sehen läßt, daß es mit dem von Steller und Cook dasselbe Thier ist, aber in naturgetreuerer Zeichnung.

359. Die Nirnaier Fischotter. Lutra Nair Fr. Cuv.

Franz.: **La loutre Nirnaier. — Pondicher.: Nir-nayie.**

Zwei Fuß und vier Zoll lang, Schwanz einen Fuß fünf Zoll.

Das Haar ist nicht sehr lang und sehr weich, die Seidenhaare bedecken die Wollhaare, und diese sind weich und dicht. Die Farbe ist kastanienbraun, an den Seiten blässer; Schnautze, Kopfseiten und Unterhals ist weiß, etwas in's Röthliche ziehend und über und unter dem Auge steht ein hell röthlichbraunes Fleckchen; der Leib ist unterseits röthlichweiß. Die Seidenhaare der Oberseite sind braun mit röthlichen Spitzchen, die der Unterseite weiß, in's Rothgelbliche ziehend, und die der Kopfseiten ganz weiß. Das Wollhaar ist weiß, braun gespitzt unter dem braunen und röthlich, unter dem weißlichen Seidenhaar. Schnurren weiß. Bei dem sehr jungen Thiere ist das Haar länger, weicher und blässer; Kinn und Kehle sind ganz strohgelblichweiß und noch weichhaariger als die andern Theile. Das Wollhaar ist in diesem Alter reichlicher und hell graubräunlich. Mr. Leschenault brachte die Exemplare für das Pariser Museum mit aus Pondichery.

359. Die gefleckthalsige Fischotter. Lutra maculicollis Lichtst.

Franz.: **La loutre à gorge tachetée.**

Zwei Fuß und zwei Zoll lang, Schwanz einen Fuß einen Zoll.

Tief kastanienbraun, Hals unterseits weiß, braun gefleckt, Ohren halb kreisrund, die Schwimmhaut verbindet die Zehen des Vorderfußes ihrer ganzen Länge nach. — Ober- und Unterlippe sind bis an den Mundwinkel weiß behaart, die untere fast in der ganzen Breite des Kiefers. Zwischen dessen Aesten schiebt sich ein aus zwei ungleichen und unregelmäßigen Schenkeln bestehender Fleck von mattbrauner Farbe ein; ähnliche, nur kleinere Flecke stehen zerstreut auf der ganzen, weißgefärbten Vorderseite des Halses, bis sie, gegen die Brust sich häufend und mehr zusammenfließend, die helle Grundfarbe ganz verdrängen. Die Krallen sind stark, 2 Linien lang, nicht sonderlich scharf zugespitzt und an den Vorderzähnen von gelblich weißer, an den hintern von etwas dunklerer, schmutziger Färbung. — In den weniger bereis'ten Gegenden des Kafferlandes am östlichen Abhange der Bambusberge. (Berliner Museum).

360. Die krallenlose Fischotter. Lutra inunguis Fr. Cuv.

Franz.: **Loutre du Cap, loutre dépourvue des ongles, Aonyx. —** Engl.: **Clawless Otter. — Lutra capensis Schinz. — Aonyx de Lalandii Lesson.**

Zwei Fuß und zehn Zoll, Schwanz einen Fuß acht Zoll.

Merkwürdig ausgezeichnet vor allen übrigen Fischottern dadurch, daß die Zehen des Vorderfußes ganz frei (ohne Schwimmhaut) sind und keine Krallen haben. Auch an den Hinterbeinen sind Schwimmhaut und Krallen sehr verkümmert.

Pelz weich, dicht und dick, braun, etwas in Schiefergrau ziehend; Schnautze, ein Streif, welcher vor und unter dem Auge beginnt und nach den Halsseiten herabzieht, so wie der Unterhals, Brust und Bauch röthlich grau. Wollhaar kurz und dicht. Das

Ohr hat ein bloßes Rändchen. — Wohnt in den weit ausgebreiteten Sümpfen in der Nähe des Seestrandes von Südafrika, nährt sich von Fischen und Krustenthieren, schwimmt und taucht geschickt, nach Art der bei uns einheimischen Otter, bietet aber ein merkwürdiges Beispiel eines Raubthieres dar, welches der gewöhnlichen Waffe, der Klauen entbehrt. — Dresdner Museum. —

361. **Die Meer=Fischotter.**

Ist bereits von S. 257 an beschrieben worden, daselbst aber der Druckfehler in den Ziffern so zu berichtigen: 357. 361. 610. worüber S. 259 unten die nähere Auskunft gegeben wird.

362. 363. **Forsters Ohrenrobbe.** Otaria Forsteri *Lesson.*

Franz. Otaire de Forster, ours marin. — Forsters Seebär.

Länge 4 — 5 Fuß.

Das Fell hat ein kurzes, sehr weiches glänzend braunrothes Wollhaar, das Oberhaar ist länger, dicht, dunkelbräunlich, dunkelgrau gefärbt; der Leib schlank; Ohren zugespitzt kegelförmig; Rücken der Zehen glatt, Unterfläche runzelig, große Zehe länger als übrige.

Forster beobachtete das Thier im antarktischen Meere; wir geben seine Abbildungen wieder und bemerken daß die Unterscheidung dieser Art, wie dieselbe Fischer synops. mammal. p. 232. gegeben hat, von folgender, erst noch durch künftige Beobachtungen zu bestätigen sein dürfte.

364. **Der Seebär, bärenartige Ohrenrobbe.** Otaria ursina *Desm.*

Franz. Otaire ours marin. — Engl. Sea-Bear. — Russ. Kot morskoi (Meerkatze), jung: Kotiki (Kätzchen). — Koräkisch: Tàlatscha. — Aleut. Lakudk. — Kanagiß. Atyk. — Kamtschadal. Tùlatsch oder Tatlaetsch. — Kuril. Onnep. — Japan. Umino-nego.

Länge 8 — 9 Fuß.

Oben 6 Vorderzähne, die seitlichen größer, hundszahnähnlich, oben 12, unten 10 Backenzähne, keine Mähne; Fell mit aufrechten, straffen, dichtem Haar, Männchen schwarz, Weibchen weißgrau, Wollhaar sehr weich, kastanienbraunröthlich; Krallen sehr klein. Das neugeborne Thier sieht schön schwarz aus.

Diese Angabe der Farbe stimmt also auch mit den vorigen Abbildungen überein. — Dem östlichen Oceam angehörig, durch Steller entdeckt. Sie gehen alljährlich um die Fortpflanzungszeit aus dem stillen Ocean heerdenweise an die Ostküste Kamtschatka's von da über die nach Amerika hin liegenden Inseln und endlich nach Süden zurück, auf der Beringsinsel bedecken sie den ganzen Strand, sie halten sich auf den Inseln immer auf der südlichen Seite, sie überwintern wahrscheinlich in Japan. Selten verirren sie sich in das Ochotskische und Penschinesische Meer, besonders dann Weibchen, welche von der Heerde abschweifen. Die Männchen leben in Vielehe, sind streitsüchtig, führen die großen Züge der Weibchen und zahlreichen Jungen über das Meer hin, sind die größten der Heerde und unerschrockene Anführer derselben. Sie schwimmen äußerst schnell, auch auf dem Rücken. Um zu ruhen, oder sich zusammenzufinden, gehen sie auf Klippen und steinige Küsten, sie sind außerordentlich fett,

schnauben, spielen und kämpfen. Sie bedienen sich der Hinterfüße besser als andere, obwohl noch ungeschickt, so stemmen sie sich doch darauf und richten sich auf ihnen empor. Sie schlafen auch auf der Oberfläche des Meeres, schwimmen dann auf dem Rücken liegend, wie man sagt mit einem geschlossenen Auge außer dem Wasser, mit dem andern geöffneten im Wasser, so daß die Verfolger sich in Acht nehmen, an sie anzurudern.

Sie sitzen hundeartig auf die Vorderbeine gestemmt an den Felsen, und sollen sich sogar mit den Hinterbeinen am Kopfe kratzen können. Die Haare werden bei den Männchen am Halse bis 2 Zoll lang und sind daselbst schwarz. Man bedient sich des groben Felles nur zu Kofferbeschlägen, zu Schneeschuhsohlen und Verbrämung der Bauerpelze. Das weiße Fett welches nicht thranig ist, sondern erst durch Ausbraten flüssig wird, bildet eine 4 Zoll dicke Schicht unter der Haut. Das Fleisch der alten schmeckt übel, das der Jungen besonders der Weibchen vergleicht man mit Spanferkel, der Darmkanal an 120 Fuß Länge (an 15 mal so lang als das ganze Thier), ist so dünn wie der der Wiesel. In der Herzscheidewand bleibt das ovale Loch offen. Das Weibchen trägt am Unterbauch zwei Zitzen und wirft 1 bis 2 Junge, deren schönschwarze Fellchen besonders geschätzt werden. Die Jungen spielen und streiten am Strande in der Nähe der schlafenden Mutter und die alten Männchen geben Beobachter ab und nur in dem Falle daß der Streit heftig wird, suchen sie durch Annäherung und durch Brummen sie auseinanderzutreiben, sollen indessen dem Sieger durch Lecken ihr Wohlgefallen zu erkennen geben. Ein Männchen hält sich 8 bis 15 Weibchen und bewacht und vertheidigt dieselben als seine Heerde. Da auch die Jungen der vorjährigen Bruten zu solcher Heerde gehören, so bestehen dieselben oft aus mehr als 100 Individuen. Die sehr alten Männchen bewohnen einsiedlerisch die Inseln. Diese sind wild und fallen selbst Menschen an. Sie bleiben einen Monat lang ohne Nahrung zu nehmen, meist schlafend am Lande. Steller erzählt, daß er mit seinen Gefährten von ihnen angegriffen wurde und daß sie nach den nach ihnen geworfenen Steinen hundeartig bissen und heftig dabei brüllten. Zurückweichende wurden von andern durch Bisse gestraft, und die im Meere befindlichen anfangs zusehenden Individuen kamen endlich herbei und nahmen Theil an dem Kampfe.

Die Weibchen transportiren ihre Jungen, wie viele andere Thiere thun, im Maule fort, verabsäumen sie diese Pflicht, so werden sie von den Männchen emporgeworfen oder gegen Felsen geschleudert, daß sie erschöpft liegen bleiben. Haben sie sich wieder erholt, so winden sie sich wurmartig zu den Füßen des Männchens, küssen dieses, nach Stellers Versicherung und vergießen dabei eine solche Masse Thränen, daß diese wie aus einem Destillirhelme herabrinnen sollen. Das Männchen beträgt sich dabei wie die Landbären, geht brummend umher, mit rollenden Augen und wirft den Kopf von einer Seite zur andern. Werden die Jungen geraubt, so soll es wie das Weibchen Thränen vergießen. In den Monaten Juni, Juli und August verhalten sie sich fast nur schlafend, zehren dabei ohne Nahrung zu nehmen, von ihrem Fette und magern ab, so daß die Haut schlaff um sie herumhängt. Jüngere sind auch im Sommer munter und paaren sich im Juli. — Außer des erwähnten Brummens hört man auch ein kicherndes Geschrei, dem Zirpen der Hausheimchen ähnlich, wenn sie gesiegt haben und zu Lande zum Zeitvertreib ein plärrendes Geschrei. Die Besiegten oder Verwundeten seufzen und pfauchen wie Marder und Katzen. An das Land steigend schütteln sie sich wie Hunde, streicheln sich mit den Pfoten die Brust und ordnen sich

das Haar. Beide Geschlechter küssen einander mit den Lippen. In der Sonne strecken sie sich aus und halten die Hinterbeine in die Höhe, mit denen sie dann wedeln. Ihr Schlaf ist sehr leise. Bei Annäherung einer Gefahr fliehen die Weibchen oder die ganze Heerde stürzt sich in's Meer, indessen setzen sich die Alten gewöhnlich den Angreifenden entgegen und beginnen den Kampf. Ihr Schwimmen folgt meist der Richtung des Strandes und geht so schnell von statten, daß sie in einer Stunde zwei deutsche Meilen zurücklegen, auch ihr Lauf auf dem Lande ist so schnell, daß man nur bergansteigend ihnen entkommt. Ihr Leben ist sehr zähe, zwei bis drei Menschen bringen ihnen bisweilen ein paar hundert Keulenschläge auf den Kopf bei, ohne daß sie sterben. Nach den grausamsten Verstümmelungen bleiben Individuen noch Wochen lang in wehrhaftem Zustande. Im Wasser harpunirt man sie, wo sie dann den Kahn pfeilschnell nach sich ziehen, bis sie verbluten. Dann zieht man das Thier empor, durchbohrt es mit Spießen und schlägt es mit Keulen und Aexten auf Kopf und Vorderbeine. Auf manchen Inseln ist der Strand von den Knochen dieser Thiere, wie ein Schlachtfeld bedeckt.

Der von Molina beschriebene **Wolfsrobbe**: Phoca lupina *Mol.* ist dunkelbraun oder aschgrau, der Kopf hundsähnlich, die Vorderpfoten vierzehig. Die Länge beträgt 3 — 8 Fuß, der Schwanz 3 Zoll. Vorderzähne oben 6, unten 4, Rachen weit geöffnet, Hinterpfoten mit ungleichen, halbgetrennten Zehen. Häufig an der Küste von Chili, wo die Bewohner die Thiere todtschlagen, deren Häute zu Fertigung von Flößen benutzen, indem sie ein paar große Ballone nähen und diese mit 3 Querstücken Holz zusammenfügen. Außerdem geben die Häute vortreffliche Wasserstiefeln und Schuhe und der Speck den feinsten Thran.

612 — 613. **Der graue (graubraune) Ohrenrobbe.** Otaria cinerea *Peron* et *Lesueur*.

Franz. Otaire cendré.

Das Fell ist aschgraulich, wahrscheinlich im todten und trocknen Zustande braun, weil es so gemalt ist, die Gliedmaßen schwärzlich, Haare an Kopf und Hals länger, etwas zusammengezwängt und röthlichgelb. Wird 9 — 10 Fuß lang und wurde von den genannten Autoren an der Insel Decrès zwischen dem 36° südl. Breite und 135° östl. Länge beobachtet.

614. **Der australische Ohrenrobbe.** Otaria australis *Quoy* et *Gaimard*.

Franz. Otaire australe.

Der Leib ist oberseits gelblichgrau, unten röthlichgelb, der Hals dick, die Gliedmaßen unterseits schwärzlich. Die Länge beträgt 4 Fuß 9 Zoll 6 Linien. Die Genannten Verf. geben die vorliegende Abbildung dieser Art, aus der Südsee.

365. **Der Bullenbeißer-Ohrenrobbe.** Otaria molossina *Lesson* et *Garnot*.

Das kurze Haar zieht aus rothbraun in schwarzbraun, an den Enden der Gliedmaßen ist es schwarz; Vordergliedmaßen ziemlich krallenlos, Hinterglieder mit 3 langen, starken Krallen, die fünf Zehen hautlappiggesäumt, die Haare an der Oberlippe

steif, glatt, plattgedrückt. Diese Art fand sich auf den Molouien=Inseln und war 4 Fuß 8 Zoll lang.

366 — 367. **Der kleine Ohrenrobbe.** Otaria pusilla *Desm.*

Franz. Petite Otaire, Petit phoque, Loupmarin. Engl. Little seal. — Phoca parva Bodd. — Phoca pusilla Schreb. — Ph. nigra Pall. — Otaria Peronii Desm. — O. Delalandii Fr. Cuv.

Vorderzähne oben 6, äußere stärker und von den übrigen abgesondert, Fell weich, schwärzlich, an den Hinterpfoten nur die 3 Mittelzehen mit Krallen, um die Zehenspitzen herum fünflappig; Schnurren rund, glatt. Um das Vorgebirge der guten Hoffnung und um Neuholland.

Die Länge wird zu $2\frac{1}{2}$ — 4 Fuß angegeben, das vorliegende Exemplar hält bis zum Schwanze 2 Fuß 10 Zoll. Der Kopf ist dem der Fischotter ähnlich, rundlich, das Maul sehr kurz und gleichfalls abgerundet, die Ohren 1 Zoll lang. Nase klein, Oberlippe nicht so aufgedunsen wie bei dem Seehunde, Schnurren steif, nicht bogig, nach hinten 3 derselben sehr lang, Augen nahe der Nase, Ohren mehr von den Augen entfernt, etwas tiefer angesetzt, klein, gegen 1 Zoll lang, dreieckig im Umrisse und spitz. Vorderbeine flossenartig, mondförmig, vorn und unten nackt, übrigens behaart, Außenwand dünn, nackt und stumpf dreizähnig, Nägel fehlen. Hinterpfoten nach hinten ausgestreckt, nahe beisammen, flach 5zehig, Zehen gleich, die 3 mittleren mit Nägeln, fern vom Außenrande der Schwimmhaut, ziemlich gerade; dunkel hornfarbig, Schwanz kaum 1 Zoll lang, steifbehaart. Diese Art zeichnet sich durch das schöne, weiche Fell aus, das Haar ist schwarzbraun, graugespitzt, auf der Unterseite geht es in rehfarbig über, unterseits vom Kinne an ist die Mitte des Thiers, längs bis zum Schwanze gelblichgrau. — Pallas erhielt das Fell von den jenseitigen Kurilen und beschrieb auch einst dasselbe Thier aus dem indischen Ocean in Belgien.

Das Fell wird zu einer bekannten Art von Klappmützen, zu Verbrämung und dergl. gebraucht.

368. 369. **Der Seelöwe, gemähnte Ohrenrobbe.** Otaria jubata. *Desm.*

Franz. Lion marin. Phoque à crinière. — Engl. Leonine Seal. — Russ. in Kamtschatka: Siwutsch. Kamtschad. Sjud. Koräk. Ulu. Tschutschk. Unel. — Kuril. Etarpé. — Canad. Adachluk. — Aleut. Kànak. — Leo marinus Steller. Phoca jubata Gmel. Schreb. — Otaria leonina Peron. Otaria Pernettyi Lesson. — Platyrrhynchus leoninus Fr. Cuv.

Rothgelb, Männchen mit Halsmähne, Backenzähne oben 10, unten 12, an den Hinterpfoten haben die Zehen lange Hautlappen an den Spitzen, nur die 3 Mittelzehen tragen Nägel.

Länge der Männchen 12 — 20 Fuß, der Weibchen 7 — 8 Fuß, Schwere bis zu 16 Centner.

Im Südmeere an den Patagonischen Küsten, auf den Malouinen=Inseln, von Steller auf der Beringinsel beobachtet, wo sie Sommer und Winter zubringen, mit dem Frühlinge kommen indessen andere, mit Bärenrobben zugleich an, auch in Kamtschatka finden sie sich das ganze Jahr, zahlreich auch an Amerika. Sie gehen nicht über den 50° hinaus. Häufig fängt man sie um das Vorgebirg Kronotzky, an der Insel Ostrowna und vom Meerbusen von Awatscha an bis zu den kurischen In=

seln, und selbst bis zur Insel Matmey gegen Japan, aber nicht im penschinischen Meere. Pernetty sahe sie an den Falklandsinseln, Forster an der Magellansstraße.

Auch diese leben gesellschaftlich, gegen Ende des Sommers wandern sie aus dem stillen Oceane nach Japan, den Kurilen und von da zerstreuen sie sich wieder an den Küsten von Kamtschatka und den Inselzug gegen Amerika, wo sie nach einem stürmischen Winter mit ihrer Nachkommenschaft wieder in den weiten Ocean gen Süden zurückwandern. Bei ihrer Ankunft nehmen sie die festen Klippen und felsigen Ufer ein, welche die Seebären und Seeottern verlassen haben, und fallen daselbst in einen tiefen Schlaf, in welchem sie oft einen Monat lang ohne Nahrung zubringen und schnarchen. Häufig sind sie besonders um die Klippen Alaida, in der Nähe des Kamtschatkischen Vorgebirgs, und deshalb Siwutschü Kamen genannt, sie kommen auch nicht selten in das Ochotskische Meer. Im Herbst gebären die Weibchen einzelne Junge am Strande. Im Frühlinge paaren sie sich am Strande vor der Abreise. Nach Norden, über die Inseln zwischen Kamtschatka und Amerika verbreiten sie sich nicht, auch kommen sie wohl nicht an dessen nördliche Küsten. Die Männchen führen die Heerde, bewachen die Familie und kämpfen für sie. Bei der Heerde hält meist ein älteres Männchen die Wache, bei den säugenden Weibchen.

Auf der See sind sie wegen ihrer Stärke und ihren Bißen zu fürchten, und es wird kaum ein Jäger wagen, sie während des Schwimmens anzugreifen. Man erlegt sie meist im Trocknen und mit vergifteten Pfeilen. Sie leben besonders von der Jagd auf andere Robben, Fische, auch wohl Meerottern, und beißen furchtbar. Im Juni und Juli erziehen sie auf dem Lande ihre Jungen und magern in dieser Zeit, in welcher sie fast keine Nahrung zu sich nehmen, sichtlich ab, dabei schlafen sie fast immer und außerhalb des Wassers sind sie unbehülflicher, obwohl sie mit den Vorderpfoten auf die steilsten Felsen steigen können. *Shelvoke* voyage round the world in the year 1719 — 22. Lond. 1726. — 8. p. 254. scheint sie zuerst zu erwähnen.

Beschreibung. Pallas erhielt das Fell eines Weibchens mit dem Kopfe aus Kamtschatka. Größe und Gestalt des Kopfes mit der Schnauze, auch die Farbe des Pelzes ähnelt dem einer großen Löwin, so daß der Name Seelöwe keiner Art besser zu käme als dieser, besonders da das Männchen auch gemähnt ist. Die Zähne sind sehr eigenthümlich, oben von den vordern die 4 mittleren klein, 2 sehr nahe, 2 seitliche entfernter, alle stumpf; von hieraus beschließt die Reihe jederseits ein Zahn der 8mal größer ist, gleichsam ein unächter Hundszahn, kegelförmig, stumpf, wechselnd mit dem ächten Eckzahn der Unterkinnlade. Die ächten Hundszähne von diesen entfernt, groß, vorn wie bei den Ebern, abgeschliffen. Unten die Vorderzähne etwas größer, 4, unter sich entfernt, so daß sie zwischen die obern mittlern treffen; untere Hundszähne ganz aufrecht, weniger dick, aber mit längerer Spitze, und nicht abgeschliffen. Backzähne klein, an die Eckzähne anstoßend, unter sich und von den Hundszähnen gleichweit abstehend, wechselsweis zusammentreffend, oben 4, unten 5, kegelförmig, sehr stumpf. Schnurren kurz, sehr steif, borstenartig-verdünnt, weiß. Nase nackt, dreieckig, zwischen den Nasenlöchern, welche an der Scheidewand zusammentreffen und linealisch sind, ein Strich von der Oberlippe ist braunbehaart. Ohren mit kleinem Gehörgange, klein, kegelförmig, vorn mit Rinne, spitz, verhältnißmäßig kleiner als an Ph. ursina. Iris bläulichgrün, bei dem jungen Thiere weißlichgrün, von schwarzem Kreis umgeben. Auf dem ganzen Felle sind die Haare kurz, steif, angedrückt, verloschen röthlichgelb, am Nacken und um den Nacken etwas länger. Vor-

derfüße flossenartig, Pfoten verhältnißmäßig klein, mondförmig, fast wie bei dem Delphine, am Hinterrande nach der Fingerzahl ausgebuchtet, keine Spur von Krallen; äußerste Zehe am längsten, übrige nach und nach abnehmend. Schwimmhaut schwarz, schief gestreift, wie Haut der Menschenhand, unten nackt, Hinterpfoten 5zehig mit Schwimmhaut, 3 Mittelfinger oben mit Nagel, entfernt vom Rande. Schwanz 3 Zoll lang, flach. Ein junges Thier war 7′ 5″, Umriß des Rachens 1′ 2″, Umriß des Kopfs 2′ 3″ 3‴, zwischen den Ohren 11″, Ohren 1″ 7‴, Breite 8‴, Hinterfüße 2′ 6″ lang, vordere 3′ 5″. Umfang des Leibes an den Hinterfüßen 1′ 3″ 7‴, an den Vorderfüßen 1′ 10″, Klauen an der Hinterpfote 8″, Schwanz 6″, Umfang des Mittelkörpers 5′ 7″, Hals fast 2′.

Steller sagt (Advers. Msc.) daß das Fett der Haut dicht anhinge und nicht thranig sei wie bei andern Robben, deshalb auch wohlschmeckender und süßer, fast wie Eidotter, nicht ranzig oder fischthranartig werdend, so daß sogar der Thrangeschmack der Seehunde, von denen der Seelöwe lebt, durch seine Verdauung aufgehoben wird. Nieren wie bei andern Phoken aus Läppchen zusammengesetzt. Weibchen mit 4 Zitzen um den Nabel.

Die Seelöwen, sind wie die Seebären bösartig und kampflustig, bei ihrer bedeutenderen Größe noch kräftiger als jene, indessen fürchten sie den Menschen und fliehen ihn auf dem Lande, indem sie sich in das Meer stürzen. Kann der Seelöwe nicht ausweichen, so setzt er sich dem Verfolger entgegen, stürzt auf ihn los, wirft den Kopf hin und her, brummt und brüllt zornig und wer nicht flieht, muß unterliegen. Nur sehr kräftige Männer pflegen zu Lande, wenn er schläft, ohne Geräusch, und unter dem Winde, an ihn heranzukriechen und dann ihm den eisernen oder knöchernen Speer, der sich von der Stange abhebt, durch einen Vorderfuß zu stoßen. Andere Personen halten dann einen Riemen fest und wickeln ihn um einen Stein oder Pfahl, so daß das verwundete Thier wenn es entfliehen will, mit Pfeilen und Spießen geschossen und mit Keulen todtgeschlagen wird. Nur die tüchtigsten Jäger wagen sich gegen Seelöwen und ihr Kampf mit ihnen geschieht oft nur wegen des Ruhmes. Sowol das Fleisch als auch das zarte Fett sind wohlschmeckend, besonders von den Jungen, und die Pfoten geben ein vortreffliches Gelée. Ein Männchen führt im August und September 3 — 4 Weibchen an, diese gebären Anfangs Juli. Es findet mehr Zärtlichkeit zwischen den Geschlechtern, aber weniger Liebe zu den Jungen statt, als bei den Seebären. Steller beobachtete, daß Mütter ihre Jungen im Schlafe todtdrückten, auch dieselben sich wegnehmen und abschlachten ließen. Die Jungen sind träg, immer schlaftrunken, selbst im Spiel. Sie werden von der Mutter gegen Abend in's Meer geführt und schwimmen ruhig nächst dem Strande, setzen sich auch wohl, wenn sie ermüdet sind, auf den Rücken der Mutter. Dann geschieht es bisweilen, daß diese sich radartig herumdreht und die faulen Jungen abwirft und zum Schwimmen veranlaßt. Neugeborne können nicht schwimmen. Steller erzählt, daß er einmal 6 Tage lang mitten unter einer Heerde dieser Thiere in seiner Hütte lebte, um sie genau beobachten zu können. Sie gewöhnten sich an ihn, beobachteten alles was er that, und flohen ihn nicht mehr. Er sahe, daß sie unter sich ebenso um die Weibchen und um ihr Revier kämpften wie die Bärenrobben, deren in ihrer Nähe waren, die sich aber immer davon getrennt hielten, selbst wenn Löwenrobben mit ihren Weibchen oder ihren Jungen spielten, wagten sie nicht, sich ihnen zu nähern.

370 — 372. **Der Elefanten=Robbe, Rüssel=Robbe, See=Elefant.**

Macrorhinus proboscideus *Fr. Cuv.*

Franz. Phoque à trompe Cuv. Loup marin Pernetty. Lion marin Dampier. — Engl. Leonine Seal. — Neuholl. Miourong. — Chilef. Lame. — Phoca leonina Linn. Ph. elephantina Molina. Ph. Ansonii Desm. Ph. proboscidea Desm.

Das Männchen kann die Nase in einen Rüssel aufblasen, Vorderzähne sind oben 4, die mittlern am größten, unten 2 haueräähnliche Eckzähne; am Hinterhaupte und an der Pfeilnaht ein hervorragender Kamm, die Zitzenfortsätze schwach; das Haar kurz und grau, die Nägel der Vorderpfoten sehr kurz.

Ich habe den Elefanten=Robben nach dem Vorgange anderer Schriftsteller in dieser Reihe aufgeführt, allein nach meiner Ueberzeugung gehört er keineswegs hierher, sondern bildet eine eigene Familie: Macrorhinea, See=Elefanten, welche nach den Seekühen (Cetacea herbivora) sich einreihet und als Uebergangsglied zu den Dickhäutern (Pachydermata) zu betrachten ist, wofür die ganze Lebensweise dieser Thiere in Verbindung mit den anatomischen Verhältnissen, als Beweis gelten kann*).

Weit größer als alle eigentliche Robben, von der Größe des Wallrosses, 20 — 22 — 30 Fuß lang und 15 — 18 Fuß im Umfang. Der Wuchs und das ganze Ansehen ist mehr das der Seekühe als der Robben, namentlich gleichen auch die Hintergliedmaßen mehr dem Schwanze der Seekühe, und im Gebiß bemerkt man bedeutende Abweichungen von dem Gebisse der Robben. In der Lebensweise fällt besonders das Wälzen im Schlamme auf, welches sie, ebenso wie das Grunzen, nach Art der Schweine auszuüben pflegen.

Die Nase bildet eine drüsige Erhebung von 5 Zoll, die sich von der Stirn bis über die Lippe erstreckt, und zu 1 Fuß Länge sich ausdehnen kann, den Weibchen aber fehlt, bei diesen ist dann die Oberlippe nach Art der der Seekuh ausgeschweift, die kleinen Ohrmuscheln sind nur bis 5 Linien lang und abgerundet. Das Haar ist, wie bei jenen, kurz und dünn, graulich, in's bläuliche und schwärzliche ziehend, wird auch kastanienbraun, dunkelbraun und weißlich angegeben (vielleicht doch durch Verwechselung mit andern Thieren). Die Schnurren sind lang und schraubenartig gedreht, die Augen groß, die Vorderbeine stark, mit 5 kleinen Nägeln, der Schwanz kurz.

Das Vaterland ist die südliche Hemisphäre, wo sich der See=Elefant vorzüglich auf wüsten Inseln gesellig vorfindet, vorzüglich häufig bewohnt er die Inseln Hunter, King (deren Bay man wegen der Menge dieser daselbst vorkommenden Thiere Elefanten=Bay nennt) und Neujahr, die Malouinen, Tristan d'Acunha, Sandwich, St. Peter und Paul, Amsterdam, Juan Fernandez, Neuseeland, van Diemensland und Neuholland, er besucht aber nicht den Continent; auf der Insel George, dem Kerguelensland, Staatenland und anderwärts finden sich große Heerden und die Engländer machen daselbst reichliche Ausbeute. Sie ziehen bis zum 35 — 55 Grade, im Winter dem Aequator näher. Sie fangen im Juni an zu wandern und landen in großen Schaaren an der Insel King, deren Küsten sie ganz bedecken. Sie finden sich überhaupt von Chile bis Neuholland.

In ihrer Lebensweise sind sie träge. Man entdeckte sie 1623 auf der Reise der

*) Vergl. meine Aufzählung der Gattungen der Säugthiere in der Einleitung zu „Deutschlands Fauna I. S. VIII. IX. im Jahre 1837."

Flotte des Prinzen Moritz von Nassau auf der Insel Fernandez an der magellanischen Westküste, und nannte sie Seelöwen. Selkirk gab wieder Nachrichten von dort über diese Thiere im Jahre 1708 und Dampier vom J. 1715, Admiral Anson fand sie da bis an die Magellanische Meerenge, vorzüglich auf den Inseln und beobachtete wie sie, wie die Schweine im Schlamme schlafend, Wachen ausstellten, welche durch Brüllen eine herannahende Gefahr verkündeten. Er sahe auch die wüthenden Kämpfe der Männchen um die Weibchen. Pernetty berichtet, daß sie auf den Malouinen zu 2 — 3 beisammen im Schilfe schlafen, sich bei Herannahen eines Verfolgers aufrichten und den Rachen weit aufsperren. Peron gab später ausführlichere Nachrichten über ihre Lebensweise in Neuholland. Er berichtet, daß sie von der Natur wenig zur Vertheidigung ihrer selbst und ihrer Jungen geschickt sind. Indessen entfliehen sie den Gefahren leicht dadurch, daß sie sich in das Meer stürzen und so bemerkt man auch, daß ihre Vermehrung gedeihlicher ist, als die eines andern so großen Thieres. Sie nehmen indessen allerdings vorsichtigerweise ihren Wohnsitz immer auf wüsten Inseln, wo sie nicht mit Raubthieren in Berührung kommen können und würden ein noch weit glücklicheres Leben zu führen im Stande sein, wenn sie nicht beständig unter einander selbst kämpften.

Das Weibchen wirft im Juli ein Junges von 4 — 5 Fuß Länge und 70 Pfund Schwere, säugt es 8 Wochen lang, während welcher Zeit die Alten nicht fressen, auch nicht in's Meer gehen. Schon in 8 Tagen sind die Säuglinge um 4 Fuß gewachsen und 1 Centner schwer, die Mutter dabei bedeutend abgemagert. Nach 14 Tagen brechen die Zähne hervor, nach 4 Monaten ist das Gebiß vollständig. Dreijährige Thiere sind 18 — 24 Fuß lang, also ausgewachsen, und die Rüssel der Männchen dann vollkommen. Im Alter von 6 — 8 Wochen, führt die Mutter die Jungen in's Meer, erst Ende September kommt die Truppe wieder zu Lande, wo die Alten sich paaren. Hierbei finden die blutigen Zweikämpfe statt, doch heilen die Wunden sehr schnell wegen der Speckschicht unter der Haut. Die Weibchen geben bei den Kämpfen stille Beobachter ab. Um die Weihnachtszeit, wenn die Sonne dem Südpole zueilt, fliehen sie die heißen Gegenden und begeben sich in kältere, nur die Alten und Schwachen bleiben zurück. Die See-Elefanten lieben nicht wie die Robben die Felsen, sondern wie die Seekühe nur die sandigen Ufer und die Nähe der süßen Gewässer, in denen sie gern untertauchen und deren Wasser mit Wohlgefallen einschlürfen. Sie schlafen auf dem Sande hingestreckt, andere halten dann Wache, oder schwimmend. Bei großer Hitze bedecken sie sich vor dem Einschlafen auch mit kühlen Sand, so daß sie dann wie ein Hügel aussehen. Wegen Unbrauchbarkeit der Schwanzfinnen ist ihre Bewegung auf dem Lande von der der Robben ganz verschieden und nur die der Seekühe, daß sie nämlich mit Hülfe der Vorderpfoten ihren schweren Leib nur mühsam fortziehen, während die Schwanzfinne ihre Anwendung im Schwimmen findet. Nach Zurücklegung einer Entfernung von etwa 20 Schritten müssen sie wieder still halten und von der anstrengenden Bewegung ausruhen, während welcher der dicke Leib nach Art einer mit Gallert erfüllten Blase hin und herschlottert. Sandhügel von 15 — 18 Fuß überkriechen sie, sobald es gilt ihren Lieblingsplatz, eine Pfütze süßen Wassers, erlangen zu können. Tritt man ihnen in den Weg, so halten sie still und bei Mißhandlungen bemerkt man nur als Zeichen der in ihnen vorgehenden Aufregung, ihre blaulichgrünen Augäpfel durch Zudrang des Blutes, roth werden. Sie sind äußerst geduldige Thiere, sanft und verträglich und gehen niemals auf Menschen los, dies sind

alles Analogieen mit dem Charakter der Seekühe, unendlich verschieden von den Neigungen großer robbenartiger Thiere. Die Stimme ist dem Brüllen der Rinder zu vergleichen und bei dem ausgewachsenen Männchen wird dieser Ton noch durch das Gurgeln in dem Rüssel verändert, im Ganzen macht das Lärmen oder Brüllen einen fürchterlichen Eindruck in jenen von ihnen bewohnten Einöden. Ihr Gesicht ist auf dem Lande nicht vorzüglich und kurz. Die friedlichen Thiere ertragen auch die Gefangenschaft, gewöhnen sich an ihren Wärter, folgen ihm auf den Ruf und geben zu erkennen daß sie ihn lieben. Pernettys Matrosen ritten auf solchen Thieren und da sie nicht schnell genug fortkommen konnten, so stachen sie sie mit Messern und brachten ihnen Schnitte bei. Man dürfte kaum eine Grausamkeit ersinnen können, deren die Seefahrer nicht fähig wären, um sie an den harmlosen Thieren auszuüben, deren sie bei ihren Landungen oder in der See sich bemächtigen können. Beispiele bieten besonders die oben beschriebenen Bärenrobben und Seelöwen dar. Die Wilden pflegen sie auf dem Lande mit brennenden Fackeln zu überraschen und diese ihnen in das aufgesperrte Maul hineinzustoßen. Dann reißen sie Stücken aus dem Fleische und nähren sich davon so lange es dauert. So lange halten sie unter sich selbst Frieden, hat die Nahrung ein Ende, so bekämpfen sie sich wieder gegenseitig unter einander. — Die See-Elefanten sollen ein Alter von 25 bis 30 Jahren erreichen. Die eigentliche Jagd auf diese Thiere geschieht mit 15 Fuß langen Lanzen. Sobald das Thier den linken Fuß hebt, bohrt man ihm die Lanze in's Herz. Nur die Männchen suchen den Verfolger durch Oeffnen des Rachens zu schrecken und ihn von sich abzuwehren, die Weibchen fliehen stets und mit verzweiflungsvollem Blicke vergießen sie Thränen. Ein Schlag auf die Nase würde sie leicht tödten, indessen werden sie von den Engländern darum lieber erstochen, damit sie sich langsam verbluten, um den Thran reiner zu erhalten. — Ihre Nahrung besteht nach dem Bericht von Pernetty außer in Fischen, auch in Gras und man findet allerdings neben thierischen Ueberbleibseln, Knochen und Schnäbeln von Sepien, auch Seegras und so wie bei pflanzenfressenden Thieren, auch eine Menge Sand und Steine in ihrem Magen, Beweiß genug daß hier wieder eine Annäherung an die Seekühe stattfindet, wenn sie auch auf der höchsten Stufe der Cetaceen stehend, natürlich die Nahrungsweise der eigentlichen Walthiere (Wale, Cachelots, Delphine) mit der der Seekühe verbinden mögen. Ihr Fleisch ist thranig und ungenießbar, von schwarzer Farbe, nur die Zunge soll wohlschmecken und man salzt sie ein und bezahlt sie gut. Das Herz ist hart, wird aber von den Matrosen gegessen. Nach dem Genuß der Leber soll eine mehrere Stunden anhaltende Schläfrigkeit gefolgt sein. Das Fett ist ein gutes und von den Matrosen vielgebrauchtes Heilmittel gegen Schnittwunden. Die Haut wird am häufigsten nach China à 3 Piaster oder 8 Gulden verhandelt, sie dient als Beschlag zu großen Koffern und zu Geschirr an Pferde und Wagen. Von bedeutenderem Werthe ist das Fett, welches eine einen Fuß dicke Schicht bildet, und bis zu 14 — 15 Centnern von einem Thiere gewonnen wird. Nach Abziehung der Haut wird es in Streifen und Würfel geschnitten, die man in sehr großen Kesseln ausschmilzt, das ausgebratene Fett schlägt man in Tonnen. In einem Tage bereiten 10 Mann, nachdem sie erst die Thiere gejagt haben, 30 Centner Thran. Dieser ist geruchlos und hell und wird sowol an Speisen, wie als Lampenöl, und technisch z. B. bei Wollarbeiten in England, hochgeschätzt. Man bezahlt die Gallone (welche 8 Pfd. enthält) mit 6 Schilling oder 3 Gulden.

Diese Benutzung so guter Produkte läßt fürchten, daß diese harmlosen Geschöpfe allerdings bald ausgerottet werden dürften, um so mehr als ihr Fang noch weit leichter ist, als der der Walfische und als die Walfische bereits sehr abgenommen haben. Coreal hatte mit 40 Mann in einer halben Stunde 400 solcher Thiere, Mortimer's Besatzung in 8 Tagen 1200 getödtet. Dabei ist es Schade, daß bei der Rohheit, mit welcher solcher Fang betrieben wird, nicht leicht dazu zu kommen ist, einzelne dergleichen Thiere für Museen zu erhalten.

Könnte man annehmen, daß die alten Griechen diese Thiere gekannt hätten, so wäre wohl die Vermuthung nicht unstatthaft, daß dieselben durch ihren Bau und insbesondere durch ihren Rüssel, wie durch ihre Stimme zu dem mythischen Auftreten der Tritonen Anlaß gegeben hätten, sind doch selbst die Darstellungen des Thiers aus spätern Zeiten, namentlich die Abbildung, welche Admiral Anson gegeben, jenen fabelhaften Trompetern des Oceans noch ähnlicher, als dem See=Elefanten, wie man ihn späterhin besser erkannt hat.

373 — 374. **Der Mönchsrobbe, Seemönch.** Phoca Monachus *Herm.*

Franz. Phoque à ventre blanc Buff. Phoque moine Fr. Cuv. — Engl. Mediterrean Seal. Shaw. Pied Seal. Penn. — φωκη Aristoteles. Aelian. Vitulus marinus Plin. Vitul. maris mediterranei Rondelet. Phoca albiventer Boddaert. Ph. bicolor Shaw. Ph. leucogaster Peron. Ph. Hermanni Lesson. — Pelagius Monachus Fr. Cuvier.

Vorderzähne oben und unten 4, Eckzähne überall 1, ein Zoll lang, Backenzähne überall 5, 2zackig, Schnurren glatt, Leib oberseits einfarbig schwarzbraun, unterseits weiß, Pfoten ohne Krallen.

Unter den ächten Robben ohne Ohrmuscheln, ist diese Art eine der größten, 6 — 12 Fuß lang, und die einzige, welche sich im mittelländischen und adriatischen Meere aufhält und deshalb eher den Griechen und Römern besser bekannt war. Sie kommt von da auch in das schwarze Meer.

Die Farbe der Unterseite variirt sehr, indem das Weiß selten soweit ausgedehnt sein dürfte, als bei dem 373. abgebildeten Exemplare, bei anderen besteht es nur in Flecken auf Brust oder Bauch, oder es bildet einen großen schildartigen Fleck. Das Haar ist kurz, etwa 4 Linien lang und glatt anliegend, im trocknen Zustande gesträubt, Plinius erzählt, das abgezogene Fell schütze immer gegen die Empfindung der Seeluft und sträube sich zur Zeit der Ebbe („pelles phocarum etiam detractas corpori, sensum aequorum retinere, semperque aestu maris recedente inhorrescere *Plin.* hist. nat. IX. 15.“) was auch die Küstenbewohner hier und da noch heut zu Tage glauben. Man sieht diese Art bisweilen lebendig herumführen und in einem bassinartigen Troge Künste verrichten. Ein solches Thier wurde vor einigen Jahren auch hier in Dresden gezeigt und nach ihm die unter 374. gegebene Abbildung gemacht, dasselbe wurde dann nach München gebracht, wo es starb. Dieses Exemplar hatte nur einen scharf begränzten gezackten weißen Raum an der Unterbrust, der ganze übrige Körper war schwarzbraun, die Nase fleischfarbig. Der Kopf ist rundlich und geht in eine kurze, abgerundete Schnauze aus, so daß man ihn mit einem Fischotterkopfe passend vergleichen möchte. Die Nasenlöcher sind Sförmige Spalten und können während des Schnaubens, wo Dampf heraustritt, weit geöffnet werden, sind im Zustande der

Ruhe geschlossen, meist träuft Schleim aus ihnen herab, den das Thier auch, wenn es aufgeregt ist, um sich herumschleudert. Das schöne, lebhafte Auge ist groß und hat eine fast dreieckige Pupille, die Entfernung der erbsengroßen Ohröffnungen vom Auge ist so groß als die der Augen von den Nasenlöchern. Die Schnurren bilden 5 Reihen, erreichen eine Länge von 5 — 7 Zoll, sind weißlich und glatt. Die Zunge ist an der Spitze ein wenig eingekerbt und glatt, der Hals kurz und dicker als der Kopf. Die Vorderpfoten sind handartig, die Finger ziemlich gleichlang, vom äußern nach dem innern in einer fast geraden Linie begrenzt, die Hinterglieder sind im Zustande der Ruhe nach hinten ausgestreckt, platt fächerförmig, am Außenrande regelmäßig ausgeschweift, die Ecken abgerundet. Während des Schwimmens breiten sich diese Hinterglieder aus, in der Ruhe können sie sich übereinander legen, und die Arme sind dann an den Leib angezogen, während sie sich nach außen und vorn richten müssen, wenn das Thier sich aufstemmt oder fortbewegen will. Der Schwanz war 4 Zoll. Am Unterbauch ein paar Zitzen. Man hielt den Seemönch am Tage in einem großen, bassinartigen Behälter in frischem, mit Salz gemischtem Flußwasser, während der Nacht brachte das Thier auf Schilfmatten im Trocknen zu. Das geringste Geräusch oder die leiseste Berührung weckte das wachsame Thier. Man hörte es oft schnauben, schnarchen und sahe es auch gähnen. Es wurde mit Fischen gefüttert, die man in das Wasser warf oder ihm vorhielt und aus der Hand wegschnappen ließ. Es faßte den Fisch bei dem Kopfe, warf ihn dann ins Wasser und that in demselben Augenblicke einen Biß in dessen Bauch, wobei die Därme durch schnelles hin- und herziehen herausgezogen und in's Wasser geschleudert wurden, dann faßte es den Fisch wieder bei dem Kopfe und verschluckte ihn schnell. Es konnte auch einige Tage lang Hunger ertragen. Gewöhnliches Fleisch soll ihm schädlich sein.

Der Seemönch hat etwas ungemein Anziehendes in seinem schönen klaren Blicke und diesem entspricht seine offene und trauliche Anhänglichkeit an die Menschen. An seine Wärterin und deren Knaben war das Thier so gewöhnt, daß es ihnen auf das Wort folgte. Seine Kunst zeigte es im Wasser nach derselben Theorie wie die abgerichteten Pferde, die man oft sieht. Es richtete sich auf, duckte oder wälzte sich, legte sich auf den Rücken, ließ auf Befragen seine Stimme hören, welche durch ein schnelles, zweimaliges Oeffnen und Schließen des Maules die Töne ba ba hervorbrachte. Ein schwaches Heulen hörte man hinterher. Den bräunlichgelben Unrath spritzte das Thier fleißig von sich, er verbreitete wenig Geruch. Gegen Hunde betrug er es sich fast katzenähnlich, schnaubend und zähneklappernd. Das aus dem Wasser sich aufrichtende Thier hat von fern, wegen seines runden Kopfes, ein menschenähnliches Ansehen, und gab unstreitig in der mythologisch-poetischen Zeit des Menschengeschlechtes das Vorbild für die Sirenen, während man es in der späteren christlichen Zeit, in dieser Stellung mit einem Mönche verglichen hat, dem es besonders in dem Zustande wo das Vordergesicht und die Brust weiß ist, während das Hintertheil ein schwarzbraunes Gewand zu umgeben scheint, gar nicht unähnlich sieht. Die kurzen Vorderglieder gleichen dann den unter dem Skapulier hervorragenden Armen. — Man hat schon in frühern Zeiten dergleichen Individuen die man bisweilen in den den Thunfischen gestellten Netzen fängt, herumgeführt. So erzählt schon Plinius hist. nat. IX. 15. daß er abgerichtet worden, das Volk zu begrüßen und auf Anrufen antworte, dann sagt Aldrovondi von einem, welcher bei Nennung eines christlichen Monarchen eine freudige Stimme erhoben, bei Nennung des Sultan oder eines Ketzers, dagegen geschwiegen

habe. Die Wärterin des von uns gesehenen Thieres, stellte die Frage nach seinem Vater und erklärte nach dieser Frage, die oben erwähnte Stimme. Die verschiedenen Bewegungen des Thieres folgten auf Commando mit einer Reitgerte, deren verschiedene Richtung oder schnelle Bewegung, ebenso wie bei der Parade der abgerichteten Kunstpferde, die Hauptsache im Commando zu sein schien.

Da diese Art nicht so gesellig lebt als andere, so scheint sie minder ein Gegenstand der Jagd zu sein, läßt sich aber wahrscheinlich ebenso wie die andern benutzen, das Fell auch zu Mützen und Verbrämungen mancherlei Art.

375. Der weißkrallige Robbe. Phoca leucopla *Thienem.*

Franz. Phoque à ongles blancs.

Einfarbig schmuzig grünlichgelb (im Leben, dagegen im Tode und getrocknet oberseits glänzend aschgrau, unterseits gelblich weiß), äußere Vorderzähne am längsten, Bartborsten an den Rändern gekerbt, Krallen dünn und weißlich.

Hr. Dr. Thienemann sahe anfangs nur ein Individuum dieser Art und gab darnach seine Beschreibung. Späterhin hat sich indessen dieselbe wieder gefunden und das königliche zoologische Museum in Dresden, hat deren zwei vom Autor angekauft.

Diese Art kommt in Größe und Gestalt der jährigen Phoca barbata gleich, doch ist ihr Kopf kleiner, die Schnauze kürzer. Die Zähne sind sehr groß, zumal die äußern Vorderzähne, welche fast die Eckzähne der Ph. annelata erreichen, mit deren andern Zähnen die übrigen ziemlich übereinkommen. Die Bartborsten sind zahlreich, lang, steif und flachgedrückt, ihre Ränder feingekerbt. Die Unterkinnlade steht zurück, und wird von den Lippen der obern bedeckt. Die Nasenspitze ist schwarz, kahl, fein genarbt, zu beiden Seiten stehen die Nasenlöcher, welche im geschlossenen Zustande halbmondförmig erscheinen. Die Augen mäßig groß, Iris dunkelbraun mit schwarzblauem Außenrande und Verzweigungen. Ueber dem Innenwinkel jeden Auges finden sich 6 ziemlich lange Borsten. Die Ohren sind etwas hinter und unter dem Auge jeder Seite, mit geringem kahlen Außenrande. Die Gliedmaßen nicht stark, der Schwanz ziemlich breit und lang. Die Krallen aller Gliedmaßen weiß und nicht stark. Das Haar ist länger und dichter als an allen übrigen Arten.

Wurde mit mehrern hundert Individuen der Phoca groenlandica einige Meilen nördlich an der Insel Grimsey bei Island auf einem großen Treibeisfelde erschlagen. Hr. Dr. Beck, Inspector des königl. zoolog. Museums in Kopenhagen sprach auch bei seiner Anwesenheit hier und bei Ansicht des hiesigen Museums, die Meinung aus, daß dieses Thier von der Ph. groenlandica nicht als Art verschieden sei, worüber künftige Beobachtungen noch weiter entscheiden mögen. — Die Abbildung nach einem unserer Exemplare.

376. 377. Der Bartrobbe. Phoca barbata *Müll.*

Franz. Phoque barbu, Ph. à barbe, grand Phoque Buff. — Engl. the great Seal, Sea calf, the long-bodied seal. — Lappl. Havert. — Grönl. Uksuk. — Isländ. Gramselr, Kamp, Sels eller Kampr. — Dän. Remme saelen. — Scandin. Hafert skälen. — Russ. Laftak oder Lachtak. Koräk. Mémel und Dhógogochtsch; die Jungen: Moyä, jährig.: Kachgé. — Kamtschadal. Lavtagi, Kbyka oder Kolcha, Kolchtsch. — Kuril. Retat. Kor? —

Tschutschk. Memyl. — Der bärtige Seehund, der große Seehund, der Riemen-Robbe. — Hierher wohl auch Phoca leporina Lepechin und Phoca albigena und nautica Pallas? —

Die Schnurren sind gebogen, sehr lang und stark, weiß und glattrandig, der Körper ungefleckt, Vorderzähne oben 6, unten 4.

Länge bis 10 Fuß. Gelblichgrau, über den Rücken in's Braune, Nase gewöhnlich mit schwärzlichem Kreuz. Thienemann berichtet noch folgendes über diese Art.

Ueber den ganzen Norden verbreitet aber nicht häufig vorkommend, z. B. an Island, den Orkaden, Grönland, Spitzbergen, Kamtschatka und an den Nordküsten Rußlands. Um Island finden sich das ganze Jahr hindurch jüngere Thiere, dagegen die älteren nur im Winter.

Der Kopf ist verhältnißmäßig groß und rundlich, die Schnauze dick, mit aufgeworfenen Lippen, so daß sie breit erscheint. Die Nasenspitze ist kahl, gefurcht und narbig, die langen Nasenlöcher Sförmig. Die Augenlieder sind wulstig, die innere Deckhaut zieht sich über die ganze Vorderhälfte des Auges. Der Augapfel ist groß, die Iris dunkelbraun, die Pupille vertikal länglich oval, in der Dämmerung rund. Die Vorderbeine sind stark und kurz, 5zehig, die Zehen aber so verdeckt daß nur die langen, starken, unten rinnigen, an der Spitze gekrümmten Nägel ihre Spitzen verrathen. Die Mittelkralle ist die längste, die erste und vierte gleichlang, die zweite etwas kürzer, die fünfte steht am weitesten zurück und ist die kleinste. Der Leib ist verhältnißmäßig dick, bald hinter den Vorderbeinen am dicksten, von da an nimmt er allmälig nach den Hinterbeinen zu ab. Die Hinterbeine sind mäßig stark und jedes hat eine Fischschwanzgestalt, die äußersten Zehen sind die längsten, die mittlern kürzer, so daß der Außenrand des Plattfußes seichtbogig ausgeschweift ist, ausgebreitet bilden die Zehenspitzen eine fast gerade Linie. Die Krallen entsprechen ihrer Länge nach der Länge der Zehen. Der Schwanz ist länger und breiter als bei den Verwandten. — Das junge Thier hat in den ersten 8 Tagen weiches, gelbliches, fast dunenähnliches Haar, nicht zum Schwimmen geeignet, von dieser Zeit bis zum erstem Herbste kommen steife und glatt anliegende, nach hinten gerichtete Haare hervor, am Kopfe sehr kurz, am Leibe bis 6 Linien lang, die obere Hälfte der Haare ist jetzt bläulich schwarzgrau, nach Abtrocknung des Felles sieht man deutlicher weißliche Spitzen, die untere Hälfte ist schmutzig graulichweiß. Wird in diesem Kleide 4 Fuß lang. Im ersten September tritt das dritte Haar ein, es ist länger und gleichgefärbt, über den Rücken schwarzgraubraun am Grunde, an der obern Hälfte schmutziggrünlichweiß; der Oberkopf hat gleiche Farbe und es erscheint ein dunkles Kreuz auf der Stirn bis zur Nase, wird 5 Fuß lang. Das vierte Haar tritt bei dem einjährigen Thiere ein, im Mai stößt sich das Winterhaar ab und es folgt ein kürzeres, etwas helleres. Das fünfte Haar zeigt sich am anderthalbjährigen Thiere. Der Rücken wird blasser, denn das neue Winterhaar erhält grünlichweiße Spitzen, ein Individuum war auf Kopf, Rücken und Oberseiten glänzendbraun mit weißlichen Spitzen, die Unterseiten des Kopfes, der Seiten und die Extremitäten schmuziggelblich, Hals, Seiten und Bauch mit kleinen rundlichen Flecken von der Rückenfarbe. Zweijährig wird er 6 Fuß lang. Nach diesem jährlich zweimaligen Haarwechsel wird die Farbe immer gleichmäßiger, das alte Männchen vom vierten Jahre an, rein gelblichweiß, dann 8 — 9 Fuß lang. Das Weibchen behält eine mehr grünliche, schmuzige Farbe bei fast gleicher Größe. Im hohen Alter wird das Fell dünner behaart und scheint mehr schwarzgrün durch,

immer sieht das Fell im Leben, wegen des Fettes und der Haare ganz anders aus als am todten, getrockneten Thiere.

Er ist furchtsam und neugierig, minder schnell als die andern. Er sucht die Nahrung im tiefen Meere, Schaalthiere, Krebse, weniger Fische. Einzeln oder paarweise streift er herum und geht selten zu Lande. Dagegen findet er sich auf dem flachen Eise der Buchten ein, geht nicht auf die höhern Eisblöcke da er zu plump ist. Schwimmt er auf der Oberfläche, so kommt er auch leicht aus Neugier zum Boote und wird geschossen oder harpunirt, dann mit Knütteln vollends todt geschlagen, oder man fängt ihn auch in Netzen, doch so, diese Art höchst selten. Die Fortpflanzung dürfte im Februar geschehen, da ein Weibchen im Januar mit einem ausgebildeten Jungen erlegt wurde.

Das starke, feste Fell wird mit 10 — 12 Thalern bezahlt, auch giebt das Thier eine Menge Speck. Die Abbildungen sind nach zwei Exemplaren, Männchen und Weibchen, des hiesigen zoologischen Museums gefertigt.

378 — 382. **Der grönländische Robbe.** Phoca groenlandica *Müll.*

Franz. **Phoque de Groenlande, Phoque à croissant.** Engl. **The Harp Seal Shaw. Penn.** — Grönl. **Svartside-Fjärds Kälen, Svartside, Attarsoak, Hafselr, Vadluselr, Fleckuselr, Oppnuselr.** — Lappl. **Daelja, Daevok, Aine, Leem.** — Isländ. **Vade-Sael, Hav Sael Olavs. Groenlandsk Sel.** — Russ. **Krylatka,** Lamut. **Largka,** Koräk. **Sysgh.** Kamtschad. **Nykulgu,** Kuril. **Siantorasi.** — **Phoca oceanica Steller. Ph. dorsata Pall. Calocephalus oceanicus Lesson. Caloc. groenlandicus Fr. Cuv.** Grönländischer, schwarzseitiger Seehund, Seehund mit schwarzer Seite.

Weißlich, Stirn, und an den Seiten ein großer schiefer bindenartiger Flecken schwarz, Krallen stark, Vorderzähne oben 6, unten 4. — Wird 6½ Fuß lang und 260 Pfund schwer. — Auch in der Beschreibung dieser Art, folgen wir demselben sorgfältigen Beobachter dieser interessanten Thiere.

Der Kopf ist mehr verlängert als bei andern Arten, der Leib mehr gestreckt, die Hinterglieder ziemlich lang. Die Nase geht nach unten in zwei verbundene schwarze kahle Streifen über, neben denen die kleinen halbmondförmigen Nasenlöcher. Daneben stehen 9 Reihen von oben und unten flach gedrückter, an den Rändern gekerbter Schnurren. Die ersten beiden Reihen derselben über der Nase sind einborstig, die dritte Reihe neben der Nase hat 2 Borsten, die vierte 4 Borsten, die fünfte 6 Borsten, die sechste 8 Borsten, die siebente und die achte 10 Borsten, die neunte 7 Borsten. In jeder Reihe sind die hintersten länger und stärker, die allerlängsten und stärksten sind die hintersten der achten Reihe. Auch über dem innern Augenwinkel der mäßig großen Augenöffnung stehen 3 einzelne Borsten, nach oben an Größe zunehmend. Augenlidränder kahl, ohne Wimpern. Die innere Augendecke kann willkührlich die ganze Vorderseite des Augapfels bedecken. Die Iris ist braun, mit dem Alter blasser werdend, die Pupille vertikal oval. Ohröffnung fast verdeckt. Die Oberlippen verdecken die Zahnränder und Lippen der schmalen Unterkinnlade. Der Hals ist ziemlich lang, an Dicke allmälich zunehmend. Die Vorderglieder ziemlich weit nach vorn. Die Daumzehe ragt mit ihrer Kralle über die andern hinaus, diese nehmen an Länge regelmäßig ab. Die Krallen sind dick und breit, zugespitzt und gekrümmt, untere Seite fast bis zur Mitte rinnig, letztre viel kleiner. Der Leib ist

mehr gestreckt, ein gut Stück hinter den Vordergliedern ist sein größter Umfang. Der Schwanz ist mäßig lang und breit und reicht bis zur Basis des zweiten Zehengliedes der letzten Zehe. Die innern Zehen stehen von den äußern weit zurück, die mittlern am meisten. Die Krallen sind kürzer und schmäler als an den Vordergliedern und entsprechen der Größe der Zehen, die Mittelkralle ist gerade, die äußern krümmen sich seitwärts nach dem mittelsten zu. Die Behaarung ist dicht, nur zwischen den Zehen dünner. Das Winterhaar weit länger, nur die Nasenspitze, die Augenlidränder und die schmalen Ränder des äußern Gehörganges, des Afters und der Geschlechtstheile und Zitzen sind kahl. Die Farbe und Zeichnung ist bei dieser Art sehr veränderlich, eigentlich im Leben ein schmuziges grünlichweiß, in gelblich oder grünlich übergehend. Junge Thiere haben kleinere oder unregelmäßige dunkelbraune Flecken, bei älteren Thieren ist der Kopf schwarz und eine breite, fast hufeisenförmige Binde, die über beide Seiten sich hinzieht und hinten von beiden Seiten sich vereinigt.

Das neugeborne Thier, wie es vor uns liegend, 382, abgebildet ist, führt 1) ein weißgelbliches dunenartiges Wollhaar. 2) Das erste Sommerhaar hat die Stärke wie künftig, ist glatt anliegend, wird auf dem Rücken 6 Linien, auf dem Gesichte nur 1 lang. Auf dem Rücken ist da noch etwas Unterhaar. Der Rücken braun, ebenso der Kopf und die Oberseiten der Hinterglieder. Die Seiten blasser und grünlich, gelblich oder weißlich, häufige braune Fleckchen sind über Kopf und Körper zerstreut, jedes Haar ist an der Basis graulichweiß. In diesem Kleide wird das Thier zum Herbste an 4 Fuß lang. Im August treten die eigentlichen Zähne ein und stoßen die Milchzähne ab. 3) Das erste Winterhaar tritt im October ein, etwas dichter und länger. Die Flecken bleiben so, werden aber größer. So wird das Thier zum Frühling an 4½ Fuß lang, 80 Pfund schwer und giebt schon ⅖ seiner Schwere Speck. 5) Das zweite Sommerhaar folgt der Härung im Juni, das ganze Winterhaar stößt sich ab und das kürzere, hellere und lebhafter gefärbte Sommerhaar folgt. Die kleinen Flecken verlieren sich, die großen dehnen sich mehr aus. Bis zum Herbste wird es jetzt 5 Fuß lang und 1 Centner schwer, wovon der Speck 45 Pfund wiegt. 5) Das zweite Winterhaar beginnt schon im September und hat dieselbe Farbe und Zeichnung wie das vorige. In diesem Alter können die Individuen unter günstigen Umständen bis 120 Pfund schwer werden. 6) Drittes Sommerhaar. Im Juni fließen bei den Männchen die Flecke an Kopf und Leib mehr zusammen, und die Normalzeichnung beginnt, nur das Weibchen bleibt noch zerstreutfleckig. In dieser Periode wächst das Thier gegen den Herbst aus, scheint sich aber noch nicht zu paaren. 7) Das dritte Winterhaar sieht eben so aus, ist aber länger, das Thier ist bis 6 Fuß lang und an 2 Centner schwer. 8) Das vierjährige Männchen hat im Sommer ein kurzes, dichtes, ziemlich weiches glatt aufliegendes Haar. Die Schnurren und Augenborsten erneuern sich und sind im Herbste wieder erwachsen. Der Kopf ist dunkelschwarzbraun, Hals und Leib gelblich oder grünlichweiß. Der große schwarzbraune Hufeisenfleck fängt jederseits über den Schultern an, bald breiter, bald schmäler, aber immer zusammenhängend bis in die Nähe des Schwanzes sich erstreckend, gewöhnlich hinten verbunden, bisweilen auch vorn, bei andern finden sich noch außerdem auf dem Rücken des Schwanzes und der innern obern Seite der hintern Extremitäten, gleichfarbige Flecken. Wird bis 7½ Fuß lang, 260 Pfund schwer. Das erwachsene Weibchen ist immer dunkler und unreiner gefärbt als das Männchen, Kopf und Flecken mehr ins Grauliche ziehend und den Fleck erhält es kaum vor dem sechsten Jahre.

Wohnt im ganzen nördlichen Ocean im Menge, von Kamtschatka bis Grönland, Island und Lappland, immer in der Nähe des Treibeises. Er folgt dessen Zuge und dem der kleinen Fische, insbesondere der arktischen Forelle, Salmo arcticus. Westgrönland besucht er vor Ende Mai bis Ende Juli und vom September bis März. Im Norden, Nordwesten und Nordosten von Island trifft man ihn im September, er zieht dann im März weg, kommt im April wieder und geht im Mai wieder fort. Das Treibeis führt ihn im Winter in das weiße Meer, im April geht er wieder fort, dagegen findet man ihn um Spitzbergen das ganze Jahr hindurch.

Unter den nordischen die geselligste Art, hält sich zu 20 — 30 Stück beisammen, die sich lustig herumtummeln, indem sie mancherlei aequilibristische Bewegungen ausüben, während andere sich passiv dem Spiele der Wellen überlassen. Auf dem Eise liegend lassen sie den Verfolger nahe kommen. Die Paarung geschieht Ende August und Anfang September, sie verlassen dann die Nähe des Landes. Ende März oder Anfang April gebären sie auf dem Eise ein Junges, das sie 14 Tage säugen. Die fette Milch hat einen süßlichen Geschmack. Die Grönländer leben größtentheils von der Jagd dieses Thieres, auch in dem tiefern Meerbusen der Nordwest-, Nord- und Nordostküste von Island werden schon viele erlegt. Man fängt sie in Netzen oder harpunirt oder schießt sie. Auf dem Treibeise erschlägt man mehrere Hunderte in einem Tage. Die Boote mit 6 — 8 Mann fahren zwischen das Treibeis hinein, in die Nähe der Seehunde gekommen, erheben sie ein lautes Geschrei, ein paar Männer klettern die Eismassen hinan, von denen einer mit einer Keule so viele Seehunde als er kann, auf die Nase schlägt, der andere den Betäubten die Kehle abschneidet. Mehrere fliehen und die alten Männchen richten sich wohl auf und drohen zu beißen, werden aber so leicht erschlagen. Von der Ostküste von Neufoundland aus, gehen im März mehr als 300 Schiffe aus, um Robben auf den Eisfeldern zu fangen, und in einigen Wochen werden deren über 300,000 getödtet. Man nimmt von ihnen nur die Haut. Die Schiffe kehren im Mai zurück, man schabt nun das Fett von den Häuten und erhält noch 3 — 4000 Tonnen Thran. Die Eisfelder ziehen sich 200 engl. Meilen um Neufoundland und lösen sich südlich in dieser Entfernung auf, worauf die Robben schnell nach Grönland u. s. w. flüchten. Die Felle geben das gewöhnliche Schuhleder der Isländer, die der jungen Thiere werden zu Reisetaschen und dergl. angewendet, überhaupt werden von den Grönländern alle Theile des Thieres benutzt.

Die fünf abgebildeten Exemplare liegen im hiesigen historischen Museum ausgestopft vor uns.

383 — 384. **Der Greif-Robbe.** Phoca Gryphus *Fabr.*

Franz. Phoque Neitsoak Buff. — Dän. Krumsundede Säl. — Lappl. Jaeqees. Skandin. Graa Hass-Skälen. — Schwed. Grå-Skål, Hafs-Skäl. — Blecking. Sjo-Skål, Utskårfs Skål. — Phoca hispida Schreb. Halichoerus griseus Nils., Hornsch. Phoca Halichoerus Thien. Calocephalus hispidus Fr. Cuv. Ph. Schreberi Lesson.

Von den ähnlichen Bart-Robben durch die gekerbten Schnurren und von den grönländischen Robben außer der bedeutenden Größe, besonders durch den mehr vorgestreckten Kopf und andere Merkmale, und von beiden durch die sehr großen Zähne unterschieden. Der Leib ist weißlichgrün einfarbig und schwarzbraun fleckig. Soll ausgewachsen über 10 Fuß lang werden. Vergl. Macgillivray british quadrupeds

p. 215 und 217. Der Schädel eines alten Männchens wurde von Thienemann 9 Zoll 6 Linien gemessen. — Wir theilen Thienemanns ausführliche Nachrichten über diese Art in folgendem mit.

Der Kopf ist ziemlich stark, die Nase gestreckt aber sehr dick. Die Oberlippen wulstig vorragend. Die Nasenspitze nur an den innern Rändern kahl, zur Seite rundlich. Jederseits der Oberlippen stehen die Schnurren in 7 Reihen, die oberste Reihe am Oberrande der Nasenöffnung hat eine kleine Borste, die zweite Reihe 4 Borsten, die dritte 6, die vierte 8, die fünfte 10, die sechste 8, die siebente 7. Die Schnurren sind von oben und unten flach und an den Rändern gekerbt, nur an der Spitze gebogen, die siebente Reihe ist größer und die letzte der untern Reihe die größte, 3 Zoll 6 Linien lang. Die Augenöffnung nicht groß. Ueber dem innern Augenwinkel stehen an der Stirn jederseits 5 Borsten in 2 Reihen. Gebiß des jährigen Thieres: die äußern Vorderzähne des Oberkiefers sind stark, mit kurzer scharfer Spitze, welche nach hinten und wenig nach außen ragt. Die nächsten jederseits viel kleiner, ihre Mitte zugeschärft mit kleiner scharfer Spitze. Die mittlern sind noch kleiner und etwas niedriger und lassen zwischen sich einen kleinen Raum. Die Eckzähne der Oberkinnladen stehen nicht weit von den Vorderzähnen ab, sind stark und kurz. Der erste kleinste Backenzahn etwas nach außen und hinten mit stumpfer Spitze, steht dicht am hinteren und innern Rande des Eckzahns, ist etwas nach vorn gerichtet, hat eine große kegelförmige Spitze die etwas rückwärts sieht. Nach vorn steht der Rand vor, nach hinten eine kleine Spitze. Der zweite Backenzahn ist der größte, auch einwurzelig, auch von derselben Beschaffenheit und Richtung. Der dritte etwas kleinere, hat jederseits eine kleine Spitze uud 2 deutliche Wurzeln, innenseits verbunden. Der vierte wieder etwas kleinere, ist zweiwurzelig, hat die hintere Spitze etwas größer, die vordere schwindet. Der fünfte hat gleiche Breite, die Mittelspitze wenig erhoben, mehr zusammengedrückt und nach vorn und hinten scharfrandig. Die 4 Vorderzähne der Unterkinnlade entsprechen den 4 mittleren der obern, sie stehen paarig jederseits neben dem Eckzahne und lassen den Mittelraum frei. Die Eckzähne sind kleiner als oben, stärker nach außen, vorn und an der scharfen Spitze zurückgebogen. Etwas entfernt folgt der erste Backenzahn der Unterkinnlade, welcher der kleinste ist, er hat aber vor und hinter der großen Spitze 2 kleine Seitenspitzen. Der zweite ist größer, hat nach vorn eine deutliche Spitze vor der größern Spitze und hinten einen scharfen Rand. Die beiden Wurzeln sind verwachsen. Der dritte ist der größte, ähnelt aber dem zweiten, seine Wurzeln sind auch verwachsen. Der vierte ist zweiwurzelig und hat 3 deutliche Spitzen. Der fünfte, auch doppelwurzelige, ist von gleicher Breite aber kürzer und die 2 Seitenspitzen größer. — Bei ältern Thieren nutzt sich der Zahnrand der Kiefern ab, so schieben sich die Zähne vor und erscheinen sehr groß und einander gegenseitig abschleifend, so daß die Seitenspitzen der Backenzähne verschwinden. Nicht weit hinter den Augen liegt die Ohröffnung. Die Vorderglieder sind ziemlich stark und gestreckt, die Krallen stark und schwarz, über die Haare hinausragend, unterseits von der Spitze an etwas rinnig. Der Daumen steht etwas zurück, die zweite Zehe ist die längste, die dritte so lang als der Daumen, die vierte und fünfte stehen zurück. Die Hinterglieder sind auch gestreckt, mit langen, starken Krallen, die aber nicht über die Haare hinausgehen, die mittelste gerade. Die erste Zehe steht am meisten vor, die letzte etwas weniger und die mittelste am weitesten zurück. Der Schwanz ist ziemlich lang. Das Haar im Allgemeinen etwas kurz und steif, überall nach hinten gerichtet;

das jährige Thier weißlich grünlichgelb und zerstreut braungefleckt. Im reifen Alter dürften sich die Flecken gänzlich verlieren.

Wohnt an abgelegenen Klippen der Küste der Ost= und Nordsee an Norwegen hin, von Grönland und Island sendet man sein Fell nicht, ziemlich häufig aus den Norwegischen Scheeren. Er lebt einsamer als die andern, und Nilson glaubt, er schliefe im Wasser aufrecht stehend? Nährt sich von kleinen Fischen, besonders Heringen, soll sich im Juni paaren, und im Januar oder Februar wirft das Weibchen sein Junges auf einer abgelegenen Eisfläche. Das erste dunenartige Haar ist wie bei den andern Arten weißlich gelb. — Die Abbildung von Fig. 383. stellt das jüngere Thier, nach unserem Exemplare dar, die von Fig. 384. ist die verbesserte Schreber'sche Figur.

385 — 388. **Der Seehund.** Phoca vitulina *L.*

Franz. **Phoque commun, Veau marin.** — Engl. **The common Seal, the Seal.** — Isländ. **Land-Selur, Vor-Selur, Olafsen.** — Grönl. **Spragled-Sael, Egede.** — Dän. **Den Spragled Sael, Fabric.** — Russ. **Tjulén,** in Sibirien **Nerpa.** Tatar. **Kapulach.** Kirgis. **Balàk.** Kalmuk. **Chap.** Burät. **Kaap** oder **Chacb.** Mongol. **Chab-sagassu** d. h. Robbenfisch. Tungus. **Kúma** oder **Chúma.** Lamut. **Kata.** Esth. **Hylg.** Lett. **Robnis.** Wogul. u. Ostjak. **Tschàgil.** Am Flusse Kaas: **Utar.** Samojed. **Ssink.** Am Jenisei: **Sje** oder **Si.** — Kamtschad. **Antòra.** Kuril. **Anturasch.** Koräk. **Kalyla, Wydul.** Japan. **Tòdo.** Ind. **Ssyswae.** Kanagir. **Schuëk.** Armenisch **Sschiri-schun** d. h. Wasserhund. — **Phoc acanina, Pallas. Ph. variegata, Nilsson. Ph. littorea, Thien. Calocephalus vitulinus, Fr. Cuv.** — Der Hunds=Robbe, Seehunds=Robbe, Landseehund, Seekalb, Meerkalb, gemeine Robbe, Gemeine Seehund, Küsten=Seehund.

Die Schnurren sind gekerbt, das Fell oberseits dunkelgrünlich, mit größern oder kleinern zerstreuten hellern Flecken. — Erwachsene bis 4 Fuß.

Der Kopf ziemlich dick, der Leib fast walzig, mäßig gestreckt. Die Gliedmaßen mäßig stark. Am Maule sind die Schnurren jederseits so geordnet: die erste Reihe nächst des Nasenlochs, hat eine kleine Borste, die zweite Reihe 4, die dritte Reihe 6, die vierte Reihe 8, von der fünften, sechsten und siebenten Reihe jede 10 Borsten, die hintersten sind immer am längsten. Die Nasenlöcher sind klein, halbmondförmig, die Scheidewand kurz und kahl, die Augenöffnung mäßig groß, die Iris braun, ihr Außenrand dunkelblau, die Pupille vertikal oval. Die Ohröffnung hinter den Augen sehr klein, wenig wulstrandig. Der Büschel über dem innern Augenwinkel jederseits besteht aus 5 Borsten, die 3 obern sind größer. Die Krallen des Vordergliedes sind stark, die erste und letzte am weitesten zurück, die mittelsten am weitesten vor, die zweite wenig weiter vor als die vierte. An den Hintergliedern sind die Krallen der großen Zehe weit größer als die der übrigen. Das Haar ist kurz, dicht, weich, ohne Unterhaare, es ragt über den Rand der Gliedmaßen und des Schwanzes hervor und ist eigentlich dunkelgrün, im Tode auch weißlichgespitzt. Die Zeichnung ist höchst veränderlich, grünlichgelbe Flecken, Ringe und Streifen. Die Unterseite ist grünlichgelblichweiß, fast einfarbig. Das Weibchen trägt zwei Bauchwarzen. Die 6 Vorderzähne stehen ziemlich dicht beisammen, die beiden äußern viel größern krümmen sich mit ihrer Spitze nach hinten und etwas nach außen, die beiden nächsten beugen sich etwas nach den mittlern, kleinsten hin, die mit ihren Spitzen sich einander sehr nähern. Die Eckzähne sind ziemlich stark, ihre Spitzen richten sich nach außen und

hinten. Die Backenzähne dick, ihre Spitze etwas schräg, der erste dicht hinter dem Eckzahne, ist dreispitzig, die erste Spitze am größten, die dritte fehlt bisweilen. Ziemlich nahe steht der zweite größere mit 4 Spitzen, die erste Spitze ist klein und steht nach innen, die zweite größte nach hinten, die dritte nach vorn tief eingeschnitten, kaum gesondert von der vierten. Der dritte Backzahn ist der größte und 4spitzig, wie der zweite. Der vierte wenig kleiner, dreispitzig, bisweilen fehlt die kleine vordere. Der fünfte kleinere und kürzere ist nach außen 4spitzig, mit noch einer kleinern nach innen. Im Unterkiefer sind die Vorderzähne kleiner, paarweise neben dem Eckzahne mit Mittellücke. Auch die Eckzähne sind kleiner als die obern und passen genau zwischen den äußern Vorderzahn und Eckzahn der Oberkinnlade. Die Backenzähne sind ziemlich stark, ihre Spitzen richten sich schräg nach außen.

Das gelbliche Dunenhaar, in dem er geboren wird, geht nach einigen Tagen verloren, das zweite Haar ähnelt schon dem des alten Thieres, ist kurz, steif und dicht anliegend und schon so gefärbt, wie oben beschrieben. Jährlich zweimal erneuert sich das Haar, und wird im dritten Sommer vollendet, das Winterhaar auf dem Rücken 4 Linien lang, nur eine Linie länger als das Sommerhaar. Das Weibchen bleibt immer dunkel graugrün, das Männchen ist lebhafter gefärbt.

Wohnt an den Küsten des nördlichen Rußlands, Lapplands, Norwegens, Grönlands, Islands, Englands, Hollands, Deutschlands, Dänemarks und Schwedens. In die Mündungen der Ströme steigen sie heran, und es sind bereits seltene Fälle vorgekommen, daß einzelne in der Elbe bis in die Nähe von Dresden gelangten. Pallas nennt diese Art darum, weil sie nicht mit einem Kalbe, sondern mit einem Hunde Aehnlichkeit habe, Phoca canina, und sagt von ihr: sie kommt in allen Meeren häufig vor, in der Nord- und Ostsee, im weißen und schwarzen Meere und im Eismeere, und was besonders merkwürdig ist, daß sie nicht allein in den süßen Seen Sibiriens, im Baikal und Oron, die wohl 40 Meilen weit von Meeren entfernt sind, und von denen der erste durch den Angara und Jenisei, der letztere durch die Lena u. a. Flüsse mit dem arctischen Oceane zusammenhängen, sondern auch in dem rings-umschlossenen und keinen Ausgang habenden caspischen und aralischen See sich außerordentlich häufig fortpflanzen, und vermuthet, daß sie in der Vorzeit wohl durch die Noachitische Sündfluth dahin gekommen sein möchten. Im kaspischen Meere und im Baikal sind sie vorzüglich häufig, so daß daselbst die Jagd auf sie sich verinteressirt, obwohl sie wenig gelten. Am kaspischen Meere, besonders um den Ausfluß der Wolga und auf einer kleinen Insel, welche die Mündung des Terek von der der Wolga trennt, und deshalb Tjulenei heißt, so wie auf anderen Inseln werden sie am Strande erschlagen, oder in Netzen gefangen, während sie die nach den Flüssen hinaufsteigenden Fische verfolgen. Im Baikal tödtet man sie vorzüglich mit Feuergewehr. Sie schwimmen in mehr oder minder zahlreichen Heerden umher, gegen Ende des Sommers halten sie sich aber paarweise zusammen, und das Weibchen liegt bei der Paarung auf dem Rücken. Sie gebären am Ausgange des Winters im achten Monat auf Klippen oder unzugänglichen Strandfelsen, ein, selten zwei Junge, wobei sie viel Blut vergießen, und säugen diese noch, nachdem sie schon schwimmen gelernt haben. Nach Thienemann paaren sich die Seehunde auf Island im September und gebären im Juni des nächsten Jahres; an der Ostsee und den Küsten der Nordsee paaren sie sich im Juli und gebären im März und April. — Im Herbste werden die Seehunde sehr fett, so daß sie am kaspischen Meere wie ein Oelschlauch aussehen, so

daß man kaum Gesicht und Beine unterscheiden kann. Zu der Zeit als Graf Peter Schuvaloff die Seehundsjagd sich zugeeignet hatte, um den Thran an die Ledergerbereien zu vertheilen, wurden jährlich über 20,000 im kaspischen Meere, besonders im Herbste gefangen. Die Hängenetze dazu gehen über 15 Klaftern tief in die See. Jetzt sind sie weniger häufig. Sie sind schlau, lassen im Wasser den Jäger nicht leicht nahe kommen, während sie einem Menschen in einem Nachen neugierig folgen und ihn zu beobachten scheinen. Er wird nur durch Nachstellungen furchtsam. In der Gefangenschaft gewöhnt er sich leicht an seinen Wärter und den Menschen überhaupt und wird ganz zahm. Ein junger Seehund, den nach Thomas Smith's Erzählung, ein Pachter von Aberdown aufgezogen hatte, zeigte sogar so viel Anhänglichkeit, daß er, nachdem man ihn mehrmals ins Meer geworfen, um ihn los zu werden, wieder kam. Nicht uninteressant dürfte es sein, was der große Beobachter der Fähigkeiten und Lebensäußerungen der Thiere Mr. Fr. Cuvier, in seinen großen Werke „les mammifères" über die von ihm beobachteten Seehunde berichtet. Er sagt: die stärkste Stimme welche meine jungen Seehunde hören ließen, war eine Art Bellen, etwas schwächer als das eines Hundes. Man vernahm es besonders Abends und vor Aenderung der Witterung. Im Zorne zischten sie, fast nach Katzenart. Sie zeigten keine Furcht vor Menschen oder Thieren, sie flohen selbst dann nicht, wenn man ihnen so nahe kam, daß man sie hätte treten können, selbst in diesem Falle zogen sie sich nur so weit als nöthig zurück. Nur einer drohte durch die Stimme und schlug manchmal mit der Pfote, doch biß er nur im Nothfall. Obwol sie sehr gefräßig waren, zeigten sie doch keine Furcht, wenn ihnen Andere die Nahrung wegnahmen, und ließen sich auch die vorgehaltenen Fische wieder entziehen, und kleine Hunde, an die sich einer gewöhnt hatte, rissen ihm bisweilen den Fisch aus dem Maule, ohne daß er böse wurde. Nur wenn man zwei in einem Bassin beisammen befindliche Seehunde fütterte, stritten sie mit den Pfoten und der schwächere oder furchtsamere ließ dem stärkeren die Beute. Der so unvollkommen gebaute Seehund weiß seine schwachen Sinne so gut anzuwenden, daß er aus dieser Anwendung Vortheile zieht, deren sich manches weit besser ausgestattete Thier, nicht erfreuet. Darin liegt ein neuer Beweiß, daß mehr in der Gehirnmasse die Fähigkeit liegt, Anschauungen entwickeln zu lassen. Und in der That dürfte es auch außer den Affen kaum ein anderes wildes Thier geben, welches einer so hohen geistigen Entwickelung fähig wäre, als der Seehund. Von den angekommenen Individuen entzog sich eines am ersten Tage dem Streicheln mit der Hand, nach einigen Tagen war die ganze Furcht vorüber, es hatte die Natur dieser Bewegung als eine unschädliche erkannt und vertraute sich ihr gänzlich an. Bei demselben Seehunde befanden sich ein paar kleine Hunde, die ihm gern auf den Rücken stiegen, ihn anbellten und bissen, und obwol dies alles eigentlich zu seiner Lebensweise nicht paßte, so gewöhnte er sich doch sobald daran, als er sahe, daß es nicht böse gemeint war und schien selbst Gefallen daran zu finden. Nie begegnete er dafür diesen Hundchen anders als mit leisen Pfotenschlägen, wohl mehr um sie anzureizen, als sie abzuwehren. Rissen die Hundchen aus, so kroch er ihnen den für ihn beschwerlichen Weg, durch die Steine und den Koth nach, und wenn es kalt wurde, legten sie sich alle dicht beisammen, einander zu erwärmen. Ein gelber zeigte besonders große Anhänglichkeit an seinen Wärter, lernte ihn bald von weitem kennen und richtete dann seine Augen unverwandt auf ihn, kam ihm auch innerhalb des ihm angewiesenen Reviers, entgegen. Der Hunger gab auch hier die erste

Veranlassung zu solcher Anhänglichkeit, deshalb beobachtete er alle Bewegungen, die auf die Darreichung der Nahrung Bezug hatten, schon in einer Entfernung von 60 Fuß, wo außerhalb seines Geheges, seine Nahrung bewahrt wurde. Bei dem Eintritt zeigte er dann durch Blick und Bewegung des Kopfes sein Verlangen an. Wurde der Fisch in einen Zuber, welcher sich auf der andern Seite befand, gebracht, so versuchte er an dessen Rand hinauf zu steigen und mit seinem verlängerten Halse der Beute sich zu bemächtigen, ließ sich aber wieder nieder, wenn er sie nicht erlangen konnte, dann kroch er um den Zuber herum, und obwol er nun den Fisch aus dem Gesichte verloren hatte, stieg er doch genau an der Stelle wieder auf, wo der Fisch sich befand, nur seiner Einsicht folgend, welche ihm das Bild des Fisches gerade an der Stelle zeigte, wo sich derselbe befand. Ein sorgfältig abgerichteter Seehund, den Fr. Cuvier sahe, gehorchte pünktlich dem laut an ihn gerichteten Commando seines Wärters. Er richtete sich empor, nahm einen Stock zwischen die Vorderpfoten und stellte eine Schildwacht vor, legte sich auf Befehl auf die linke oder auf die rechte Seite, drehte sich um sich selbst, gab die rechte oder linke Pfote, küßte oder umärmte seinen Herrn und folgte ihm auf's Wort. Solche Künste sind Ergebnisse mühsamer Dressur, welche darin besteht, daß man das Thier auf ein gewisses Zeichen, sei es durch die Stimme oder durch eine Bewegung mit der Hand, oder mit dem ganzen Körper, aufmerksam macht, und mit dieser Aufmerksamkeit auf das Zeichen, zugleich eine Handlung ausüben läßt. Mehr oder minder häufige Wiederholung, macht dann dem Thiere die Verbindung seiner Handlung mit der Aufmerksamkeit auf das Zeichen zur Gewohnheit, und während wir das Zeichen nicht kennen und übersehen, bewundern wir die Handlung des Thieres. — Mr. Dunbar zu Applegarth, gab folgende interessante briefliche Nachrichten über die Lebensweise der Seehunde auf den Hebriden, welche wir aus den „british quadrupeds" übersetzen. Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit in der Natur dieser Thiere ist ihre Empfänglichkeit für Musik, die mir öfters ein Gegenstand der Belustigung wurde, da ich oft Gelegenheit hatte, sie zu beobachten. Wenn ich längs der Küste an einem angenehmen Sommernachmittag dahinwandelte, so konnten einige Töne meiner Flöte, bald eine Anzahl dieser Thiere in meine Nähe locken. Sie reckten dann ihre Köpfe über das Wasser und schwammen wie schwarze Hunde herum, offenbar sich an den Tönen ergötzend. Auf eine halbe Stunde konnte ich sie auf dem Platze fest halten und wenn ich am Ufer hinging, folgten sie mir so eifrig, wie man sagt, daß die Delphine dem Arion gefolgt sind, als ob sie sich bemühten, sich das Vergnügen länger zu verschaffen. Dasselbe geschah, wenn ich im Kahne fuhr. Ließen die Bootsleute ihre Flöten oder Pfeifen hören, so kamen alsbald ein halbes Dutzend herbei und einer nach dem andern verschwand erst, wenn die Musik wieder verhallte. Wenn ich mit meinen Pflegbefohlnen in dem Lieblingsplatze der Seehunde, der Seal-bay deshalb genannt, badete, so fanden sie sich bei ruhiger See, besonders bei schönem und sonnigen Wetter alsbald ein und beachteten uns, als ob wir ihres Gleichen wären. Unsere Späße und Belustigungen schienen sie anzureizen, denn sie näherten sich dann immer mehr und beobachteten uns immer aufmerksamer. Warfen wir indessen etwas nach ihnen, so verschwanden sie augenblicklich, indem sie concentrische Kreise auf dem Wasser, nach dem Untertauchen veranlaßten. Während der heißen Sommertage lagen sie daselbst auch auf den Felsen ausgestreckt ruhend in der Sonne, von fern einer Heerde Schweine nicht unähnlich. Die Fischer behaupteten, daß diese, wie viele andere Thiere, nicht ohne Wache sich der Ruhe überließen, ich

kann das nicht behaupten, doch bemerkte ich, daß von Zeit zu Zeit ein Individuum seinen Kopf aufrichtete und im Halbkreise öfter herumdrehte, auch hörten wir einen dumpfheulenden Ton. Wurden sie durch Schießen beunruhigt, so sträubten sie sich und watschelten in ängstlicher Hast nach dem Ufer und ließen sich an abschüssigen Stellen hinab, worauf sie wie ein Kornsack in's Wasser plumbten, so daß die ganze Bay von dem Geplätscher wiederhallte.

Pallas hatte Seehunde im Hause, welche 8 Wochen lang, ohne an Fett oder Kräften sichtlich abzunehmen, freiwillig alle Nahrung verweigerten, und bei der Section noch 3 Finger dicke Fettlagen und mit Schleim erfüllte Därme zeigten.

Die Nahrung besteht aus Fischen, vorzüglich Lachs- und Forellenarten, denen sie auch in die Flüsse hinein nachschwimmen. Er treibt die Fische gern zwischen Klippen hinein, um sie bequemer zu erhaschen. Gesättigt verdaut er dann auf einer Klippe oder am Strande. Hier sind sie gesellig, im Wasser einzeln oder paarweise. Ihre Stimme ist ein Knurren, wenn sie am Ruheplatze sich aufhalten. — An den meisten Küsten schießt man sie auf ihren Ruheplätzen, auf der See lassen sich nur die Jungen mit der Flinte oder Harpune erreichen. Die Alten gehen auch selten in Netze und man schont diese auch lieber und stellt nur den Jungen nach, deren Fleisch wohlschmeckend ist, dem Vogelwildpret nicht unähnlich. Die Felle werden besonders zu Mantelsäcken, Jagdtaschen, zu Kofferbeschlägen, Tabacksbeuteln und dergl. benutzt. Mantelsäcke werden so bereitet, daß man die jungen Thiere am Bauche ein Stück aufschneidet, die Haut vom Kopfe und an den Hintergliedern lostrennt, und wenn sie ganz abgestreift und gereinigt ist, oben und unten Stücken einsetzt, und zum Gebrauch die mittlere Oeffnung zubindet. Die Kamtschadalen, Koräken und Lamuten werfen die Felle auf Haufen zusammen und lassen sie faulen, damit die Haare abgehen, dann nähen sie sie in Säcke zusammen und füllen sie mit kleingeschnittener Rinde der Alpen-Erle (Alnus alpina), gießen gekochtes Wasser darauf, schütteln die Säcke und schlagen sie mit hölzernen Keulen, so durchdringt nun die rothe Farbe der Rinde die ganzen Säcke und diese werden selbst schönroth. Zu Archangel färbt man die Felle der jungen Thiere schönschwarz und verkauft sie in den Städten als feines Leder zu Stiefeln und Winterschuhen. Ueberhaupt wird das Leder zu Schuhwerk benutzt.

Die beiden Cuvier'schen Abbildungen Fig. 385. u. 386. sind nur als Farbenzeichnungen gegeben, es ist aber, wie schon Thienemann bemerkt, nicht sicher zu entscheiden, ob sie zu dieser oder der folgenden Art gehören. Die Abbildungen Fig. 387. und 388. sind nach Exemplaren des hiesigen Museums gefertigt.

389 — 392. **Der Ringel-Robbe.** Phoca annelata *Nilsson.*

Franz. Phoque annélé. — Engl. The Rubbon Seal, Penn. — Dän. Fiordsaelen, Fabr. — Skandin. Ringlade Fjärdsskälen, Nilss. — Phoca foetida, Fabr. — Ph. equestris, Pall. Der bandirte Robbe, Bechst. Der geringelte Seehund, Thien.

Schnurren gekerbt, Haar oberseits bräunlichgrün mit größern hellern Ringen. — Erwachsene bis 3 Fuß 10 Zoll lang.

Der kurze, rundliche Kopf hat eine zugespitzte Schnauze, die Augen sind durch Größe ausgezeichnet. Die Gliedmaßen mäßig groß, die Krallen stark. Die Haare anliegend aber minder kurz und dicht als an voriger Art. Die kerberandigen Schnurren

stehen in sieben Reihen, die erste Reihe etwas über der Nase, hat eine Borste, die zweite hat 4 Borsten, die dritte 6, die vierte 8, die fünfte 11, die sechste 10, die siebente unterste 9. Die Nasenlöcher und deren kahle Scheidewand sind klein, die Augen stehen ziemlich nahe beisammen, die Lider sind kahlrandig und werden nur so weit geöffnet daß ein Theil der dunkelbraunen, dunkelblau gesäumten Iris verdeckt bleibt. Die Pupille ist vertikal oval. Der Büschel über den innern Augenwinkeln besteht aus 4—6 Borsten. Der Ohrrand ist etwas wulstig, das Maul mäßig, die Lippen wenig aufgeworfen. Der Leib nähert sich durch seine Dicke vorn und hinten, der Walzengestalt, die Vorderglieder sind kurz und haben große Krallen, die die Haare überragen, der mittlere steht vor, die ersten und letzten sind zurückgebogen. Die Hakenspitze ist unten rinnig. Die Krallen der Alten sind auf dem Rücken mit Ringen gezeichnet, welche nach der Annahme der Isländer, das Alter des Thieres andeuten sollen. Die Hinterglieder sind kürzer und schwächer, ihre große Zehe am längsten, wenig breiter als die gleichlange fünfte. Die mittelste steht, wenn die Zehen ausgebreitet sind, wenig zurück, die Krallen sind schmaler, oben platt, unten rinnig und stumpf, die vier äußern nach der Mittelzehe gebogen, die mittelsten gerade. Die Zähne sind kleiner als an voriger Art, die 6 Vorderzähne stehen dicht, die äußern sind die größten, die Größe nimmt nach der Mitte hin ab. Die Eckzähne krümmen sich nach vorn und etwas nach außen, von der Spitze nach hinten. Dicht an sie schließt sich der erste, schmalste Backenzahn, mit einer größern Spitze nach vorn, die sich etwas zurückbeugt und einer kleinen, fast geraden nach hinten. Die 3 folgenden sind gleichgestaltet, der erste größte, der folgende wenig kleiner, der dritte kleinste und der vierte (in der ganzen Reihe also fünfte) etwas breiter aber kürzer als der erste. In der Unterkinnlade stehen die Vorderzähne noch enger beisammen, über der Basis der Eckzähne in gleicher Entfernung von dieser und untereinander, fast gleichgroß, rundlich mit kurzer Spitze, die beiden mittlern ein wenig höher als die äußern. Die Eckzähne wenig kleiner als die obern, mehr nach innen eingesetzt. Der erste Backenzahn ist wie der obere, aber vom Eckzahne entfernter. Der zweite etwas größer als der dritte und 4spitzig. Der dritte ist der größte, ebenso gespitzt. Der vierte ist der kleinste, dessen vierte Spitze am weitesten nach innen steht. Der fünfte ist größer als der erste und ziemlich gleich dreispitzig. Bei alten Individuen sind sie so groß, als bei dem einjährigen Thiere der vorigen Art und die 3 mittlern Backenzähne der Oberkinnlade, bekommen noch innerseits eine kleine Spitze. Das Weibchen trägt zwei Bauchwarzen. — Das Milchhaar ist auch hier weich und gelblichweiß und geht bald verloren. Das zweite ist sehr kurz, anliegend, wenig steif und im Leben so gefärbt: Stirn, Leib, Kopf, Nacken, Rücken, nebst Rückseite der Gliedmaßen ist schwärzlich saftgrün. Vom Gesicht und den Seiten geht es in die hellern Bauchseiten über. Nur im getrockneten Zustande deuten sich die Ringzeichnungen etwas an. Die Farbe bleibt noch im ersten, längeren Winterhaar. Das nächste Sommerhaar, mit dem Mai beginnend, zeigt die Ringe, vom Nacken bis gegen den Schwanz hin. Im dritten Jahre wird die Farbe bei beiden Geschlechtern schöner, das Grün des Rückens reiner, die Ringe breit gerandet und lichter, wie die Unterseite.

Wohnt in Grönland, Island, Norwegen, Schweden und allen Ländern, welche die Ostsee bespült, weniger an bestimmten Orten, mehr da, wo er Eis vorfindet. Lebt einsam, höchstens paarweise, schwimmt gut aber ohne Ausdauer, indem er ermüdet und dann nicht leicht entkömmt. Unter dem Flußeise findet er die kleinen Fische, die

er als Nahrung liebt, z. B. die arctische Forelle Salmo arcticus. Gesättigt liegt er dann ruhig auf dem Bauche, merkt auf Gefahren, richtet den Kopf auf, verlängert den Hals und beobachtet und bewegt sich nicht selten um sein Eisloch behende herum, in das er endlich hineinkriecht, auch wohl aus demselben wieder hervorguckt. Er ist überhaupt wenig scheu, und derjenige, dessen dünnen Felles sich die Grönländer vorzüglich zur Bekleidung bedienen. Die Paarung geschieht im hohen Norden, erst im September, worauf er im März oder April sein Junges in weiter Ferne vom Lande auf das Eis setzt. — Der Fang geschieht im Wasser in Netzen, oder man schießt oder harpunirt ihn, ebenso bemächtigt man sich seiner, wenn er auf dem Eise liegt, wo man sich vorsichtig anschleicht oder an ihn auf dem Bauche hinkriecht, bei der Ebbe wird es möglich ihn zu erschlagen. Das Fell ist wohlfeil, der Speck reichlich. — Die Abbildungen sind nach den Exemplaren des Museums.

393. **Der zweifarbige Robbe.** Phoca discolor *Fr. Cuv.*

Franz. **Phoque discolor. — Calocephalus discolor Fr. Cuv. Ph. Frederici Less.**

Gesättigt aschgrau, mit unregelmäßigen blassen, aderartigen Zeichnungen, besonders über den Rücken, an den Seiten marmorstreifig.

Wurde an der französischen Küste gefangen, und bis jetzt nur ein einziges junges Exemplar bekannt, weshalb die Art noch ferner beobachtet werden muß.

394. **Der Eilands-Robbe.** Phoca scopulicola *Thien.*

Franz. **Phoque scopulicole.** — Isländ. **Utselur, Vetarselr, Udsael, Oesael.** — Winter-Seehund. — **Phoca Thienemanni et Calocephalus scopulicolus Lesson.**

Schnurren gekerbt, Oberseite dunkelgrün, klein blaßgefleckt.

Dem gemeinen Seehunde sehr ähnlich, doch nach Thienemanns Versicherung bestimmt verschieden, und von ihm folgendermaßen beschrieben. — Der Kopf, besonders die Lippen sind stärker, der Leib fast walzig, aber kurz. Die Gliedmaßen kleiner, die Schnurren ziemlich lang, platt gedrückt, an den Rändern gekerbt. Der Rücken ist dunkelgrün mit kleinen hellgrünen Fleckchen und Stricheln, welche in die Farbe der Bauchseite übergehen. Alte und Junge sind gleichmäßig gezeichnet.

Wohnt in der Nähe einiger Eilande, die man deshalb nach ihm benannt hat, um Island im Meere, und besucht jene häufig um auszuruhen, und im Anfange October sein Junges zu werfen. Daher der Name Winterseehund. Hier säugen die Mütter die Jungen etwa 14 Tage, diese verlieren sehr bald das Dunenhaar und nehmen die Farbe und Zeichnung der Aeltern an.

615. **Choris's Robbe.** Phoca Chorisii *Less.*

Franz. **Phoque Choris, Chien de mer du detroit de Behring.**

Fell sehr kurzhaarig, wie abgeschoren, olivengrün, klein schwarzfleckig, Schnauze kegelförmig, Schnurren steif.

Wird 4½ Fuß lang und fand sich an der Küste von Kamtschatka.

395. Der dünnkrallige Robbe. Phoca leptonyx *Blainv.*

Franz. Phoque leptonyx.

Die Krallen, besonders die der Hinterglieder sehr klein; Leib oberseits grünlich, an den Seiten in gelbbraun ziehend, unterseits schmuzig weißlichgelb, Schnurren rund, kurz.

Wird 7 — 9 Fuß lang, Vorderglieder 1 Fuß, Hinterglieder 1 Fuß 2 Zoll, Schwanz 4 Zoll. Vorderzähne oben und unten 4, Backenzähne oben und unten jederseits 5. Schnautze gestreckt, schmal.

Im antarktischen Meere an den Malouinen und Neugeorgien.

396. Der Klappmütz-Robbe. Phoca cristata *Erxleben.*

Franz. Phoque à bonnet. — Engl. hooded seal, Penn. — Lappl. Oaaido, Leem. — Grönl. Blaudru-Selur, Blodrselr, Blaere-seal, Torf. — Klapmyssden, Egede. Nectsersoak, Cranz. Nesaursalik (Männchen), Kakortak (das Junge). — Dän. u. Norweg. Klakkenal, Kriknaeb, Gunner. Klapmysd, Hamm. Blaudrusselur, Olaffs. — Phoca leonina, Müll. zool. dan. Ph. cucullata, Bodd. — Stemmatopus cristatus, Fr. Cuv. Cystophora borealis, Nilss. Mirounga cristatus Griffith. — Seehund mit einer Haube, Klappmütze, Mützenrobbe, Mützenseehund.

Schnurren rundlich, stumpf, das Männchen mit mützenartig aufblasbarer, kielförmig sich aufrichtender Haube; Vorderzähne oben und unten vier, Vorderglieder mit längerem Daumen, Leib (im Alter) schwärzlich, graugefleckt. — Länge bis 8 Fuß.

Das jüngere Thier ist oberseits schön dunkelbraun, unterseits weißlich, späterhin bräunlichgelb, im Alter tritt obige Farbe ein und die Gliedmaßen sind dann schwarz. — Bewohnt das europäische Eismeer, besonders um Grönland im hohen Meere, von wo er vom April bis Juni die Küsten besucht. Ruht meist auf den Eismassen, die Stimme ist dem Heulen und Bellen der Hunde ähnlich, und die Mütze wird nur im Affect aufgeblasen, zugleich blasen sich dabei auch die Nasenlöcher auf und das zornige Thier beißt dann gewaltig um sich herum, während es die eigenen Augen durch die Mütze beschützt. In der Ruhe überrascht, ist der Klappmützrobbe furchtsam und weint Thränen, aber gereizt und verwundet fällt er selbst den Menschen an. Aus der Haut werden Kleider, Säcke, Decken, Kähne, Zelte u. dergl. bereitet, die dünne, durchscheinende Darmhaut wird als Fensterscheibe benutzt. — Die Abbildung stellt das junge Exemplar dar, welches sich im pariser Museum befindet.

397 — 401. Das Wallroß. Trichecus Rosmarus *L.*

Franz. Morse, Buff. Vache marine. — Engl. the Wallrus, arctic Wallrus, Sea-Kow. — Angelsächs. Hors-hwal. — Holländ. u. Schwed. Wallrus. — Russ. Mors, Morss, Morsche. — Grönl. Auak. — Rosmarus, Olaus Magnus, Gesn. Odobenus, Briss. Equus marinus, Rai.

Vorderzähne in der Oberkinnlade 4, beide mittlere sehr klein und bald ausfallend, die seitlichen walzig und backenzahnähnlich, schief abgestutzt. Eckzähne oben jederseits einer, lang nach unterwärts herausragend, ziemlich gerade, ziemlich parallel (wenig divergirend), innenseits mit Längsfurchen. Backenzähne oben und unten jederseits 4 (oder 5), klein und mit platter, abschüssiger Krone.

Diese Gattung unterscheidet sich durch den ganzen Zahnbau, am wesentlichen die langen, hauerartigen Eckzähne der Oberkinnlade. Die Schnautze ist kurz und abge=

rundet, Ohrmuschel fehlt, Leib gestreckt, dick, die fächerförmigen hintern Gliedmaßen lassen sich auch einwärts beugen und so unter den Bauch legen, gewöhnlich liegen sie im Zustande der Ruhe hinten ausgestreckt, wie bei den Seehunden.

Nur die eine Art ist hinlänglich bekannt, eine zweite im Südmeere: Trichecus obesus oder divergens *Illiger*, soll sich durch dicke, gegeneinander geneigte Eckzähne auszeichnen.

Das nordische Wallroß lebt gesellig im Eismeere, besonders häufig um Spitzbergen und Grönland, kommt höchst selten (eins im Decbr. 1817 und eins im Juni 1825) bis an die Nordküsten Englands, erreicht eine Länge von 18 bis 20 Fuß, einen Umfang von 10 bis 12 Fuß, bei dem ausgewachsenen Thiere erreichen die Hauer eine Länge von 2 Fuß. Das Haar ist kurz und gelblichbraun.

Der Kopf ist rundlich, vor den Augen fast walzig, die Schnauze stumpf und breit, fleischig wie ein Kuhmaul, wie zwei Knollen neben einer Vertiefung in der Mitte. Die Nasenlöcher halbmondförmig. Die Schnurren sind hart, hohl und durchscheinend, sie stehen in Querreihen, auch hier sind die hintersten die längsten, die der untern Reihe die längsten von allen. Ihre Richtung geht nach unten und einwärts. Der schmale Unterkiefer legt sich zwischen die beiden Hauzähne. Die Augenlider stehen vor, das Sehloch ist rund, die Iris dunkelbraun, ihr Ciliarkreis weiß, der äußere Gehörgang kaum $\frac{1}{4}$ Zoll im Durchmesser, höher liegend als die Augen. Die Gliedmaßen sind fünfzehig, die Vorderglieder von der Schulter an gerechnet 2 Fuß lang, ausgebreitet spannen die Zehen 1 Fuß, die vordere oder äußere Zehe ist die längste, die Klauen sind, wie ich am natürlichen Exemplare sahe, plattgedrückt, die vordere die längste, die übrigen abnehmend; die Hinterglieder 21 Zoll, am Außenrande ausgeschweift, weil die äußern Zehen die längsten sind, die mittlere die kürzeste ist, die Schwimmhaut spannt 2 Fuß, ist oben behaart, unten nackt, die Klauen sind ebenfalls platt und liegen, so wie die der Vorderglieder, weit vor den Spitzen der Schwimmhautlappen. Der Schwanz zwischen ihnen ist nur ein kurzes Rudiment, von dessen Spitze der Nabel 3 Fuß weit entfernt ist, zu dessen Seiten liegen 4 Bauchwarzen, 15 Zoll von einander entfernt. Das Herz war 8 Pfund schwer und dessen Scheidewand hatte keine ovale Oeffnung. Im Magen findet sich, daß die Nahrung aus Mollusken und Seetangen besteht, sie nehmen aber auch zur Anregung der Verdauung Steine auf. Mr. Bell schließt schon aus dem Baue der Backenzähne daß diese Organisation nicht für die Fischnahrung geeignet sei, sondern nur für das Zerquetschen weicher Gegenstände wie Seetange, von denen man die Laminaria digitata besonders im Magen vorfindet.

Sie bedienen sich der großen Hauzähne zur Fortbewegung auf dem Eise, indem sie dieselben in die Oberfläche der Schollen und Eisblöcke einstoßen um den plumpen Leib auf der glatten Fläche nachzuziehen, wobei die Gliedmaßen allerdings mit in Thätigkeit sind, vorzüglich geschickt wissen sie sich mit diesen Zähnen an den hohen Eisblöcken emporzuarbeiten. Herunterwärts gleiten sie behende herab und stürzen sich in's Meer. Die Heerden sollen auch Wachen ausstellen, und dann in der Ruhe gestört und gewarnt, dasselbe Mannöver machen. Sie schnarchen sowol auf dem Eise ruhend, als auch im Wasser. Ihre Stimme ist ein weitschallendes Brüllen. Sie werden mit sehr starken Harpunen gejagt, bisweilen macht sich aber die Heerde den Angreifenden gefährlich, hakt mit den Zähnen an die Kähne und zieht Menschen und Kähne mit sich hinab, von der Harpune getroffen schwimmen sie pfeilschnell fort und ziehen den

Kahn nach sich. Auch unter sich streiten sie miteinander mit Bissen und Zähneklappern und Brüllen. Darum tragen die meisten Spuren von Verletzung an Hautnarben und zerbrochenen oder verlorenen Zähnen. Zahnlose sind furchtsam und fliehen den Menschen. Dem harpunirten Thiere haut man nur den Kopf ab und zieht ihn in die Schaluppe, den großen Leib überläßt man oft dem Meere. Hatten die Wallfischfänger unglückliche Wallfischjagden gemacht, so gingen sie auf die Wallrosse, tödteten eine Menge durch Schießen, Erstechen und Erschlagen und häuften die Körper derselben schanzenartig um das Schiff, so daß nur einige Zugänge offen blieben, in welche man noch Wallrosse hineinließ und tödtete. Die Tödtung geschieht fast nur wegen der Hauzähne, deren Substanz höher als Elfenbein geschätzt wird, weil sie weiß bleibt. Kleine Zähne werden à Pfund mit 1 Gulden, große, welche mehrere Pfunde wiegen, à Pfund zu 3 — 5 Gulden bezahlt, ein paar große Zähne wiegen 6 Pfund. Außerdem wird der Speck noch gebraucht und die feste Haut giebt unverwüstliche Riemen, welche schon, so wie die Zähne, im Leben Alfreds, Königs von England, im zwölften Jahrhundert, gerühmt worden.

Das ausgestopfte Thier sahe ich im Pariser Museum, mehrere Schädel mit Zähnen von verschiedener Länge habe ich hier vor mir, und im Museum der Thierarzneischule ein Skelet von 7 Fuß 9 Zoll Länge. Auffallend ist der starke Kamm am Hinterhauptsbeine, man kann daraus schließen, welche Kraft die Nackenmuskeln ausüben müssen, wenn das plumpe Thier klettert und seine Last an den Zähnen hängen läßt. Vierzehn starke Rippenpaare tragen ein schmales, 2 Fuß langes Brustbein, dessen Fortsatz ein quer länglichrundes, nach beiden Seiten hervorstehendes Ende hat. Der Schwanz hat 8 Wirbel, deren erste den Kreuzwirbeln ähnlich sind, während die 4 letzten alle Fortsätze verlieren. Das Becken hat einen fast dreieckigen Innenraum.

Das Fleisch ist schwarz, aber eßbar, Fabricius sagt dagegen es sei roth, und werde bei dem Kochen weiß, Herz und Leber sind wohlschmeckend, der Speck wird gebraucht und die Haut auf obenerwähnte Weise angewendet, von den Tschuktschen wird sie auch zu Bereitung von Kähnen angewendet.

402 — 404. **Der gemeine Bär.** Ursus arctos *L.*

Griech. ὁ, ἡ ἄρκτος. — Franz. l'ours. — Engl. the bear, Blak bear. — Ital. Orso. — Span. ♂ Osso, ♀ ossa. — Portug. ♂ Urso, orso, ♀ ursa, ussa. — Holländ. beer. — Schwed. u. Dän. biörn. — Norweg. ♂ bams, ♀ bings. — Lappl. muriet, Kwoptza, Gnouzia, ♂ Aenak, ♀ Aeste. — Finnisch: Karku. — Polnisch: Niedzwiedz. — Ungarisch: Medwe. — Persisch: Chors. — Arabisch: Dub. — Russ. Mjedwad (Honigfresser), Malorusf. Wedted. — Tatar. fast überall: Aju; Bochar. Ajik; Katschinz. am Jenisei: Awa und Irei; Jakut.: Aesch (d. h. Großvater, aus Verehrung), auch Daegyllah (d. h. Waldthier), Dae-togonnà (Waldfürst) Ebbae oder Ebbecha (alt Weib), Pocagai (schrecklich) und Sillyhs-anan-agi (subradicalis). Tschuwasch. Obag. Pers. Chirs. — Mongol. Karàgoroessù (d. h. schwarzes wildes Thier); Kalmükk. Ajoo; Burät. Utugù oder Karà-gorohun (d. h schwarzes Thier). — Tungus. am Baikal: Kuti und Uhgaschùki, am Chatanga: Umil, an der Lena: Utugù, Davur. Koug-naptu. Lamut. Kaaki, Aleut. Ins. Kadiak, Pagunak; Jacugirisch: Tscholoudi. — Samojed. an der Petschora: Worga, Wark, Vark und Chaibidosermik (d. h. heiliges Thier); am Jenisei: Ngarka und Choig; Mangaseeisch: Boggo; Bergländ. Irei und Chairachàn (d. h. Fürst). Tawginz Negnuwutte; Koibal. Meina; Kamaschinz. Màinja. — Lettisch: Latschis; Esthen:

Karro; Permiensisch: Oosch; Tscheremissisch: Muskiae; Wotjäkisch: Gjondor; Morduan. Ofta; Wogul. Oape oder Ohboa; an der Tschussondja: Aba (Vater), am Pelym: Jelpungui, am Ob: Torok oder Tariu; Ostjäk. am Ob: Jingwoi oder Jemwoi (heiliges Thier); Estell. Ygh; Surgutens. Jich; am Navy: Corgo, am Kaas: Choije. — Arinz. Kleip. Kotonaz. Kaltum; Assan. Chaltum; Pumpocoliens. Chanki; Inbazkiens. Chóaic oder Choig. — Tangut. Tschidrit, Ind. u. Zigan. Ritsch. — Armen. Artsch; Tscherkess. Myscha; Osset. Ars. — Kamtschadal. Káadsch oder Káscha; Koräk. Káinga; (bei den Kurilen ist er nicht bekannt). Japan. Kmanoschischi. —

Schwarzbraun, Stirn über den Augen gewölbt, Schnauze abgesetzt verdünnt, Hinterpfoten mittelmäßig, Klauen etwas bogig.

Wir geben zuerst die Nachrichten, welche Pallas in der Zoographia ruthenica von p. 64. an zusammenstellt, in deutscher Uebersetzung.

In den Wäldern des nördlichen und gemäßigten Rußlands und Sibiriens gemein, meidet die Felder, wo er weder bequem jagen, noch Beeren und Wurzeln finden kann. Am Kaukasus ist er, auch im Süden häufig in den Waldungen der niedern und höhern Gebirgszüge. In Persien (nach Kämpfer) kleiner und sanfter als in Europa. In der Krimmischen Halbinsel kommt er heut zu Tage nicht mehr vor. In Kamtschatka beobachtete Steller, daß sie ungemein häufig sind, und heerdenweise umhergingen, bei dem Schrei eines Menschen aber furchtsam fliehen. Sie werden nur gefährlich wenn man sie aus dem Schlafe aufschreckt, doch tödten sie die Menschen nicht, verwundete, besonders alte Bären fallen aber den Jäger grimmig an, erkennen ihn sogar am Geruche wieder und stellen ihm lange nach, so daß sie ihn nach mehrern Tagen noch tödten. Auch im Winterlager sind sie gefährlich, bevor sie den Winterschlaf beginnen. Einige, welche die Höhle zu spät aufsuchen, nachdem schon der Boden gefroren, rennen den ganzen Winter hindurch wüthend umher, werden den Menschen vorzüglich gefährlich und sind überaus gefräßig, obwohl ihr Magen dann schlecht verdauet. Man sieht auch in Sibirien von einzeln bisweilen herumschweifenden mit andern zusammentreffenden, einen Kampf auf Leben und Tod beginnen. Dagegen sind sie im Sommer, bei Ueberfluß an vegetabilischer Nahrung, so sanft, daß sie zu den in den Wäldern Beeren sammelnden Mädchen kommen, ihnen die Beeren wegfressen, sie selbst aber unberührt lassen. Nach ihrer langen Fastenzeit sollen sie in Kamtschatka bei dem Beginn des Frühjahrs die Wurzel von Dracontium Kamtschaticum aufsuchen und fressen, um dadurch den Magen auf neue Genüsse vorzubereiten, weshalb die Kamtschadalen selbst, sich dieser Wurzel als eines Magenmittels bedienen. Schon Plinius erzählt (VIII. 54.) daß die Aronwurz, Arum maculatum, ein Frühlingsheilmittel der Bären sei. Außerdem graben sie auch die Zwiebeln, von Allium Victorialis und andern Laucharten und Lilien, die Knollen von Polygonum viviparum, Claytonia perfoliata und Corydalisarten aus, um sie zu fressen; genießen die Beeren von Cornus alba, Lonicera coerulea, Vaccinium-Arten, Sorbus, Rubusarten, die Sprößlinge von Equisetum, Senecio cannabifolius, Pall., und Spiraea Kamtschatica. Im Sommer sättigt sich der Bär in der Nähe des Meeres und im Herbste an den Flüssen von Fischen im Ueberfluß, und ist dann außerordentlich zahm. In den Alpenwäldern Sibiriens genießt er am liebsten die Beere des dort wie gesäet wachsenden Himbeerstrauches, so daß man überall die Fährte von Bären bemerkt. Wo die Nahrung fehlt, werden sie bösartiger und fallen nicht selten auch Menschen aus dem Hinterhalte an, vor den Hunden haben sie aber Furcht. — Im Frühling fangen sie

an, sich nach und nach zu hären, so daß sie vom Juni bis zum August fast unbehaart einhergehen. Im November ist der erneuerte Pelz am besten. Im kältern östlichen Sibirien begeben sie sich schon Ende October in das Winterlager, welches sie sich vorzüglich unter den Wurzeln eines alten Baumes, an einem Hügel oder am Vorsprunge eines Ufers bereiten. Sie graben daselbst eine Höhle, in welcher sie einzeln, meist zu Zweien, selten mehrere bis zu Vieren, den Winter zubringen, nach dem Einzuge aber nicht sogleich einschlafen, so daß es vor wirklichem Eintritt des Winters für den Jäger sehr gefährlich ist, sie darin anzugreifen. Im Februar getödtet, sind sie noch fett. Im Frühlinge, Ende März oder im April, wo sie die Höhle verlassen, sind sie abgemagert. Während der Fastenzeit sind ihre Därme, bis auf etwas Darmschleim, ganz leer, im Mastdarme häufen sich steinharte Excremente, welche dann im Frühlinge unter großen Schmerzen bei Angstgeschrei und oft mit Blut abgehen, wobei das Thier sich so sehr anstrengen muß, daß es Bäume umklammert und mit den Klauen zerkratzt. Daher trifft man gewöhnlich in der Nähe jener Bärenlager die meisten Bäume verstümmelt und die untern Aeste derselben abgebrochen an. Steller versichert, er habe gesehen, daß die Bären in Kamtschatka sich wie die Hunde gepaart hätten; Pferde und Rinder fürchten in Kamtschatka den Bär nicht, sondern verfolgen ihn sogar wenn er flieht, Pallas sahe auch in Sibirien, wie muthige Pferde auf den Bär losstürzten und ihn mit den Hufen der Vorderfüße tödteten. — Von keinem Thiere erzählen sich die Völker so viele Fabeln als vom Bären. Die Ethnischen Völkerstämme (Ethnici) halten ihn für einen gerechten Rächer einer Unwahrheit, und ihr heiligster Schwur ist der, wenn sie in ein Bärenfell beißen. Die Jakuten glauben, daß der Bär während des Winterschlafes alles genau hört, und hüten sich dann wohl, irgend etwas böses von ihm zu reden; im Sommer glauben sie dagegen, daß er sich mehr um seinen Magen als um seinen Ruf und um ihre Nachreden kümmere, und sind dann weniger vorsichtig. Sie sagen, er liefe nie in einem Kreise, aber in einem Halbkreise kehre er um. Mannigfaltig sind die Arten ihn zu fangen oder zu jagen. Die Baschkiren, die Bewohner der Uralgebirge, deren Bienenkörbe in der Höhe der Kiefern durch Bären ausgeleert werden, sind vorzüglich auf Mittel bedacht gewesen, ihn zu bekämpfen, die mehr östlichen Völker tödten ihn auf seinen Wechselgängen mit Feuergewehr oder mit Pfeilen; die kühnsten und gewandtesten Jäger, besonders die Tungusen, empfangen ihn mit einem Hirschfänger und durchbohren ihn im geschickten Anlauf, meistens von der Seite, so behende, daß er weder zu entlaufen, noch sie zu verwunden im Stande ist. Andere nehmen ihn an, mit einem Spieße, welcher unter der Spitze einen eisernen Knoten hat, mit welchem sie ihn von sich abhalten, so daß er im Anlaufe sie nicht verwunden kann. Die Kamtschadalen pflegen, wenn sie einen Bär im Jagen finden, ihren Pelz abzulegen, damit sie nicht damit Geräusch verursachen, und überfallen ihn dann ganz unbekleidet. Im Winterlager werden viele Bären nieder gemacht, der Jäger entdeckt sie nach der Fährte oder nach dem reifartigen Ueberzug der Bäume, welcher von der Ausdünstung der Bären herrührt, oder auch zufällig, nach Ende des Decembers, wo das Thier im tiefen Schlafe begriffen ist, macht er dann eine Oeffnung und durchbohrt es.

Die Bärenfelle werden von den sibirischen Völkern als Matratzen und Decken gebraucht, in Rußland macht man auch Schlittengeschirre und Bärmützen daraus. Die schwarzen Felle junger Bären sind vorzüglich geachtet als Oberröcke, indessen anstatt der alten nimmt man lieber die Felle der amerikanischen Bären, welche noch viel

schwärzer sind. Fleisch und Fett halten Alle für Delikatessen, und auch in Petersburg genießt man an den Tafeln der Vornehmen, die Lenden von jungen gemästeten, mit Brot und Milch aufgezogenen Bären. Die Russen brauchen auch die Galle als Arznei gegen Wechselfieber, Gelbsucht und andere Krankheiten nicht ohne Erfolg. Auch gichtisch-syphilitische Geschwüre streichen sie damit. Auch das gebrannte Herz gilt als Arznei. Man kennt auch in Sibirien die Fabel, daß man zwischen den Muskeln des Bären einen Stein fände, den sie Windstein: Wétrenoi Kamen, nennen, und womit die Jakuten, wenn sie ihn an den Arm binden und diesen nach einer oder der andern Himmelsgegend richten, aus dieser den Wind hervorlocken können. Das Schulterblatt richten die Kamtschadalen als Sichel ein, um Gras abzuhauen. Die aufgeblasenen und getrockneten Därme sind sehr durchsichtig und werden an der Lena und in Kamtschatka als Fensterscheiben gebraucht. Die galanten Frauen der Kamtschadalen bekleben sich auch im Sommer mit diesen Darmhäuten das Gesicht, um nicht von der Sonne braun zu werden. Der Name des Flusses Abacan ist von Bärenblute abgeleitet.

Als im Jahre 1771 die Bären wanderten, weil sie in den Berggegenden an Nahrung Mangel litten, ereignete sich auch der überaus seltene Fall, daß von den Buräten ein ganz weißer Bär lebendig gefangen wurde. Steller erlegte einen bei Narym, welcher schwarz und weiß gefleckt war. In den Uralgebirgen kommen braune und schwarze vor, auch kohlschwarze, so wie die Jungen immer sind; in Sibirien sind sie meist schwarz.

Die Russen unterscheiden sie in Ameisenbären: Muraweiniki (formicarios) und in Aasfresser: Sterveniki (cadaverivoros), doch ohne hinreichenden Grund; sie ändern übrigens, gewöhnlich schwärzer oder brauner bis ins rothbraune ziehend; je nach der Jahreszeit, oder Mangel oder Ueberfluß an Nahrung, sind sie grausamer oder milder. In den obern Districten am Jenisei, sollen schwarz- und weißgefleckte Bären bisweilen nicht selten sein. Soweit Pallas.

Der Bär war in der Vorzeit über ganz Europa verbreitet, nach Auslichtung der Wälder und Verbreitung der Cultur hat er sich zurückgezogen und bewohnt heut zu Tage nur das kalte Klima und im gemäßigten und südlichen findet er sich nur in den höhern Gebirgswäldern und Alpen, so auch in den Pyrenäen. Außer Skandinavien und Rußland lebt er noch in Polen, Ungarn und Böhmen. In Nieder-Oestreich finden sich noch braune Bären in höhern Gebirgsgegenden auf Voralpen und Alpen in dichten Waldungen der engen Höhlen und Felsschluchten, z. B. am Schneeberge, in den Breiner Alpen und dem Oetscher, im Naßwalde, in den Gegenden von Lilienfeld, auf dem Dachstein und den übrigen Alpen, doch immer selten und noch seltner der schwarze Bär, sehr selten in Böhmen, von dessen Grenze aus er auch nach Baiern übergeht, so daß vor etwa 20 Jahren ein schwarzer Bär in den bairischen Alpen erlegt wurde. Im Churfürstenthum Sachsen wurden vom J. 1611 bis 1653 noch 203 Stücke geschossen. Im Thüringer Walde sahe man Bären noch später als Wölfe, man zeigt noch jetzt den Bärenstein, wo 1662 der Oberförster Großbauer von Stutzhauß, der einen jungen Bären erschossen hatte, von der Mutter desselben verfolgt, sich auf einen Baum rettete. Die Bärin erreichte noch seinen Fuß, zerfleischte ihn und bewachte den Unglücklichen so zwei Tage und zwei Nächte, bis sie sich endlich entfernte und mitleidige Menschen ihn halbtodt vom Baume herabnahmen. Der letzte wurde in Thüringen 1686 geschossen. Nicht so selten findet sich der Bär noch in

den Karpathen, den Alpen von Kärnthen, Tyrol, Savoien, dem Wallis und den Pyrenäen.

Ueber die Zeit der Fortpflanzung der Bären und die Beschaffenheit der Jungen giebt es noch viele falsche Nachrichten, und man wundert sich noch in guten Büchern, z. B. in Behlens Lehrbuch der Forst- und Jagdthiergeschichte, S. 83, zu lesen: die Jungen wären unförmlich wie Fleischklumpen. Die seit einigen Jahr hier in Pillnitz vorhandenen Bären, welche in der Gegend von Petersburg jung gefangen wurden, nachdem ihre Mutter, welche ich hier auf dem Museum ausgestopft vor mir habe, erschossen worden, paaren sich vom Mai bis gegen den Juli. Gegen die Mitte des folgenden Januars erfolgt die Geburt von zwei (oder einem) Jungen.

So eben habe ich ein dergleichen bald nach der Geburt gestorbenes, gestern am 10. Januar gebornes Junges vor mir, und sehe an demselben, daß es vollkommen ausgebildet, in der Form einem jungen Haushunde gar nicht unähnlich ist. — Es ist ein Weibchen, wiegt $31\frac{1}{2}$ Loth, ganz einfarbig schwarzgrau (die Alten sind Silberbären, die Haare braun und weißgespitzt), die Haare kaum 2 Linien lang, schwarz mit weißer Spitze, sehr dünnstehend, mißt von der Nasenspitze zur Schwanzspitze 10 Zoll. Der Umfang des Bauchs beträgt 7 Zoll, der des Kopfes 5 Zoll 2 Linien. Der Schwanz ist 4 Linien lang und kegelförmig. Auffallend sind die Ohren, sie sind nämlich ganz nackt, halb elliptisch, an der Basis $4\frac{1}{2}$ Linien breit, die Gehöröffnung durch Verwachsung gänzlich geschlossen, 5 volle Linien lang, dicklich, fleischig, beiderseits platt, fleischfarbig, flach angedrückt. Nase $5\frac{1}{2}$ Lin. breit, der nackte Theil $3\frac{1}{2}$ Lin. hoch, die geschlossene Augenspalte 4 Linien lang und sehr schief. Vom Mittelpunkte des Unterrandes der Oberlippe bis zum innern Augenwinkel 1 Zoll, vom äußern Augenwinkel bis zum untern Ohrwinkel 1 Zoll 2 Lin., die Mundwinkel stehen 11 Linien von einander. Die Oberlippe hat knapp 2 Zoll, die Unterlippe $1\frac{1}{2}$ Zoll im Umfange, letztere ist an ihrem Rande gefranzt. Die Zunge ist dickfleischig und groß, ihre Ränder scharf und gefranzt und nach oben umgeschlagen, so daß sie mit ihrer Unterseite dem Gaumen anliegen. Flach auseinandergelegt ist sie 13 Lin. breit, der Gaumen ist 12faltig, die mittlern Falten sind tiefer bogig. Das Schulterblatt ist 1 Zoll breit, $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, der Oberarm 2 Zoll, der Vorderarm $1\frac{1}{2}$ Zoll, die Vordertatzen (ohne die Krallen) fast 14 Linien lang, 9 Linien breit. Das Becken ist $1\frac{3}{4}$ Zoll lang und ebenso breit, der Oberschenkel $1\frac{3}{4}$ Zoll, der Unterschenkel ebenso, die Hintertatze bis zum Knöchel 17 Linien lang, aber nur 14 Linien als nackte Sohle von einer Linie umgrenzt, Breite 8 Linien. Die Unterseite der Tatzen ist fleischfarbig, gegittert, die Ballen, auch der breite Querballen der Mittelhand und die Ballen der Zehenspitzen sind glatt und weißlich, an den Hintertatzen ist die ganze Fläche von der Ferse bis über den Mittelfuß glatt und weiß. Die Krallen sind violetgrau, stark gebogen, hochgewölbt, unterseits gegen die Ränder zusammengedrückt, Unterrand und die scharfe, aber abgerundete Spitze sind weiß. Der Nabel ist 1 Zoll 11 Linien von der Geschlechtsöffnung entfernt, die Zitzen noch kaum unterscheidbar.

Ein Individuum aus Norwegen, 5 Wochen alt, kam in die Pariser Menagerie und Fr. Cuvier bildete es ab, und beschreibt es 1 Fuß 4 Zoll lang, Kopf 7 Zoll, Schulterhöhe 1 Fuß 1 Zoll, Kreuzhöhe 1 Fuß. Farbe einfarbig umbrabraun.

In der Jugend hat der Bär jederseits einen weißen Schulterfleck von unbestimmter Umgrenzung, doch scheint dies nur bei gewissen Racen, namentlich bei der schwarzen, der Fall zu sein, das schwarze Haar verliert sich nach und nach bei der braunen

Raçe und verwandelt sich in die später bleibende Farbe um. Nach Zeit von einem Vierteljahre sind die Jungen so groß wie Pudel, sie werden ein halbes Jahr lang von der Mutter gesäugt. In diesem Alter spielen sie gern miteinander, sind possirlich wie junge Hunde und üben sich gern im Klettern, dabei sind sie furchtsam. Im dritten Jahre entwickelt sich der Paarungstrieb bei dem Männchen und das Weibchen wird im fünften Lebensjahre trächtig. Während sie Junge hat, die sie sorgfältig pflegt und bedeckt, ist die Bärin sehr grimmig und fällt den Menschen gefährlich an, den Bär, welcher oft ein Gelüst zeigt die Jungen zu fressen, hält sie auf die Hinterbeine aufgerichtet, ab und schlägt nach ihm tüchtig mit den Tatzen.

Ausgewachsene Individuen halten 3 bis 5, ja $5\frac{1}{2}$ Fuß Länge, der Kopf ist dann einen Fuß und darüber lang, die Schulterhöhe beträgt 2 Fuß und etliche Zoll. Das Haar ist sehr dicht, lang und weich, insgemein kastanienbraun, dunkel auf Schultern, Rücken, den Hüften und Schenkeln, in's gelbliche ziehend an den Seiten des Kopfs, den Ohren und Bauchseiten, an der Schnauze und an den Tatzen wird das Haar kurz, an letzteren schwärzlich. Der Kreis um die Pupille ist braun wie das Haar, die Hintertatze hat eine ganz nackte Sohle, mit 4 Falten, welche den Zehentheilungen entsprechen; diese sind von der Sohle durch Haare getrennt und jede hat eine elliptische Schwiele. Die Vordertatzen sind auf der Sohle nur halbnackt nach vorn, man sieht indessen nach hinten eine nackte, rundliche Schwiele, von Haaren umgeben, im nackten Theile finden sich 3 Falten, zwei entsprechen den beiden innern Zehen, und die durch die dritte umschriebene Stelle umfaßt die beiden äußern; indessen ist diese Stelle durch eine Falte getheilt, welche sie schief in eine vordere und hintere Hälfte theilt, und nach innen und außen. Die Zehen haben ebenfalls elliptische Schwielen. Die 5 Zehen jeder Tatze sind mit Klauen bewaffnet, diese sind stark und schneidend. Das Auge ist verhältnißmäßig klein, Tagauge, ohne Nickhaut, die Nasenlöcher öffnen sich vorn an einer drüsigen Nasenspitze und gehen an den Seiten durch Umbeugung aufwärts, wie eine Spalte. Die Ohrmuschel ist sehr einfach und abgerundet, die Zunge glatt, schmal und lang, die Lippe sehr ausdehnbar und die Nasenspitze bewegt sich, schnüffelt mit ihr. Schneidezähne sind oben und unten 6, die Eckzähne wie bei andern Raubthieren, in jeder Kinnlade jederseits 5 Backenzähne, oben zwei kleine, spitzige und drei sehr große Höckerzähne, unten ein kleiner spitziger und 4 große Höckerzähne, wahre Mahlzähne, welche die vegetabilische Nahrung andeuten. Oben nehmen diese Zähne vom ersten bis zum letzten an Größe zu, unten ist der vorletzte am größten, dann der vor ihm, dann der letzte, und der erste ist der kleinste.

Die Bewegungen des Bären sehen etwas plump aus, sowol wenn er läuft als wenn er klettert, was er besonders in der Jugend sehr behende ausübt. Sonderbare Bewegungen mit dem Kopfe machen diese Bewegungen oft noch auffallender, am meisten wenn er zornig umherschreitet, den Kopf hin- und herwirft und entweder das Gesicht zur Erde gesenkt, grollend in sich hineinbrummt oder mit ausgestrecktem Kopfe und aufgesperrtem Rachen dem Feinde entgegen tritt, dabei sich auf den Hinterfüßen emporrichtet und mit den Vordertatzen anzugreifen und den Gegner zu umarmen versucht. Auf die Nahrung geht er zur Nachtzeit aus, obwol der Bau seines Auges mehr für das Sehen am Tage organisirt ist. Sie besteht im Frühlinge in Gras und Kräutern, er scharrt gern in Ameisenhaufen, verschluckt Ameisen und scheint auch den eigenthümiichen Geruch der Ameisen mit Wohlgefallen aufzunehmen. Späterhin wird er fleischfressend, fällt Hausthiere an, auch Rinder und Pferde. In dem Hochgebirge

ist er besonders dreist und bricht leicht in die Ställe ein, greift auch ganze Rinderheerden an, um endlich etwa ein Kalb oder eine Kuh zu erhaschen oder in einen Abgrund zu stürzen. Bei düsterem Nebel überrascht er oft die Heerden und springt einer Kuh, wie der Luchs zu thun pflegt, von hinten auf den Rücken, faßt sie mit den eindringenden Klauen und beißt sie in den Hals, bis sie stürzt und sich verblutet. Er genießt dann vorzüglich das Euter und die Nieren, den Rest vergräbt er, um in der kommenden Nacht davon mehr zu genießen. Der Winterschlaf ist wie bei den meisten Winterschläfern von Klima und Witterung sehr abhängig. Wo sein Lager irgend geschützt ist, erwacht er öfter und schläft nicht einmal wochenlang, in der Gefangenschaft erwacht er bei gut gelegenem Aufenthalt täglich, frißt aber im Januar und Februar wenig, und zeigt sich nur selten im Freien, nur etwa um zu saufen. Seine Hauptnahrung in der Gefangenschaft besteht in Brod, Delicatessen sind ihm Butter, Honig und Obst, als Fleischnahrung giebt man ihm meist Pferdefleisch. Im Februar häuten sich die Sohlen oder Tatzen und sie laufen dann nur mit Schmerz. Gegen den Herbst hin setzt sich viel Fett an, weshalb dann die Jagd auf sie beginnt. Junge Thiere fängt man oft lebendig und richtet sie zu den bekannten Künsten ab, insbesondere zum Tanzen. Auch bei Alten versucht man noch bisweilen sie dadurch auf Commando unter Trommelschlag und Pfeifen zum Aufrichten und Tanzen zu bringen, daß man sie auf eine erhitzte Metallplatte setzt. Man zieht ihnen den Ring durch die Nase, an dem man sie leitet, benimmt ihnen wohl gar durch Einstechen in die Augen die Sehkraft und sucht sie überhaupt durch Prügel zum Gehorsam zu bringen. Die nordischen Völker sind in dergleichen Grausamkeiten erfinderisch.

Hier mag eingeschalten werden, was Dr. Ed. Eversmann, Professor der Zoologie an der Universität zu Kasan, über die Trennung der europäischen Bäre, in mehr als eine Art, berichtet*).

Wir haben bereits oben S. 290 der Unterscheidung gedacht welche Pallas aus der gewöhnlichen Annahme der Russen erwähnt, aber hinzufügt „ohne hinreichenden Grund" (sed nullo solido argumento). Diese bestimmte Behauptung des berühmten Mannes hielt Eversmann lange zurück, dem Gegenstande besondere Aufmerksamkeit zu schenken, bis er doch endlich anfing dieselbe zu bezweifeln. Er suchte hierauf nähere, dort leichter einzuziehende Erkundigungen zu erlangen, verschaffte sich Schädel der verschiedenen Bären, verglich auch die Thiere selbst, sowol ihren Habitus als ihre Lebensart und erhielt dadurch die feste Ueberzeugung, daß die beiden vom Volke unterschiedenen Bären, der Aasbär und der Ameisenbär nicht etwa blos Varietäten wären, sondern sich wirklich specifisch unterscheiden. Er sagt darüber folgendes:

Man hat schon längst angefangen in Europa mehrere Arten des braunen Bären (Ursus Arctos *Linn.*) zu vermuthen, aber bei der Schwierigkeit in den meisten Gegenden, sich Bären zu verschaffen, ist es auch schwer, vergleichende Beobachtungen anzustellen, und nur durch Vergleichung läßt sich etwas Gewisses herausbringen. Cuvier und Goffroy haben deshalb schon vor langen Jahren in ihrem Prachtwerke: Histoire naturelle des Mammifères, des Vergleiches wegen einstweilen drei Bären abgebildet: ihr Ours des Alpes (Ursus pyrenaicus *Fisch.*) scheint, nach dem Profil des Kopfes zu urtheilen, nichts anders als die allgemein für Ursus Arctos *Linn.* angenommene Art mit gewölbter Stirne zu sein; ihr Ours de Norvege (Ursus norve-

*) Vergl. **Bulletin de la Société impériale des naturalistes de Moscou. Année 1840.**

gicus *Fisch.*) ist nur ein junges Thier von wenigen Monaten, und läßt sich deshalb nicht darüber urtheilen; der Ours de Sibérie (Ursus collaris *Fisch.*) ist gewiß nichts anderes als unser Aasfresser, und wahrscheinlich eins mit dem gewöhnlich für Ursus Arctos *Linn.* angenommenen Bären, der in Sibirien bisweilen mit mehr oder weniger weißem Halsbande und auch ganz weiß vorkommt, ohne deshalb mehr als Varietät zu sein.

In ganz Rußland, wenigstens in dem östlich von Moskau gelegenen Theile, unterscheidet das Volk zwei verschiedene Arten des braunen Bären, den Aasbären (Sterwetnik) und den Ameisenbären (Muraweinik), deren specifische Verschiedenheit ich mich bemühen werde, hier darzuthun.

Zuerst will ich die kurze Diagnose beider Arten hersetzen, und dann die ausführliche Beschreibung folgen lassen, des Körpers sowohl als der Lebensart. Jedoch, ehe ich weiter gehe, muß ich vorher eines Umstandes erwähnen, der zu großer Verwirrung Anlaß geben könnte: ich habe nämlich in einigen Werken den Ausdruck „die großen Ameisenbären" gelesen, als ob man die sehr großen Bären Ameisenbären nennte. Ob dieses auf einem Mißverständniß beruht, oder ob wirklich in anderen Gegenden die großen Bären so genannt werden, weiß ich nicht: im östlichen Rußland ist darüber nur eine Stimme, man nennt durchgehends die kleinere Art den Ameisenbären, die größere den Aasbären, obgleich beide sowohl Aas als auch Ameisen fressen. Vielleicht könnte hierdurch Verwirrung entstehen, und man thäte besser die kleinere Art den langschnauzigen Bären zu nennen (U. longirostris), zumal da die größere Art, der Aasfresser, ohne Zweifel, nach Diagnose zu urtheilen, der wahre U. Arctos *Linn.* ist.

Ursus Cadaverinus.

(U. Arctus *L.*)

U. fronte supra oculos convexa, rostro abrupte attenuato brevi; vellere fusco, regione humerorum colloque pallidioribus, pedibus nigris.

Ursus formicarius.

(U. longirostris.)

U. fronte plana modice in rostrum attenuata; vellere flavicanti-fusco: pilis apice flavidis ceterum fuscis; pedibus nigris.

Der Aasfresser, oder Aasbär, ist mehr als doppelt größer wie der Ameisenfresser, oder Ameisenbär, man findet deren im Ural, die 20 — 30 Pud wiegen. Sein Schädel ist plumper gebaut als der des Ameisenbären, er ist verhältnißmäßig kürzer und beträchtlich höher; das Stirnbein ist oberhalb der Augenhöhlen gewölbt, schießt dann schräg ab, und bildet mit den Nasenbeinen eine Einbucht. Die Nasenbeine sind nicht ganz gerade, sondern schwingen sich zum Stirnbein etwas aufwärts; die länglichrunden Augenhöhlen stehen steiler als bei der anderen Art, der vordere Theil des Gesichts, die Schnauze, ist, von oben gesehen, verhältnißmäßig breiter; der Unterkiefer stärker, das Kinn, die Vereinigung der Aeste des Unterkiefers, ist nicht so schräg wie beim Ameisenfresser; die Eckzähne sind stärker, breiter an der Basis und kürzer; mehrerer feinerer Unterschiede nicht zu gedenken.

Bei dem Ameisenbären ist der Schädel zierlicher gebaut. Die vordere Fläche des Stirnbeins liegt mit den Nasenbeinen in einer Ebene, die Stirn steht also nicht vor, und bildet auch keine Einbucht, sondern ist flach. Die Eckzähne sind schmäler und

länger, der Jochbogen (arcus zygomaticus) ist dünner und schlanker, überhaupt der ganze Schädel verhältnißmäßig länger, nicht so hoch und nicht so robust, wie beim Aasfresser.

Dieses sind die Unterschiede der Schädel im Allgemeinen; auch die lebenden Thiere unterscheidet man leicht, beim Aasbär ist der Kopf kürzer, die Stirn vorstehend, sie geht nicht allmählich in die Schnauze über, sondern durch einen Absatz. Der Pelz ist im Allgemeinen braun, brauner als bei der anderen Art, nur am Halse und an den Schultern heller, schmuziggelb oder gelblichbraun; alle Füße sind bei dieser, sowie auch bei der andern Art, braunschwarz. Der junge Bär dieser Art ist braun, und bringt ein schneeweißes Halsband mit auf die Welt. Dieses Halsband ist bis zum ersten Haarwechsel schmal, und, wie gesagt, rein weiß; späterhin aber dehnt es sich mehr und mehr aus, verliert jedoch allmählich seine weiße Farbe und wird schmutzig oder bräunlichgelb und zuletzt gelblichbraun, so daß eben dadurch bei den erwachsenen Bären die oben angeführte blassere Gegend des Halses, der Schultern und des Hinterkopfes entsteht. Man findet im Ural und auch weiter in Sibirien Varietäten, bei denen jene blässer gefärbte Gegend weißer und auch ganz weiß ist (dieses ist alsdann der Ours de Sibérie von Cuvier und Geoffroy, oder Ursus collaris *Fisch.*); auch findet man solche, wo der ganze Bär mehr oder weniger weißlich ist. Auf der anderen Seite giebt es aber auch Exemplare dieser Art, bei denen der ganze Pelz so ziemlich schwarz oder schwarzbraun ist, diese hält man für sehr alte Individuen.

Bei den Ameisenbären ist der Kopf schmäler und die Schnauze länger, die Stirn flach. Der Pelz ist gelber als beim Aasbären, die einzelnen Haare sind braun und haben schmuziggelbe Spitzen in beträchtlicher Länge; bei dem Aasbären sind zwar auch die Haare braun und an der Spitze mehr oder weniger gelblich, aber die gelbe Farbe ist doch nicht so ausgedehnt. Jedoch man thut besser, auf die allgemeine Färbung zu sehen, und da ist dieser Bär gelber als der Aasbär; sein Pelz erreicht auch nicht die Güte des anderen, die Haare haben nicht den Glanz, und deshalb steht er in geringerem Werthe. Die Jungen dieses Bären haben kein weißes Halsband.

Noch ein sehr interessantes Unterscheidungszeichen dieser beiden Arten, welches gar keinen Zweifel über die specifische Verschiedenheit übrig läßt, besteht darin, daß der Ameisenbär weit mehr Sohlenschreiter (plantigradus) ist, als der Aasbär, dieser letztere tritt mehr auf die Zehen und geht deshalb mehr mit der Brust vorwärts geneigt und hat einen festen, sicheren, furchtlosen Gang; der Ameisenbär aber tritt stark auf die Hacken, Fersen, und geht mit dem Hintern rückwärts geneigt und hat deshalb einen watschelnden, unsicheren Gang; deshalb sind auch bei ihm die Sohlen länger als bei jenem. Durch diese Verschiedenheit des Ganges erkennen die Bärenjäger diese beiden Arten schon von weitem.

Die Bären bewohnen sowohl die höchsten und wildesten Gebirge als auch die bewaldeten Ebenen, die horizontalen Wälder, jedoch scheint der Ameisenbär den Gebirgen nicht hold zu sein und sich mehr in ebenen Wäldern aufzuhalten, und wenn ich nicht irre, so ist er dem südlichen Uralgebirge ganz fremd; ja ich glaube, was ich aber nicht für bestimmt behaupten will, daß er in Sibirien, östlich vom Ural, gar nicht angetroffen wird. In bewaldeten Ebenen hauset der Aasbär mehr in großen, dichten, weit ausgedehnten Wäldern, der Ameisenbär aber bewohnt auch kleinere.

Im Frühjahr sind beide Arten zahm, so daß man ihnen ohne Gefahr sehr nahe kommen kann, im Herbst aber werden sie böse. Bekanntlich legen sie sich um diese Zeit, wenn der erste Schnee fällt, oder auch etwas früher, in ihre Höhlen oder Löcher (Berlogi), die sie theils zwischen zerklüftetem Gestein anlegen, theils unter den Wurzeln der Bäume, theils auch in selbst gegrabenen Löchern am Abhange eines Berges oder Hügels. Dort bringen sie den ganzen Winter zu, ohne irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen und ohne zu schlafen, nur daß sie träge sind. Werden sie im Herbste in diesen Löchern gestört, durch Jäger herausgefordert, so wirft sich der Ameisenbär in der Regel ohne weitere Besinnung gleich auf seine Feinde und fällt sie an, der Aasbär aber ist langsamer, gesetzter, er kommt hervor, zeigt seinen Muth zuerst dadurch, daß er die Erde umher aufkratzt, schaut umher, und wirft sich dann erst auf seine Feinde. Deshalb fürchten die Jäger diesen alsdann weniger als den Ameisenbären, weil sie Zeit haben, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Sonst aber, im Sommer, ehe die Bären sich gelegt haben, ist der Ameisenbär furchtsam, und sobald auf ihn geschossen wird, entflieht er und sucht sich zu retten.

Die Bären nähren sich bekanntlich theils von vegetabilischer Kost, theils von animalischer, im Sommer vorzüglich von Beeren und Wurzeln, und dann sind sie zahmer als im Herbste. Der Ameisenbär soll sich nicht erdreisten Kühe und Pferde ernsthaft anzufallen, frißt jedoch ebensowohl Aas wie der Aasbär, wenn er es haben kann; daß der Aasbär Kühe und Pferde zerreißt, ist aber etwas ganz Gewöhnliches. Im Herbste, bis sie sich in ihre Höhlen legen, werden sie sehr fett, im Verlaufe des Winters aber werden sie so mager, daß im Frühjahr alles Fett von ihrem Körper verschwunden ist. Kommen sie alsdann aus ihren Löchern hervor, so besteht ihre erste Nahrung in Ameisen (Formica rufa), deren es in den Tannenwäldern eine große Menge giebt, sie fressen die ganzen Haufen, die Stengel mit den Ameisen auf, und ihre Excremente, die man hin und wieder in den Wäldern antrifft, bestehen alsdann nur aus den Ueberbleibseln dieser Ameisenhaufen. Dieses thut sowohl der Aasbär als der Ameisenbär.

Die Bärin wirft in der Regel zwei Junge, ein Männchen und ein Weibchen, und zwar im Februar noch in ihrer Höhle. Diese Jungen führt sie im Laufe des Sommers überall mit sich umher, im Herbste aber entläßt sie das Weibchen und behält blos das junge Männchen bei sich, das ihr im kommenden Jahre bei ihren abermaligen Jungen als Kinderwärter dienen muß, es folgt ihr überall nach, muß allerlei kleine Dienste verrichten, die Jungen durch Bäche, Sümpfe und über beschwerliche Stellen tragen, ihnen helfen Futter suchen u. s. w., und wenn es seinen Dienst bisweilen nachlässig versieht, so wird es von der Mutter strenge gezüchtiget. — Die Sache ist allgemein bekannt und in ganz Rußland und in Sibirien führt dieses einjährige Männchen den Namen Pestun, Kinderwärter. Ein Hirt im Uralgebirge erzählte mir unter andern folgende Geschichte, von der er Augenzeuge gewesen: „Eine Bärin kommt mit ihren beiden Jungen und dem Pestun an einen großen Sumpf, von dem er, der Hirt, nicht weit entfernt auf einer Anhöhe verborgen lag; der Pestun trägt zuerst ein Junges auf dem Rücken durch an das andere Ufer, dann kommt er zurück und nimmt das zweite, aber schon an seinem langsamen Gange war zu sehen, daß er nicht mit besonderer Lust an das Geschäft ging, und mitten im Sumpfe läßt er das Junge fallen, nur auf das Gebrüll der Mutter nimmt er es wieder auf und trägt es an's Ufer. Nun kommt aber diese nach und soll ihn mit ihren Vordertatzen dergestalt ge-

ohrfeiget haben, daß er lange Zeit nicht aufstehen konnte, oder doch nicht wagte aufzustehen."

Der Ameisenbär soll, wie man behauptet, keinen Pestun haben.

Es ist in Sibirien gar nicht selten, daß junge Bären von Liebhabern aufgefüttert werden, besonders von den Befehlshabern der Sawoden, aber meistens endigt die Sache tragisch. So lange sie noch klein sind, geht Alles gut, und sie belustigen durch ihre Possen, aber zuletzt muß man sie tödten, um weiteren Unglücksfällen vorzubeugen. Alle ihre Streiche, die sie begehen, zeigen viel Verstand, aber auch viel Tücke. Man kann sich in Sibirien fast auf jeder Sawode merkwürdige Bärenanekdoten erzählen lassen, aber das Ende ist fast immer tragisch. Ich hatte auch einst in der Sawode Slatoust im Ural einen jungen Bären, den ich aufzog, anfangs machte er viel Spaß, er ging frei im Orte umher, war ein großer Liebhaber von Branntwein geworden und hielt sich die meiste Zeit in der Schenke (Kabak) auf, trieb sich unter den Gästen umher, die sich ein Vergnügen daraus machten, ihm zu kredenzen; wenn er zuletzt betrunken wurde, so ging er von selbst an den, einige hundert Schritte entfernten Ort (Sibirka), wo die betrunkenen Meisterleute hingeführt wurden, und, so wie diese, schlief auch er sich dort aus. Sobann liebte er auch auf dem Markte spazieren zu gehen, wo die Weiber saßen, die das Weißbrod verkaufen, und in der Regel bekam er dann von der einen oder der anderen ein Brödchen geschenkt. Trug es sich aber zu, daß er stundenlang mit bittender Miene vergebens umher geschlendert war, so bediente er sich einer List; er drängte sich zwischen den Tischen, auf welchen das Weißbrod lag, durch, warf dann wie von ungefähr einen Tisch um, indem er ihm mit dem Hintern einen starken Schupps gab, packte dann schnell ein oder zwei Brödchen auf, und machte sich damit aus dem Staube, verfolgt von den Schimpfwörtern der Weiber. — Bis dahin war sein Betragen belustigend und unterhaltend, nun aber machte er einen Streich, der ihm das Leben kostete: er ging eines Tages über den Damm des Teiches der Schwertfabrik, ein kleiner Knabe stand dicht am Ufer ganz allein und achtete nicht auf den Bären, der sich nahe vorbei schlich und ihm einen solchen Schupps gab, daß er in's Wasser fiel; zum Glück stand ein Mann am entgegengesetzten Ufer, der es sah und den Knaben herauszog. Um aber künftig ähnliche Streiche zu verhüten, ließ ich den Bären tödten.

Der Bär ist bekanntlich ein großer Liebhaber von Honig, läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, wo er dessen habhaft werden kann, und thut deshalb den wilden, oder halbwilden Bienenstöcken, deren die Baschkiren eine große Menge zerstreut in den Wäldern des Urals besitzen, häufigen Schaden: er klettert mit großer Geschicklichkeit die höchsten Tannen hinan, bis er oben das Ziel seiner Wünsche erreicht; vorzüglich dann klettert er mit leichter Mühe, wenn der Baum nicht ganz glatt ist, sondern noch einige kurze Aeste oder Zacken hat. Die Baschkiren geben sich viele Mühe, den ungebetenen Gast zurück zu halten, aber es gelingt nicht immer. Abgesehen davon, daß sie die Bäume so glatt wie möglich machen, und dabei die höchsten auswählen, wo sie ihre Bienenstöcke anbringen, ist eine der gewöhnlichsten Methoden die, daß sie oben auf dem Baume vor dem Bienenstocke an einem langen Stricke einen großen schweren Klotz aufhängen; kommt der Bär nun hinauf, so hindert ihn der Klotz, den Bienenstock zu öffnen, er giebt ihm deshalb mit der Tatze einen Stoß, daß er seitwärts fliegt, der Klotz aber fällt, gleich einem Pendel, wieder zurück, und giebt dem Bären einen Schlag auf dem Kopf; der Bär, darüber ärgerlich, giebt dem Klotz noch einen stärkeren

Stoß seitwärts, und erhält dafür noch einen stärkeren Schlag auf den Kopf; und dieses Spiel währt so lange, bis der Bär nicht selten besinnungslos herunterstürzt.

Das Fett der Bären wird in medizinischer Hinsicht vom gemeinen Volke vielfach äußerlich angewendet, besonders gegen gichtische Schmerzen; sodann auch gegen Wundwerden der Haut, beim Durchreiten und Durchliegen derselben u. s. w. — Die Gallenblase wird vorzüglich von den Baschkiren zum medicinischen Gebrauche aufbewahrt, sie schneiden dieselbe mit dem Gallengange aus, hängen sie in den Rauchfang, damit sie dort austrockne, und gebrauchen sie häufig gegen schwachen Magen, indem sie etwas von der so getrockneten Galle abschneiden und einnehmen lassen.

In der Vorzeit waren Bärenhetzen eine große Belustigung der Fürsten und hier und da sind noch die ehemals zu Aufbewahrung derselben gebrauchten Bärengärten und Bärenzwinger sichtbar. So befindet sich bei Hohnstein in der sächsischen Schweiz zwischen dem Schloßberge und dem Henzschelhorne ein solcher Bärenzwinger. Aus einem kleinen auf dem Felsenrande am Schlosse angelegten Gärtchen blickt man hinein. Es ist ein wilder, tiefer, von seltsam gestalteten zum Theil überhängenden und kleine Höhlen bildenden Felsbänken eingefaßter Grund. Man sperrte diese Schlucht in der Vorzeit und setzte Bären hinein, um sie hier zu Thierhetzen und zur Vermehrung aufzubewahren, wo sie sich auf 150 Jahre lang fortpflanzten. Sollten sie eingefangen werden, so lockte man sie in oben angebrachte Fänge, deren Eisengitter von der untern Seite durch Räderwerke geöffnet und geschlossen werden konnten. Auch der berüchtigte Bär, den August der Starke aus Polen mitbrachte und in seinem Zimmer aufzog, wurde zuletzt hier verwahrt, da er den König einst anfiel, der sich mit dem Hirschfänger vertheidigen mußte, und ihn schwer verwundete. Da nun das Vergnügen der Thierhetzen mit der höhern Cultur abnahm, auch bei dem Einfangen die Bären zuweilen entkamen und Unfug anrichteten, schoß man die noch vorhandenen im Jahre 1756 nieder. In Böhmen sollen auf den Besitzungen des Fürsten von Schwarzenberg nach der Versicherung des Herrn Dr. Corda in Prag, noch jetzt an 200 Bären existiren.

Die Jagd auf den Bären ist mannigfaltig. Mit der Büchse sucht man sie auf den Kopf oder auf die Herzgrube zu treffen, bei der Jagd bedient man sich großer, starker Hunde, die auch vorzugsweise Bärenbeißer genannt werden. Der Bär wehrt sich gegen sie mit Gebiß und Tatzen. Gefangen wird er gewöhnlich in Fallgruben, die Lockspeise auf der Decke aus Reisig, besteht in Milch oder Honig in einem Topfe oder einer Schüssel, auch lockt man ihn durch solchen Köder in Schlingen oder auf Breter mit eisernen Wiederhaken, von denen er gefaßt wird. Anderwärts berauscht man ihn durch Branntwein, den man dem Honig beigemischt hat. Die Kamtschadalen suchen ihn in seiner Höhle auf und bringen ihm Reisholz, damit verstopft er selbst den Eingang und seine Verfolger erstechen ihn nun mit einem langen Spieße in seiner Höhle. Die Korjäken fangen ihn in einer vor einer Lockspeise an einem krummen Baume angebrachten Schlinge, so daß er sich erhängt. In Sibirien befestigt man die Schlinge an einem schweren Klotze, den dann der Bär fortschleppen will und sich damit um so sicherer erwürgt, indem er ihn wüthend hin- und herschleudert, oder damit in einen Abgrund hinabstürzt. Der Honig dient auf mannigfaltige Weise als Lockspeise, bei dem Fange oder der Tödtung des Bären. Im Ural ist die oft berichtete Weise gebräuchlich, daß man nämlich an einem Baume ein Bret an seinen Ecken durch Leinen aufhängt, an einen Bienenstock heranzieht und dort befestigt. Der Bär setzt sich be-

quem darauf, reißt den Baststrick vor dem Eingange in dem Bienenstock ab, das Bret geht dadurch los und bald schwebt er auf ihm frei in der Luft, springt heraus oder fällt herab und in beiden Fällen spießt er sich gleichfalls auf spitzige Pfähle. Bleibt er auf den Brete sitzen, so schießt man ihn herab.

405. Ursus falciger *Rchb.*, **der sichelkrallige Bär.**

Franz. **L'ours aux ongles en faucille.**

Das Originalexemplar zu dieser Abbildung auf dem hiesigen naturhistorischen Museum, einst in van Akens Menagerie hier lebendig, wurde von Mr. Gray, dem Director des britischen Museums, bei seinem Besuche im vorigen Jahre, als ein Individuum des auf dem Continente noch wenig bekannten Ursus ferox *Lew.* et *Clarke* erkannt, daher ich dasselbe unter Nr. 411. wieder erwähnen werde.

406. Ursus collaris *Fr. Cuv.*, **der Halsbandbär.**

Franz. **L'ours à collier, ours de Sibéerie.**

Braun, Gliedmaßen schwarz, über die Schultern ein weißes Halsband. Er wird sehr groß und lebt in Sibirien. — Vergl. oben S. 294 und 295.

Fr. Cuvier beobachtete diesen schönen Bären in der Menagerie zu Paris in drei Exemplaren. Der beschriebene und abgebildete männliche, kam nur ein Jahr alt an und hatte damals ziemlich dieselbe Färbung wie später. Das breite weiße Schulterband steigt, sich verschmälernd herab und umgiebt so den Hals. Das Braun an den Seiten des Leibes wurde etwas dunkler. Die Weibchen zeigten keine bemerkenswerthe Verschiedenheit. Zwei junge, verschiedenen Geschlechts, welche die Menagerie durch Hrn. v. Rothschild erhielt, hatten auch die weiße Binde, das Männchen ein wenig schmaler, bei beiden auf den Schultern unterbrochen.

Unter den zahlreichen aber unvollständigen Bemerkungen, welche sich in den Beschreibungen der im Norden der alten Welt Reisenden finden, kommen auch solche vor über die braunen und weißen Bären, und Gadd (in Pallas spicil. zool. XIV. I.) benennt schon einen Bären mit weißem Halsbande. Aber ohne Abbildung oder genaue Beschreibung, waren bisher solche Bären vom gewöhnlichen braunen Bär nicht zu unterscheiden und man betrachtete jenes Weiß nur als den Anfang zu einer allgemeinen Ausbreitung der weißen Färbung. In der That werden die braunen Bären bisweilen mit weißen Flecken oder Binden auf dem Halse geboren, wie schon Musly (Buffon suppl. III. p. 195) an den Bären beobachtete, die man in Bern in den dortigen Bärengräben hielt. Derselbe Fall kam auch in der Pariser Menagerie vor, wo der weiße Fleck sich nur auf der Brust zeigte. Ein Bär aus den Pyrenäen behielt das weiße Halsband für immer, aber alle braune Bären kommen ohne diese Tracht zur Welt und Fr. Cuvier beobachtete mehrere dergleichen aus verschiedenen Gegenden, welche davon keine Spur hatten. Dessenungeachtet bleibt diese Neigung zur Bildung eines weißen Halsbandes merkwürdig, denn sie findet sich als constanter Karakter bei den drei Bärenarten Ostindiens*).

*) Bestimmtere Verhältnisse über die Erzeugung und Anwesenheit oder Mangel des weißen Halsbandes, gehen aus den oben widergegebenen Erfahrungen von Eversmann hervor.

407. Ursus pyrenaicus *Fr. Cuv.*, **der Pyrenäen-Bär.**

Franz. **L'ours des Asturies.**

Blondfarbig, Oberhaare braun, blond, gespitzt, Kopf dunkler blond. Beine schwarz. Kleiner als der gemeine Bär, 3 Fuß 4 Zoll lang, mittlere Höhe 2 Fuß, Kopf etwa 1 Fuß lang.

Das Exemplar welches Fr. Cuvier abbildet und beschreibt, wurde in den Gebirgen Asturiens gefangen und durch den Lieutenant-General Huber der Pariser Menagerie geschenkt. Der Autor dieser Art vermuthet, daß mit diesem Individuum alle Bären der pyrenäischen Halbinsel in den angegebenen Kennzeichen übereinstimmen mögen.

408 — 409. Ursus ornatus *Fr. Cuv.*, **der Cordilleren-Bär.**

Franz. **L'ours des Cordillières du Chili.**

Schwarz, Schnauze kurz, ein Bogen jederseits von der Nase aus über die Augen blond, von der Nase zieht sich über die Wangen und die Kehle eine weiße Binde zur Brust; der Schädel ist breit, der Scheitel etwas flachgedrückt. — Länge 3½ Fuß, Schulterhöhe etwa 15 Zoll.

Die erste Bärenart, welche man in Südamerika entdeckt hat. Er zeigt Verwandtschaften mit dem Baribal und mit den indischen Bären, insbesondere mit dem malaiischen. Sein Haar ist wie das jener Arten glatt und glänzend, über den größten Theil des Körpers schwarz. Das unter dem Seidenhaar verborgene Wollhaar ist ganz braun. Das beschriebene junge männliche Exemplar wurde durch ein französisches Schiff in Chili erhalten und kam krank nach Paris, wo es bei aller Sorgfalt dennoch nicht am Leben blieb.

410. Ursus americanus *Pall.*, **der Baribal, amerikanischer Bär.**

Franz. **L'ours noir d'Amerique.**

Glänzend schwarz, Schnauze blond, geht in gerader Linie in die Stirn über, Sohlen sehr kurz, Klauen stark gekrümmt, stumpf. Länge 4 — 5 Fuß.

Seine Physiognomie ist von der des europäischen Bären verschieden, man könnte sagen mehr hundsähnlich, denn sein Kopf ist schmaler, dennoch ist der Abstand der Ohren verhältnißmäßig größer. Der Vorderkopf ist regelmäßiger gewölbt, doch nicht sehr hoch, im Profil zeigt sich keine Einbiegung über den Augen und die Schnauze ragt spitziger vor. Das schöne schwarzglänzende Haar steht perpendikulär ab und ist mit Ausnahme der kurzen und angedrückten Behaarung der Schnauze, durchaus einfarbig und nicht melirt. Der Schwanz ist vom Haar minder verdeckt als bei dem europäischen Bär, und die Beine erscheinen gleichfalls wegen minderer Behaarung schlanker.

Er bewohnt Nordamerika und ist in Canada und dessen Nachbarschaft so häufig, daß er für den Pelzhandel bedeutend wird. Schon im Jahre 1783 kamen 10,500 schwarze Bärenfelle aus Nordamerika nach England, und diese Zahl wuchs so, daß sie im Jahre 1803 auf 25,000 stieg. Da nun ein Fell etwa 40 Schilling geschätzt werden kann, so ist dieser Artikel schon wichtig. Die häufige Nachstellung hat diese Thiere, wie das immer zu gehen pflegt, natürlich sehr vermindert. Vormals waren sie auch in Neu-York, Louisiana, Carolina und besonders Florida häufig, aber auch die Cultur hat sie dort ziemlich ausgerottet, so daß sie nur noch in den Rocky

Mountains und in den ausgedehnten Waldstrecken des inneren Nordamerika noch Schutz finden. Auf der Westküste von Californien sind sie noch zahlreich; auch in Peru fand man Bären, nach Tschudi den U. ornatus und frugilegus *Tschudi.* Gegenwärtig sendet die Hudsonsbaigesellschaft etwa 1000 Felle jährlich nach Europa.

Seine Sitten sind denen des europäischen Bären sehr ähnlich, doch ist er im Allgemeinen weniger fleischfressend; er liebt mehr Früchte und vegetabilische Nahrung überhaupt. Kleine Thiere fällt er nur im Heißhunger an. Gelegentlich richtet er wohl einmal eine Niederlage unter den Ferkeln der kleinen amerikanischen wilden Schweine an, frißt auch wohl einmal ein Kalb oder ein Schaf. Auf keinen Fall wird er indessen den Menschen angreifen, so lange er nicht gereizt wird, wo er sich dann nur zur Wehre setzt, besonders dann, wenn er durch Verwundung zur Verzweiflung gebracht worden ist. Dann freilich vertheidigt er sich mit aller Wildheit eines Bären gegen seine Verfolger. Man erzählt, er solle gern und geschickt fischen, insbesondere nach Heringen; so sagt Brickel in seiner Natural History of North Carolina: große Massen von mancherlei Fischen drängen sich in die Buchten und Untiefen, um zu laichen. An solchen Plätzen sahe ich diese Bären sitzen und sie, so oft sie nur ihre Pfoten in das Wasser tauchen konnten, einen Fisch herausholen. Er klettert auch geschickt auf Bäume und schwimmt mit der Geschicklichkeit des Eisbären über die breitesten Flüsse. Mit Eintritt des Frostes bezieht er sein Winterquartier. In den kälteren Breiten wartet er die Zeit von Eis und Schnee ruhig aus, so am Huronsee vier Monate lang, unter 65° von Anfang October bis Ende April, und kommt erst im Frühling wieder vor; in den milderen Strichen dagegen wandern die Männchen gewöhnlich noch südlicher und streifen den ganzen Winter umher, ihre Nahrung zu suchen. In den etwas südlicheren Gegenden sollen sie indessen doch auch den kurzen Winter in hohlen Bäumen, und zwar nicht selten in einer Höhe von 30 — 40 Fuß über dem Boden zubringen. Die trächtigen Weibchen halten sich dagegen immer verborgen, und daraus ist leicht erklärlich, wie Brickel sagen kann: nie hat Jemand, weder ein Christ noch ein Indianer, eine Bärin mit Jungen getödtet. Ebenso versichert Dr. Richardson: bei allen Nachforschungen der Indianer auf der Hudsonsbai gelang es nie, eine trächtige Bärin zu erlangen.

Die Paarung geschieht im September, die Geburt von 1 — 5 Jungen erfolgt nach 16 Wochen, Anfangs Januar. Das Weibchen hat 8 Zitzen. Die Stimme dieses Bären gleicht mehr einem Geheul. — Die Jagd auf den Baribal ist für Indianer und Europäer das größte Vergnügen. Die Eingeborenen eröffnen sie unter Ceremonien durch Beschwörungen. Die Hunde zu dieser Jagd ähneln unseren Hofhunden. Sie wittern den Bären, laufen ihm nach, reizen ihn durch Bellen und Beißen, und wenn er bäumt, so wird er geschossen. Etwa 3 — 4 Jäger gehen auf einen Bären. Mancher Hund unterliegt bei dieser Jagd den Tatzen des Bären. Das Wildpret wird sehr geschätzt, selbst in den größeren Städten Nordamerika's zu Markte gebracht und giebt vortrefflichen Schinken. Auch hier gelten die Zungen und die Tatzen als Delikatessen, den Kopf wirft man weg, das Hirn soll nach dem Genusse wie Gift wirken, das Fett dient den Eingeborenen als Hautsalbe zum Einschmieren; das feine Bauchhaar wird zu Hüten verfilzt. Der schöne Pelz wird zwar in Europa nicht mehr so hoch als vormals geschätzt, indessen bleibt er doch für die Nordländer sehr wichtig.

Ziemlich häufig sieht man diesen Baribal noch in unseren Menagerien. Er ist weniger gelehrig und klug als der europäische Bär, doch noch leichter zähmbar und sanft. Es kommen auch Individuen mit weißem Brustfleck von verschiedener Gestalt

vor; diese scheinen Junge oder Varietäten zu sein. Man hat deren überhaupt beobachtet 1) mit blondem Fleck über jedem Auge; 2) mit weißem Fleck an Brust und Kehle: Ours gulaire *Geoffr.* Collect. du Mus. de Paris; 3) ganz gelblich, *Catton.*

411. **Der wilde Bär.** Ursus ferox *Lewis* u. *Clarke.*

Franz. L'ours feroce. — Engl. The grizzly bear. — U. cinereus *Desmar.* — U. horribilis *Say.* — U. canadensis *Hamilt. Sm.* in *Griff.* an. Kgd. Danis ferox *Gray.* — Jung: U. falciger *Rchb.* regn. animale und Naturgesch. Abbildungen 405, vgl. oben S. 299*).

Graubraun oder weißlichgrau, Ohren innerlich und ein Fleck über jedem Auge weißlich, Hinterhaupt- und Halshaare lang und dicht. Länge 8 — 9 Fuß, nach Clinton angeblich bis 14 Fuß! Lewis und Clarke tödteten einen von 9 Fuß Länge. Unser junges Exemplar ist 5 Fuß lang, die Klauen desselben allein 3 Zoll.

Lebt in Nordamerika, vorzugsweise im Staate Missouri, nach Richardson auf den Rocky Mountains über die Ebenen ostwärts verbreitet und nach Lieutenant Pike bis Mexico südlich, nach v. Siebold auf den Inseln Jezo und Karaffo in Japan.

Er unterscheidet sich von allen Bären durch seine bedeutendere Größe und durch seine lange, verschmälerte, oben abgeplattete Schnauze, der Vorderkopf ist nur wenig gewölbt, daher die Stirn ziemlich ohne Einbiegung in die Nase übergeht. Er ähnelt im Wuchse beinahe dem Eisbären, aber seine ungeheuere Größe, in welcher er den gemeinen Bär um das Doppelte übertrifft, die ausgezeichnete Länge seiner Eckzähne, sowie die seiner Vordertatzen und vor Allem seiner Klauen, bieten Kennzeichen genug zur Unterscheidung der Art. — Sein Haar ist im Allgemeinen länger, feiner und weicher als bei dem gemeinen Bär und ändert in der Farbe allerdings unendlich ab, indem es vom lichten Grau bis zum dunklen Schwarzbraun alle Schattirungen durchläuft. Die braune Färbung kommt eigentlich am häufigsten vor, dabei ist sie immer mehr oder weniger mit graulichen Haaren gemischt oder die braunen Haare haben graulich Spitzen. Das Haar an den Beinen ist dunkler und gröber und wird tiefer hinab kürzer. Auf der Schnauze ist es deutlich blasser und so kurz, daß dieselbe fast kahl aussieht. Unser Exemplar, Abbildung 405, sieht schwarzbraun, der Kopf ist ganz hellbraun, ein Schulterfleck jederseits weiß. Die Augen sind sehr klein und wenig hervorragend, so daß die Gesichtslinie ziemlich gerade ausfällt. Der Schwanz ist kaum sichtbar, fast ganz durch die langen, ihn umgebenden Haare versteckt. Die Capitäne Lewis und Clarke gaben die ersten Nachrichten von der Größe des Thiers und den Verhältnissen seiner einzelnen Theile. Sie fanden die Breite einer Vordertatze über 9 englische Zoll? die Länge der Hintertatze ohne die Ferse 11¾ Zoll, deren Breite 7 Zoll. Die Klauen am Vorderfuße eines anderen Exemplars waren 6 Zoll lang, und zwar beträchtlich länger und weniger gekrümmt als die am Hinterfuße, und verschmälerten sich nicht gegen die Spitze, sondern nahmen in dieser Richtung nur unterwärts ab; so bildet sich also die Spitze als eine Zuschärfung mit derselben Breite, wie der Durchmesser der Klauen weiter oben. In der ganzen Anlage spricht sich die Möglichkeit aus, diese gewaltigen Klauen eben so zum kräftigen Graben in der Erde, wie zur erfolgreichen Vertheidigung und zur Tödtung seiner Beute benutzen zu können. Dagegen scheinen sie nicht brauchbar zum Klettern auf Bäume.

---

*) Die Angabe des Herrn v. Aken, daß dieser Bär aus den Pyrenäen herstamme, wie ich Regnum animale pag. 32, n. 405 berichtet, ist demnach irrig gewesen.

Dieser Bär ist unter allen nordamerikanischen Raubthieren das größte und furchtbarste. An Größe, Masse, Kraft, Beweglichkeit und Wildheit übertrifft er alle und man darf sich nicht wundern, wenn die Eingeborenen ihn mit abergläubischem Schrecken beachten und solche Ansichten selbst in die Reisenden aus cultivirten Ländern, welche zufällig in solche wilde und verlassene Gegenden kamen, die noch die Spuren seiner Verwüstung darboten, übergingen. Am häufigsten kommt er vor, in den Umgebungen der Rocky-Gebirge, besonders in den waldigen Ebenen des östlichen Abhangs im Unterholze und den Gebüschen und an den Ufern der Wässer, welche dort in unzähligen Strömen von ihren Quellen aus über die Hügel herabfließen. In diesen wilden Einöden, welche selten der Fuß eines cultivirten Menschen betritt, nur von freien und noch unbesiegten Horden von Indianern aus der Nachbarschaft durchzogen, regiert dieser größte Tyrann der amerikanischen Wälder. Wenig Thiere sind im Stande, vor ihm durch die Flucht sich zu retten und keines ihm im offenen Kampfe zu widerstehen. Der wilde und trotzige Bison ist selbst nicht im Stande, ihm einen erfolgreichen Widerstand leisten zu können, ja man berichtet sogar, daß seine Muskelkraft so ungeheuer sein soll, daß er, nachdem er ihn besiegt hat, seinen ungeheueren Körper bis zu einem anderen beliebigen Orte fortschleppe, wo er etwa eine Grube zu seiner Aufhebung gegraben, um sich die Beute für eine spätere Mahlzeit aufbewahren zu können. Er soll, so oft ihn der Hunger treibt, dahin zurückkehren, bis der Körper aufgezehrt ist, dann ein neues Opfer an die Stelle des verzehrten wieder aufnehmen. Dieser Bär ist indessen so wenig als andere ausschließend auf Fleischnahrung gewiesen, obwohl er allerdings raubgieriger als die übrigen ist. Er frißt auch, und in manchen Gegenden vorzugsweise oder fast immer Früchte und Wurzeln; letztere gräbt er mit seinen ungeheueren Klauen mit größter Leichtigkeit sich selbst aus. Von dieser Nahrungsweise hängt es auch ab, ob er mehr oder weniger wild ist. Von denen an der Westseite der Rocky Mountains gilt das letztere, von denen auf der Ostseite das erstere.

Er hat ein außerordentlich zähes Leben. So erzählen Lewis und Clarke, daß einer 5 Schüsse in die Lunge und noch 5 Wunden in andere Theile des Körpers erhalten hatte, noch eine bedeutende Strecke nach einer Sandbank im Flusse dahinschwamm und diese Anstrengung noch über 20 Minuten überlebte. Ein anderer war mitten durch die Lunge geschossen und verfolgte seinen Feind noch eine halbe Meile, kehrte dann mehr als den halben Weg zurück, grub sich noch ein Lager 5 Fuß lang und 2 Fuß tief und lebte noch zwei Stunden nach Empfang der Wunde. Ein dritter wurde durch das Herz geschossen und lief mit seinen gewöhnlichen Schritten noch eine Viertelmeile weit, bevor er niederstürzte. Ueberhaupt fällt er nie auf einen einzigen Schuß, wenn dieser nicht gerade durch das Gehirn geht. Ein einzelner Jäger läuft daher immer Gefahr, wenn er ihn angreift. Man soll dessen ungeachtet diesen Bär besonders zähmen und der ehemalige Gouverneur Clinton erzählt davon eine possirliche Geschichte. Ein gezähmter Bär dieser Art fiel nämlich einen Eingeborenen von einem anderen Stamme als dem seines Herrn, an, und dieser betrachtete dieß als eine Verletzung des Stammrechtes. Derselbe versichert auch, daß man diesen Bär von 14 Fuß Länge gesehen habe, indessen ist die höchste glaubliche Angabe 9 Fuß. Versuche, ihn abzurichten, scheinen immer fehlgeschlagen zu sein. Mr. Say berichtet Einiges über das Betragen eines halberwachsenen Individuums, welches auf einer Station der Missouri-Gesellschaft sich in der Gefangenschaft befand. Es blieb ziemlich wild, man durfte sich nur mit der größten Vorsicht ihm nähern, und wenn es bisweilen sich frei machte, waren

die ganzen Bewohner des Ortes in Unruhe. Ein paar andere wurden jung dem Museum zu Philadelphia übergeben und in strengem Gewahrsam gehalten, und blieben so wild und ungelehrig, daß man sie tödten mußte. Dasselbe war der Fall mit dem von uns Nr. 405 abgebildeten, jetzt im naturhistorischen Museum in Dresden aufbewahrten Exemplare, dessen Skelet im zootomischen Cabinet der königl. Thierarzneischule aufgestellt ist. Es befand sich in der van Aken'schen Menagerie und wurde wegen seiner Wildheit mit Blausäure getödtet. Die Abbildung Nr. 411 stellt das Exemplar dar, welches die Hudsonsbai-Compagnie vor dreißig Jahren dem König von England verehrte. Es war lange Zeit unter dem Namen des Alten Martin (Old Martin) in der Menagerie am Tower vorhanden, größer als irgend ein anderer Bär und ausgezeichnet durch seine Wildheit, indem dieser Bär durchaus nicht die geringste Zähmung zuließ, sich nicht an seine Wärter gewöhnte, sondern denselben immer drohend entgegen trat, und obschon er von Zeit zu Zeit gut gelaunt schien, so kannten sie ihn doch zu gut, um sich ihm zu vertrauen.

Merkwürdigerweise wird diese amerikanische Bärenart von Temminck auch in der Fauna japonica p. 29 aufgeführt und in der Beschreibung auch solche Exemplare mit weißen Schulterflecken erwähnt, wie das ist, welches im Museum in Dresden hier vor uns steht. Die Japaner nennen den Bär: Oho-Kuma oder den großen Bären, und eines der aus Japan gekommenen Felle maß 8 Fuß.

412. **Der thibetanische Bär.** Ursus thibetanus *Fr. Cuv.*

Franz. L'ours du Thibet. — Engl. The thibet bear. — Japan. Kuma, Tsukinsiva, d. h. Bär mit Mondfleck.

Schwarz, Kehle lang behaart, Brust mit einem zweischenkeligen weißen Flecke, Gesichtslinie gerade.

Diese neue südasiatische Bärenart entdeckte Alfred Duvaucel in Silhet und Wallich fand sie wieder in Nepaul. In v. Siebold's Fauna japonica wird gesagt, daß diese Art in mehreren gebirgigen Gegenden Indiens und von China, sowie auf den Inseln gemein ist.

Als Büffon im Jahre 1760 die Naturgeschichte des Bären bearbeitete, konnte derselbe noch alle damals bekannte Bären unter drei Arten zusammenfassen. Linné nimmt in seiner dreizehnten Ausgabe des Natursystems im Jahre 1767 nur eine an, und das verflossene Jahrhundert hat sich von dieser Ansicht nur wenig entfernt. Man hatte bis auf diese Zeit nur unvollständige Beobachtungen oberflächlich verknüpft. Die später eingetretenen reißenden Fortschritte in der Kenntniß des Thierreichs wurden durch eine gründlichere Beachtung und Subsumtion der Kennzeichen möglich, und so lernte man denn auch bis 1824 acht Bärenarten kennen. Schon Desmarest unterscheidet deren fünf in seiner Mammologie auf eine sorgfältige Weise und zwei andere gingen mit als ein Resultat der Naturforschung in Indien hervor, der Bär, den Raffles in Malaga entdeckte und der hier gegenwärtig abgebildete. Die achte Art ist der sibirische Bär.

Wir mögen aber nicht glauben, daß durch die Unterscheidung dieser acht Arten alle Bären erschöpft sind, welche von den Reisebeschreibern angezeigt sind, vorzüglich in den entfernteren Gegenden, wie in Japan, China, der Tartarei, dem Libanon, Aethiopien, dem Atlas u. s. w.

Bei einem dem anderer Bären sehr ähnlichen Wuchse zeichnet sich der thibetanische Bär vorzüglich dadurch aus, daß sein Hals sehr dick ist und seine Stirne in fast

ganz gerader Linie in den Nasenrücken übergeht. Die Ohren sind groß, die Klauen klein, der Pelz ist einfarbig schwarz und glatt, nur am Kopfe und vorn am Halse zottig, die Unterlippe weißlich, ebenso am Vorderhalse ein Yförmiger Fleck, dessen beide Schenkel nach den Schultern gerichtet sind, die untere Linie verläuft sich bis zur Bauchmitte. Der Lippenrand ist fleischfarbig und die Schnauze etwas röthlich. Der Größe nach steht er in der Mitte zwischen dem Bär von Malaga und dem Lippenbär. Der Leib ist sehr compact gebaut, die Beine kurz. Diese Bildung verleiht ihm bedeutende Muskelkraft, daher ist er ein geschickter Kletterer, wobei ihm seine Klauen, die nur etwa halb so lang sind als die anderer indischer Bären, trefflich zu statten kommen.

Duvaucel hält diese Art für wilder als die anderen indischen Bären; allein das Exemplar, welches man in der Menagerie am Tower hielt, nahm nur Brod und Früchte, zeigte sich auch sonst ziemlich zahm und fand sogar ein Vergnügen daran, bisweilen zu spielen.

413. **Der syrische Bär.** Ursus syriacus *Hemp. Ehrnbg.*

Franz. L'ours de la Syrie. — Arabisch: Dubb. — Hebräisch: Dab.

Einfarbig gelblichweiß (oder gelblich gescheckt), Ohren lang, Stirn wenig gehoben, Pelz dünn und anliegend, die längeren Haare härter und gerade oder unten wenig gebogen, Wollhaare zerstreut, zwischen den Schultern eine etwas aufgerichtete Mähne.

Im zweiten Buch der Könige wird bekanntlich erzählt, daß etwa 900 Jahre vor Christo in Palästina, in den Gebirgen Beth-El, nicht weit von Jerusalem, zwei Bären einen Haufen von Jungen, welche den Propheten Elisa verspotteten, überfielen und zweiundvierzig derselben wüthend zerrissen. Hiernach dürfte die älteste Nachricht von Bären, die wir besitzen, sich auf die Bärenart beziehen, welche in den Libanotischen Gebirgen sich aufhält.

Dessen ungeachtet blieb die Naturgeschichte dieser Bärenart sehr dunkel, da keiner von allen den Reisenden oder Seefahrern, welche jene Gegenden besucht haben, weder einen Bär mitbrachten oder nur erwähnten, einen gesehen zu haben. Seetzen, welcher vor dreißig und einigen Jahren Syrien und Palästina bereiste und durch seine gelehrten Beobachtungen sich berühmt machte, ist sogar der einzige, welcher den arabischen Namen des Bären erwähnt. Er hörte selbst, daß auf den Bergen bei Bangaß in der Provinz Hasbeia in Palästina Bären herumschweiften, und Klöden, welcher Seetzen's Handschriften benutzte, bezeichnete diese Bären als Ursus Arctos. Andere tüchtige Reisende unserer Zeit, wie Shaw, Volney, Burkardt, Scholz zählten wohl von dort Raubthiere auf, aber erwähnten der Bären gar nicht.

Der von Hemprich und Ehrenberg untersuchte syrische Bär maß von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel 3 Fuß 8 Zoll pariser Maas, der Schwanz 6 Zoll, der Kopf 11 Zoll 9 Linien, der Rumpf 2 Fuß 9 Zoll, ein Vorderbein vom oberen Rande des Schulterblattes bis zur Klauenspitze 2 Fuß 4 Zoll 6 Lin., Oberarm 8 Zoll 3 Lin., Vorderarm 9 Zoll 9 Lin., Hinterbeine 2 Fuß; Ohr außen von der Basis in der Mitte 5 Zoll, Ohrknorpel 3 Linien, Augen 8 Linien, von der Augenmitte bis zum Hinterhaupt 7 Zoll 9 Lin., von der Augenmitte zur Nasenspitze 4 Zoll 10 Lin., Ohrenzwischenraum 4 Zoll 3 Lin., Hinterhauptshöhe 5 Zoll 3 Lin., Brustumfang 2 Fuß 4 Zoll. Am getrockneten Felle maß die Vordertatze 7 Zoll 4 Lin., größte Klaue an ihr 1 Zoll 9 Lin., Hintertatze 7 Zoll 9 Lin., ihre größte Klaue 1 Zoll 3 Linien.

Der syrische Bär ist demnach kleiner als der europäische Landbär. Der weniger zottige Leib und die Schlankheit der Beine, welche auch mehr durch Kürze der Haare als durch wirklich dünnere Bildung veranlaßt wird, zeichnen ihn besonders aus. Die Haare sind 2 — 3 Zoll lang, nur die Rückenmähne bis über 4 Zoll, an der Basis nicht oder nur wenig bogig (während die Haare des gemeinen Bären daselbst bis zur Spitze vielbogig sind), daselbst dünner und gelblich, nach der Spitze zu alle gerade und weiß. Nur die Mähnenhaare sind bis zur Spitze bogig und eine Strecke hin braun. Das Wollhaar gelblichbraun, sehr zerstreut, vielbogig (bei dem gemeinen Bären sehr dicht stehend); Stirn wenig gewölbt, verläuft allmälig mit einem seichten Eindruck in die Nase; die Augenbrauenbogen treten wenig vor; die Ohren sind länger als am gemeinen Bär, eirund und aus dem Pelz heraustretend. Iris braun, glattrandig; Nase und die nackten Lippenränder bräunlich fleischfarbig; Klauen zusammengedrückt, von weißen und grauen Gürteln gescheckt, kurz, krumm, die der Vordertatzen, so wie bei allen Bären, länger. Backenzähne finden sich 16, im Kinnbacken jederseits 3, in der Kinnlade jederseits 4 kleinere. Sechs Zitzen, 4 an der Brust, 2 am Bauche. — Die Farbe zieht aus röthlichgelb in weiß; viele Haare sind schneeweiß, die nächst den Klauen hellbräunlich. Ehrenberg sah drei Felle, außer dem selbst erbeuteten noch zwei längere Zeit aufbewahrte, deren Haarspitzen abgerieben waren, so daß sie röthlichgelb gefleckt aussahen. So möchte auch das lebende Thier mit abgeriebenen Haarspitzen ganz rothgelb vorkommen. Die Bewohner von Syrien berichteten auch, daß er gelb gefleckt, sogar fast ganz braun vorkäme. Auch U. isabellinus *Horsfield* und U. arctos albus *Gm.* gehören hierher.

Die beiden Reisenden Hemprich und Ehrenberg erlegten ein einziges, weder sehr junges, noch vollkommen altes Exemplar im Monat Juli. Auf dem Gebirge des Libanon, welcher zwei schneebedeckte Höhen hat, nämlich Gebel Sanni und Makmel, wohnen nur Bären auf dem Berge Makmel bei dem Dorfe Bischerre. Die Maroniten, welche mit an der Jagd auf jenen Bär theilnahmen, erbaten sich wegen der Lebensgefahr vor dem jedesmaligen Hinaufsteigen von einem Priester den Segen. Dieser Bär nährt sich nicht selten von Thieren, gewöhnlich aber von Pflanzenkost und verwüstet auch die Felder, welche mit Kichern, Cicer arietinum, bebaut sind. Der Magen des getödteten Exemplars war leer. Im Winter soll der Bär bis in die Gärten von Bischerre kommen, im Sommer hält er sich in der Nähe der Schneeregion auf. Das Lager, aus großen Stücken der Kalkfelsen zufällig gebildet, enthielt vielen Bärenkoth. Eingeweidewürmer und äußere Schmarotzerthiere fanden sich auf ihm nicht. Sein Koth wird unter der Benennung Bar ed dub in Aegypten und Syrien verkauft und gilt als Heilmittel in Augenkrankheiten. Die Galle ist eine Kostbarkeit und mußte den einheimischen Jägern zurückgegeben werden. Die Pelze werden verkauft; das wohlschmeckende Fleisch genossen die Reisenden selbst mit. Die Leber schmeckt eckelhaft süßlich.

Athenäus berichtet, daß Ptolomäus Philadelphus in seinem feierlichen Aufzuge in Aegypten auch einen großen weißen Bären zeigte. Da nun nach Prosper Alpin in Arabien und in Aegyptten weiße Bären von der Größe eines Schafes bekannt sind, so dürfte jener Bär vielleicht ein durch Größe ausgezeichnetes Exemplar dieses syrischen Bären gewesen sein.

414. 415. Der Eisbär. Ursus maritimus *Erxleb. Lin. Gm.*

Franz. L'ours polaire, ours de la mer glaciale, l'ours blanc *Buff.* — Engl. The white Bear, Nennook, Polar Bear *Penn.* — Holl. Ysbeer, Wittebeer. — Ruff.

Bjeloi, morskoi Mjedwed (d. h. weißer oder Meerbär). — Samojed. von Mangansea: Sira-boggo, am Meere: Djog-dadeboggo. — Jakut. Yrung-Eesse (d. h. weißer Großvater). — Tschuktsch. Nomad. Néingin, ansässig. Akliak. — Alrut. Tanhak. — Grönländ. Nennok. — Japan. Si-guma. — Weißer Bär, Polarbär. — Ursus marinus *Pallas.* albus *Jonst.* polaris *Shaw.* Thalarctos maritimus *Gray.*

Weiß, Haare langzottig, Nase, Lippenränder und Krallen schwarz, Augen klein, Ohren kurz abgerundet, Kopf und Schnauze schmal und gestreckt, Sohlen dicht behaart; 8 — 10, angeblich bis 12 Fuß lang, gegen 5 Fuß hoch, Krallen bis 2 Zoll lang; 1100 bis 1600 Pfund schwer.

Bei kräftigem Wuchs ist Kopf und Hals mehr gestreckt, die Stirn platter. Das Haar ist lang und weich, gewöhnlich, besonders bei alten Exemplaren in gelblich ziehend.

Der Eisbär ist für den hohen Norden das kräftigste und furchtbarste Raubthier und bewohnt die Polarküsten und unermeßlichen Eisfelder in ihrer ganzen Ausdehnung und ist in Japan seit dem Jahre 658 der dortigen Zeitrechnung bekannt.

Aeußerst geschickt im Schwimmen und Tauchen, nährt er sich von Fischen und Seehunden, gestrandeten Cetaceen u. dergl., zu Lande jagt er vorzüglich Rennthiere. Seine Kraft ist außerordentlich groß. Er ist ein treuer Begleiter der Wallrosse und geht niemals an die Küsten der gemäßigten Zone. Zur Herbstzeit ist er sehr feist und hat dann ein Gewicht von 15 Zentnern und darüber. In einen eigentlichen Winterschlaf soll, wenigstens das Männchen, nicht verfallen, denn man sieht deren noch im December. Indessen bringen sie einen großen Theil des Winters in Schnee- und Eishöhlen zu, wo sie abmagern. Die Weibchen sollen nur alle drei Jahre gebären und die beiden Jungen ihren Müttern zwei Jahre lang folgen. — Der Eisbär wird mit Harpunen und mit Feuergewehren erlegt, doch ist der Kampf gegen ihn lebensgefährlich und mancher kühne Jäger fand durch ihn seinen Tod. Wie andere Bären richtet er sich auf und sucht seinen Gegner durch Erdrücken zu tödten. Fleisch und Fett werden gegessen und der Pelz wegen seiner Dichtigkeit und Dauer geschätzt. In Menagerien sieht man diese Thiere gewöhnlich jung, in hohem Grade von Zahmheit.

416. Der malayische Bär. Ursus malayanus *Raffl.*

Malay. Brourong. Bruang. — Engl. The Bruang. — Franz. l'ours des malais. — Helarctos malayanus *Horsf.* zool. journ. VI. II. 221.

Rein schwarz, schlicht behaart, die Schnauze und ein herzförmiger Fleck auf der Brust weiß. Länge nur 3 engl. Fuß 8 bis 9 Zoll.

Er findet sich auf Malakka, Java, Sumatra, Pegu und in Nepal und ist ein schädliches Raubthier. Seine langen Krallen machen ihn sehr geschickt zum Klettern, er besteigt die Cocospalme, frißt ihre Gipfel ab und trinkt die Milch ihrer Nüsse. Er ist in der Jugend leicht zu zähmen. Raffles besaß einen zwei Jahre lang, welcher ganz frei herumlief und sich gewöhnt hatte, Champagner zu trinken, ohne im Geringsten von seiner Sanftmuth und Zutraulichkeit zu verlieren. Er lebte in Freundschaft mit einem Hunde, einer Katze und einem Lori, so daß er mit ihnen von demselben Teller seine Nahrung nahm. Dessenungeachtet war er kräftig, denn nach zwei Jahren erwachsen, war er im Stande, mit Leichtigkeit Gewächse aus der Erde zu reißen, deren Stamm er kaum zu umfassen vermochte. Im Jahre 1835 kam diese Art wahrscheinlich zum erstenmale durch Martin's Menagerie nach Deutschland. — Die von Horsfield be-

stimmte Gattung Helarctos, welche diese und die folgende Art begreift, unterscheidet sich von den nordischen Bären durch den mehr halbkugelig gewölbten Kopf, in welchen der Vorderkopf gleich hinter der Nase aufsteigt. Der Rachen spaltet sich sehr tief und die schmale Zunge ist außerordentlich lang.

417. Der Borneo-Bär. Ursus euryspilus *Horsf.*

Engl. The Bornean Bruang *Gray.* Malay Bear *Griff.* — Helarctos euryspilus *Horsf.* zool. journ. ib. — Ursus malayanus var. *Tem.*

Rein schwarz, Schnauze, Augenring und ein breiter, oben tief ausgebuchteter Fleck auf der Brust rostgelb; Beine mit aschgrauer Querbinde; Länge 3 Fuß 9 Zoll.

Das Exemplar wurde sehr jung von Borneo gebracht und lebte in der Menagerie am Tower. Es wurde mit anderen jungen Thieren zusammengehalten, mit denen es sich sehr gut vertrug und sich eben so zahm zeigte als voriger, von welchem ihn Temmink nicht als Art unterscheidet.

Das einzige bekannte Exemplar Horsfield's befindet sich jetzt im brittischen Museum. Ausführlich beschrieben in der Tower Menagerie p. 133—136.

418. Der Lippenbär. Ursus labiatus *Blainv.*

Franz. Le jongleur, ours jongleur. — Engl. The Aswail, Petre Bear *Catton*, Ursiform Sloth *Penn.* Slow Bear *Hamilt.* Mysore. — Bradypus ursiformis *Shaw.* misc. t. 58. Brad. ursinus *Shaw.* zool. t. 47. Ursus longirostris *Tiedem.* Melursus Lybius *Meyer.*

Schwarzzottig, Schnauze und Fußspitzen bräunlichgelb, ein weißer winkelförmiger, nach oben offener Brustfleck, Scheitelmähne beiderseits herabhängend, Schnauze gestreckt, Lippen sehr streckbar, Krallen fast gerade, sehr lang und weiß; Länge 5 Fuß, Schwanz 4 Zoll.

Bewohnt die Gebirgsgegenden Ostindiens, in den Provinzen Sylhet, Nepal und Dekan. Er ist leicht zähmbar und man führt ihn in Indien herum, um seine Künste zu zeigen, wie man es in Europa mit den einheimischen Bären thut. Ein sehr altes in Europa lange Zeit herumgeführtes Exemplar hatte keine Vorderzähne mehr und war deshalb für ein Faulthier gehalten worden. Ich habe selbst in den Nov. Act. Soc. Caes. Leop. Carol. XIII. I. t. 15 eine Abbildung des damals hier in Dresden lebendig anwesenden Thieres gegeben und die Zahnfächer der Kinnlade, aus welcher die Zähne ausgefallen waren, mit abgebildet.

419. 420. Der labradorische Dachs. Meles labradoria *Sabine.*

Mexic. Flacyotl *Hernaud.* — Franz. Le Carcajou, le Brairo, le siffleur. — Engl. The american Badger, the Brairo, the Lacyotl Frarow. — Amerikanischer Dachs. Ursus labradoricus *Lin. Gm.* U. Taxus *Schreb.* Meles Jeffersonii *Harl.*

Weichbehaart, oben graulichbräunlich, auf dem Kopf und Rücken eine weißliche Längsbinde, Seiten der Schnauze, ein Fleck hinter den Augen und die Beine schwarzbraun. Länge 2 Fuß 2 Zoll; Schwanz 3 Zoll. Dresdner Museum.

Schon durch die weichen Haare vom europäischen Dachs verschieden, dann auch kleiner und schlanker gebaut, der Schwanz kürzer. Gesicht und Unterseite sind weißlich. In ebenen Gegenden in Nordamerika.

421. 422. **Der europäische Dachs.** Meles Taxus *Pallas.*

Alte Namen: Melis, Meles, Taxus, Maelis, Mellis, Melo, Melotus, animal mellosum, Blerellus, Echinus terrestris. — Deutsch: Dachs, Tachs, gemeiner Dachs, Dachsbär, Greving, Gräfing. — Holl. Das, Dassa. — Dän. Brok, Graeving, Graevling. — Norweg. Graevling, Hundgraefling, Svingraevling, Svinsok. — Schwed. Gräffvin, Graefling. — Engl. Badger, Brock, Gray, Pate. — Welsch. Pryf Lluryd. — Galif. Broc. — Franz. Blaireau, Blereau, Bleureux, Taisson, Grifard, Badoneau. — Ital. Tasso. — Span. Tejou, Tasugo. — Port. Texugo. — Ruff. Barsuk. — Weißruff. Charzùn. — Tatar. und Sibir. Borsuk. — Mongol. Torochiòs. — Burät. Dorgong. — Kalmükk. Soorchan, Tórocho. — Tungus. Nurgo. — Am Baikal: Darrakon. — Lett. Ahpscha. — Esth. Maehr. — Berg Samojed. Norgo. — Arinz. Euchas. — Ostjäk. am Fl. Kas: Chous. — Tscherkess. Borsuk. — Osset. Sagaràk. — Georg. Madschy. — Ursus Meles *Linn.* — Urs. Taxus *Blmbch.* — Meles europaeus und M. vulgaris *Blainv.*

Gelblichgrau, grobhaarig, Haare gegen das Ende grau und schwarz geringelt, Gesicht weiß, beiderseits mit breitem schwarzbraunen Streif vom Mundwinkel aus, die Augen einschließend nach den Ohren verlaufend, Beine schwarz; Länge 2 Fuß 4 — 6 Zoll, Schwanz 5 — 8 Zoll.

Kurzbeinig gebaut wie die Marder, ist doch der Rumpf dem des Waschbären ähnlicher, der Kopf breit, die vorn gewölbte Nase ist schwarz und feucht. — Fast über ganz Europa verbreitet, kommt er dennoch im mittleren und nördlichen Gebiete häufiger vor. Ebenso findet er sich in Asien, in Sibirien bis zur Lena, auch am kaspischen Meere am Fuße der kaukasischen Gebirge bis in die Alpenregion, dann in Georgien und Persien und in Taurien. Gern hält er sich in Gärten und Feldern oder in der Nähe der Wälder, weniger in ihnen selbst auf. Seinen Bau gräbt er gern an abschüssigen Orten und sucht sich in dessen Nähe eine Höhlung, in welcher er seinen Koth ablegt und mit Erde bedeckt. Die Röhren führen zum Kessel, welcher so geräumig ist, daß er bequem zum Lager und zur Erziehung der Jungen dienen kann. Röhren finden sich mehrere, bis zehn, indessen werden gewöhnlich nur wenige, eine oder zwei befahren und die übrigen sind für den Nothfall bestimmt oder Luftröhren. Das Lager ist mit Heu, Würzelchen und Laub ausgefüttert und der ganze Bau sehr reinlich gehalten. Der Dachs ruht während des Tages und geht erst zur Nachtzeit aus, um seine Nahrung zu suchen. Diese nimmt er theils aus dem Pflanzen-, theils aus dem Thierreiche. Wurzeln und Früchte, Würmer und Insecten, Amphibien, kleine Vögel und Eier, sowie Mäuse und andere kleine Säugethiere machen dieselbe aus. Gegen den Herbst hin wird er fett, rollt sich dann nach eingetretenen Frösten in seinem Kessel zusammen, drückt die Nase an die Tasche unter dem Schwanze und nur bei Eintritt gelinder Witterung geht er dann noch aus, um zu trinken. Das Weibchen wirft im Frühjahr 3 — 5 bläulichgraue, neun Tage lang blinde Junge. Das Naturell des Dachses ist furchtsam und träge, bei Gefahr beißt er furchtbar um sich herum und in der Gefangenschaft gehalten, gewöhnt er sich auch am Tage wachsam zu sein und läuft dann gewöhnlich lange, unaufhörlich abwechselnd von einer Seite des Käfigs zur anderen. Während der Dachs in Weinbergen und Feldern durch Wühlen und Verzehren von Wurzeln schädlich wird, so wiegt seine thätige Jagd auf die Feld- und Waldmäuse diesen kleinen Schaden reichlich wieder auf. Im October wird der Dachs gewöhnlich an mondhellen Abenden in der Nähe des Baues geschossen. Schon vor dem Herauskommen aus dem Baue vernimmt man sein polterndes Geräusch, darf aber nicht früher schießen, bis er mehrere Schritte vom Baue sich entfernt hat, doch kehrt er auch dann noch, gewöhnlich verwundet, nach

dem Baue zurück und ist dann besonders sehr schwer oder nicht zu erlangen. In älteren Zeiten wurden sie gehetzt, was auch gegenwärtig noch hier und da mit Anwendung der Dachshaube geschieht. Das Fangen im Tellereisen ist besonders zu empfehlen, das Ausgraben nur in möglichst gleichartigem Boden möglich. Die krummbeinigen Dachshunde spielen dabei eine wichtige Rolle. Fett und Fell werden benutzt.

423. 424. Der Stinkdachs. Mydaus Meliceps *Fr. Cuv.*

Franz. Le Telagon. — Engl. The Stinkard or Teledu. — Mephitis javanensis *Raffles* Linn. Trans. XIII. 251. — Ursus foetidus *Horsf.* zool. res.

Oben 4, unten 5 Backenzähne, oben die 2, unten die 3 vorderen als Lückenzähne, der dritte oben und der vierte unten ein Reißzahn, die hintersten Höckerzähne. Vorder- und Eckzähne wie beim Dachs. Die Schnauze rüsselartig knorpelig beweglich; Beine kurz, sohlenläufig, fünfzehig, Krallen, besonders die vorderen sehr lang, als Grabeklauen gebildet; Schwanz und Ohren kurz. An der Brust 4, am Bauche 2 Saugwarzen. Zwischen Schwanz und After zwei runzelige Stinkbeutel.

Fast walzig langgestreckt, Beine niedrig, Vorderklauen doppelt so lang als hintere, weiß; Farbe des Haares dunkel kastanienbraun; Hinterkopf, Nacken und Längsstreif über dem Rücken gelblichweiß; Haare kurz und straff. Hält sich auf Java in Gebirgsgegenden über 7000 Fuß Höhe auf und nährt sich von Gewürm und Insecten. Man genießt sein Fleisch.

425. Der Balisoar. Arctonyx collaris *Fr. Cuv.*

Ind. Bali-soar, d. i. Sandschwein. — Franz. Le Bali-Saur. — Engl. The Bali-saur or Sand Bear. — Mydaus collaris *Gray* ind. zool.

Haar gelblichgrau, schwärzlich gespitzt, Schnauze fleischroth, Kehle weißgelb, von einem schwarzen Bande, welches durch die Augen, an den Halsseiten und durch einen Winkel wieder vorwärts verläuft, eingefaßt; Beine schwarz; Schwanz dünn und lang, Ohren kurz, weiß gesäumt; Länge mit Schwanz 20 Zoll, dieser 9 Zoll*).

Duvaucel sah das Thier in beiden Geschlechtern in der Menagerie zu Baracpour; der Generalgouverneur hatte es in den Gebirgen entdeckt, welche die Provinz Boutan von Hindostan trennen. Er sagt, es habe den Wuchs eines Bären, den Rüssel, die Augen und den Schwanz eines Schweins, kurze, ganz behaarte weißgerandete Ohren, sohlenschreitende Beine, und die fünf längs durch enge Haut verbundenen Zehen mit kräftigen zolllangen Nägeln bewaffnet. Das Haar ist grob, dicht und vergrößert bedeutend den Umfang des Körpers, nur am Kopfe ist es kurz und dicht, der Bauch fast nackt. Die Hauer sind schwarz gespitzt. Sechs kleine Vorderzähne sind gleich groß, die Eckzähne lang, unmittelbar darauf folgen die glatten Backenzähne, an Größe nach hinten abnehmend. — Ausgestopft im brittischen Museum durch die indische Compagnie, von Chittagong, zugleich Schädel und Afterdrüsen, vom General Hardwicke.

426. 427. Der Honigvielfraß. Gulo capensis *Desmar.*

Franz. Le Ratel, le Blaireau puant. — Engl. The ratel or Bharsiah. — Viverra capensis *Schreb.* V. mellivora *Blumenb.* V. Ratel *Sparm.* Ursus in-

*) Fr. Cuvier sagt indessen: „La hauteur est de vingt pouces environ, sa queue en a neuf.“

dicus *Hardw.* Bharsiah or Ursitaxus inauritus *Hodgson.* Meles mellivora *Thnb.* Mellivora Ratel *Gray* Brit. Mus.

Oben ein, unten zwei falsche Backenzähne, der Höckerzahn oben verkümmert, Beine kurz, Klauen stark. Pelz oben aschgrau, auch in röthlichgrau ziehend, Schnauze und Unterseite scharf abgeschnitten schwarz, durch einen weißen Streifen von der grauen Oberseite abgegrenzt. Länge 3 Fuß 4 Zoll, Schwanz fast 1 Fuß. Dresdner Museum.

Wuchs ziemlich vom Dachs. Südafrika, Sudan, Dongoln. — Er nährt sich wie die Bären von vegetabilischen und thierischen Substanzen, vorzüglich gern von Honig, den er gut aufzufinden weiß und dabei in Südafrika vom Honigweiserkukuck, Indicator maior et minor, begleitet wird, während die Hottentotten wieder beide begleiten. In der Gefangenschaft erhält er in London früh Brot und Milch, den Tag über Fleisch. Gray zieht das vom General Hardwicke in Indien beobachtete, Ursus indicus genannte Thier hinzu. Es findet sich in mehreren Gegenden auf den hohen Ufern des Ganges und Imuna, auf den Nilgherri- und Nepaulgebirgen; doch soll dasselbe bei anderen Längenverhältnissen: Körper 26 Zoll, Schwanz 6 Zoll, auch keine weiße Abgrenzung zwischen der grauen Ober- und der schwarzen Unterseite haben.

428. **Der Grison.** Gulo vittatus *Desm.*

Franz. Le Grison. — Engl. The Grison or Huron. — Ursus brasiliensis *Thnb.* — Viverra vittata *Schreb.* — Lutra vittata *Traill.* — Galictis vittata *Bell.* Trans. Zool. Soc. II. 201. — Grisonia vittata *Gray* Brit. Mus.

Wie folgende Art, oben 2, unten 3 Lücken- oder falsche Backenzähne, der dritte oben und der vierte unten Reißzähne, übrige Höckerzähne. Langhaarig, Oberseite grau, Schnauze, Kehle nebst Brust und Beinen schwarz, über die Stirn und an den Halsseiten herab zwischen dem Grau und Schwarz eine weiße Grenze. Länge 1 Fuß 8 Zoll, Schwanz 6 Zoll. Dresdner Museum. Südamerika.

Bell unterscheidet in den Transact. Zool. Soc. II. t. 37 als Galictis Allamandi das Thier mit weißlichem Rücken und nennt das mit gelblichem Rücken t. 38 Galictis vittata. Gray verbindet im brittischen Museum beide zu einer Art; auch Wagner hält ersten für das alte Thier.

429. **Der Taira.** Gulo barbarus *Rengger.*

Guian. Brasil. Taira. — Franz. Le Taïra. — Engl. The Tayra. — Mustela barbara *Linn.* M. Galera *Erxleb.* Gulo barbatus *Retz. Desmar.* Galera subfusca *Browne* jam. t. 29. f. 1. Viverra vulpecula *Schreb.* Poliocephala *Trail.* Gulo canescens *Illig.* Mustela gulina *Max. N. W.* Galera barbara *Gray* brit. Mus.

Langgestreckt, schwarzbraun, Kehle weißlich, Kopf graulich oder nebst Schultern graubraun. Länge 2 Fuß, Schwanz 15 Zoll. Museum in Dresden.

Kurz- und glattbehaart, von Wuchs marderähnlich und so wie dieser im Betragen, räuberisch und blutgierig. Im tropischen Amerika, Brasilien, Guiana, Paraguay.

430. 431. **Der nordische Vielfraß.** Gulo arcticus *Desm.*

Holl. Veelvrat. — Dän. und Norweg. Jaerf, Jerf, Filfras, Kola. — Schwed. Järf, Filfras, Fras, Snop, Snok. — Engl. The glouton. — Franz. Le glouton, goulu. — Russ. Rossomak, Rosamak, Rosamacha. — Poln. Rosomacha. — Böhm. Mnohozrai, Hltaun. — Ungar. Rosomak. — Lappl. Gieedk. — Tatar.

am Jenisei: Okuò, Kunù, Kahna, Jakut. Sègen, Barabens. Chùnù. — Mongol. Dsége, Burät. Dségen, Kalmüff. Dshakan. — Tungüs. Tschàtak, Tompatschan, am Jenisei: Jentáki, Lamut. Onaki. — Permiens. Ssán, Laana, Sirän. Latscheg, Wotjäk. Laagdsek, Wogul. Kimal, Ostjäk. Beresow. Lotmach (Dieb). Estell. am Irtis: Lotschik, Surgutens. und Jugan. Kymlych, Narymens. Ungoentsch, Lumpocol. Wassugan. — Samojed. am Ob: Jengyné, Juräk. Gingaeni, an der Petschora: Ingine-paod, Mangasee: Biggodi, Tavginz. Bintissi, Tomsk. Jungendà, Bergbewohner: Dshibke Uengönd, Hougritae, Koibal. Mueugenae, Kamaschinz. Minè. — Arinz. P-hjastáp, Kotow. Peschtap, Assan. Pestap, Pumpocoliens. Kuune. — Jukagir. Chonchonarda, Tschuktschen: Chaper. — Kamtschad. Tymi, Tymmi, Koräk. Chaeppei, Japan. Mudschinà, Ind. Bidschù?

Dunkel kastanienbraun, Rücken schwarz, Kehle weißlich; Länge 2 Fuß und darüber, Schwanz schweifartig lang behaart, 8 Zoll. Dresdner Museum.

Dicker gebaut als Marder, nähert er sich im Wuchs mehr dem Dachs. Vormals auch über Mitteleuropa verbreitet, findet er sich heut zu Tage nur auf den kältesten Norden beschränkt, wo er als blutgieriges Raubthier nicht nur kleinere Thiere tödtet, sondern auch größeren von Felsen oder Bäumen aus auflauert und selbst Rennthieren und Elenthieren auf das Genick springt, sogar um seines Raubes willen in die Wohnungen der Menschen eindringt. Die alten Fabeln von seiner Gefräßigkeit verdienen heut zu Tage keiner Erwähnung mehr, denn er ist nicht gefräßiger als andere Raubthiere es sind. Sein Aufenthalt sind Felsschluchten und Höhlen, ohne daß er selbst baut. Sein Gang ist schleichend, aber dennoch ziemlich schnell und er legt auf seiner Jagd in Kurzem bedeutende Strecken zurück. Winterschlaf hält er nicht. Das Weibchen soll 2 bis 4 Junge gebären. Sein Pelz wird sehr geschätzt.

Der etwas blasser gefärbte nordamerikanische Vielfraß: Ursus luscus *Linn.* *). Gulo luscus *Sabine*, the Wolverenne *Penn.* scheint keine verschiedene Art zu sein. Die russisch-amerikanische Compagnie führte in 7 Jahren nur 559 Stück ein.

632. **Der maskirte Vielfraß.** Gulo larvatus *Temm.*

Franz. La glouton à masque.

Olivendunkelbraun graulich, Gesicht weißgefleckt, Beine und Schwanzspitze schwarz. Temmink's Museum. Vaterland ungewiß. Größer als Iltis.

633. **Der rostbraune Vielfraß.** Gulo ferrugineus *Ham. Smith.*

Franz. Le glouton ferrugineux. — Gulo castaneus *Griff.* — Eira ferruginea *Ham. Sm.* nat. libr. mammal. XIII. introd. 204.

Kastanienrothbraun, Schwanz schwarz, Beine dunkelbraun; Kopf breit und niedergedrückt, Augen und Nasenlöcher nahe beisammen, Ohren entfernt, Länge nebst Schwanz beinahe 4 Fuß, Schwanz $\frac{1}{3}$ der Körperlänge.

Mehr otterartig, daher mit G. barbarus die Gattung Eira bildend, doch sind von gegenwärtiger Art die Zähne nicht bekannt. Haare lang und grob. Vaterland zweifelhaft. Bullock's Museum.

432. 433. **Der Waschbär.** Procyon lotor *Storr.*

Amer. Quachy, Hespan, Espan, Sjup, Altighro, Quanpecotli. — Engl. The Raccoon. Franz. La raton. — Lotor vulgaris *Tiedem.* — Schupp. —

---

*) In einigen Naturgeschichten findet sich als Schreib- oder Druckfehler das sinnlose Wort „lusous."

Jederseits oben und unten 3 Höckerbackenzähne und vor ihnen 3 falsche spitzige Backenzähne mit jenen eine ununterbrochene Reihe bis zu den Eckzähnen bildend. Diese gerade und zusammengedrückt. Zehenläufer, ruhen sie doch auf der ganzen Sohle. — Graubraun, unterseits weißlich, Schnauze weiß, ein schwarzbrauner Strich durch die Augen. Schwanz braun und weißlich geringelt. Länge 1½ bis 2 Fuß, Schwanz 8 bis 9 Zoll.

Lebt in Nordamerika. Wollhaar graubraun, Oberhaar braun, in der Mitte gelblichgrau, gegen die Spitze schwarz. Vorderbeine heller, weißlichgraulich, ebenso ein Busch in der Gegend des Ohres, hinter dem Ohr ein dunkelbrauner Fleck. Der Schwanz ist fast wie bei der wilden Katze, auch die Bewegung des Thieres hält die Mitte zwischen dachs- und katzenartig. Er nährt sich, wie der Dachs, von Wurzeln und Früchten, sowie von kleinen Säugethieren und Vögeln oder Gewürm und Insecten und hat die Eigenheit, seinen Fraß einzutauchen und mit den Vorderpfoten zu waschen. Er ist leicht zähmbar und gewöhnt sich leicht an Menschen, doch ist er nur zur Nachtzeit recht munter. Eine weiße Varietät: Meles alba *Briss.* Procyon nivea *Gray*, befindet sich im brittischen Museum. Gewöhnlich gefärbte Exemplare sind heller oder dunkler.

434. **Hernandez's Waschbär.** Procyon Hernandezii *Lichtst.*
Mex. Mapach, Tepe Maxtlaton *Hern.*

Graulich oder bräunlichschwarz, weißlich melirt, Pfoten schwarzbraun, Gesicht weiß, schwarzes Band unter den Augen, Ohren innen, sowie die Schnurren weiß, Schwanz dunkelbraun, schwärzlich geringelt. Länge 1 Fuß 4 Zoll 9 Lin., Schwanz 9 Zoll.

Mexico. Durch Wagler in der Isis 1831 und in Schreber's Fortsetzung bekannt gemacht. Der Schwanz an der Abbildung soll aber eigentlich nach der Spitze dünner werden.

435. **Der Krabbenfresser.** Procyon cancrivorus.
Brasil. Agouara Popé *Azara.* Guassini, Guaschini *Max. N. W.* — Ursus cancrivorus *Cuv.* — Franz. Raton Crabier *Buff.* — Engl. The Agouara.

Rothgrau oder fuchsroth, Rückenhaar schwarz gespitzt, Unterseite weißlich, Beine dunkelbraun, Gesicht weißlich, Augenring weiß, schwarzbraun eingefaßt, Schwanz geringelt. Länge 2 Fuß 4 Zoll 6 Lin., Schwanz mit Haare über 1 Fuß. Dresdner Museum.

Schlanker gebaut als der Waschbär, insbesondere die Gliedmaßen mehr gestreckt. Ohren 1 Zoll lang, etwas abgerundet, außen fuchsroth, innen weiß; Nase schwarz, von deren Spitze bis zum Augenwinkel 2 Zoll, von der Nasenspitze bis zum Ohr 5 Zoll; Vorderlauf 5 Zoll 6 Lin., Vorderpfote 2 Zoll 9 Lin., Krallen stark, gebogen und spitzig, bis 5 Linien lang, Hinterlauf 5 Zoll 6 Linien, Hinterpfote 5 Zoll 3 Linien, Krallen bis 9 Lin.; Schnurren weißlich, die oberen bald über der Basis bis zum Ende schwarzbraun. Wollhaar kurz, gelblichgrau, dünn; Oberhaare an der Wurzel weißlich, dann grau, größte Hälfte bis Ende fuchsroth, Rückenhaare lang schwarz gespitzt, gegen 9 Lin. lang, Schwanzhaare 1 Zoll 6 Lin., sieben Ringe und die Spitze dunkelbraun, letztere mit schwärzlichen Haaren gemischt. Südamerika, unser Thier aus Surinam: Dr. Hering.

436—440. **Das braune Nasenthier.** Nasua fusca *Desmar.*
Südamer. Cuati monde oder mundeo. Nasua obfuscata *Illig.* socialis fusca *Fisch.* solitaria *Max. N. W.* — Einsames Nagethier, in den Menagerien: der Ameisenbär, Coati. —

Schnauze und Gesicht schwarzbraun, Gesicht mit weißem Mittelstreif und 3 weißen Flecken um jedes Auge. Kinnlade weiß, an der Spitze schwärzlich. (Die weiße Mittellinie und der weiße Kinnbackenrand der folgenden Art fehlen.) Gliedmaßen schwarz, Rücken bräunlichgelb, nach hinten etwas dunkler, Bauch und Innenseite der Schenkel gelblichgrau. Schwanz um 2 Zoll kürzer als Leib, mit 7 gelbbraunen und eben so vielen schwarzen Ringen, Spitze schwarz; Länge 1 Fuß 7 — 8 Zoll; Schwanz 1 Fuß 6 Zoll.

Die specifische Verschiedenheit dieser Art von der folgenden wird von einigen Schriftstellern bezweifelt. Es giebt deren indessen noch mehrere, und die genügendsten Auseinandersetzungen der Arten hat nun Tschudi in seinen Untersuchungen über die Fauna Peruana S. 95 bis 104 gegeben, dem wir deshalb folgen, weil bei anderen Schriftstellern, mit Ausnahme des Prinzen Maximilian von Neuwied, viel Verwirrung herrscht. Dieser verließ die bis dahin eingeführten Benennungen und unterschied Nasua solitaria und Nasua socialis s. unten.

Tschudi sagt, daß es immerhin auffallend bleibe, daß die Eingeborenen und Reisenden beide Arten stets unterscheiden, die Vereinigung aber nur von Schriftstellern vorgenommen worden sei, welche die Arten entweder nur aus Abbildungen oder nach Bälgen kannten. Die gedrängteren Formen, die Länge des Schwanzes, die Kürze der Schnauze und das Färbungssystem rechtfertigten hinlänglich diese Ansicht. Diese Art lebt einsam oder paarweise und bereits Azara beobachtete dieß, hielt sie aber für ein sich isolirendes Männchen. Rengger und Maximilian Prinz Neuwied haben das widerlegt und letzterer ihr deßhalb den Namen N. solitaria gegeben.

Mein werther Freund Dr. Dehne hatte ein Thier dieser Art lange lebendig und theilte mir darüber folgende Beobachtungen, späterhin auch das gestorbene Thier selbst für das zoologische Museum mit. Die Abbildungen 437 — 440 sind nach diesem lebenden Exemplare unter seinen Augen gefertigt.

Herr Dr. Dehne schreibt Folgendes. „Unser Nasua hat die Größe unseres Fuchses, auch in der Kopfbildung Vieles mit ihm gemein. In seinem Betragen, seinen Anlagen, Talenten, muthigem und furchtlosen Benehmen gleicht es mehr dem Hunde. Gleichwohl ist es dessen größter Feind; es wittert ihn schon in weiter Ferne und kratzt und beißt fürchterlich um sich, wenn ihm einer zu nahe kommt; kann es ihn nicht erreichen, dann giebt es seinen höchsten Ingrimm durch einen schneidend pfeifenden Ton zu erkennen. Hat sich der Gegenstand seiner Wuth entfernt, dann springt es noch eine geraume Zeit in den geschmeidigsten Wendungen im Käfig herum, steckt häufig die Nase zu allen Oeffnungen heraus, um zu erspähen, wo sich sein Feind befindet. Einen schönen Anblick gewährt es, das Rüsselthier sodann in voller Thätigkeit zu sehen; alle seine Muskeln sind in Bewegung, die Nase dreht sich mit der größten Schnelligkeit nach allen Seiten, die Augen funkeln mit einem feurigen hellgrünen Schein, Alles an ihm zeigt Leben, Gewandtheit und Aufmerksamkeit an. Sein Gesicht scheint ziemlich schwach zu sein, desto stärker aber sind Geruch und Gehör. Das Gebiß ist fürchterlich; die unteren Hundszähne sind noch über der Wurzel einen Zoll lang; die etwas kürzeren oberen sind nach außen gebogen und ragen hinter den unteren zu beiden Seiten zum Maule heraus. Schneidezähne befinden sich oben vier sehr kleine; in weniger Entfernung davon zwischen diesen und den Hundszähnen auf jeder Seite ein kleiner etwas spitziger. Die unteren Schneidezähne, wie die Backenzähne habe ich noch nicht genau zählen und untersuchen können, weil es zu schwer hält, dem Thiere das Maul zu öffnen; es wehrt sich

auf alle Art dagegen. Die Zunge ist schmal, mit ihr schlappt es das Wasser wie ein Hund.

Es ist männlichen Geschlecht; seine Hoden haben die Größe kleiner Welschnüsse und liegen außen; die Ruthe aber ist unter dem Bauchfell verborgen und enthält einen Knochen, gleich der der Marder u. a., wie man bei genauer Untersuchung deutlich fühlt. Der Schwanz ist beinahe so lang, als das ganze Thier und von derselben Farbe wie der übrige Körper, nur sehr undeutlich dunkler geringelt, welches wir bemüht gewesen sind, im Bilde möglichst naturgetreu auszudrücken. Das Ende des Schwanzes ist nicht cylindrisch, sondern platt, und die Haare stehen hier blos nach zwei Seiten hin. Das Rüsselthier hat darin eine bedeutende Stärke; es braucht ihn beim Klettern auf schmalen Gegenständen, z. B. auf dem Rande seines Gitterkastens zum Balanciren.

Blos die Sohlen der Vorderfüße sind kahl, die der Hinterfüße aber großentheils mit steifen, nach der Ferse zu breiten und plattgedrückten Borsten, welche widerhaarig stehen, bedeckt; diese dienen dem Thiere zum bequemen Klettern auf glattstämmige Bäume und zum Festhalten auf deren Aesten. Man muß erstaunen, mit welcher Behändigkeit es über die schmalsten Gegenstände hinläuft. Der Vorderpfoten bedient sich der Coati statt der Hände; er nimmt damit Kirschen und andere Kleinigkeiten auf und bringt sie zum Maule. Er läuft stets auf der ganzen Sohle und nicht, wie er oft fälschlich abgebildet ist, auf den Zehen. Seine Krallen sind lang und stark; sie dienen ihm als Waffen, wie auch zum Graben und Wühlen.

Was die Anatomie des Coati's anbetrifft, so kann man sich darüber einigermaßen in den Abhandlungen der Herren Perrault, Charras und Dodart belehren, wo sich auch, wenigstens in der deutschen Uebersetzung, welche ich vor mir habe, eine höchst mangelhafte Abbildung des Thieres befindet.

Der Pelz meiner Nasua hat Aehnlichkeit mit dem des Waschbären, ist aber nicht so langhaarig, hingegen desto dichter; nur am Bauche schimmert die nackte Haut durch. An der Brust und den Vorderschenkeln hat das Fell wegen der weißen Endspitzen der Haare einen weißlichen Schein, wie das des Silberfuchses; schwer ist es, diesen Schimmer durch die Illumination wiederzugeben. Trotz dieses starken Pelzes ist mein Rüsselthier sehr frostig; kalte und feuchte Witterung behagt ihm sehr wenig; dann rollt es sich im Winkel seines Käfigs zusammen, steckt Rüssel und Pfoten unter den Bauch, so daß man nichts davon sieht und läßt sich durch nichts, was außen vorgeht, stören. Am wohlsten befindet es sich bei der größten Hitze, dann weiß es vor Uebermuth nicht, was es angeben soll; es legt sich der Länge nach auf den Rücken, wälzt, überburzelt, streckt sich, spielt mit dem Schwanze, nimmt in kurzer Zeit die verschiedenartigsten und lächerlichsten Stellungen an, zeigt dabei in seinen Bewegungen eine außerordentliche Gewandtheit und erregt dadurch in seinen Beobachtern den Wunsch, ebenso seinem Treiben im freien Naturzustande zusehen zu können. Am possirlichsten sieht es aus, wenn es auf den Hinterbeinen sitzt oder wie man hier sagt, Männchen macht und sich während dem an der Brust, am Bauche, Halse, auf dem Rücken kratzt; es weiß hierzu seine gelenken Vorderpfoten auf die gescheidteste Art zu benutzen. Es hat nicht die üble Gewohnheit, seinen Schwanz zu benagen, wie man dieß bei mehreren Coati's bemerkt hat. — Uebrigens ist es sehr reinlich, wodurch seine Abwartung bedeutend erleichtert wird; es trägt seinen Unrath regelmäßig in einen dazu bestimmten Blechkasten, in welchem sich Sägspähne befinden. Am Tage ist es munter, Nachts schläft es zusammengekugelt. Im Schlafe läßt es sich nicht gern stören, geschieht dieß aber, so giebt es seinen Unwillen

durch einen kurzen abgebrochenen, oft wiederholten grunzenden Ton zu erkennen, sieht denjenigen, welcher seine Ruhe unterbricht, mit halbgeöffneten Augen verdrüßlich an und steckt dann sogleich den Rüssel wieder zwischen die Beine, ohne weiter auf das zu achten, was vorgeht. Es macht sich gern aus Stroh oder Heu ein weiches Lager, lockert dasselbe von Zeit zu Zeit ordentlich auf, wechselt gern mit seiner Lagerstätte und trägt zu diesem Behufe das Stroh im Maule und unter dem Kinn von einem Orte zum anderen. Mit Tagesanbruch wird es munter, dann rasselt es unaufhörlich mit seiner Kette, welche es, um daran bei Oeffnung des Käfigs gehalten werden zu können, am Halse trägt, hin und her.

In Südamerika werden die Coati's hier und da als Hausthiere zum Mäuse- und Rattenfangen gehalten; ich glaube auch, daß sie sich dazu vortrefflich eignen, nur wird man wegen ihrer Raubgier das Hausgeflügel und anderes zahmes Vieh sehr vor ihnen hüten müssen.

Mein Rüsselthier mag jetzt ungefähr zwei und ein halbes Jahr alt sein; seine Freßlust ist sehr gut; zur gewöhnlichen Nahrung bekommt es Herz, Lunge, Milz, auch Fleisch von Kälbern, Rindslunge, Alles roh, nur selten gekochtes Fleisch. Am liebsten ist ihm lebendiges Geflügel, als Hühner, Tauben, Krähen; wenn man ihm diese vorwirft, dann zeigt es seine Freude durch ganz eigenthümliche Töne an. Wirft man einen Sperling, einen Goldammer oder einen anderen munteren Vogel in seinen geöffneten Käfig, so erhascht es denselben, ehe er fliegend den Rand des Käfigs erreicht, mit bewundernswerther Schnelligkeit. Den Körper eines Kukuck verschmähte es nicht. Nach Eiern ist es sehr lüstern, es frißt sie, selbst Hühnereier, mit der Schale. Von Säugethieren verzehrte es Haasen, Kaninchen, Eichhörnchen, Ratten, Mäuse, Fledermäuse, Reh- und Hirschwildpret. Mit größter Begierde verzehrt es auch Fische, z. B. Schmerlen, Karpfen, Weißfische, junge Lachse, auch Krebse mit der Schale, so daß auch nicht eine Spur zurückbleibt. Insecten scheinen zu seiner Lieblingsspeise und Hauptnahrung zu gehören. Hier verzehrte es Maikäfer, Melolontha vulgaris, kannenweise, ferner die Larven des Trichius eremita, der Cetonia marmorata und aurata, des Tenebrio molitor, nicht so gern die Käfer aus den Gattungen Carabus, Abax, Pterostichus und ähnliche. Sehr lüstern ist es nach allen Schmetterlingen, Raupen und Puppen derselben. Aus anderen Ordnungen fraß es unter Anderem den so sehr übelriechenden Cimex rufipes, Vespa vulgaris, Musca domestica, M. carnaria und vomitoria, welche es begierig selbst fängt. Zum Genuß von Laubfröschen, Regenwürmern, Butterbrod scheint es sich nur im Nothfall zu bequemen. Kirschen zieht es allem Anderen vor; es weiß sie sehr geschickt mit den Pfoten zu fassen und zum Maule zu bringen; die Kerne läßt es fallen. Auch Heidel- und Himbeeren behagen ihm sehr. Frisches, jedoch etwas verschlagenes Wasser säuft es oft und außerdem auch Milch, welche ihm, wie auch Semmelmilch, sehr gut schmeckt. — Fleisch von Raubthieren läßt es unberührt; dieß war der Fall mit den ganz frischen Körpern vom Sperber, Falco Nisus, Wiesel, Mustela vulgaris, Fuchs, Canis Vulpes. Eine Keule von diesem beschmuzte es mit seinem Urin und Kothe und verscharrte sie dann in die Sägspähne. Spitzmäuse, Maulwürfe sind ihm gleichfalls ganz zuwider, es wälzt sie eine Zeitlang auf dem Boden hin und her, beschnüffelt sie und wirft sie endlich, wenn es sich von ihrer Ungenießbarkeit überzeugt hat, zum Käfig hinaus. Die Meloëarten behandelt es eben so; hier scheint es durch den widrigen Geruch des gelben Saftes abgeschreckt zu werden. — Vor einer Blindschleiche, Anguis fragilis, und einer Kragennatter, Coluber natrix, entsetzte es sich der-

maßen, daß es kaum wieder zu beruhigen war. Dieß ist um so merkwürdiger, als unser gewöhnlicher Dachs, Meles vulgaris, welcher sonst Manches mit ihm gemein hat, solche Thiere vorzugsweise verzehrt.

441 — 443. Das rothbraune Nasenthier. Nasua rufa *Desm.*

Südamerik. Quachi, Quasje, Coati. — Viverra nasua et narica *Linn.* Nasua rufina *Desm.* socialis *Max. N. W.* socialis rufa *Fisch.* Das Quasje, rothe Nasenthier, rother Coati, rother Ameisenbär.

Schnauze schwärzlich, Oberlippe weiß gesäumt, ein weißlicher Streifen verläuft über die Mittellinie des Gesichts; drei weiße Flecken sind um jedes Auge, einer über demselben etwas nach dem hinteren Winkel zu, ein anderer in der Mitte unter demselben und ein dritter etwa einen halben Zoll vom hinteren Augenwinkel auf der nämlichen Höhe mit dem unteren Flecken. Das Ohr ist dunkel auf der Innenseite und weiß gesäumt, Kinnlade und Kehle weiß. Pelzfarbe braunroth, variirt aber außerordentlich, Haar dunkelbraun mit hellröthlichbrauner Spitze; dieser folgt ein schwarzer schmaler Ring, welcher immer noch sichtbar ist, auf diesen ein etwas hellerer als die Spitze, welcher allmälig in die graue Basis übergeht. Wollhaar meist dunkelgrau. Bauch heller als Rücken nach gleichem Färbungssystem. Beine schwärzlich. Schwanz ziemlich dicht behaart, 8 — 9 — 10 dunkelbraune oder schwärzliche Ringe wechseln mit eben so vielen weißlichen oder falben ab, Spitze immer dunkel, Länge etwa anderthalb Zoll geringer als die des Körpers. Länge 1½ Fuß, Schwanz 1 Fuß. Dresdn. Museum. Tschudi maß große Exemplare 1 Fuß 9½ Zoll, Schwanz 1 Fuß 8 Zoll. Tschudi beobachtete folgende Varietäten:

1) die einfarbig lichtbraune, Hinterkörper etwas dunkler, zuweilen ganz schwarz;
2) die einfarbig lichtbraune (als Grundfarbe das Braune) mit vielen weißlichen Schattirungen auf den Schultern und am Bauche;
3) die einförmig hellrothbraune (rostrothe), die Schwanzringe theils schwarz, theils von der Körperfarbe; Gliedmaßen schwarz;
4) die gesättigt kastanienbraune, der Hinterkörper geht in's Schwärzliche über.

Bei allen Verhältnissen sind beständig: die weißen Augenflecke, die dunkelfarbige Schnauze, das Verhältniß des Schwanzes, das weißgesäumte Ohr, welches innerseits dunkler ist. Diese Art lebt gesellig, in Trupps von 15 bis 20 Stück durchzieht sie die dichten Wälder. Ihre Lebensweise und Nahrung gleicht im Ganzen der der vorigen Art. Im hiesigen Museum habe ich neben dem erwachsenen Thiere noch ein junges vor mir von 8 Zoll Länge; dessen Schwanz hält 7¼ Zoll; die Farbe des ganzen Thiers ist nur um etwas heller als die des alten. In Südamerika 0° bis 36° südl. Br. von der Küste des atlantischen Oceans bis zu den östlichen Vorbergen der Binnencordilleren, daher in der ganzen Längenausdehnung von Peru, aber nur bis 1800 Fuß hoch über dem Meere.

Tschudi unterscheidet noch außerdem:

N. leucorhynchos *Tschudi*, Schnauze weiß, Schwanz körperlang, im Alter gleichfarbig. Im Innern von Brasilien.

N. vittata *Tschudi*, dunkelbraun, Gesicht und Kopf dunkelschwarz, eine schwarze Binde verläuft vom Scheitel bis auf die Rückenmitte; Schwanz geringelt. Im Innern von Guiana: Schomburgk. Berl. Museum.

N. montana *Tschudi*, oben röthlichbraun, schwarz melirt, Schnauze und Unterseite schwärzlich, Gesicht gelbgrau (ohne Flecken um das Auge), ein schwarzer

Fleck hinter den Ohren, Kehle und Brust weißlich; Schwanz geringelt, wenig kürzer als Leib. Länge 1 Fuß $3\frac{1}{2}$ Zoll, Schwanz 1 Fuß 2 Zoll, Kopf 7 Zoll, Kopfbreite 3 Zoll, Höhe von der Fußsohle bis Widerrist 6 Zoll, bis zum Kreuz 8 Zoll, Vorderfuß 2 Zoll 9 Lin., Hinterfuß 3 Zoll 2 Linien. In Peru in den höchsten Gegenden in der Waldregion beinahe an der Gränze der Baumvegetation.

611. **Der braune Wieseldachs.** Melogale fusca *G. St. Hil.*

Franz. La mélogale masquée, Melogale personata *Géoff. St. Hil.* bei *Belanger* voy. p. 129—140.

Die Kennzeichen der Gattung werden erst so bestimmt: Zähne wie beim Marder, 18 oben, 20 unten, also 38; Kopf kegelförmig gestreckt, Schnauze dünn, lang, ohne Rüssel; 10 Backenzähne oben, 12 unten, obere Eckzähne vierkantig, 4 höckerig, nähern sich hierin den Höckerzähnen; Zehen 2, Daumen kurz, Nägel vorn sehr lang, stark und gebogen, hintere wie Hundsnägel; Schwanz lang.

Man fand nur eine Art, welche so beschrieben wird. Kopf oben größtentheils braun, etwas röthlich, zwischen den Augen ein großer unregelmäßiger dreieckiger weißer Fleck; Lippen, Wangen und der größte Theil des Raums zwischen Augen und Ohren sind weiß. Die Haare nächst dem Ohre und die Seiten der Schnauze braun, so auch einige Haare mitten auf den Wangen. Unterseite von Kopf und Hals weiß. Von der Mitte des Oberkopfs beginnt ein schmaler weißer Streif, welcher die Mittellinie bis zum Hinterrücken verfolgt. Das Braune vom Oberkopf zieht sich über die Seiten nach hinten und gränzt an den weißen Streifen, geht aber unmerklich in helleres Braun über. Die Seiten und Außenfläche der Gliedmaßen tragen grauröthliche Haare, oder ziehen vielmehr wegen ihrer weißen Spitzen in Weingelb. Die Gliedmaßen sind von gleicher Farbe, doch auf den Vorderarmen und Unterschenkeln mehr gelbgrau, weil die meisten Haare weiß gespitzt sind; Pfoten mehr braun, an den kurzen Haaren, welche diese bedecken, finden sich nur wenige Spuren mehr von Weiß; Schwanz sehr langbehaart, zweifarbig; erste Hälfte oben von der Farbe der Seiten, untere weißlich; die Haare an der Schwanzwurzel braungraulich, weiß gespitzt, die Haare gegen das Schwanzende sind ganz weiß. Schnauze und Ohren fleischfarbig; Sohle der Pfoten schwärzlich; Nägel weißlich, Schnurren braunroth. Länge 1 Fuß 1 Zoll; Schwanz (ohne Haare) etwa noch halb so lang; Kopf 3 Zoll 9 Lin.; Vorderpfote bis Nagelspitze 2 Zoll, Hinterpfote 2 Zoll 6 Lin., Mittelvorderzehennagel über die Krümmung 7 Lin., Mittelhinterzehennagel über die Krümmung 3 Lin. Pegu, Gegend von Rangoun: Belanger. Lebt in Wäldern, ist sehr reizbar und sträubt im Zorne das Haar. Fraß in der Gefangenschaft Reis. Jedenfalls ein Höhlenthier.

444. **Der schwarze Bärenmarder.** Arctictis atra *Temm.*

Franz. Benturong noir. — Engl. The Binturong. — Viverra? Binturong *Raffl.* Linn. Trans. XII. 253. Ictides ater *Fr. Cuv.* mammif. Arctictis penicillata *Temm.* Arctitis Binturong *Fisch.*

Vorderzähne 6, oben und unten, Eckzähne stark, kegelförmig, Backenzähne 6 oben und unten, oben 3, unten 4 derselben unächte Backenzähne, der vierte oben und der fünfte unten ein Reißzahn, übrige höckerige Mahlzähne. — Thiere mit langhaarigem groben Pelz und Schwanz und langen spitzigen Haarbüscheln auf den kurzen abgerundeten Ohren. Länge 2 Fuß 6 Zoll, Schwanz 2 Fuß, Höhe 12 — 15 Zoll.

Das ganze Thier schwarz, nur die Schnauze gelblich; die Augen sind braun. Man hielt später das schwarze Thier für das alte Männchen des folgenden. Nächtliches Raubthier in Sumatra, Java, Malakka und Butan. Fr. Cuvier findet den Bau des Gebisses nicht allein für Fleischnahrung, sondern auch für vegetabilische Speisen bestimmt und beobachtete, daß die Thiere bei dieser gemischten Nahrung so zahm wurden, daß man sie nach kurzer Zeit wie Hausthiere betrachten konnte.

445. Der weißstirnige Bärenmarder. Arctitis albifrons *T.*

Franz. Benturong à front blanc. — Engl. Binturong. — Parodoxurus albifrons, Ictides albifrons *Valenc. Fr. Cuv.*

Aschgrau, Kinnlade, Beine und Schwanz schwärzlich, Stirn weiß; Länge 2 Fuß, Schwanz 2 Fuß.

Nach späterer Beobachtung variirt die Haarfarbe, und im brittischen Museum findet sich der Bärenmarder 1) schwarz, Haar ein wenig weiß gespitzt, Ictides ater *Fr. Cuv.*; 2) grau, Haare lang, weiß gespitzt; Beide aus Malakka. Ictides albifrons *Fr. Cuv.*; 3) jung, halbwüchsig, schwarz, leicht grau melirt; ebenfalls von Malakka.

Fr. Cuvier sagt, daß die Benturongs die Lücke zwischen den Civetten und Waschbären ausfüllten, sie haben auch in ihrer Physiognomie von beiden Gattungen etwas. Sie sind Sohlengänger wie letztere und haben die spitze Schnauze der ersteren. Ihr Wickelschwanz unterscheidet sie schon von beiden. Auch ihr Gebiß hat etwas Aehnliches mit dem der beiden genannten Thiere. Sie haben, wie die Civetten, einen Höckerbackenzahn unten und 2 oben, aber diese, sowie die übrigen wahren Backenzähne erinnern durch ihre Dicke an die der Waschbäre. Die 5 Zehen sind mit kräftigen zusammengedrückten Nägeln versehen, welche fast vermuthen lassen, daß sie zum Klettern geschickt sind; auch der an seiner Wurzel auffallend dicke Schwanz ist ein Wickelschwanz, ohne an seinem Ende, so wie die Wickelschwänze der Brüllaffen, nackt zu sein; er ähnelt mehr den Schwänzen der Sajous. Das Auge, dem Katzenauge ähnlich, hat eine vertikal längliche Pupille, was schon die nächtliche Lebensweise andeutet. Die Ohren sind klein, abgerundet und die Nasenlöcher von einer durch eine tiefe Furche getheilten Muffel umgeben. Das Haar ist lang und dick, die Ohren tragen einen Pinsel aus langen zahlreichen Haaren. Das Geschrei hält gleichsam die Mitte zwischen dem des Hundes und der Katze. Die Größe wäre mit der einer sehr großen Hauskatze vergleichbar. Ein Exemplar zeigte die Seiten der Schnauze und den Schwanz ganz schwarz, ein anderes grau, nur die Spitze schwarz. Das Exemplar war durch Mr. Duvaucel aus Butan gekommen und sehr alt.

446. Der Panda oder Katzenbär. Ailurus fulgens *Fr. Cuv.*

Ind. Wah, Panda. — Franz. Le Panda. — Engl. The Wah. —

Vier Backenzähne höckerig, vorn ein fünfter falscher schneidender, etwas fern vom Eckzahne. Fünf Zehen, Nägel halb zurückziehbar. Kopf kurz, Schwanz lang.

Nur eine Art von der Größe einer großen Katze, 2 Fuß 7 Zoll; der Schwanz allein 15 Zoll. Pelz weich und dicht, oben glänzend zimmtbraun, nach hinten gelblicher, unten schwarz, Kopf weißlich, Schwanz braun geringelt. Das Thier war eine der letzten Entdeckungen des unglücklichen Duvaucel. Die 6 Vorder- und 2 Eckzähne sind wie bei anderen Raubthieren, die letzteren oben ziemlich gerade, hintere schnei-

dend und auf jeder Vorderseite mit einer Kerbe, die unteren ein wenig gebogen und eben so gekerbt. — Der Kopf ist weißlich, die Muffel schwarz, die Stirn etwas fahl behaart, die Wangen haben einen braunen Fleck und die Unterseite der Kinnlade ist schwarz. Die Ohren sind auch weiß. Hintertheil des Kopfes, Hals und Schultern rothglänzend, der übrige Theil des Rumpfes bis zur Schwanzwurzel ist fahl, hinten und unten an der Keule in Braun ziehend, Gliedmaßen, Unterhals, Brust und Bauch schwarz. An den Vorderpfoten ist vorn ein brauner Fleck und alle Zehen tragen einige fahle Haare. Der Schwanz hat 5 bis 6 fahle und braune Ringe und seine Spitze ist braun. — Der Panda ist gleichsam ein neues Verbindungsglied zwischen den Civetten und Bären, den Waschbären im Gebiß näher stehend als der Gattung Arctictis, denen er doch als Sohlengänger wieder verwandt ist. Die halb zurückziehbaren Krallen führen ihn zu den Genetten, von den ihn wieder die kurze Schnauze und die allgemeine Kopfform entfernt. Er bildet offenbar einen neuen Typus, dessen Anschluß vielleicht erst durch künftige Entdeckungen klar werden dürfte.

447. 448. Der Poto oder Kinkajou. Cercoleptes caudivolvulus *Illig.*

Amer. Potto. — Neugranad. Guchambi, Manaviri *Humb.* — Franz. Le Potto, le Kincajou. — Engl. The Potto, Kinkajou. — Viverra caudivolvula *Pallas.* Lemur flavus *Schreb.* Cercoleptes brachyotus et megalotus *Martin.*

Zwei vordere Backenzähne spitz, 3 hintere höckerig, Schnauze kurz, Zunge streckbar, Schwanz wickelnd und greifend. Länge 1 Fuß 5 Zoll, Schwanz 1 Fuß, 6 Zoll 6 Lin., Kopf $3\frac{1}{2}$ Zoll, Auge von der Nasenspitze 1 Zoll, Ohr vom Auge 1 Zoll 7 Lin. Museum in Dresden.

Größe des Baummarders, Pelz dicht und weich, Wollhaar dick bräunlichgrau, Oberhaar nächst der Basis groß wellenbogig, blaßfahl, nach dem Ende hin gerade, gelbbraun, dann rothbraun, über dem Rücken in einem breiten Mittellängsstreifen, überdies schwarz gespitzt. Beine kurz, Pfoten fast katzenartig, Klauen sehr zusammengedrückt, breit, kurz sichelförmig. Nächtliches Raubthier Südamerika's. Nahrung gemischt. Saugt Blut, Milch und Honig, weßhalb es die wilden Bienenstöcke häufig zerstört, frißt aber auch Früchte. Sein Naturell soll ziemlich sanft sein.

Martin unterschied Proceedings IV. 82 zwei Arten: C. megalotos: lebhaft rostroth, mit dunklerem Rückenstreif, Seiten blasser, Kehle und Bauch röthlich, kastanienbrauner Streif am Bauche, Ohren 1 Zoll 6 Lin. lang und schmal, nur 7 Lin. breit, abgerundet, etwas hängend, außen blaßgelb behaart, Schwanz dünn, Pelz dicht, kurz, steifhaarig, und — C. brachyotos: graugelblich, braunwellig, Scheitel und Rücken dunkler rothbraun, Kehle und Unterleib strohgelb, Pelz weich, lang und dicht; Ohren 1 Zoll lang und 1 Zoll breit. Beide in Brasilien und Guiana, letztere Art auch in Mexico. — Ob beide als Arten zu trennen sind, darf man noch zweifeln, da auch Gray im brittischen Museum dieselben für eine Art erklärt, und unser Exemplar Verhältnisse beisammen zeigt, welche der Verfasser trennt.

449. Der Preß. Tupaia ferruginea *Raffl.*

Malay. Tupaia Press. — Franz. Le Press. — Engl. The Press. — Sorex-glis *Diard* et *Duvauc.* Hylogale ferruginea *T.* Cladobates ferrugineus *Fr. Cuv.*

Vorderzähne oben 4, unten 6, mittlere oben mit Lücke und etwas hakenförmig, keine deutlichen Eckzähne, aber oben und unten 4 falsche und 3 wahre Backenzähne, zusammen 38 Zähne. Wuchs hält das Mittel zwischen Spitzmaus und Eichhörnchen, Pfoten fünfzehig, Schwanz lang, zweizeilig behaart. Leben auf Bäumen, fressen Insecten. Alle Arten in Indien.

Bei dem Preß ist die Schnauze kegelförmig, Schwanz kürzer als Leib, mehr rund als bei Eichhörnchen; Rücken und Seiten rostfarbig, Bauch weißlich, Schwanz graulichbraun, dessen Haare schwarz und weiß geringelt. Länge 5 Zoll, Schwanz 6 Zoll 5 Linien. Dresdn. Museum.

Hierbei sagt *Géoffr. St. Hil.* bei Belanger S. 100: Die Insectenfresser stehen auch in ihren Formen in der nächsten Beziehung zu den Nagern.

		Marsupialia:
1) Les marcheurs: Rats, campagnols	= Musaraignes	= Dasyures, Thylacinus.
2) Les fouisseurs: Rats-Taupes, Porcepics	= Tanrec, Herison	= Phascolomys.
3) Les nageurs: Castor, Myopot. Ondatra	= Desman	= Chironectes.
4) Les grimpeurs: Ecureils, Myoxus Loirs	= les Tupaias	= Phalangista, Didelph.
5) Les sauteurs: Gerbois, Helamys	= Macroscelides	= Macrop. Halmat. Perameles.

Die Analogieen sind überraschend. So ähneln die Spitzmäuse den Mäusen in Färbung und Sitten, ja einige leben sogar wie jene in Häusern. Beide Gattungen sind auch über die ganze Erde verbreitet und kommen in mehreren Arten in unserem Clima vor, unter Beiden die kleinsten der Säugethiere. Die vielen Beziehungen der übrigen zu einander, sind nicht minder auffallend.

Auf dem indischen Continent sind nur die beiden Gattungen Tupaia und Sorex bekannt. Erinaceus malaccensis, vielleicht ein Stachelthier, ist noch zu wenig bekannt.

Tupaia war bisher nur auf den Sundinseln bekannt. Belanger berichtet, daß diese Gattung auch auf dem indischen Continent und besonders in Pegu vorkömmt. Raffles und Diard entdeckten diese Thiergruppe nicht zuerst, sondern Leschenault, welcher zuerst 1807 ein Exemplar der T. javanica an das Pariser Museum sandte. Indessen sind diese Thiere erst seit 1820 eigentlich bekannt geworden. Tupaia *Raffl.*, Sorexgllis *Diard*, Musaraigne-Loir, Glisorex *Desmar.*, Cladobates *Fr. Cuv.* — 3 spec.: javanica, tana, ferruginea, letztere vielleicht Varietät von tana und javanica, vielleicht das junge Thier. So weit *Géoffr. St. Hilaire.*

450. Die Tana. Tupaia Tana *Raffl.*

Sumatr. Tupaitana. — Cladobates Tana *Fr. Cuv. Less.* Hylogale Tana *Tem.* Verhandelingen t. 26. 2. t. 27. 1—6.

Oberseits dunkelbraun, röthlich überlaufen; Haar grau und dunkelbraun geringelt, Kopf und die sehr verlängerte Schnauze schwärzlich und grau gemischt, Kehle graulich, röthlich überlaufen, Hinterkopf mit schmaler dunkler Querbinde, ein dunkelbrauner Längsstreif verläuft von da über den Rücken bis zum Kreuz, ein kurzer weißer Streif von den Halsseiten zur Schulter. Unterseite rostfarbig, Beine dunkelbraun, Schwanz buschig. Länge 10 Zoll 8 Lin., Schwanz 6 Zoll 6 Lin. Sumatra, Borneo. Dresdn. Museum.

451. Der Bangsring. Tupaia javanica *Horsf.*

Ind. Bangsring oder Sinsring. — Franz. Cerp ou Banxring *Fr. Cuv.* — Engl. The Bangsring.

Oben schwarzbraun, fahl gesprenkelt, Haare schwarz und fahl geringelt; Unterseite vom Körper, Schwanz und Gliedmaßen und ein schmaler Schulterstreifen gelblichweiß, am Untertheile des Schwanzes schwarz gemischt. Java, Sumatra und Borneo. Dresdn. Mus.

Noch sind folgende Arten beschrieben:

Die Pegu-Tupaia. Tupaia peguana.

Franz. Tupaia de Pegu *Géoffr. St. Hil.* in *Bélanger* voy. p. 100.

Die T. de Pegou, welche Belanger mitbrachte, wird sich wohl als neue Art behaupten. Pelz oben röthlich- fast hasengrau und schwarz punctirt. Die erste Hälfte der Haare ist schwärzlich, die zweite, welche man allein sieht, ist schwarz und roth geringelt. Außen- und Vorderseite der Gliedmaßen und Oberkopf ist gleichfarbig mit der Oberseite des Rumpfs. Unterseite und Innenseite der Gliedmaßen fahl. Auf der Schulter jederseits ein kleiner unregelmäßiger Fleck von dieser Farbe, an der Stelle, wo bei der T. javanica ein Bandstreif ist. Sohlen sehr kurz, aber gleichfarbig behaart; Schwanz zweizeilig, schwärzlich gespitzt. Die Mittellinie ist unterseits mit sehr kurzen Härchen zwischen den auseinanderstehenden langen bedeckt, diese sind nächst dem After rothfahl, weiterhin braunfahl punctirt. Sie ist also mehr röthlich als die olivenbraune T. javanica, und hat nur das einfache fahle Fleckchen auf der Schulter, wo jene einen graulichen Streifen trägt. Länge 7 Zoll, Schwanz noch 7 Zoll 6 Lin., Kopf 2 Zoll 2 Lin. Lebt auf Bäumen in den dichten und feuchten Waldungen. Abbild. im Supplement.

Die schöne Tupaia. Tupaia speciosa (Cladobates) *Wagn.*

Braunroth und gelb, schwarz gesprenkelt, Bauch rothgelb, Schulterstreif gelb; Schwanz breit zweizeilig, glänzend rostroth, Schnauze sehr lang. Länge 6 Zoll 7 Lin., Schwanz 5 Zoll 7 Lin. Borneo. — Wagner bei Schreber II. 43.

Die Mäuse-Tupaia. Tupaia murina (Hylogalea) *Diard. Tem.* Verh. t. 26.

Oben gelblich graubraun, Rückenmitte und Schwanzrücken braunroth, unten gelblichweiß, Schwanzseiten gelbroth. Zwischen Augen und Ohren ein schwarzer, gelbgesäumter Fleck, vom Munde aus zu den Augen ein schwarzer Strich. Ohren abgerundet, etwas gelbroth behaart. Länge 3 Zoll 6 Lin., Schwanz gleich lang, rundlich, kurz behaart, an der Spitze fast quastig. Borneo. Abbild. im Supplement.

Das Schwein-Hörnchen. Hylomys suillus *S. Müll.* Verh. t. 26.

Vorderzähne oben und unten 6, oben die mittleren länger und lückig, unten die mittleren etwas stärker; Backenzähne oben und unten 8, die 4 ersten oben und unten falsch, die 4 hinteren zackig. Zähne 44. Wuchs zwischen Tupaia und Spitzmaus. Die abgerundeten Ohren und der kurze Schwanz fast kahl. Oberseits dunkelgelbbraun, unten gelblichgraubraun; Schnauze mäßig. Haare an der Wurzel grau, in der Mitte gelbroth, an der Spitze schwarz. Beine dünn, kurz behaart; Schnurren lang, schwarz. Java, Sumatra. Abbildung im Nachtrage.

Igel a. Stacheln fein gefurcht, Unterseite des Körpers beborstet.

452. 453. **Der gemeine Igel.** Erinaceus europaeus *L.*

Griech. Ἐχῖνος. — Latein. Erinacens, herinaceus. — Ital. Erinaceo, riccio, aizzo. — Franz. L'hérisson. — Altfranz. eur. chon. — Engl. The hedge-hog. —

Altengl. Hedychog. Urchin — Cambrisch: Draenog, Draen y coed. — Span. Erizo. — Portug. Ourizo. — Dän. Pind sviin. — Norweg. Bustivil. — Schwed. Igelkott. — Ungar. Tövis Diszno. — Poln. Jez. — Russ. Jesh, Josh. — Ukrän. Ishuak. — Tartar. Türk. Tschirpi. — Kaukas. Kurpoe. — Tschuwasch. Tschirip, Tscherei. — Lett. Esis. — Esth. Siil. — Mordwan. Séil. — Wogul. Soule, Jüdpowoi. — Tscheremiss. Schonkscho. — Armen. Kosnik. — Tangut. Gangbuttur. — Arab. Haerbe, Ganfud.

Schnauze rüsselartig gestreckt, Nase vorragend, Ohren kurz und abgerundet; Rumpf oben dicht bestachelt, unten borstig. Saugwarzen 6 an der Brust, 4 am Bauche. Schwanz sehr kurz. Länge 10 — 11 Zoll, Schwanz kaum 1 Zoll.

Die durch ihre Bekleidung sehr ausgezeichnete Gattung hat oben und unten 6 Vorderzähne, davon beide mittle länger, Eckzähne oben 2, unten 1, undeutlich und kürzer als Vorderzähne. Zackenkronige Backenzähne oben 5, unten 4. Rollt sich kuglich zusammen, wobei er den Kopf zwischen die Hinterbeine verbirgt.

Der gemeine Igel ist in Europa, mit Ausnahme des höheren Norden, und über einen großen Theil Asiens bis zum Ural allgemein verbreitet, geht auch in der Schweiz ziemlich hoch in die Alpen. Die Borsten sind graulich, die Stacheln fast zolllang, zart längsgestreift, die Streifen sind 24 — 25 feine Furchen. Die Leistchen dazwischen neigen sich nach der Spitze zusammen und schwinden an der Endspitze, nachdem sie sich verschmälerten. Bei mäßiger Vergrößerung zeigt die Oberfläche unregelmäßige offene Zellen, über dem feinen Netze zeigt sich noch ein gröberes. Inwendig zeigt sich eine großzellige Markröhre, von zwei scheidenartigen Höhlen begränzt.

Hält sich in Laubwäldern und Gärten auf, den Tag über in Löchern und Schluchten, unter Reisig oder Steinhaufen verborgen, gern unter Zäunen und Gebüsch an Feldern. Er hält Winterschlaf und geht überhaupt nur zur Dämmerungszeit und während der Nacht aus. Dann läuft er, besonders bei Mondschein, sehr schnell, beschnopert Alles und nährt sich am liebsten von Mäusen, allen Arten Amphibien, Insecten und Regenwürmern. Er stellt indessen auch kleinen Vögeln nach und frißt, wie es scheint, im Nothfall Früchte, denn in der Gefangenschaft zieht er stets Fleischnahrung vor. Nach den Beobachtungen von Lenz frißt er auch die giftige Otter sammt Giftdrüsen und Zähnen ohne Schaden, und zwar den Kopf zuerst. Merkwürdig ist, daß ihm auch die Bisse der Otter nicht schaden. Die Paarung geschieht im April oder Mai. Er verbreitet dann einen starken Moschusgeruch. Nach 6 — 7 Wochen gebiert das Weibchen 4 bis 8 blinde Junge. Ein Weibchen, welches ich einst abends von einer Excursion mit nach Hause brachte, hatte sich während der Nacht aus vorgefundenen Papierspänen ein Nest unter einem Schranke gebaut und 7 Junge geboren, mit welchen ich dasselbe Fig. 453 abgebildet habe. Diese Jungen werden nackt geboren, d. h. sie haben nur um das Maul Borsten und die Stacheln sind wie in die Haut eingezeichnet, brechen aber bereits in den ersten Tagen durch und noch im ersten Monat sind die Jungen so wie die Alten bestachelt. Die Jäger nennen die Jungen Hundsigel, die Alten mit spitzigerer Schnauze Schweinsigel. Der Igel ist stets furchtsam und zieht sich bei Annäherung der Gefahr sogleich zusammen, wobei ihm seine starke Hautmuskellage trefflich zu statten kömmt. So kugelrund mit Stacheln besetzt, ist er dann unangreifbar für die meisten Thiere und die Hunde stehen bellend vor ihm. Auch der Genuß der spanischen Fliegen oder die kräftigsten Gifte: Blausäure, Arsenik, Opium und Sublimat wirken nach angestellten Beobachtungen nicht nachtheilig auf ihn. Er ist ein sehr nützliches Thier, auch zur Vertilgung der Mäuse, Schaben oder Kakerlacken, Heimchen, Mehlkäfer

und sogar der Wanzen in Häusern gehalten, indessen macht er zur Nachtzeit viel Lärm, verläßt auch zur Paarungszeit gern wieder das Haus oder gräbt sich ein und sucht dann den Weg nach Auswärts. Er wird etwa 6 Jahre alt. Gefangen wird er sehr leicht auf dem Wechsel, wenn man ihn in der Dämmerung überrascht. Er rollt sich dann zusammen, läßt sich leicht in ein Tuch nehmen und nach Hause tragen. Bei den Römern wurden ihre Felle, ausgespannt und getrocknet, als Hecheln gebraucht. Die Anatomie des Igels bearbeitete: *J. J. Welter* Erinacei europaei anatome cum quatuor tab. aen. Götting. 1818. Ferner s. Carus Erläuterungstafeln.

Der stachelstirnige Igel. Erinaceus concolor *Martin.*

Dunkelbraun, Brust schmuzigweißlich, dunkle Stacheln von der Stirn bis zu den Augen, Ohren klein, abgerundet, Pfoten lang. Länge 9 Zoll 6 Lin. Gegend von Trapezunt in Kleinasien — Proceed. zoolog. Soc. V. 102.

Der Binden-Igel. Erinaceus frontalis *A. Smith.*

Engl. The Cape hedgebog.

Stacheln weißlich, in der Mitte purpurröthlich, einige gegen die Spitze bräunlich, Bauch, Seiten und Beine braun, Stirnbinde weiß, Ohren länglich, bedeckt. Länge 7 Zoll 6 Lin., Schwanz 6 Linien.

In der Provinz Latakù in Südafrika von Andr. Smith beobachtet und in seiner illustr. mammal. beschrieben und t. III. abgebildet. Wir geben die Abbildung im Nachtrage.

Der schwarzbauchige Igel. Erinaceus hypomelas *Brandt.*

Bull. Petersb. I. 32 — Ob hierher E. mentalis *Gray* the black chinned hedgebog Brit. Mus.?

Ohren sehr lang, Schnauze, Kehle, Mittelbrust und Vorderbeine schwarz mit weißspitzigen Haaren; an den Ohren, dem Kinn und einem Streif vor den Ohren sind die Haare an der Wurzel weiß, Bauch und Schwanz schwarz; die Stacheln an der Wurzel schwarz, in der Mitte schmuzigweiß, Spitzen schwarz. Turkomannien.

Der weißbauchige Igel. Erinaceus albiventris *Wagn.*

In *Schreb.* suppl. II. 22.

Schlank, dünnbeinig, Ohren mittelmäßig, Schwanz kurz, Stacheln der Länge nach fein gefurcht; Stirn, Kopf-, Hals- und Rumpfseiten und Unterseite lang weiß borstenhaarig, Stacheln weiß, in der Mitte mit schmuzig rothbräunlichen Ringen. Krallen weißlich. Länge 5 Zoll 7 Linien. Vaterland unbekannt.

Der Straub-Igel. Erinaceus Pruneri *Wagn.*

Schreb. suppl. II. 23. heterodactylus Sundewall.

Ohren mittellang, Beine lang und dünn, Hinterfüße vierzehig, ganzer Körper unterseits schmuzigweiß beborstet, Stacheln kurz, weiß und schwarz geringelt. Länge 7 Zoll 6 Linien. Aegypten.

b. Stacheln gefurcht und gekörnelt; Unterseite weich behaart.

Der Ohrigel. Erinaceus auritus *Pall.*

Kalmukk. Mongol. Dsarà. — Tungus. Dshépan. — Franz. Herisson oreillard. — Engl. The long-eared Hedge-bog.

Ohren 1 Zoll 4 Lin. lang, Stacheln purpurbraun und weißlich geringelt, Haare weich, unten weiß oder im Alter bräunlichgrau. Länge 6 Zoll 9 Lin., Ohren 1 Zoll 4 Lin., Schwanz 7 Lin. Südrußland und Sibirien. Aus Daurien 9 Zoll 7 Lin., Ohren 1 Zoll 4 Lin., Schwanz 13 Linien.

Kleiner, hochbeiniger und großöhriger als der gemeine Igel, in seiner Lebensweise aber ihm ganz ähnlich und eben so schnüffelnd. Er verbreitet einen Ambrosiageruch und ist eben so erpicht auf Schlangen wie unsere Art. Pallas sagt, er fasse sie bei dem Schwanze, rolle sich zusammen und wickle sie so in sich hinein, worauf er sie dann lebendig aufzehre. Mitte Juni traf er die Alten mit 5 bis 6 blinden Jungen.

454. 455. **Der kurzzehige Igel.** Erinaceus brachydactylus *Wagn.* E. auritus *Géoffr. St. Hil.* et *Andouin* Descr. d'Egypte Mammif. p. 737 t. 5. f. 3. *Desmarest.* Er. aethiopicus *Ehrnb.* symb. phys. II. k.

Oben weißgelblich, Bauch, Stirn und Seiten weich behaart, vorn weiß, hinten dunkelbraun, Ohren mittelmäßig, Zehen und Krallen kurz, letztere weißlich, gerade. Länge 7 Zoll 4 Lin., Schwanz 8 Lin., Ohren 1 Zoll, Abstand der Augen 8 Zoll, Nasenspitze bis innere Augenwinkel 1 Zoll, Hinterfuß, Ferse bis Ende des mittleren Zehenballen 1 Zoll 2 Lin. Wüsten von Dongola.

Anmerk. Unsere Abbildungen sind nach dieser Art gearbeitet zu einer Zeit, wo man dieselbe noch für E. auritus hielt. Daher sind sie im Regnum animale und im Verzeichnisse als E. auritus bezeichnet, den wir nun echt im Supplement geben wollen.

Der libysche Igel. Erinaceus libycus *Ehrnb.*

Kleiner als voriger, oben schwarzbraun, Stacheln schwarzbraun und gelb gefleckt, gegen die Spitze gelblich; unten gelblich, hinten weißlich, vorn rostfarbig, Kopf braun, Krallen schwach, braun, Ohren kleiner und schmaler als die voriger Art, Nase wenig hervorstehend, Augen eben so weit von der Schnauzenspitze abstehend als unter sich, Kopf kurz, Stacheln 8 Lin., Schwanz 6 Lin. Libysche Wüste bis Alexandrien. — *Ehrenberg* Symb. phys. II. k. *Wagn.* Schreb. suppl. II. 26.

Der algier'sche Igel. Erinaceus algiricus *Lereboullet.* Mém. de Strasbourg III. 4.

Stacheln gestaltet wie die des europäischen Igels, unten und oben weiß, in der Mitte mit einem schwarzen Ringe umgeben, weiße Spitze weit länger (als bei dem europäischen Igel), äußerste Spitze hellbraun. Haare weich, über die Seiten und Unterfläche, die Stirn und Backen, Kehle, Hals- und Bauchseiten weiß, Vorderbeine, Hinterbauch, Schwanzgegend und eine Linie an der Seite bis zu den Ohren dunkelgrau schwärzlich, Schnurren grau. Algier.

Der Weißohrigel. Erinaceus spatangus *Bennet.* Proceed. 1832. 123. Der gezierte Igel *Wagn.* mentalis *Gray* Brit. Mus.?

Ohren lang, nebst Kinn weiß, Schnurren lang, glänzend braun, Stacheln in Parallelreihen strahlenförmig von den Lenden auslaufend, untere Hälfte derselben weiß, obere bläulichschwarz, an den Seiten nahe unter der Spitze mit schmalen gelblichen Ringen. Pelz dunkelbraun, am Bauche lang. Ein vielleicht noch junges Exemplar vom Himalaia. 3 Zoll 4 Lin., Schwanz 4 Lin.

Gray's Igel. Erinaceus Grayi *Bennet.*
Proceed. 1832. 124. collaris *Gray* ill. of Ind. Zool. — Engl. The collared hedge-hog.

Ohren lang spitzig, Stacheln unregelmäßig durch einander stehend, gelbgespitzt, schwärzlich geringelt, Kopf graubraun, Ohren lang, so wie das Kinn weißlich, Bauch und Beine blaßbraun. Länge 6 Zoll, Schwanz 7 Linien.

Breit oval, fast länglich, Stacheln zu ⅝ gelblichweiß, Schnurren mäßig. Himalaia.

Breitohr-Igel. Erinaceus platyotis *Sundewal.*
Vetenk. Acad. Handlingar 1841.

Vom sehr ähnlichen E. auritus durch das Verhältniß der Zehen und vom E. aegyptiacus durch größere Ohren unterschieden. Aegypten. — Also wahrscheinlich ein und dasselbe mit der von Wagner zu derselben Zeit ausführlicher beschriebenen Art: E. brachydactylus, s. oben.

Der Borstigel. Centetes *Illig.* Fast schwanzlos, meist borstig, nicht rollend.
a. Ericulus *Is. Géoffr.* et *Blainv.* Schwanz sehr kurz, Rücken bestachelt, nicht mit Borsten untermischt.

457. **Der Tendrak.** Centetes spinosus *Desm.*
Mamm. f. 162. — Franz. Tendrak *Buff.* Erinaceus setosus *Schreb.* Centetes setosus *Illig.* Ericulus setosus *Blainv.*

Schwanz kaum bemerkbar, Rücken mit kurzen weißlichen, braungeringelten Stacheln bedeckt; Kopf etwa ¼ leiblang, spitzschnauzig. Länge 5 Zoll 10 Lin. Daubent. 7 Zoll 6 Lin. Desmarest. Madagaskar.

b. Wahre Centetes, Rückenstacheln mit Borsten gemischt, Schwanz fehlt gänzlich.

456. **Der Tanreck.** Centetes ecaudatus *Illig.* prodr. 124.
Franz. Le Tanrec *Buff. Daubent.* Erinaceus ecaudatus *Schreb. L. Gm.* E. acanthurus *Bodd.* Setiger inauris *Géoffr. St. H.* Centet. spinosus *Desm.* Cent. variegatus *Gray* Mag. N. H. 1836.

Schwanzlos, oben Stacheln und Borsten gelblich und schwarzbraun geringelt, Kopf ⅓ leiblang. Ueber 10 Zoll, Kopf 3 Zoll 6 Lin.

Im brittischen Museum sind die Jungen, auf braunem Grunde mit 3 weißlichen Streifen versehen, der Vorderkopf kurz. Madagaskar und Isle de France.

458. **Der gestreifte Borstigel.** Centetes semispinosus *Cuv.*
Erinaceus ecaudatus *Schreb.* Madagascariensis *Shaw.* Centetes madagascariensis *Gray.* Setiger variegatus *Géoffr.*

Schwanzlos, braun mit drei weißlichen Längsstreifen, Kopf sehr lang. Länge 4 bis 5 Zoll. Madagaskar.

Nur von der Größe des Maulwurfs. Die Zeichnung hält man darum für beständig, weil Géoffroy auch ein altes Weibchen mit seinen Jungen so gestreift fand, während bei den anderen Arten die Streifen während des Wachsthums verschwinden. Die Stacheln bilden am Hinterhaupte, wie bei voriger Art, eine Art Schopf. Unterseite und Beine sind gelblichweiß.

Der Sokinah. Echinogale Telfairii (Echinops) *Martin.*

Martin beschrieb das Thierchen in den Proceedings VI. 17. unter dem Pflanzennamen Echinops und Wagner bei Schreber Suppl. II. 29. berichtigte die falsche Benennung in einen Thiernamen. Das igelähnliche Thier hat nach des ersten Beschreibers Angabe oben 4, unten 2 Schneidezähne, oben 1, unten 0 Eckzahn, oben 5, unten 7 Backenzähne. Wagner vermuthet folgende wahrscheinlichere Deutung: oben 2, unten 3 Lückenzähne, oben und unten 4 ächte Backenzähne.

Der Sokinah ist 5 Zoll 2 Lin. lang, Ohr 5 Lin., Fuß 10¾ Lin., Ohrwurzel von der Schnauzspitze 1 Zoll 2 Lin. Die Ohren sind breit und abgerundet, beiderseits nur kurz weißlich behaart, die Oberseite des Thieres braun behaart und bestachelt, Backen, Schnurren und Unterseite gelblichweiß, die Stacheln unten weißlich, an der Spitze kastanienbraun; Schwanz kaum sichtbar. Man erhielt ein junges Thier, welches außer dem beschriebenen, seinem Vaterlande noch zweifelhaften Exemplare bekannt ist, aus Madagaskar.

459. **Der Rafflesische Nacktschwanz.** Gymnura Rafflesii *Lesson.*

Franz. Gymnoure Raffles. — Engl. The Bulan, Tikus. Viverra? gymnura *Raffles.* Linn. Trans. XIII. 272. *Vig.* et *Horsf.* zool. Journ. III. 246. t. 8. — Spitzratte.

Vorderzähne oben 2, unten 6, jene lang und groß, von einander abstehend, an der Spitze etwas abgerundet, unten beide mittlere klein, dicht, vorwärts, Eckzähne oben 2, kürzer als Vorderzähne, kegelförmig, unten 1 langer kegelförmiger; Backzähne oben jederseits 8, unten 7, oben und unten 3 vordere falsch.

Rattenartig, schwärzlich, am Kopf und Hals mit zerstreuten weißlichen Haaren, schwarzem Streif auf der Stirn, Rücken zerstreut borstig, Schwanz gegen die Spitze weißlich. Länge 14 Zoll 3 Lin., Schwanz 10 Zoll 6 Lin. Sumatra und Malakka.

460. **Smith's Zartrüssel.** Macroscelides proboscideus *Gray.*

Engl. The Elephant Shrew. — Franz. Macroscelide Gerbois. — Sorex proboscideus *Shaw. Petiver* gazoph. t. 23. f. 9. Macrosc. Typicus *A. Sm.* zool. journ. et S. Afr. Ill. t. 15. f. 1. Rhinomys jaculus *Lichtst.* — Eumeres *Géoffr. St. Hil.* — Elephantenspitzmaus, Rohrrüßler, Springrüßler.

Vorderzähne oben und unten 6, falsche Backenzähne oben 3, unten 4, wahre oben 4, unten 3. Rüssel lang, stark, Ohren groß, Schwanz lang behaart, Hintergliedmaßen weit länger als vordere, Fuß fünfzehig, Krallen sichelförmig. Ansehen der Springhasen.

Kopf, Rücken und Seiten blaß gelbbräunlich, Rücken mit zerstreuten rothbraunen Haaren, unterseits weißlichgelb, Ohren vorn weißbehaart, ein rothbrauner Strich verläuft oben von der Basis des Rüssels über die Stirn. Länge 9½ Zoll, Schwanz 4 Zoll 6 Lin., Hinterglied 3 Zoll 3 Lin. Lichtenstein's Exemplar: 5 Zoll, Schwanz 4 Zoll, Kopf nebst Rüssel 2 Zoll 2 Lin. Südafrika in offenen Ebenen.

Der Felsen-Zartrüssel. Macroscelides rupestris *A. Smith.*

Engl. Namaqua Elephant-Shrew — M. typus *Duvernoi.*

Kopf, Rücken und Seiten blaß rothgelblich, mit zerstreuten schwarzen Haaren; unten weiß, ochergelb überlaufen; Schwanz gelblichbraun mit schwarzem Büschel; Schenkel rothgelblichweiß; Oberlippe und Augenkreis weiß, Nacken, ein Fleck hinter den Ohren

blaß grünlichrothgelb; Rüssel von der dicken, mit schwarzem Längsstrich versehenen Basis aus verdünnt, Augen schwärzlich, Ohren aufrecht, eirund zugespitzt. Länge 6 Zoll, Schwanz $4\frac{1}{2}$ bis 5 Zoll. An felsigen Stellen am Cap. — Abbild. im Supplement.

Der Intufi. Macroscelides Intufi *A. Smith.*
Engl. The Intufi Elephant Shrew.

Kopf, Rücken und Seiten blaß ochergelblich, mit zerstreuten schwarzen Haaren, unten weiß, gelblich überlaufen; Schwanz ochergelbbräunlich gemischt, Schenkel rothgelbweiß, Augen schwärzlich, Ohren ziemlich eirund zugespitzt, Augenring weiß. Länge 5 Zoll 6 Lin., Schwanz 4 Zoll. Südafrika. — Abbild. im Supplement.

Edwards Zartrüssel. Macroscelides Edwardsii *A. Smith.*

Oberseite gelblichbraun, mit zerstreuten längeren schwarzbraunen Haaren, Kopf und Rumpfseiten aschgrau, Bauch schmuzigweiß, Schenkel rothgelbweiß, Schwanz gelbbraun schwarz gefleckt, Augenring und Lippen weiß, Ohren lang, schmal, außen ein Fleck an der Basis rothgelb. Länge 6 Zoll, Schwanz 5 Zoll. Am Cap. — Abbild. im Suppl.

Kurzrüsseliger Zartrüssel. Macroscelides brachyrhynchus *A. Smith.*
Engl. The short-nosed Elephant-Shrew.

Oberseite zwischen röthlich, orange und gelbbraun, mit zerstreuten schwarzen Haaren, Kopf- und Rumpfseiten blaß gelbbraun; Oberlippe, Augenring und Unterseite weiß; Rüssel kurz, rothgelbweiß, an der Basis mit braunem Querstreif, Augen schwärzlich, Ohren lang. Länge 4 Zoll 6 Lin., Schwanz 3 Zoll 6 Lin. Südafrika. — Abbild. im Supplement.

M. Alexandri *Ogilby* Proceed. VI. 1838. 5. stellt Gray im brittischen Museum zu M. brachyrhynchus. Ogilby beschreibt die Art so:

Pelz lang und fein, nächst der Haut dunkelblauschwarz, gegen die Spitzen ziegelroth, ganze Unterseite weiß, Ohren sehr groß, fast elliptisch, hinten, sowie die Unterlippe roth, Pfoten weiß, Schwanz lang, behaart und sehr wenig verdünnt. Länge 5 Zoll 9 Lin., Schwanz 4 Zoll 9 Linien.

Schwarzohr-Zartrüssel. Macroscelides melanotis *Ogilby.*
Ebendaselbst. Engl. The black eared Elephant-Shrew.

Kopf breit, Ohren dunkelbraun oder schwarz, Unterlippe etwas blasser, Oberseite blaß kastanienbraun, etwas aschgrau; Brust und Bauch schmuzigweiß, Pfoten hellbraun. Länge 6 Zoll, Schwanz war verletzt. Westafrika.

Rozeti's Zartrüssel. Macroscelides Rozeti *Duvernois.*
Mém. Strasbg. I. t. 1. 2. *M. Wagner* Algier. — Engl. The Algerine Elephant-Shrew.

Oben gelblichbraun, Rücken schwarz gemischt, Ohren eirund abgerundet, schwärzlich, weißlich behaart; Schwanz schuppig, dicht behaart, schwarz; Vorderzähne der Kinnlade lückig (disjunctis), Schnurren meist schwarz, Bauch weiß. Länge 3 Zoll 11 Lin., Schwanz 4 Zoll 2 Lin. Algier, Mauritanien um Oran.

461. **Der Desman.** Myogalea moschata *Fisch.*

Ruff. Wuychucholl. Ukrän. Morskaja mysch. d. h. Meermaus, oder Chochula, am Tanais Chochol, Chochut. Kasan. Tatar. Sudgepàre. Baschkir. Kuschyl. Bochar. Su-dupar. Kalmükk. Saartu-cholgonà, d. h. wohlriechende Maus. — Castor moschatus *L.* Sorex moschatus *Gm. Schreb. Pall.* — Franz. Le Desman *Buff.* — Engl. The long-nosed Beaver, the Daesman. — Schwed. Däsman, Däsmansrotta. — Desmana *Güldenstaedt.* — Mygale moschata *Cuv.* moscovitica *Desm.*, Myogale moschata *Brandt.* — Bisamrüßler, Bisamratte, Moschusratte, Wuychuchol.

Schneidezähne oben 2, unten 4, Lückenzähne oben und unten 6, ächte Backenzähne oben 4, unten 3, also 44. Schwanz kürzer als Leib, dick und nächst der zusammengeschnürten Basis walzig, dann zusammengedrückt, schuppig, fast nackt; Pelz dunkelbraun, nach hinten mit zerstreuten längeren gelblichen Haaren, unterseits graulich. Länge bis 9½ Zoll, Schwanz 6 Zoll, ein anderes Exemplar 8 Zoll, Schwanz 6 Zoll. Dresdn. Mus.

Vom Wuchs einer Spitzmaus bei Hamstergröße, sogleich auffallend durch den sehr starken, seitlich sehr zusammengedrückten Schwanz. Der lange, etwas platte, bewegliche Rüssel wird unterwärts gebogen getragen, vorn quer abgestutzt, von oben und unten platt, oben mit zarter Längsmittelfurche, die Nasenlöcher öffnen sich ganz nach vorn und bildet diese Oeffnung mit der breiten Scheidewand die Form einer liegenden 8, im Leben willkührlich schließbar. Schnurren zahlreich, die kürzesten nach vorn, die folgenden nach außen und unten, die hintersten 15 — 20 am längsten und nach hinten gerichtet, weit über das sehr kleine Auge hinausragend; Augenring kurz weiß behaart, Ohrmuschel fehlt, ihre Stelle durch einen blassen Fleck angedeutet. Der Pelz ist weich und besteht aus sehr dichtem braunen Wollhaar und zerstreutem längeren, nach der Basis sehr feinen und farblosen, nach oben stärkerem und gelblichem Oberhaar, nach hinterwärts von 7 Lin. Länge. Die Haut auf den Pfoten ist schuppig, die Schuppen meist sechseckig, ein wenig warzig gewölbt, doch in der Mitte mit Grübchen. Der Ruderapparat ist nach ähnlichem Typus wie bei den Schwimmkäfern Dyticus eingerichtet; an den Vorderbeinen stehen nämlich dichte lange Haare nach außen abwärts und etwas kürzere nach innerseits, ebenfalls abwärts, an den breiten Hinterpfoten nur am Außenrande. Die Zehen selbst sind durch Schwimmhäute verbunden, oberseits kahl, wie die Oberseite der ganzen Hinterpfote. Die Nägel bis 3 Lin. lang, ihr Rücken seicht gebogen, Unterrand fast gerade. Der Umriß des Schwanzes ist lang lanzetlich. Alle nackte Theile, Rüssel, Schwanz und Beine sind schwarzbraun etwas glänzend, die Krallen bräunlichgelb. Am Anfange des Schwanzes befindet sich die Moschusdrüse, zwischen der Wirbelsäule und der Unterseite des Schwanzes, vom After 6 — 9 Lin. entfernt und bildet die runde Anschwellung des Schwanzes. Die Drüse ist 2 Zoll und darüber lang, schmal pyramidal, deren breitester Theil gegen den After gekehrt. Sie besteht aus 20 bis 40 Säckchen von 6 bis 1 Lin. Länge, die größten vorn, die meisten senkrecht. Jedes Säckchen hat einen oberen bauchigen Theil aus einer bis ¾ Linie dicken Wand und eine Höhle bildend und aus einem unteren schmalen Theil. Die Doppelhaut, welche jene Wand bildet, hat zwischen sich eine Schicht ungemein feiner Schläuche, deren inneres Ende in die Höhle des Säckchens mündet und den abgesonderten Stoff in dieselbe führt, während das äußere Ende blind endigt. Aus jedem Säckchen wird die Substanz durch den unteren schmalen kanalartigen Theil vermittelst der auf der unteren Schwanzhaut in der ganzen Drüsengegend sichtbaren Poren ausgesondert. Die Substanz hat starken Moschusgeruch

und die Consistenz des Eiters. **Brandt** gab in den N. Act. Soc. Leop. Carol. XVIII. 1. 241. s. tab. 10. die Anatomie des Thieres sehr vollständig*).

Wohnt zwischen der Wolga und dem Don zwischen 50 und 57° N. B. in der Wolga und den einströmenden Flüssen bis zum Occa und Kama und in den angrenzenden Landseen. In die hohen Ufer gräbt der Desman Höhlen, deren Eingang sich unter dem Wasser befindet, dann schief aufwärts steigend, zum trocknen Lager. Nach dem Eisgange kommt er auf die Oberfläche des Wassers und spielt im Sonnenschein. Die Nahrung besteht vorzüglich aus Blutegeln und anderem Gewürm, welche er mit unglaublicher Schnelligkeit aufwühlt. Zum Tauchen dient das besonders eingerichtete Venensystem, die untere Hohlader hat nämlich unter Einmündung der Nierennerven eine sehr weite, geräumige sackähnliche doppelte Anschwellung, auch die anderen Bauch- und Schenkelvenen sind sehr erweitert. Dessenungeachtet muß das Thier, in Fischreusen gefangen, ersticken. Die Moschusratte schnattert im Wasser wie eine Ente, wobei sie den Rüssel in den Mund nehmen soll. Gereizt, quittert das Thier schwach und beißt gefährlich. Die Eingeweide riechen wie Schwefel, der Schwanz aber bei steter Aussonderung der gelblichen Salbe wie Zibeth. Die Salbe fließt, erwärmt, wie Oel und entzündet sich unter eigenem Geräusch und Verbreitung eines Geruchs nach animalischem Fett. Mehrmals frisch aufgegossener Weingeist zieht den riechenden Stoff aus und vertilgt ihn. Im trockenen Thiere hält er sich viele Jahre lang. Die Bedeutung der Salbe für das Thier selbst ist mit Wahrscheinlichkeit ganz ähnlich der bei den übrigen verwandten Gattungen, auch dem Marder- und Dachsgeschlechte mit ihren Nebengliedern, den Moschusthieren, Ziegen, Antilopen, Hirschen und anderer vorkommenden Riechstoffe**), nämlich als Leiter den Geschlechtern zur Annäherung zu dienen und die Empfindung während der Begattung zu erhöhen. Die Kalmüken benutzen diese Salbe zum Parfümiren; auch als Arznei gegen Krankheiten des Gehirns und der Nerven. Sie scheint also eine dem Moschus ähnliche belebende Wirkung zu haben. Die getrockneten Schwänze kommen in Handel; man legt sie zur Abwehrung der Motten zwischen die Pelze, wo sie etwa zwei Jahre lang nützen. Die Pelze sind im Handel unter dem Namen Bisamrattenfelle, Moschusrattenfelle, Musquarattenfelle, peaux de rat musqué, englisch musc rats, musquah rats. Sie sind nicht sehr geschätzt und die russisch-amerikanische Compagnie hat in den sieben Jahren 1826 bis 1833 aus ihrer Colonie nicht mehr als 505 Stück nach Rußland geliefert. Zu Nischnei-Nowgorod kamen im Jahre 1836 100,000 Stück zum Verkauf.

462. **Die Pyrenäische Moschusratte.** Myogalea pyrenaica *Fisch.*

Franz. Le Desman des pyrenées. — Engl. The french Daesman. — Mygale pyrenaica *Géoffr.* Ann. mus. XVII. 139. t. IV. 1 — 4. Mém. mus. I. t. 65. f. 10 — 12. — Galemys pyrenaica *Wagl.* Is. 1832. 1218. — Biberspitzmaus.

Schwanz leiblang, walzig, etwas verdünnt, an der Spitze zusammengedrückt, Pelz oben grauschwärzlich, röthlich überlaufen, unten aschgrau silbergrau. Länge 4 Zoll 6 Lin., Schwanz eben so lang oder 4 Zoll, Schwanz 4½ Zoll oder 5 Zoll 1 Lin., Schwanz 5 Zoll.

An Bächen in den Pyrenäenthälern, Gegend von Tarbes. Der Schwanz ist erst am letzten Viertheil zusammengedrückt und überall quirlständig beschuppt, mit kleinen

---

*) Ueber den Bau der sogenannten Moschusdrüsen (Afterdrüsen) des Wuychuchol, von *J. J. Brandt.*

**) Wie wir in der Geschichte der Antilopen S. 104 gezeigt haben.

Härchen, welche unterseits einen weißen Kamm bilden. Schnurren und Haarkamm an den Seiten des Rüssels weißlich. Vorderbeine oben bräunlich behaart, am Außenrande mit längerem Haarkamm. Krallen weiß.

463. **Dünnschwänziger Sternrüssel.** Condylura cristata *Desmar.*

Engl. The radiated mole. — Sorex cristatus *Linn.* radiatus *Shaw.* — Talpa canadensis *Faille.* T. longicaudata *Erxleb.* Condylura prasinata *Harris* Boston journ. II. 580. — Rhinaster cristatus *Wagl.*

Vorderzähne oben und unten 6, obere mittle breit, dicht, löffelförmig, untere 4 vorliegend, löffelförmig, falsche Backenzähne oben 3, unten 5, klein und kegelförmig, wahre Backenzähne oben 4, unten 3.

Rüssel abgestutzt, Endfläche sternförmig spitz warzig; Beine kurz, Pfoten fünfzehig, sohlenläufig, Sohlen nackt und schwielig (keine Schwimmhaut); Vorderpfoten Grabfüße mit starken Klauen. Schieferschwarz, bräunlich überlaufen; Schwanz dünn. Länge 4 Zoll, Schwanz 1 Zoll 8 Lin. Nordamerika.

464. **Der dickschwänzige Sternrüssel.** Condylura macroura *Harlan.*

Rhinaster macrurus, der dickschwänzige Sternwurf *Wagn.*

Dunkelschwarzbraun, Schwanz dick aufgetrieben zugespitzt, behaart. Länge 4 Zoll 3 Lin., Schwanz 2 Zoll 6 Linien.

Von Gray im brittischen Museum mit voriger Art vereinigt. Nordamerika. Columbiafluß.

Der langgeschwänzte Sternrüssel. Condylura longicaudata *Harl.*

Engl. Long-tailed mole *Penn.* — Franz. Condyloure à longue queue. — Talpa longicaudata *Erxleb.*

Schwarzbraun, Schwanz dünn, mehr als halbleiblang. Länge 4 Zoll 9 Linien, Schwanz 2 Zoll 9 Linien. Nordamerika.

465 — 467. **Der grünliche Goldmaulwurf.** Chrysochloris aurata *Lichtst.*

Franz. Taupe doré, Chrysochlore doré du Cap. — Engl. Sibirian mole *Penn.* — Talpa asiatica *Linn.* aurea *Pall.* sibirica aurea *Briss.* inaurata *Schreb.* Chrysochloris capensis *Desm.*

Vorderzähne oben 2, unten 4, obere stark und spitz, untere seitliche den oberen gleich, mittlere weit kleiner, Lückenzähne oben und unten 3, Backenzähne oben 6, unten 5, obere schmal dreiseitig prismatisch, untere von vorn nach hinten zusammengedrückt, lückig, kammartig stehend. Rüssel kürzer als am Maulwurf, Augen sehr klein, Ohrmuschel und Schwanz fehlt. Beine kurz, Pfoten sohlenläufig, vordere Grabfüße schmaler als am Maulwurf und dreizehig, vom vierten Finger nur Nagelglied, Hinterpfote fünfzehig.

Dunkel graubraun, Haar nach Anfeuchtung metallgrün und irisirend, Basis immer schieferfarbig. Ueber dem Auge und von da nach dem Mundwinkel ein braungelber Strich; Klauen hellhornfarbig. Länge 5 Zoll, Hinterpfotensohle 4 Lin., größte Vorderklaue 4 Lin., Nasenknorpel 2 Lin. lang, 3 Lin. breit.

Bereits *Pallas* zoogr. I. 126 berichtet, wie irrig man ihn in Asien und in Si-

birien gesucht und wie auch er selbst ihn durch Burmann vom Cap erhalten, wo er, so wie die Maulwürfe bei uns, zu leben pflegt.

Ch. affinis *Wagn.* bei *Schreb.* Suppl. II. 123 unterscheidet sich durch manche Eigenthümlichkeiten am Skelet. Der Schädel ist länger und schmaler; der Schläfengrube fehlt die knöcherne Blase der obigen Art. Lücken- und Backenzähne sind oben 8, unten 7, bei obigem 9 und 8. Rippen 20, bei obigem nur 19 Paar.

468. **Der gelbliche Goldmaulwurf.** Chrysochloris holosericea *Lichtst.*

Franz. Chrysochlore à soie — Engl. The changeable mole. — Ch. hottentotta *A. Smith.* zool. journ. IV. 33. *Browne ill.* ic. Ch. rufa *Auct.* — *Seba* t. 52. f. 2.

Größe von Ch. aurata, der nackte Nasenknorpel länger als breit, spitzig in die Stirn sich hineinziehend; die große Grabklaue der Vorderpfoten stumpf, aber ansehnlich länger als folgende und fast mit ihr verwachsen. Haare braungelb grünlich schillernd, ganze Kopfseite unter dem Auge braungelb. Aus dem Inneren der Cap-Colonie, von den Grenzen des Caffernlandes.

Der weißschnauzige Goldmaulwurf. Chrysochloris albirostris *Wagn.*

Klein, Schnauze sehr spitzig zulaufend, Nasenknorpel viel länger als breit. Klauen, besonders die vorderen, groß. Grabklauen kleiner als bei gleich großen oder noch kleineren Exemplaren von Ch. rutilans. Pelz überaus fein und weich, prächtig röthlich kastanienbraun mit schönem Kupferschimmer, selten in grünlich spielend. Von den Rändern der Oberlippe und dem Hinterrande des Nasenknorpels an breitet sich über das Gesicht eine weiße Farbe aus und greift beiderseits außerhalb der Augengegend weiter hinaus als zwischen den Augen, zwischen denen sich die braune Stirnfarbe hinabzieht. Die weiße Gesichtsfarbe grenzt sich von der braunen durch einen tief concaven Bogen ab. Kinnlade und Kehle lichtgraulich. Klauen blaß hornfarbig, gerade. Länge 3 Zoll 9 Linien, Nasenknorpel 3 Lin., große Grabklaue 5 Lin. Caffernland.

Der Röthel-Goldmaulwurf. Chrysochloris rutilans *Wagn.*
Schreb. Säugth. Suppl. II. 125.

Glänzend kastanienrothbraun, Wangen und Kinnladen weißlich, Nasenknorpel lang, hinten mit Ecke, Vorderklauen sehr stark. Länge 3 Zoll 6 Lin., große Grabeklaue 6 Linien. Caffernland. Münchner Museum.

Damara Goldmaulwurf. Chrysochloris Damarensis *Ogilly.*
Ann. of Nat. hist. II. 146.

Braun, oben wie unten mit Silberglanz, ein gelblichweißer Halbkreis erstreckt sich von Auge zu Auge unterm Kinn hin, die Wangen, Lippen und Kinnlade einnehmend. Kein Schwanz. Länge 4 Zoll 6 Lin. Afrika, bei Damara.

Der japanische Haarschwanz-Maulwurf. Urotrichus talpoides *Temm.*
Guérin. Mag. 1842. mam. pl. 4. f. 3. 4. Fn. japon. t. IV. f. 6—11.

Vorderzähne oben und unten 2, obere sehr groß, gerade, dreieckig, sehr stark, die unteren gerade, kegelförmig, lang, Eckzähne oben, kegelförmig und länger, unten 0, Backen-

zähne oben 8, unten 7, deren 4 oben und unten Lückenzähne, oben von 1 — 4 zunehmend, unten 1 — 3 gleich groß, 4 doppelt so groß, oben 4, unten 3 wahre zackige Backenzähne. Maulwurf mit dickem Pinselschwanz.

Kopf gestreckt, Rüssel weit vorstehend, seitlich kurz behaart, Spitze kahl. Augen und Ohren verborgen. Schwanz dick, schuppig, mit langen geraden Haaren; Pfoten nackt, Rand der Vorderpfoten mit kurzen steifen Haaren. Pelz dicht, sammetglänzend, dunkel kastanienbraun, Haare an der Wurzel schwärzlich. Junge hellbraun, unten bläulichbraun. Gemein in den Gebirgsgegenden Japans. — Abbildung im Nachtrage.

469. **Der Wassermaulwurf.** Scalops aquaticus *Fisch.*

Engl. Mole *Lewis* et *Clarke*. Brown mole *Penn.* Shrew-Moll *Godman*.— Sorex aquaticus *Linn.* Talpa fusca et purpurascens *Shaw.* Scalops canadensis *Desm.* *Richardson.*

Vorderzähne oben 2, unten 4, obere sehr groß breit perpendikulär, mittlere unten sehr klein, äußere kegelförmig verlängert, Eckzähne 0, Backenzähne oben 9, unten 6, deren oben 6, unten 3 vordere Lückenzähne sind, so daß 3 wahre zackige Backenzähne bleiben. Uebrigens Maulwurf.

Walzig, Pelz sehr weich, kurz sammetartig graubraun röthlich schillernd, unten silberweißlich. Beine und Schwanz weißlich. Länge 5 Zoll, Schwanz 1 Zoll 4 Linien. Nordamerika.

Townsends Wassermaulwurf. Scalops Townsendii *Bachm.*

Journ. of Acad. of Philad. VIII. i. 1839 canadensis *Richards.* Engl. Townsend Shrew Mole *Bachm.*

Robust walzig, schwarz, Haare an der Wurzel schwarzgrau, Schwanz wenig behaart, Bauch mit weißer Mittellinie, welche vom Kinn bis zum Schwanze verläuft. Zähne 44. Länge 7 Zoll 6 Lin., Schwanz 1 Zoll 6 Lin. Nordamerika an den felsigen Mündungen des Columbiaflusses.

Brewers Wassermaulwurf. Scalops Breweri *Bachm.*

Journ. of Philad. ib. — Engl. Brewers Shrew-Mole.

Glänzend aschgrau, unten schwarz. Vorderpfoten schmal, Schwanz platt und breit, behaart; Nasenlöcher seitlich am Rüssel; Zähne 44. Länge 6 Zoll, Schwanz ohne Haar 1 Zoll, mit Haar 1 Zoll 3 Lin. Ohio.

Silber-Wassermaulwurf. Scalops argentatus *Bachm.*

Journ. of Philad. VIII.

Oberseits silbergrau; Haare schmal schwarzblau und weiß geringelt, nächst der Spitze ein breiter grauer Ring, äußerste Spitze aschgrau; unterseits bleigrau weißlich und hellbraun geringelt; Nasenlöcher oberseits des Rüssels; Zähne 36. Mexico und Texas.

Breithändiger Wassermaulwurf. Scalops latimanus *Bachm.*

Journ. of Philad. ib.

Größer als Sc. aquaticus, Haar länger, schlaffer, dunkelaschgrau matt, Schwanz nackt, Vorderpfoten sehr breit, Zähne stark, 36. Mexico, Texas.

470. 471. **Der gemeine Maulwurf.** Talpa europaea *L.*

Lat. Talpa. — Franz. La taupe, le mulot. — Engl. The mole, Moldwarp, Want. — Ital. Talpa. — Span. Topo. — Portug. Taupeira. — Holl. Mol — Dän. Muldvarp. — Norweg. Vond. — Schwed. Mullvada. — Smoland. Surk. — Poln. Kret. — Ungar. Vakondok. — Cambrisch: Gwadd, Twrch daear. — Ruff. Krot — Sibir. Medwedka, d. h. kleines Bärchen, auch Semlenaja, Ssussadka — Weißruff. Krit. — Tatar. Arlàn. — am Jenisei: Taeden-asak. — Barabens. Numun. — Baschkir. Kuschut. — Mongol. Adda. — Kalmukk. Socbor-numyn — Lett. Kurmis. — Esth. Mut, Mygget. — Permiens. Múcsch. — Morduan. Soker-scheier, d. i. blinde Maus. — Wotjäk. Tschjuntschi. — Wogul. Paat Katebe. — Surgutsker Ostjak. Kaileli, am Narym und der Keta: Challeli. — Tungus. an der Chatanya: Kókol. — Bergsamojeden: Hungito. — Kamaschinz. Kallao — Arinz. Küje, am Fl. Kaas: Uja. — Georgian: Tschumaela. — Tangut. Bschelong — Hebr. Thinschemes. — Chald. Syr. Cholda, Haphor-Eberoth. — Talpa vulgaris *Brisson.* — Niedersächs. Multworp, Moltworp, Mulworm. — Sonst noch Moll, Mull, Mundwurf, Scharrmaus, Schärr.

Vorderzähne oben 6, unten 8, fast gleich lang, scharf meiselförmig, Eckzähne oben deutlich, unten 0; Backzähne oben und unten 7, oben und unten 4 falsche, 3 hintere wahre drei- und mehrhöckerige Backenzähne. Vorderpfoten breit, mit Grabeklauen. Wühlrüssel. Schwarz, Pelz sehr weich, kurz sammetartig schwarz (variirt aschgrau, silbergrau, weißlich, gelb und gefleckt), Schwanz kurz, Augenöffnung sehr klein. Länge 5 Zoll, Schwanz 1 Zoll.

Europa und am Kaukasus, sowie in Sibirien bis an die Lena, auch in Silhet und Assam. Fehlt in Irland und Sardinien und wird in Süditalien, sowie wahrscheinlich in Griechenland durch die folgende Art vertreten.

Der Schädel ist wie bei den Spitzmäusen gestreckt, der Endgriff am Brustbein sehr verlängert und in der Mitte der Länge nach hoch gekeilt, um den großen Muskeln der Vorderbeine große Anheftungspuncte zu bieten. Die Schulterplatten auffallend schmal und lang, kein Hakenfortsatz und das Akromion nicht mit dem sehr kurzen und dicken Schlüsselbein verbunden. Oberarmknochen ganz abweichend, platt, stark ausgekerbt, am Schulterende tief ausgehöhlt, unten stark in die Höhe gekrümmt. Am Vorderarme liegt die Speiche mit dem Daumen nach innen und die Handfläche nach außen. Hand kurz und breit. Die Backenknochen sind sehr lang gestreckt. Das Auge ist allerdings mit seinen Hauptorganen versehen, aber sehr klein, der schwarze Augapfel von der Größe eines Mohnkörnchen. Dem Gehörorgane fehlt das äußere Ohr, Ambos und Hammer sind hohl und die Höhle desselben mündet in die Trommelhöhle. Ein hohler knöcherner Riegel, den die Hirnschlagader durchbohrt, durchläuft den Steigbügel (so auch bei Goldmaulwurf und Eichhörnchen). Geruchsorgan mehr entwickelt. Der Rüsselknorpel bildet eine Röhre, durch vier Muskelpaare bewegt. Das Wühlknöchelchen ist klein und glatt und sitzt auf der Nasenscheidewand auf.

Sein Aufenthalt ist bebauter Boden, die Schicht der Dammerde, auf Aeckern, in Gärten oder auf Wiesen und rasigen Plätzen überhaupt. Viele unterirdische Hauptgänge dienen mehreren Individuen, sowie Mäusen, Spitzmäusen und Kröten als gemeinschaftliche Bahn. Nebengänge gräbt er dahin, wo er Beute hört oder wittert, was er auch unter der Erde vermag. Bei großer Trockenheit und Frost graben sie tief, da dann ihre vorzügliche Nahrung, die Regenwürmer, tiefer eingedrungen sind. Bei hochliegendem Schnee reitet er unter der Schneeschicht auf dem Boden herum. Unter hohen Haufen kreuzen sich mehrere Gänge. Sein eigentlicher Ruheplatz ist ein in einer Tiefe von 1

bis 2 Fuß befindliches, oft über 1 Fuß im Durchmesser haltendes glattrandiges Gewölbe mit einem Lager aus Moos und zarten Wurzeln, auch Heu und Laub. Zähen, steinigen Thonboden durchgräbt er, um in fetten Boden gelangen zu können. Ueberschwemmungen flieht er und kehrt nach deren Ablauf zurück; indessen schwimmt er geschickt, wühlt auch unter Bächen hindurch. Seine Nahrung besteht in der freien Natur hauptsächlich aus Regenwürmern und Engerlingen, Schnecken, Tausendfüßen, Käfern und anderen Insecten und deren Larven überhaupt, sowie kleinen Amphibien. Er ist gierig fleischfressend und immer hungrig wie die Spitzmäuse, stirbt deßhalb in der Gefangenschaft schnell, sobald ihm nicht fortwährend Nahrung zu Theil wird. Diejenigen, welche ich zur Beobachtung lebendig hielt, zogen rohes Küchenfleisch und bei dem Ausstopfen herausgenommene Körper kleiner Säugethiere und Vögel anderer Nahrung vor, insbesondere dem gekochten Fleische und vegetabilischer Nahrung. Mehrere zusammengesperrt, feinden sich im Hunger eben so an wie die Feldmäuse und einer frißt einen anderen auf. Lenz sah, daß sie lebendige Thiere, vor denen sie sich fürchteten, durch öftere plötzliche Bisse, nach denen sie sich wieder zurückzogen, abmatteten und dann faßten, den Tag über so viel verzehrten, als ihr eigenes Gewicht beträgt. Bei mehr trockener Nahrung säuft er auch. Sehr scheu und furchtsam, sucht er sich immer durch Eingraben wieder schnell zu verbergen, sobald er auf die Oberfläche der Erde gelangt ist; kann er nicht mehr entwischen, so beißt er auch um sich.

Zur Paarungszeit im zeitigen Frühjahre gräbt das Männchen eigene Gänge, wohin es das Weibchen zu treiben weiß, welches sich indessen ein eigenes, mit Haupt- und Nebengängen versehenes Lager bereitet hat, um dem zudringlichen Männchen zu entweichen und sich zu schützen. Das Männchen legt indessen auch einen Gang in der Nähe des weiblichen Lagers an und gelangt so zur Begattung. Dieß Thema ist am ausführlichsten von Franzosen beschrieben worden. Die Männchen kämpfen auch unter einander um ein Weibchen, und mehrere der ersteren werden getödtet. *Ant. Alexis Cadet-de-Vaux* de la taupe, de ses moeurs, de ses habitudes et des moyens de la detruire 1803, in 12°. theilte die Beobachtungen des berühmten Maulwurfsfängers *Le Court* mit, welcher die Baue der Maulwürfe folgendermaßen eintheilt, in: taupinière d'hésitation, — d'entrée d'heritage, — d'entrée de culture, — du cantonnement, — du repos, — de passage, — de gite, — de nid, — des mâles. Auch *Géoffroy St. Hilaire* berichtet darüber in seinem Cours de l'histoire naturelle des mammiferes Paris 1829. 8°. in der Abhandlung „de la taupe, son organisation et ses moeurs," wo auch eine Abbildung der „travaux d'amour d'une taupe mâle en Mars 1825" beigegeben ist. Ferner ist zu vergleichen *Flourens* Mém. du Mus. XVIII. 193. Die deutsche Literatur über den Maulwurf findet sich zusammengefaßt in dem praktischen Büchlein von Dr. Chr. A. Buhle: der Maulwurf und die Maulwurfsgrille. Zweite Auflage. Leipzig 1835.

Das Weibchen hat 6 Zitzen und gebiert im Mai 3 — 5 sehr kleine Junge, nicht größer als eine Feuerbohne. Im mittleren Deutschland nicht leicht vor dem 8. bis 10. Mai. Im August wird die zweite Brut gemacht. Storch, Bussard, Wiesel und Kreuzotter verzehren die meisten in der freien Natur, doch thun dieß auch alle mäusefressenden Thiere. Die Erdhunde oder rauchen Pinscher, les terriers „Hund in s. Racen" S. 145 und 169, Abbild. 141. 142. 186., wühlen sie aus, ohne sie zu fressen.

Wenn der Maulwurf durch sein Verzehren von Regenwürmern, Engerlingen, Schnecken u. dgl. sehr nützlich wird und an Orten, wo er sonst wenig Schaden thut,

sogar geschont werden muß, weil an manchen Orten nach seiner Vertilgung die schädlichen Thiere zu sehr überhandnahmen und man die Maulwürfe sogar wieder ansiedeln mußte, so wird er dagegen in Gärten und Wiesen durch Störung der Vegetation und durch das Aufwerfen seiner Haufen, besonders an Dämmen durch sein Durchbohren derselben so schädlich, daß man unter solchen Umständen ihn vertilgen muß, da auch die ihm als Aufgabe gestellte nützliche Wirksamkeit leicht durch Igel und Spitzmäuse, Eidechsen und Frösche, anderwärts auch durch Hühner und Enten übernommen wird. Die Springfallen mit Drahtschlingen finden die allgemeinste Anwendung auf Aeckern. Sieht man ihn graben, so kann man ihn bei höchst ruhiger Annäherung aushacken oder mit dem Spaten ausheben; Einige drücken ein an einem Stocke befestigtes Bret mit langen durchgeschlagenen Nägeln auf ihn ein. In lockerem Boden wird er auch während des Grabens mit groben Schroten geschossen. In einem geöffneten Gange kann man einen Selbstschuß anbringen, blos mit Pulver, Schrote veranlassen oft Gefahr für in der Nähe sich befindende Menschen. Glasirte Töpfe unter den Gängen eingegraben, verursachen, daß der kommende hineinstürzt, man wirft viel Futter dazu und es fangen sich mehrere. Auch hat man besondere Maulwurfszangen, welche man in die Gänge einschiebt, worauf er sich in jenen fängt.

Besonders thätig ist der Maulwurf vor Gewittern und Regenwetter, vorzüglich bei heftigem Ost- und Nordwinde, daher dies vom Februar bis Mai am häufigsten geschieht, allerdings ist diese auch die Zeit der Paarung. Todte, auf den Feldern und Wiesen aufgehangene Maulwürfe locken sehr schnell Aaskäfer an und man findet an ihnen reichlich den Necrophorus vespillo und die ihm ähnlichen Arten, vorzüglich häufig die Silpha obscura, atrata, rugosa, Dermestes murinus etc. Das feine Pelzwerk wird hauptsächlich zum Auslegen der Blaseröhre benutzt. Zu Beuteln ohne Naht wird das Fellchen in Rußland gebraucht, auch zu Säcken aus 6 Fellchen, welche um 2 bis 3 Gr. an die Chinesen verkauft werden. Das Fleisch der Maulwürfe soll in Arabien gegessen werden, es scheint aber nicht, daß diese dieselben Thiere sind, wie in Europa.

472. 473. Weißliche und gelbe Varietät des Maulwurfs. Talpa europaea var. albida et lutea.

Talpa alba *Seba.* Yellow mole *Penn.*

Diese Abänderungen sind individuell und kommen einzeln unter tausenden vor. Eben so selten finden sich auch solche, welche zweifarbig sind, z. B. ein grauer, den ich erhielt, mit großem gelben Bauchflecke. Alle im Dresdener Museum.

474. 475. Der blinde Maulwurf. Talpa coeca *Savi.*

Mem. sopra la Talpa cieca. Pisa 1822. *Bonap.* Fn. it. ic. Griech. Ἀσπάλαξ *Aristol.*

Augenliedspalte durch feine Haut geschlossen, mittlere Schneidezähne etwas größer als seitliche. Sonst wie T. europaea. Länge 5 Zoll, Schwanz 2 Linien. Dresdner Museum.

In Toskana, woher wir das Thier erhielten, in Mittel- und Unteritalien, Südfrankreich und in Griechenland, da der sorgfältige Aristoteles den Maulwurf blind nennt und die T. europaea dieß nicht ist. *Géoffroy St. Hilaire* behauptet indessen auch bei ihm eine Oeffnung von der Größe eines Nadelstichs gesehen zu haben.

Der kleinschwänzige Maulwurf. Talpa microura *Hodgs.*
Calcutta Journ. 1841. 202.

Sammetschwarz, silberschillernd, naß irisirend. Schnauze nackt, Beine und der Stumpf von Schwanz fleischfarbig. Ostindien.

Wogura=Maulwurf. Talpa Wogura *Temm.*
Fauna japonica t. IV. fig. 1 — 5. — Franz. Taupe Wogure. — Engl. The Wogura.

Oben grau, an den Seiten heller, unten röthlich überlaufen; unten nur 6 Vorderzähne. Länge 8 Zoll, Schwanz 8 Lin., Rüssel außerhalb der Schneidezähne 5 Linien.

Dem europäischen Maulwurf in der Gestalt ähnlich, aber der Rüssel dünn und walzig, oben mit stark ausgeschnittener Kerbe, nackt und runzelig, mehr oder weniger gefaltet, lang und spitz, am Ende mit kleinen, fast vereinten Nasenlöchern, Spitze stumpf. Schwanz kurz, dünn und behaart. Die Farbe war bei einer Menge von Exemplaren, welche v. Siebold in Spiritus oder als Felle aufbewahrte, gleich. Der Pelz verhält sich in Dichtheit und Feinheit wie der des europäischen Maulwurfs. Die Haare sind an der Basis dunkel aschgrau, oberwärts hellbraun schimmernd. Die Schwanzhaare sind langborstig und braun. Die Grabepfoten haben vorn einige Reihen kurzer Borsten, wie bei unserer Art. Sie sind, sowie die Hinterbeine und der Rüssel und die Klauen, hellbraun. Die Jungen haben die Farbe der Alten. Auch bei dieser Art zeigte sich eine isabellgelbe und eine isabellweiße Varietät. Häufig auf allen japanischen Inseln; seine Lebensweise ganz die der europäischen Art. Auf der Insel Sikok kommt auch eine schwarze Varietät vor und auf der Insel Kiusin eine weiße, im Leidner Museum findet sich auch eine blonde. — Abbildung im Supplemente.

Spitzmaus. Sorex *Linn.*

Kiefern lückenlos mit Zähnen besetzt, Vorderzähne oben und unten 2, obere an der Basis mit Häkchen, untere sehr lang und vorstehend, Rand ganz oder gezähnelt. Eckzähne oben 3 — 4 — 5, unten 2; Backzähne oben 4, unten 3; Rüssel, Augen und Ohren klein, Beine kurz, Zehen frei oder mit Schwimmhaut, sohlenläufig, Schwanz meist lang. Unterirdische, furchtsame, nächtliche, zwitschernde, Insecten und Würmer oder Fleisch fressende Thiere. Das Weibchen, mit 6 — 10 Zitzen an Brust und Bauch, gebiert nackte Junge mit geschlossenen Augen und Ohren. An den Seiten des Rumpfs eine Bisamdrüse. Man fängt sie in Mäusefallen mit Fleisch, Speck, Mehlwürmern und dergleichen. Sie fressen viel und verhungern schnell, wie die Maulwürfe.

Müssen jetzt nach den Gruppen geordnet werden, welche Wagler in der Isis aufgestellt und Nathusius in seiner Abhandlung: Beiträge zur Kenntniß der europäischen Spitzmäuse in Wiegm. Archiv 1838 S. 19 — 47 beibehalten hat.

a) Crocidura *Wagl.* Zähne alle weiß, oben nur 3 (selten 4) Eck= oder falsche Backenzähne, untere Schneidezähne ganzrandig. Behaarung kurz und fein, zerstreute hinterwärts gerichtete längere Haare, auch einzelne längere Schwanzhaare.

476. 477. **Weißzähnige Spitzmaus.** Sorex leucodon *Herm.*
Ital. Topino panciabianca. — Engl. The white-bellied Shrew. — Crocidura leucodon *Wagl.*

Schwanz weniger als halbleiblang, Oberseite dunkelgrau, alt röthlichbraun, Unterseite scharf abgesetzt weiß, Schwanz oben braun, unten weiß. Länge bis 3 Zoll, Schwanz 1 Zoll 2 Lin.

Frankreich, Deutschland, Galizien, nach v. Nordmann auch Südrußland.

Ob S. Güldtenstaedtii, unsere Nr. 497 hierher gehört, ist noch zweifelhaft.

Lebt wie die folgenden in lockerem und fettem Boden an Waldrändern oder Waldblößen und Grasgärten, wo sie sich in Mäuselöchern, Ritzen und dergleichen verbirgt, auch nicht selten in die nahen Häuser, besonders in die Keller kommt, seltner höher hinauf geht. Außer der gewöhnlichen Nahrung frißt sie, wie die anderen, auch Fleisch und stellt Mäusen und jungen Vögeln und dergleichen nach, oder frißt ihres Gleichen.

478 — 480. **Die Erd-Spitzmaus.** Sorex araneus *Schreb.*

Franz. Musette, Musaraigne de terre. — Engl. The Shrew-mouse, french Shrew. — Ital. Topino commune, volgare *Ranz.* — *Schreb.* Säugth. t. 160. — Sorex russulus *Herm. Zimmerm.* araneus *Herm. Bchst. Géoffr.* fimbriatus *Wagl.* und Crocidura moschata, major, rufa, poliogastra *Wagl.* Sorex pachyurus *Küster**), inodorus *Savi.* — Dazu noch: S. musaraneus *Cuv.* tabl. élem. Crocid. musaranea *Bonap.* fasc. 29. fig. 5 — 6. Crocid. aranea *Selys.* S. vulgaris *Ranzani.*

Graubraun, alt braungraulich, nach den Seiten und unten in weißgrau übergehend, Ohren sichtbar, inwendig mit 2 Läppchen, Schwanz gleichfarbig, behaart, Rüssel und Pfoten fleischfarbig. Länge 2 Zoll 6 — 10 Lin., Schwanz 1 Zoll 5 — 6 Lin.

Frankreich, Deutschland, Italien.

481. **Hetrurische Spitzmaus.** Sorex hetruscus *Savi.*

Franz. Musaraigne de Toscane.

Ohren groß und ganz vorragend, bläulichgrau, unten heller; Rüssel sehr lang. Länge 1 Zoll 8 — 9 Lin., Schwanz 1 Zoll. Dresdner Museum.

Das kleinste aller bekannten Säugthiere wurde zuerst von Savi in seinen Osservazioni im nuovo giornale de letterati I. p. 60 beschrieben und t. 5 abgebildet. Sie hält sich bei Pisa vorzüglich in Düngerhaufen auf und erstarrt schon, sobald die Wärme nicht bis 8 Grad hält. Sie scheut das Licht sehr, zwitschert viel und hat einen feinen Tastsinn in Schnurren und Rüssel. Sie frißt Fliegen, Heuschrecken, Ohrwürmer, Spinnen u. s. w., verschmäht aber Regenwürmer und Schnecken. Sie fressen einander auf, sogar wenn Futter dabei ist.

498. **Wohlriechende Spitzmaus.** Sorex suaveolens *Pall.*

Zoogr. rossi as. I. 133. t. 9.

Graubräunlich, unten weiß, Ohr groß, Schwanz rund, verdünnt, halbleiblang, Rüssel kurz, stark verdünnt. Länge 2 Zoll 1 Lin., Schwanz 1 Zoll.

Krimm, in Gärten und Wäldern; angenehm nach Moschus riechend.

Antinori's Spitzmaus. Sorex Antinorii *Bonap.*

Ital. Sorice dell' Antinori. Faun. ital. Fasc. 29. ic. fig. 4.

Gelblich fleischfarb, Rücken etwas dunkler, Ohren sichtbar, Schwanz vierseitig, etwas länger als Leib. Länge 1 Zoll 11 Lin., Schwanz 2 Zoll.

Nur ein Exemplar im Turiner Museum bekannt, vielleicht gelbe Varietät einer anderen Art. Ein junges Thier, welches auf derselben Tafel Fig. 5 abgebildet ist, ge-

*) Alle nach von Nathusius angestellter Untersuchung der Originale, hierher gehörig.

hört wegen weit kürzeren Schwanzes nicht hierher und Bonaparte selbst nennt es im Texte: „un giovine d'incerta specie", welches nur in Farbe und Wuchs dieser Art sich nähert.

499. **Gmelin's Spitzmaus.** Sorex Gmelini *Pall.*
Zoogr. ruth. asiat. I. 134.

Ohrlos, röthlich, Schwanz gleichfarbig, rund, borstig.

Wird als S. pygmaeus vermuthet.

Die bläuliche Spitzmaus. Sorex coerulescens *Shaw.*
gen. Zool. I. II. 533. *Raffles* in Linn. Trans. XIII. pilorides Mus. Lever. t. 8. — Engl. The parfuming Shrew *Penn.*

Ohren sichtbar, nackt, Pelz kurz bläulich aschgrau, Rücken bräunlich schimmernd, unten blasser, Schwanz dick halbleiblang, Pfoten kurz behaart, fleischfarbig. Java, Sumatra, Bengalen.

Wir müssen hierbei bemerken, daß die Naturgeschichte der großen Spitzmäuse noch mehreren Zweifeln unterliegt und daß R. Gray im brittischen Museum mehrere, verschiedene Namen führende Individuen unter S. murinus *Linn.* vereint hat, nämlich: S. myosurus *Pall.* Sonneratii und giganteus, indicus und capensis *Géoffr.* pilorides *Shaw*, coerulescens *Shaw*, crassicaudatus *Lichtst.*, nepalensis *Hodgs.*, moschatus *Robinson*, *Oliv.*, *Buff.* Nach den von den Autoren gegebenen Abbildungen ist diese Vereinigung allerdings kaum wahrscheinlich, dennoch weiß man, wie sehr die Form dieser Thiere durch das Austrocknen und Ausstopfen verändert wird.

500. **Die indische Spitzmaus.** Sorex indicus *Is. Géoffr.*
Franz. La musaraigne des Indes *Buff.*

Oben aschgrau, röthlich oder gelblich überlaufen, unten gelbgrau, Schwanz dick, halbleiblang. Länge 5 Zoll 6 Lin., Schwanz 1 Zoll 6 Linien. Dresdn. Museum.

Is. Géoffroy nannte zuerst Annal. du Mus. XVII. und Mém. du Mus. I. 309 die hier t. 15. f. 1 abgebildete Spitzmaus Sorex indicus; Sonnerat hatte sie aus Indien mitgebracht und Buffon dieselbe abgebildet. Sorex capensis beschrieb er nach einem Exemplare aus Isle de France von Peron, vereinigte aber später beide unter dem Namen Sorex Sonnerati. Wir geben hier das, was Géoffroy bei Belanger zur Unterscheidung dieser Arten selbst sagt:

Sorex Sonnerati *Géoffr. St. Hil.* daselbst, und wiederholt bei Belanger S. 109.

Pelz verwaschen röthlich aschgrau, unten hellaschgrau. Ohren ziemlich groß, nicht unter den Haaren verborgen. Schwanz ziemlich dick, abgerundet, etwas über halb so lang als das Thier. Ganze Länge etwas weniger als 4 Zoll.

Continent Indiens, vorzüglich Pondichery: Sonnerat. Isle de France: Capitain Baudin. Vielleicht im indischen Archipel.

In Buff. suppl. genau abgebildet und von allen neueren Schriftstellern S. indicus genannt, ist sie eine der ältesten, auch am leichtesten zu bestimmenden Arten. S. capensis ist nach ihm dasselbe Thier, dagegen S. giganteus verschieden. Nach Abwägung aller Kennzeichen sollte sich S. capensis durch einen rostrothen Schwanz von S. indicus mit braunrothem Schwanz unterscheiden, was wohl von übler Zubereitung der letzteren vor

mehr als einem halben Jahrhundert aus Indien gesendeten Art herrühren mochte. Lichtenstein unterscheidet indessen S. capensis ferner, doch, wie Géoffr. St. Hil. meint, ohne Vergleichung des Originals von S. indicus, mit Unrecht. Belanger S. 109—116.

502. **Der Monjourou.** Sorex giganteus *Géoffr.*

Franz. La Musaraigne géante *Géoffr. St. Hil.* Belanger 117. — Malabar. Le Moujourou. — S. indicus *Fr. Cuv.* mammif. Die Riesenspitzmaus.

Pelz fahl, Haare unten aschgrau, fahl gespitzt. Ohren ziemlich groß, aus den Haaren herausstehend. Schwanz sehr dick, abgerundet, über ½ der Körperlänge. Länge 5½ Zoll. Ein Exemplar im Pariser Museum aus Bengalen. Pondichery nach Belanger. Temmink sagt in der Fn. jap. p. 25, daß Géoffroy nur das junge Thier gekannt habe, das seinige hat 4 Seitenzähne, einen sehr dicken Schwanz, an der Basis stark behaart. Länge 6 Zoll 3 Lin., Schwanz 3 Zoll 1—2 Lin., Auge von der Nasenspitze 10 Linien entfernt.

Der runde, kegelförmige, an der Basis außerordentlich dicke, bisher unrichtig abgebildete Schwanz charakterisirt diese Art besonders. Die Vorderzähne sind so wie bei allen großen Arten der warmen Länder des alten Continents, weiß.

Sorex murinus *Linné*, *Géoffr. St. Hil.* Mém. mus. c. ic. und bei Belanger S. 124: La musaraigne murine.

Pelz dunkelbraun, Unterseite graubräunlich; Schwanz vierseitig, schuppig und kurz behaart, beinahe so lang als Rumpf; Ohren groß, aus den Haaren herausstehend. Länge 2 Zoll 4 Lin., Schwanz noch 1 Zoll 8 Lin. Ganze Länge also mit Schwanz 4 Zoll. Schon Linné zeigt diese Art an, welche man dann in S. indicus suchte. Sie ist aber eigene Art und die ähnliche Musaraigne sacrée, Sorex religiosus *Géoffr. St. Hil.* noch kleiner, Kopf und Rumpf nicht über 1¾ Zoll lang. Vergl. Mémoire sur quelques éspèces nouvelles ou peu connues des Musaraignes. Mém. mus. XV. — Java: *Bosc.*

Die Schlangen-Spitzmaus. Sorex serpentarius *Géoffr. St. Hil.* La Musaraigne serpentaire. Belanger S. 119.

Pelz aschgrau verwaschen röthlich, unten hell aschgrau. Ohren ziemlich groß, aus den Haaren herausstehend. Schwanz schlank, mehr vierkantig als rund, über ½ der Körperlänge. Länge etwas weniger als 4 Zoll. Pondichery: Leschenault, Isle de France: Quoy. Gaimard und Audouin. Besonders auch auf diese Art bezieht sich der indische Name Mondjourou, und Lichtenstein sagt: die Spitzmäuse sind in den Häusern in Pondichery gemein und verbreiten daselbst überall ihren Moschusgeruch, welcher so durchdringend ist, daß, wenn sie über einen Wasserbehälter (gargoulette, sorte d'alcarazas) hinlaufen, dem darin enthaltenen Wasser denselben mittheilen, und man behauptet, daß die Schlangen um dieses Geruchs willen vor ihnen fliehen sollen. Während sie laufen, hört man von ihnen ein scharfes Quicken wie „kuik". Die Europäer nennen sie rat musqué. Auch Wein und Bier, über dessen Flaschen sie gelaufen sind, wird durch Mittheilung ihres Moschusgeruchs ungenießbar. — Temmink sagt in der Fn. jap. 26: sie hat 4 Seitenzähne, der Schwanz ist mehr vierseitig als rund, an der Basis nicht behaart und gleich dick. Länge 5 Zoll, Schwanz 2 Zoll 6 Lin., Augen von der Nasenspitze 9 Lin. Südafrika indischer Archipel und Japan.

Die Dsi-Nezumi. Sorex Dsi-Nezumi *Temm.*
Fn. jap. 26. t. V. f. 3. IV. c. c.
Jap. Dsi-Nezumi, d. i. Erdmaus. — Franz. Musaraigne Dsi-Nezumi. — Irrig auf der Tafel der Fn. jap. „Kinezumi".

Schnauze lang, spitzig, Ohren und Schwanz nackt, oberseits chokolatbraun, unten bläulichbraun. Länge 3 Zoll 2 Lin., Schwanz 1 Zoll 4 Lin.

Also etwas größer als S. araneus. Japan, an den Ufern der Bergströme, wo sie Insectenlarven und kleine Crustaceen frißt. — Abbildung im Nachtrage.

Die Mauritius-Spitzmaus. Sorex Mauritianus.
S. capensis *Géoffr.* bei *Belanger* voy.

Ohren groß und nackt, Schnauze spitziger und länger als bei Sorex indicus, graubraun, Schwanz länger und roströthlich. Länge 3 Zoll 8 Lin., Schwanz 1 Zoll 9 Lin. Isle de France. Vergl. S. capensis.

496. **Die mäuseschwänzige Spitzmaus.** Sorex myosurus *Pall.*
Franz. Musaraigne à queue de Rat. —

Wir geben die Abbildung nach *Pallas:* weiß, Schnauze aufgetrieben, Schwanz rund, dick, fast nackt. Act. Potrop. 1781. II. 337. t. 4. f. 1. Länge 3 Zoll 7 Lin., Schwanz 2 Zoll.

Eigentlich ist nun dieser Sorex myosurus *Pallas* ein Albino einer großen indischen Spitzmaus, weßhalb Temminck in der Fauna japonica p. 25 vorschlägt, diesen Namen gänzlich aufzugeben. Die braune Grundart ist wohl auch mit S. murinus *Linn.* für einerlei zu halten.

Perotteti's Spitzmaus. Sorex Perotteti *Duvern.*
Guérin Mag. Zoll. 1842. 9.

Oben dunkelbraunschwärzlich, Bauch weißgraulich, Gliedmaßen braun, Pfoten behaart, Ohren groß und sichtbar, 4 Zwischenzähne. Länge 1 Zoll 4 Lin., Schwanz 11 Lin. Indien auf den Nilgherries.

Schwärzliche Spitzmaus. Sorex nigrescens *Gray.*
Corsira nigrescens *Gray.* Ann. et Mag. Nat. Hist. X. 261.

Schwärzlich bleifarben, röthlich überlaufen, unten blasser, Schnurren dunkel, Nägel weiß, Ohren versteckt; Vorderzähne an der Spitze braun. Länge 3 Zoll 6 Lin., Schwanz 1 Zoll 4 Lin. Ostindien: Dargelin? Britt. Mus. durch die Ost-India-Compagnie.

501. **Gelbliche Spitzmaus.** Sorex flavescens *Is. Géoffr. St. Hil.*
Mém. mus. XV. 126. *Belanger* voy. p. 127.

Rothgelb, unterseits hell aschgrau; Ohren ziemlich groß, über die Behaarung hinausstehend; Nase mit braunen Längslinien; Schwanz rundlich und mit langen, nach hinten gerichteten Borsten besetzt. Länge 4 Zoll 5 Lin., Schwanz 1 Zoll 6 Lin. Hottentotten- und Caffernland.

Die Wegspitzmaus. Sorex viarius *Is. Géoffr. St. Hil.*
Franz. La musaraigne des chemins *Belanger* voy. p. 127.

Pelz rothgraulich, unten hell aschgrau; Ohren groß, über die Behaarung hervorragend; Schwanz etwas zusammengedrückt, gegen das Ende rundlich, mit langen, nach hinten gerichteten Borsten besetzt. Etwas über 3 Zoll lang, Schwanz noch 2 Zoll.

Senegal: Perrotté. Kleiner und der Schwanz länger als bei S. flavescens, die geringere Größe und die Farbe unterscheiden sie auch von S. serpentarius und noch viel mehr von S. giganteus und Sonneratii. Sie findet sich häufig auf Wegen, an Zäunen oder unter Wurzeln und Baumsturzeln, kommt aber auch in die Häuser, wo sie sich sogar in den Indigokůpen ersäuft. Perrotté fand am Senegal noch eine größere Art.

505. **Dickschwänzige oder Mumien-Spitzmaus.** Sorex crassicaudus *Hmpr. Ehrnbg.*

Franz. La musaraigne à queue épaisse. — *Lichtst.* Säugth. n. XI. Suncus sacer *Ehrnbg.* symb.

Größe des Maulwurfs, Schwanz halb leiblang, an der Wurzel sehr dick, fast vierseitig und mit einfachen langen abstehenden Haaren bewachsen; Ohren zugerundet, ziemlich hoch, frei aus dem Haare hervorragend; Farbe gleichmäßig silbergrau. Länge 5 Zoll 6 Lin., Schwanz 2 Zoll 9 Lin., Kopf bis zwischen die Ohren 1 Zoll 3 Lin., Rüssel bis an die Vorderzähne 4 Lin., Ohren breit 4 Lin., hoch 3 Lin. Abstand von einander 7 Lin.; Vorderbeine vom Ellenbogen bis Krallenspitze 1 Zoll, Hinterbeine vom Hacken bis Krallenspitze 8½ Lin. — Temmink fügt in der Fn. jap. 26 noch hinzu, daß diese Art nur 3 Zwischenzähne hat. — Hierher zieht Lichtenstein die große Spitzmaus aus den Katakomben Aegyptens, welche Géoffroy St. Hil. als Sorex giganteus abgebildet hat; die Färbung war an den Exemplaren aus den Mumiensärgen nicht mehr deutlich. Vgl. Verhandl. d. Gesellsch. Naturf. Freunde in Berlin 1829. I. 381. Temmink unterscheidet aber in der Fauna japonica p. 25 und 26 die Arten S. giganteus, serpentarius, indicus oder Sonneratii und crassicaudus, den er crassicaudatus nennt.

Die heilige Spitzmaus. Sorex religiosus *Is. Géoffr. St. Hil.*

Mém. Mus. XV. 128.

Nicht größer als S. hetruscus; Ohren groß, Schwanz vierseitig.

Fand sich unter den durch Passalacqua von Theben aus Gräbern und Mumiensärgen mitgebrachten Antiquitäten. Lebend ist sie noch nicht wieder aufgefunden worden. Der Daumen an den Pfoten ist kurz und die Farbe des Pelzes scheint mäusegrau gewesen zu sein.

Die zarte Spitzmaus. Sorex tenuis *S. Müll.*

Verhandelingen etc.

Oben graubraun, unten braungrau, Schwanz rundlich, dünn, zerstreut dunkel behaart, Rüssel sehr dünn, Ohren sichtbar. Etwas kleiner als S. fodiens. Timor.

Die schieferblaue Spitzmaus. Sorex cyaneus *Duvern.*

Mém. de Strasb. II. suppl. 2.

Bläulichaschgrau, Ohren groß, nackt, Rüssel dünn und lang, Schnurren dicht und lang, Schwanz dünn. Länge 3 Zoll 4 Lin., Schwanz 2 Zoll. Cap.

Die rußige Spitzmaus. Sorex infumatus *Wagn.*

Schreb. suppl. II.

Oben glänzend rostbraun, Seiten mehr graulich, Bauch weißlich, Haare an der Wurzel dunkelgrau, an den Spitzen von obiger Farbe. Schwanz graubräunlich, Schnur-

ren theils bräunlich, theils weißlich; Rüsselspitze schwarz, Beine hell. Länge 3 Zoll 1 Lin., Schwanz 1 Zoll 9½ Lin. Cap. Eklon.

Cap-Spitzmaus. Sorex capensis *Smuts.*

Enum. mamm. capens. et S. herpestes *Duvern.* mém. Strassb. II. suppl. 2.

Roströth, wie geschoren. Haarwurzeln grau, Spitzen fahlroth; Mundwinkel röther; Schnauze länger und beweglicher als bei irgend einer anderen Art; Schwanz halb leiblang, verhältnißmäßig länger als am S. indicus. Verbreitet einen scharfen Geruch und wird den Fruchtfeldern schädlich. Cap.

Die bunte Spitzmaus. Sorex varius *Smuts.*

Enum. mamm. capens. 108. Myosorex varius *Gray* Proceed. V. 124. — Engl. The grisled Shrew. —

Schnauze zugespitzt, Ohr versteckt, Pelz weicher und wollhaariger als an S. araneus, oben rothbraun, schwarz gesprenkelt, Haare an der Wurzel schwarz, an der Spitze rothbraun, unterseits blasser, am Bauche weißlich. Schwanz dünner. Cap: Algoa-Bai. — Die Gruppe Myosorex, welche Gray aus dieser Art bildet, hat am Schwanz keine langen Haare. Vielleicht das jüngere Thier von S. cinnamomeus? —

Spitzmaus von Fernando Po. Sorex poënsis *Fraser.*

Proceed. 1842. 22.

Dunkelbraun, undeutlich grau melirt, unterseits grau, gelblich überlaufen; Ohren deutlich; Schwanz mit einzelnen vorstehenden Borstenhaaren, übrige anliegend. Aehnlich dem S. varius *Smuts,* aber dunkler. Insel Fernando Po.

503. 504. **Die zimmetfarbige Spitzmaus.** Sorex cinnamomeus *Lichtst.*

Verhandl. 1829. Säugth. n. XXXIX.

Oben zimmetbraun, unten silbergrau, Schwanz über ein Dritttheil leiblang, an der Wurzel rund und weich behaart; Ohren niedrig, fast im Haar versteckt; Größe des Maulwurfs, 5 Zoll 6 Lin.; Schwanz 1 Zoll 11 Lin., Kopf bis zwischen die Ohren 1 Zoll 3 Lin., Rüssel bis zu den Vorderzähnen 4 Lin., Ohrenbreite 4, Höhe 2 Zoll, Abstand 9 Lin., Vorderbeine vom Ellenbogen bis Krallenspitze 11 Lin., Hinterbein von der Hacke bis Krallenspitze 8 Lin., längste Schnurren 1¼ Zoll. Jung weicher und wolliger behaart. Waldgegenden an der Küste des Caffernlandes.

493. **Die zierliche Spitzmaus.** Sorex pulchellus *Lichtst.*

In *Eversm.* Reise I. 124. Säugth. t. XL. f. 2.

Größe der Zwergmaus (Mus soricinus *Herrm.*); Schwanz ein Drittheil leiblang; Ohren zugerundet vorstehend; Farbe oben schiefergrau mit großem weißen Längsfleck in der Mitte, Bauchseite schneeweiß. Länge 2 Zoll 2 Lin., Schwanz 9 Lin., Kopf bis zwischen die Ohren 7 Lin., Rüssel bis zu den Vorderzähnen 2 Lin., Ohrenbreite 2½ Lin., Höhe 2 Lin., Abstand 4 Lin., Beine vom Ellenbogen und Hacken bis Krallenspitze 6 Lin., Mittelzehe 1¾ Lin., hintere Schnurren 8 Lin. Buchara in der Kirgisensteppe: Dr. Eversmann, Professor der Naturgeschichte in Kasan.

Die aschgraue Spitzmaus. Sorex cinereus *Bachm.*

Engl. The cinereous Shrew. Journ. of Philad. VII. 2. 373. pl. 23. 3.

Ohren versteckt; dunkel rostfarbig, unten silbergrau; Beine dünn, Augen sehr klein. Länge 2½ Zoll, Schwanz ⅞ Zoll. Nordamerika.

Dekayi's Spitzmaus. Sorex Dekayi *Cooper.*

Engl. Dekays Shrew. *Bachm.* Journ. of Philad. VII. 2. pl. 23. 4.

Röthlichgrau, unten aschgrau, Ohren versteckt, Schwanz walzig, kurz. Etwas größer als S. brevicaudatus. Länge 4 Zoll, Schwanz 9 Lin. Nordamerika: Neu-Jersey, Mariland, Virginien.

Cooper's Spitzmaus. Sorex Cooperi *Bachm.*

Engl. Cooper Shrew. Journ. of Philad. VII. pl. 24. f. 7.

Dunkelbraun; Nase lang, Ohren versteckt, Schwanz mehr als leiblang. **Kleinste** Art. Länge 1 Zoll 4½ Lin., Schwanz 1 Zoll 10½ Lin. Nordamerika.

Die wimperfüßige Spitzmaus. Sorex fimbripes *Bachm.*

Journ. of Philad. VII. pl. 24. f. 8. — Engl. Fringed foeted Shrew.

Dunkelbraun; Ohren versteckt, Schwanz wenig kürzer als Leib. Länge 2 Zoll, 1½ Lin., Schwanz 1 Zoll 9 Lin. Nordamerika.

Die plattschnauzige Spitzmaus. Sorex platyrhynchus *Sillim.*

Americ. Journ. Oct. 1842. 346.

Oberseite, der ziemlich platte Rüssel und Schwanz rothbraun, unten dunkelgrau, Gliedmaßen weiß, Schwanz mit weißem Endpinsel. Länge 2½ Zoll, Schwanz 1⅓ Zoll. Nordamerika, in einem hohen Apfelbaume gefunden.

Die surinamische Spitzmaus. Sorex surinamensis *Penn.*

Engl. The surinam Shrew *Penn. Shaw.* general Zool.

Rothbraun, unten graugelblich, Ohren sichtbar, Schwanz noch nicht leiblang. Länge 3 Zoll, Schwanz 1 Zoll 6 Lin. Surinam.

b. Sorex *Wagl.* untere Vorderzähne braun gespitzt und gezähnelt, oben 5 Zwischenzähne.

484. 485. **Die gemeine Spitzmaus.** Sorex vulgaris *Linn.* Fn. suec. I.

Griech. ἡ Μυογάλη, μηγαλῆ. — Lat. Mus araneus, mus coecus. — Altfranz. Muzeraigne, Muserain, Muset, Musette, Sery, Sri. Franz. Musaraigne, M. carrelet, Muset, Musette. — Bündt. Musarring. — Ital. Toporagno, Sorice ragno. — Portug. Musgaño. — Span. Murganho. — Engl. The Shrew, Shrew-mouse, Fetid Shrew, Squaretailed Shrew *Penn.* syn. quadrup. 482. n. 346. Jrish Shrew, chestunt Shrew *Jenyns.* — Cambr. Llygoden goch, Chwistlen, Llyg. common Shrew, — Angelsächs. Screawa, Scirsemus. — Russ. Kutóra, Putoraka, Puteroi. — Kalmukk. Morincholgona, d. i. Pferdemaus. — Nathusius hat gefunden, daß folgende Synonymen hierher gehören: S. vulgaris *Linn.* Mus. Adolph. 10. araneus *Linn. Zimmerm.* geogr. Gesch. II. 383. *Schreb.* t. 159. B. *Melch. Nilss.* fodiens et Eremita et cunicularia *Bchst.* tetragonurus *Herm.* obs. 48. *Géoffr.* Ann. Mus. XVII. 177. coronatus *Millet* Faune Maine et Loire I. f. 1. var. macrotrichus *Mehlis* mscr. melanodon (juv.) *Mehlis.* — S. concinnus, rhinolophus (♂ adult.) et melanodon (juv.) *Wagl.* — Dazu noch S. constrictus *Géoffr. Desm. Fr. Cuv.* dict. *Is. Géoffr.* dict. class. S. Hermanni *Hollandre* Fn. Moselle. S. rusticus, hibernicus et castaneus *Jenyns.* Corsira vulgaris *Gray.*

Oberseits mehr oder weniger dunkel schwärzlichbraun, glänzend, Seiten braungelb, Unterleib weißgrau. Länge 2 Zoll 6—9 Lin., Schwanz ½ bis ⅔ leiblang.

In den meisten Gegenden von Deutschland, Frankreich und Schweden die gemeinste Art. Pallas sagt, sie sei auch in ganz Rußland und Sibirien häufig bis an

die Küsten des Eismeers, doch erscheint sie an den Sümpfen kleiner und röther; ferner bis zum caspischen Meere und dem Ostocean. — Sie variirt in der Tiefe der Farbe, auch in der Länge der Schnauze, deren Haarkamm wahrscheinlich bei den älteren Exemplaren stärker, bei den jüngeren oder bald nach der Mauser nur wenig angedeutet ist. Der Schwanz ist stumpf vierkantig, daher der Name Sorex tetragonurus, vierseitig-schwänzige oder vierkantig-schwänzige Spitzmaus. Am Schwanze ist die Farbe eben so wie am Körper oberseits braun, unterseits weißgrau. Die dunkelbraunen Zehenspitzen nutzen sich bei alten Exemplaren ab. Sie hält sich gern in Thälern auf, sowohl in der Tiefe an den Bächen und in der Nähe der Häuser, als auf den Bergen selbst. Sie ist so gefräßig wie alle Arten der Gattung, und kaum begreiflich, woher sie bei der durch zwei bis drei nahe beisammen befindliche Löcher gebotenen Beschränkung ihres Aufenthalts sich ihre Nahrung verschafft. Lenz glaubt, daß sie ihre Nahrung unter der Erde suche und ohne selbst graben zu können, auf die Löcher der Mäuse und Maulwürfe angewiesen sei, in welche die Regenwürmer und Engerlinge gewöhnlich hineinfallen. Auch lebt außer der Paarungszeit jede nur in einem abgesonderten Loche.

Die braunbrüstige Spitzmaus. Sorex thoracicus *Bonap.*

Ital. Topino pettirosso, Crocidura thoracica *Bonap.* Fn. ital. fasc. 29. fig. 7.

Bräunlich aschgrau, unten weißlich, Stirn, Schläfen, Wangen, Kehle und Brust roströthlich, Ohren sichtbar, Augen mittelgroß; Schwanz einfarbig halbleiblang, die einzelnen Haare sehr lang. Länge 2 Zoll 6 Lin. Nur ein Exemplar, vielleicht Varietät einer anderen. Toskana. — Abbildung im Nachtrage.

Die Alpenspitzmaus. Sorex alpinus *Schinz.*

Fauna europ. Wirbelth. 27. Amphisorex alpinus *Bonap.* Fn. ital. fasc. 29. fig. 3. — Franz. Musaraigne des alpes *Selys.*

Einfarbig schiefergrau, Schwanz fast leiblang, oberseits schwärzlich. Das Original 2 Zoll 10 Lin., Schwanz 2 Zoll 8 Lin. Bonaparte's Exemplar 2 Zoll 6 Lin., Schwanz 2 Zoll 7 Lin. — Abbildung im Nachtrage.

Schlank gebaut, Schnauze breit, Schnurren lang und weißlich, Pfoten fleischfarben. Ausgezeichnet durch die Schieferfarbe und die Länge des kurzbehaarten Schwanzes. Längs der Alpenströme in der Schweiz, in den Gegenden um den St. Gotthard.

482. **Die Zwergspitzmaus.** Sorex pygmaeus *Laxm.*

Engl. Pigmy Shrew *Penn.* *Pall.* it. III. zoogr. 134. t. X. f. 3. — S. minutus *Zimmerm. Linn. Gm. Schreb.* t. 161. B. minutissimus *Zimmerm.* exilis *Linn. Gm.* minimus *Is. Géoffr.* coecutiens *Laxm.* N. Act. Petrop. III. und Zawadzki Fn. — S Gmelini *Pall.* zoogr. 134. t. X. f. 4. — Sorex pumilio *Wagler* Isis 54. = Vgl. S. 339.

Oben dunkelbraungrau, fast goldschimmernd, unterseits in weißgrau übergehend. Ausgezeichnet durch den langen, spitzigen Rüssel, den dicken, langen und langbehaarten Schwanz, der $\frac{2}{3}$ leiblang ist. Länge 1 Zoll 8—9 Lin., Schwanz 1 Zoll 4—$5\frac{1}{2}$ Lin.

Pallas fand sie in Sibirien am Flusse Ob und Jenisei häufig, weiter östlich kam sie ihm nicht vor, im Winter erscheinen sie auch um die Dörfer mit S. araneus gemischt. Der junge Gmelin hatte S. Gmelini in Hyrkanien gefangen, aber S. minutus brachte Laxmann aus Sibirien mit. Gloger entdeckte das Thierchen in Schlesien, auch bei Magdeburg, in Meklenburg und in Baiern hat man es gefunden, in Thüringen brachte Lenz bei Schnepfenthal in drei Jahren etwa 27 Exemplare zu-

sammen, meist an nördlichen Bergabhängen gefangen. Sie ist ein niedliches Thierchen, das man auf den ersten Blick für einen kleinen Sorex vulgaris halten möchte, aber sogleich an dem langen und länger behaarten Schwanze unterscheidet. Lenz sagt, er habe bis jetzt noch nie an demselben Loche hinter einander zwei Exemplare gefangen, obgleich er nie versäumt habe, doppelte Fallen zu stellen, daher also anzunehmen ist, daß auch diese Art ein einsiedlerisches Leben führt. Mitunter wurde sie an so kleinen Löchern gefangen, daß sie dieselben selbst gewühlt zu haben schien, und zwar in recht lockerem, klüftigen Erdboden; öfters fing sie sich aber auch vor Löchern, an denen nachts zuvor eine andere Spitzmaus oder Maus gefangen worden war; auch fiel sie in Töpfe, welche unter stark befahrenen Maulwurfsgängen eingegraben worden, in denen Maulwürfe, allerhand Spitzmäuse, Mäuse und Kröten hausirten. Lenz hält sie darum für so selten, weil sie von Maulwürfen und von anderen Spitzmäusen verzehrt wird. Er erhielt sie niemals lebendig, auch in den lebendig fangenden Fallen lag sie bei voller Nahrung immer todt. Sie ließ sich ebenfalls mit Speck kirren. Junge kamen darunter nicht vor, wenigstens nur halbwüchsige, sie scheint also nicht früher zu Tage zu kommen.

Die langrüsselige Spitzmaus. Sorex longirostris *Bachm.*

Engl. The Long nosed Shrew. Journ. of Philad. VII. 2. 371. pl. 23.

Rüssel sehr lang und dünn, Ohren sichtbar. Kastanienbraun, unten blasser. Zehenspitzen braun. Länge 1½ Zoll, Schwanz 1 Zoll. Nordamerika.

Die Carolinische Spitzmaus. Sorex carolinensis *Bachm.*

Engl. The Carolina Shrew. Journ. of Philad. VII. 2. 366. pl. 23.

Ohren versteckt, Schwanz kurz, etwas von oben plattgedrückt; einfarbig schiefergrau, unten blasser; Vorderzähne an den Spitzen kastanienbraun; Schnauze mittelmäßig, Augen nur durch Vergrößerung sichtbar. Länge 3 Zoll, Schwanz 4½ Lin. Südcarolina.

494. **Forster's Spitzmaus.** Sorex Forsteri *Richards.*

Gapp. Zool. journ. V. 201. t. 7. *Richards.* Fauna bor. am. 6. Corsira Forsteri *Gray* proceed. 1837. 124. — Begründet auf Shrew no. 20. *Forster* philos. Trans. LXII. 381.

Oben dunkelbraun, unten weißlich, Ohren versteckt, erster Zwischenzahn oben breiter als folgende; Schwanz fast leiblang. Länge 2 Zoll 3 Lin., Schwanz 1 Zoll 3 — 6 Lin. und darüber. Gewicht 42 Gran. In Canada, im District der Pelzhändler häufig.

Die kleine Spitzmaus. Sorex parvus *Say.*

Longs Expedit. I. 163. *Harlan* Fauna 28.

Oben graubraun, unten aschgrau, Ohren verborgen, Unterseite des Schwanzes, Pfoten und Krallen weiß; Schwanz kurzwalzig, in der Mitte dicker. Länge 2 Zoll 4½ Lin., Schwanz 9 Lin. — Am Missouri: Say. Ein Exemplar, von Collier an der Behringsstraße gefunden, also 23° davon, zieht Richardson dazu: dunkelbraungrau, unten grau, 2 Zoll 4 Lin., Schwanz 1 Zoll.

Richardsons Spitzmaus. Sorex Richardsonii *Schinz.*

S. parvus *Richards.* Fn. Journ. of N. H. of Philad, VII. 2. pl. 24. f. 5.

Oben rothbraun, unten aschgrau. Länge 2 Zoll 9 Lin., Schwanz 1 Zoll 9 Lin Nordamerika.

495. **Die Masken=Spitzmaus.** Sorex personatus *Guérin.*
Is. Géoffr. in Guérin Mag. 1813. Mammif. pl. 14.

Fuchsrothbraun, unten weißlichgrau, Schnauze an der Spitze schwärzlichbraun, Ohren versteckt, Schwanz fast vierseitig halbleiblang. Länge 2 Zoll, Schwanz 1 Zoll. Nordamerika.

Die schwärzliche Spitzmaus. Sorex nigrescens *Gray.*
Corsira — *Gray* Annal. of N. H. 261.

Schwärzlichbleigrau, röthlich überlaufen, unten blasser, Ohren versteckt, Krallen weiß. Länge 3 Zoll 6 Lin., Schwanz 1 Zoll 4 Lin. Ostindien.

Die Mariquensische Spitzmaus. Sorex mariquensis *A. Smith.*
Ill. S. Afr. Zool. pl. 44. 1.

Braunroth, Haar steif, nächst dem Felle graulichschwarz, unten blasser, gelblichgrau, Ohren halbkreisrund, fast nackt, Schwanz walzig, an der Wurzel dick, nach der Spitze dünner. Länge 3 Zoll 4 Lin. Schwanz 1 Zoll 10 Lin. Südafrika nächst dem Wendekreise.

492. **Maulwurf=Spitzmaus.** Sorex talpoides *Gapper.*
Zool. Journ. V. 202. t. VIII. — Corsira talpoides *Gray* proceed. V. 124. S. brevicandus *Say* Longs expedit. I. 164. *Harlan* Fn. — Franz. Musaraigne taupe.

Rußschwarz, unterseits etwas heller, Ohren versteckt, Schwanz kaum kopflang. Länge 4 Zoll 6 Lin., Schwanz 1 Zoll. Obercanada.

c. Crossopus *Wagl.* Vorderzahnspitzen braun, oben 4 Zwischenzähne; Pfoten und Unterseite des Schwanzes mit Rudern aus Reihen dichtstehender steifer Haare.

489 — 491. **Gemeine Wasserspitzmaus.** Sorex fodiens *Pall.*
Angel-muus *Pontopidd.* — Engl. The water Shrew, whitebellied water Shrew. — Franz. Musaraigne d'eau. — Ital. Toporagno acquatico, Sorice di Daubenton, Crossopo del Daubenton, Sorice leucodonte *Ranz.* — Russ. Kutóra, Bustorka, Putoráka, d. i. Spitzmaus. Sibir. Wodaenaia mysch. Kalmukk. Morincholgonà, d. i. Pferdemaus, soll in die Nasenlöcher der Pferde kriechen. Burät. Juhr-cholgonà. — Mongol. Tschitscherchanna. — Tungus. an der Lena: Tschingrechan. — Insul. Kydock. — *Schreb.* t. 160. *Linn. Gmel. Penn.* — Nathusius prüfte folgende Synonyme: S. Daubentonii *Erxleb.*, carinatus *Herm. Zimmerm.*, constrictus *Herm.*, fluviatilis *Bchst.*, hydrophilus *Pall.* zoogr. I. 130., remifer *Géoffr.*, fodiens, amphibius, natans, stagnatilis, rivalis *Brehm.*, Musculus *Wagl.*, Crossopus fodiens, stagnatilis, Musculus und psilurus *Wagler* Isis. — Sorex nigripes *Melch.*, bicolor *Shaw.* — Noch gehört dazu: Sorex Hermanni *Duvernois* und Crossopus Daubentonii, nebst Amphisorex Pennantii *Gray* proc. 1837. 125. und Amphisorex Linneana *Gray* Annal. Doch ist die Art im brittischen Museum als Crossopus fodiens bezeichnet. — S. canaliculatus *Lynge* (*Gray* proceed.) macrourus *Lehm.* obs. zool. I. 2.

Schieferschwarz, unterseits abgegrenzt reinweiß, Ohr versteckt. Länge 3 Zoll. Schwanz 2 Zoll 5 Linien.

Es kommen auch etwas dickschnauzigere Exemplare vor, auch solche mit einem weißen Fleckchen an jedem Ohr oder mit einem solchen an jedem Auge. Der weiße Bauch hat bisweilen einen gelblichen Anflug, auch kommt ein schwärzlicher Fleck an der Brust und unter dem Schwanze vor. Der Gehörgang schließt sich im Wasser mit drei Klappen. Bei sehr alten Exemplaren sind auch die braunen Zahnspitzen bisweilen ganz

abgenutzt. — Sie hält sich an den Ufern der Gewässer, bisweilen bis auf hundert Schritte davon entfernt. Im Winter geht sie auch in die Keller nahgelegener Häuser. Sie gräbt sich auch selbst Löcher und ist mehr am Tage thätig als andere Arten. Im Wasser sieht man sie daher schwimmen oder auf dem Boden unter demselben herumlaufen, wobei ihr Fell immer trocken bleibt. Sie nährt sich von Wasserinsecten und deren Larven, von Blutegeln und Pferdeegeln, Fischrogen und Fischbrut; sie soll sogar an Karpfen gehen und ihnen die Augen ausfressen. Sie wird auch mit Speck in Fallen gefangen und ist noch gefräßiger als die kleineren Arten; in der Gefangenschaft nimmt sie Insecten, Regenwürmer und todte Mäuse u. dgl. m. Ihr Biß dringt kaum durch die Haut, sie zwitschert dabei stark, in der Gefangenschaft läßt sie einen Ton hören, dem Rieseln einer Quelle nicht unähnlich.

486. **Die Ruderschwanz-Spitzmaus.** Sorex remifer *Géoffr.*

Franz. Musaraigne porte-rame. — Engl. The black water shrew *Gray*, cared shrew *Yarell* Lond. mag. 598. proceed. 1832. 109. unicolor shrew *Penn.* — Ital. Sorice remifero S. col collare, Crossopo del Sowerby. — Ann. Mus. XVII. 182. 7. t. 2. f. 1. — S. ciliatus *Sowerb.* Brit. misc. t. 49. *Jenyns*, *Selys.* Crossopus ciliatus, *Bonap.* Fn. it. 29. f. 7. S. lineatus *Géoffr.* Ann. Mus. I. 309. sp. 6. collaris *Géoffr.* sp. 4. unicolor (jun.) *Shaw* fodiens (var.) *Nathus.* in Wiegm. Arch. 1838. Amphisorex ciliatus *Gray* proceed. 1837. 125.

Oben dunkel schwarzbraun, unten übergehend braungrau, Kehle hellgrau, Beine und Schwanz grau gewimpert, Schwanz an der Basis vierseitig, an der Spitze zusammengedrückt. — Besonders durch die dunklere Unterseite verschieden. An den Ohren meist ein weißes Fleckchen. England, Schottland, Belgien, Frankreich, Rhein und Schelde.

Die Sumpfspitzmaus. Sorex palustris *Richardson.*

Fn. bor. am. 5. *Gray* proceed. V. 125.

Schwarz, unten aschgrau; Schwanz gleichfarbig, mehr als leiblang, rundlich, am Ende pinselig, Ohren versteckt; Länge 3 Zoll 6 Lin., Schwanz 2 Zoll 7 Lin. Nordamerika, an der Hudsonsbai.

Die plattköpfige Spitzmaus. Sorex platycephalus *Temm.*

Fn. jap. 24. t. V. Fig. I. a. a.

Japan. Kawa-nesumi. — Franz. Musaraigne platycephale.

Schnauze lang, Rüssel breit, sowie der Schädel platt, Ohren und Augen im Pelze verborgen; Haare kurz, sehr dicht, oben dunkelbraun bläulich, unten dunkel aschgrau. So groß als Sorex indicus. In niederen und feuchten Gegenden um Nagasaki an Bächen, wo sie kleine Fische und Insecten frißt. Häufiger im Lande Bungo und auf der Insel Kiusin. — Abbildung im Nachtrage.

Die Himalaia-Spitzmaus. Sorex himalaicus *Gray.*

Crossopus himalaicus *Gray* Ann. of N. H. X. 261.

Schieferschwarz, an der Seite mit längeren weißgespitzten Haaren, Hals unten und Mittelbauch rostfarbig braun, Schwanz schuppig, oben anliegend und zerstreut braun behaart, unten länger steiflich weiß behaart; Zähne weiß. Länge 5 Zoll 6 Lin., Schwanz 3 Zoll. Himalaiagebirge. Brittisch Museum: H. Drummond.

Hedenborg's Spitzmaus. Sorex Hedenborgii *Wagn.*

Schreb. sppl. t. 159. B. ohne Beschreibung.

Der sonderbare Schlitzrüßler. Solenodon paradoxus *Brandt.* Mém. Petersb. IV. ser. tom. II. t. 1. 2.

Vorderzähne oben und unten 6, mittlere oben sehr groß, dreiseitig, gebogen, scharf zugespitzt, seitliche weit kleiner, mittlere unten sehr klein, folgende groß, stark keglich, der zweite innerseits mit tiefer Längsfurche. Zwischenzähne oben und unten 3, Backenzähne oben und unten 4; Kopf gestreckt, mit Rüssel; Füße sohlenläufig, fünfzehig, Krallen sichelförmig, vordere länger; Schwanz nackt, lang.

Oben schwarzbraun, Bauch, Beine, Kopfseiten und Hals hell gelbbraun, Schwanz schuppig, aschgrau weißgespitzt. Länge 11″, Schwanz 9″. Insel St. Domingo.

Neueste Supplemente.

Zur Naturgeschichte des Löwen ist Seite 16 die neuere Unterscheidung der Unterarten oder Varietäten hinzuzufügen. Die dort abgebildeten gehörten der ersten Varietät: Leo barbarus an, die größte, gelbbraun mit vielem Schwarz gemischt, Mähne sehr reich, Bauchlinie weit herauf bemähnt.

506. **Löwe vom Senegal.** Felis leo senegalensis regn. animale I. 41. Mittelgroß, gelblichbraun, Mähne des Männchen mittelgroß, rothgelb. Nach einem Exemplare in Paris, abgebildet in *Fr. Cuviers* mammiferes livr. 9.

507. **Asiatischer Löwe.** Felis leo persicus s. asiaticus regn. anim. I. 41. Kleiner, braunlichgelb, Mähne lang herabwallend, gleichfarbig. Abgebildet von *Jardine:* Felinae pl. III.*

Temminck beschrieb ihn nach einem lebendigen Paare aus Teheran in der Menagerie zu Exeter Change.

508. **Mähnenloser Löwe von Guzerat.** Felis leo guzeratensis *Smee.* Mähne sehr kurz, straff, gekrümmt, an der Mittellinie des Oberhalses dichter; Schwanzquaste stärker, Bauchmähne fehlt. Wurde durch *Mallet* im Jahre 1781 entdeckt, aber bekannter 1835 durch: Some account of the maneless Lion of Guzerat. By Capt. *Walter Smee* of the Bombay Army F. Zool. Soc. (Decbr. 1833) in den Transact. of Zool. I. 165—174. S. 17 nennt ihn der Verfasser Felis leo goojratensis. Ein am 13. Mai 1830 geschossenes Männchen maaß 8′ 9½″ mit dem Schwanze, Schulterhöhe 3′ 6″. — Weibchen 8′ 7″, bei 3′ 4″ Höhe. Der Eindruck der männlichen Tatze im Sande maß 6¼″. Diese Race lebt in Guzerat im Verlauf des Flusses Sombermuttie bei Ahmedabad, über etwa 40 engl. Meilen weit häufig, so daß Capt. *Smee* in einem Monate 11 Stück erlegte. Ferner am Rhun bei Rhunpor und bei Puttun in Guzerat. In den Distrikten von Booroo und Goliana werden die Viehheerden oft von ihm angegriffen, was man zwar bisweilen dem Tiger zuschreibt, welcher indessen in diesen Gegenden nicht vorkommen soll. Die Bewohner, welche diese Löwenart kennen, nennen sie Ontiah-Baug, d. h. Kameeltiger, angeblich von seiner dem Kameel ähnlichen Farbe. Man findet in der Nähe seines Aufenthaltes viele Ueberbleibsel der von ihm verzehrten Hausthiere; Menschen soll er dagegen niemals angreifen.

509—10. **Löwen-Tigerbastard.** Felis leo-tigris.

Oben beschrieben S. 28. Die Abbildung 509 stellt ein Männchen dar, welches A. van Aken in Deutschland herumführte und auch in Dresden und Leipzig zeigte. 510 ist die Abbildung des Weibchens, welches Atkins in London ausstellte. Bei diesen Bastarden zeigt sich bald mehr Aehnlichkeit mit dem Vater, bald mehr mit der Mutter.

511. **Tiger, weiße Abänderung.** Felis tigris variatio alba.

Weiß, in gewissem Lichte erscheint die Andeutung der dunklen Streifen.
Griffith animal Kingd. II. p. 440.

512. **Der Irbis. Die persische Unze,** Felis Irbis *Müller.*

Felis Uncia *Buff.* und *Schreb.* zum Theil L'Irbis, 'Once. Fell schlaffzottig, weißlich, Ringe und Wischflecke schwärzlich, Schwanz lang und dick. Vgl. S. 512. — Persien, Sibirien.

513. **Der gewölkte Tiger.** Felis nebulosa *Smith.*

Le tigre pommelé.

Kopf klein, Rumpf dickwalzig, Gliedmaßen dick, kurz und wulstig, Schwanz sehr dick und lang, geringelt, sehr große und breite unregelmäßige dunkle Flecke mit rundlichem schwarzen Saum. Vgl. S. 42. China.

514. **Der Nimr.** Felis Nimr *Hempr. Ehrnbg.* Le Nimr.

Diese schöne Abbildung von Stewart und Lizars zeigt ein in der Zeichnung von dem unsrigen, Nr. 8, verschiedenes Exemplar. Nach anderen F. Pardus genannt, so daß unsere F. Pardus Nr. 6 den Namen F. antiquorum *Griffith* erhält.

515—16. **Der wahre Leopard.** Felis Leopardus *Schreb.* Le Leopard.

Die Abbildungen von Griffith und Fr. Cuvier sind sehr charakteristisch. Cuvier giebt letztere unter dem Namen F. Panthera.

517. **Der eigentliche Ozelot.** Felis pardalis *L.* Ocelot.

Weiß, Nase, Vorderhaupt, Schultern, Vorderarme, Rücken, Steiß und Pfoten rothgelb, Schläfen ocherfarbig, Ringflecke auf Schultern und Seiten 4—5 offen und klein, Schwanz geringelt, schwarz gespitzt, Vorderkopf ohne Streif. Hamilton Smiths Abbildung. Mexiko.

518. **Hamilton's Ozelot.** Felis Hamiltoni *Fisch.* Ocelot Hamilton.

Weißröthlich, Nase, Gesicht, Hals und Schultern rothgelb, breiter Fleck an den Wangen und zahlreiche auf den Schultern, schwarz, lange blinde Augenstreifen, über die Seiten schwarz gesäumt. F. ocelot *β.* *Griffith.* — Brasilien.

519. **Griffith's Ozelot.** Felis Griffithii *Fisch.* Ocelot Griffith.

Oben aschgraulichocherfarb, unten weißlich; ein großer Fleck auf jeder Wange, ein Streif vom Auge zum Ohr, dem gegenüberstehenden parallel, innerhalb eine Reihe kleiner Flecken und vier Querbänder der Brust schwarz, Bänder am Hals, Rücken, Lenden und Seiten blind, inwendig rothgelb, schwarz gesäumt, Schwanz rothgelblich schwarzgeringelt, weißgespitzt. Hamilton Smiths Abbildung. Mexiko.

520. Der Chibiguazu. Felis Chibiguazu *Griffith.* Le Chibiguazu.

Röthlich, Nase, Gesicht, Hals und Schultern rothgelb, Ringe offen, schwarz, augenförmige Längsbänder mit Pupillen und schwarz umsäumt. — Damit scheint Nr. 11 übereinzustimmen. Abbildung von Hamilton Smith.

521. Lesson's Ozelot. Felis elegans *Lesson.* Le chat-tigre élégant.

Lebhaft rothgelb gelblich, unterseits gelblichweiß, Augenring schwarz, zieht sich in einem Streifen über die Stirn und einem andern über die Wange, Hals beiderseits doppelt schwarzstreifig; Rücken, Seiten und Brust unregelmäßig schwarzgeringelt. Länge 18″, Schwanz 12″ 6‴. — Abb. aus *Lesson* Cent. zool. no. 21. — Brasilien: *Perrault.*

522. Der Kettel-Ozelot. Felis catenata *Ham. Smith.* Ocelot aux chainettes.

Röthlichgelb, Schläfen ocherfarbig, Wangen, Brust, Bauch und Innenseite der Gliedmaßen weiß, Rumpf oben mit fast augenförmigen schmalen, schwarz und röthlichen Längsbändern, Bauch und Brust schwarz gestrichelt.

523. Die kleinfleckige Katze. Felis celidogastra (er) *Temm.* (chalybeata *Herm.*? *Griffith.*). Chat à petites taches.

Ganz aschgrauleberbraun, Flecken zahlreich dunkel schwarzbraun, Schwanz dunkler gefärbt und geringelt. — Länge 2′ 9″ engl. Maaß, Schwanz 1′ 3″. — Es ist zu verwundern, daß diese Katze von F. chalybeata *Herm.* für verschieden gehalten und neu benannt worden ist, indessen klärt das Fr. Cuvier auf, indem er sich darüber ausspricht, wie Temminck die im Straßburger Museum vorhandenen Thiere gesehen und bestimmt hat. Jedenfalls dürfte Hermann's Benennung, wie auch durch Griffith geschehen, wieder hergestellt werden. Abb. von Hamilton Smith.

524—25. Diard's Katze. Felis Diardi *Desmoulin.* Chat Diard.

Weißgraugelblich, Hals und Rücken aus schwarzen Flecken längs gebändert, welche Bänder mit den vertikalen Schulterbändern zusammenfließen, Seiten zum Theil, sowie die Hüften mit schwarzen inwendig weißgrauen Augenflecken, Schienbeine schwarzgefleckt, Schwanz weißgraugelblich und undeutlich schwärzlich geringelt. — Länge 2′ 6″ Schwanz 2′ 4″. — Abb. Männchen und Weibchen nach Stewart. Java.

526—27. Die javanische Katze. Felis javanensis *Horsf.* Der Kuwuk. Chat du Java.

Gelbgraubraun, oberseits vier rußfarbige, auf dem Rücken unterbrochene Streifen, Seiten mit länglichen Flecken, Bauch mit rundlichen, Kehle mit einer Unterkehle mit zwei rußfarbigen Binden. — Länge 2″ engl. Maaß, Schwanz 8″ 6‴. Unsere Nr. 20 ist Fr. Cuvier's Abbildung, vielleicht ein junges Exemplar. — Java. — Die Abbildung 526 ist die von Horsfield bei Jardine, die 527 hat Griffith als F. Diardi gegeben, während sie hierher gehört.

528. Der Rimau-Bulu, die sumatranische Katze. Felis sumatrana *Horsf.* Chat du Sumatra.

Gelblichgraurostfarbig, Flecken schwarzbraun: Rückenflecken linealisch gestreckt, zusammenfließend, seitliche unregelmäßig, eckig, zerstreut; unterseits weiß, Schwanz ein

Drittel so lang als Rumpf, Spitze schwarzbraun. Länge 2′, Schwanz 8″ 6‴. — Jardine's Abbildung. — Sumatra.

529. **Die Himalaia-Katze.** Felis himalaiana *W. Jard.* Chat du Himalaia.

Dunkel gelbbraun, unten weißlich, Flecken und Wische schwärzlichbraun, zerstreut, Schwanz etwa ein Viertheil so lang als Körper und verdünnt. — Länge 3′ 2″, Schwanz 9″ 6‴. Abbildung nach einem Felle, welches Warwick nach London brachte, von Lear gemalt. — Himalaiadistricte.

530. **Die zierliche Katze.** Felis venusta *Rchb.* Chat galante.

Ocherfarbig aschgrau, Augenbraunbogen, vier Stirnflecken, Parallelstreifen am Halse, unregelmäßige und gegen einander gekehrte am Rumpfe, sowie die Ringe des verdünnten, fast rumpflangen Schwanzes schwarz. — Felis macrourus *Temm.* und *Griff.*, aber dieser Abbildung von Ham. Smith zufolge wohl nicht die F. macroura *Pr. Max. Neuwied* unsere Nr. 14. — Brasilien?

531. **Die winkelfleckige Katze.** Felis angulifera *Rchb.* Chat aux angles aigues.

Lebhaft dunkelrothgelb, unten weiß, am Halse und Rücken parallele Wischflecken und spitzwinkelige, nach vorn offene Winkel am Rumpfe, sowie die Ringe an dem halbrumpflangen Schwanze schwarz. — Länge 1′ 5″ engl. M. — Als F. bengalensis im Edinburger Museum, aber schon von Jardine zweifelhaft zu F. bengalensis gezogen, die wir unter Nr. 29 gegeben haben.

532. **Der schwarze Puma.** Felis nigra *Griffith.* Chat nègre *d'Azara.*

Schwarz glänzend, Schwanz halb so lang als Körper, wulstig zottig. Ist F. concolor var. nigra von oben Nr. 21. — Länge 2′ 9″ 6‴, Schwanz 1′ 1″ Abbild. von Stewart.

533—34. **Der Jaguarundi.** Felis Jagouarundi *Azara.* Le Jagouarundi.

Zu der oben S. 52 gegebenen Beschreibung noch 533 die Abbildung eines für das Dresdner Museum erhaltenen Exemplars und 534 die Abbild. von Hamilton Smith, bei welcher die Ohren mehr gerundet, der Schwanz kürzer als an unseren Thieren. — Länge 2—3′, Schwanz 13—22″.

535. **Die Eyra.** Felis Eyra *Az.* Chat Eyra.

Blaßrothbraun, jederseits ein Fleck an der Nase, Unterkinnlade und Schnurren weiß, Schwanz fast schopfig, Pupillen im Auge rund. Abb. nach Ham. Smith. — Brasilien.

536—41. **Die Karthäuserkatze, Behkatze.** Felis domestica coerulea *Bechst.* Chat des chartreux.

Einfarbig bläulich aschgrau sehr weich behaart. — Siehe oben S. 55. Die Abbildungen wurden nach Exemplaren, die ich lebendig von Nürnberg erhalten und bei mir sich fortgepflanzt hatten, gefertigt.

542. **Die wilde Karthäuserkatze?** Felis catus var. coerulescens? Chat des chartreux sauvage?

So bildet Stewart nach einem Exemplare im Edinburger Museum die wilde Katze in *Jardine's* Felinae ab. Diese wilde Katze soll in Cumberland, Westmore-

land, Irland und Schottland vorkommen. Der Abbildung nach hat sie ein glatteres Fell als die wilde Katze des Continents und ihre Farbe zieht aus Bleigrau in Blau, dabei ist sie sehr undeutlich dunkel gestreift und könnte wohl als die früher noch unbekannte, ursprüngliche Form der Karthäuserkatze angesehen werden.

543—44. **Forster's Cap-Katze.** Felis capensis *Penn. Forster.* descr. 362. Chat du Cap de bonne espérance.

Gelblich, Flecken ungleich groß und Bänder auf den Schultern, über den Rücken und die Vorderbeine schwarz, Vorderkopf über die plötzlich niedergedrückte Schnauze erhoben. 18″, Schwanz 8″. — Am Cap: Forster. Abbildungen bei Griffith.

345. **Marder-Bastardkatze.** Felis Foina-domestica. Chat métis de Foine.

Kastanienbraun, Vorderkopf, Ohren, Pfoten und Schwanz schwarz. Die Pallasische Abbildung des oben S. 56 beschriebenen merkwürdigen Thieres.

546. **Die Pampa-Katze.** Felis pajeros *Desmar.* Chat pampa, Chat pajèros. The wild Tortoise-shell Cat *Griff.* 442. 26.

Haare lang, weich, oberseits hell weißgraubraun, unter der Kehle und am Bauch rothbräunliche Querbinden, Beine dunkel geringelt. Abb. von Landseer. — Paraguay.

547—49. **Angorische Katze.** Felis Manul angorensis. Ghat d'Angora.

Bereits oben S. 56 beschrieben. Die Abbildungen des zahmen Thieres nach Catton in England.

550. **Die Servaline.** Felis ornata *Gray.* Chat Servaline.

Blaß rothgelb, an dem Hinterkopf dunkelbraune über die Schultern auseinanderlaufende Linien, Seiten, Hüften und Schwanz unregelmäßig dunkelbraun gefleckt, letzterer vor der Spitze geringelt, Vorderbeine innerseits gegürtelt, Ohren kurz bepinselt. — Länge 15″ engl. M., Schwanz $10^1/_2$″. — Indien.

551. **Der canadische Luchs.** Felis canadensis *Géoffr. St. Hil.* Le Lynx du Canada. F. borealis *Temm.* non *Thnbg.*

Pelz dichthaarig, besonders an den Läufen, langzottig, weißgrau, braunwellig, Schnurren schwarz und weiß; Ohren spitz, zur Paarungszeit lang bepinselt; Schwanz kürzer als Kopf, abgestutzt, an der Spitze schwärzlich. — Länge 2′ 7—9″, Schwanz 5″. — Jardine's Abbildung.

552. **Der Hirschluchs.** Felis cervaria *Temm.* Lynx of Siberia *Hamilt. Sm.* Abbildung nach *Griffith* an. *Kingdom.* Vgl. oben S. 73.

553—54. **Der Karakal.** Felis Caracal *Schreb.*

Abb. 353 nach Catton, 354 nach dem Exemplare unsers Museums, aus Bengalen. — Beschreibung vgl. oben S. 77.

555. **Der Molossus der Alten.** Canis Molossus antiquus.

Vgl. unsern Canis Albanus S. 150 Nr. 164. Abbild. nach der Gypsstatue im hiesigen Mengs'schen Museum, 4′ $4^1/_4$″ lang, sitzend 3′ $3^1/_4$″ hoch, Kopf 1′, Umfang der Brust $4^1/_2$′.

556—57. **Der Lyciskus** oder **Wolfshund der Alten.** Canis λυκίσκος antiquus.
Findet sich auf vielen Gemälden aus Pompeji. Vgl. S. 134, 136.

558—59. **Der Alopecides** oder **Fuchshund der Alten.** Canis ἀλωπεκίδες antiquus.
Vgl. oben Nr. 134 S. 145. — Abb. in dem Real Museo Borbonico IV.

560. **Der Jagdhund der Alten.** Canis venatorius antiquus.
Vgl. oben Nr. 134 S. 166—179. — Abbild. auf dem Titelblatte zum Real Mus. Borb. IV.

561. **Der Wasserhund der Alten.** Canis aquaticus antiquus.
Vgl. oben S. 134. — Abb. „Venere et Adone, antico dipinto di Pompeji." Real Museo Borbonico IV. t. XVII.

562. **Der Dingo.** Canis Dingo Nr. 110—111, S. 147.
Abbildung des Kopfes nach Griffith.

563. **Der Dhole.** Canis Dhole s. aequinoctialis.
Vgl. S. 146. — Abbild. „The Dhole of India" *Griffith.*

564. **Der canadische Hund.** Canis canadensis.
Vgl. S. 146. — Abb. „The Nord American Hound" *Griffith.*

565—68. **Der antarktische Hund.** Canis antarcticus *Perr.*
Vgl. S. 147. — Nach einem Gemälde.

569—70. **Der Spartaner-Hund.** Canis spartanus s. laconicus *Aristot.*
Vgl. S. 145. — Abb. nach einem lebenden Exemplare von der Größe und fast dem Wuchs eines Rehes.

571—72. **Der Algierische Haushund.** Canis domesticus var. Algeriensis.
Vgl. Nr. 138 S. 133. — Nach dem Gemälde von *Le Comte*: „Les pirates Algèriens."

573—75. **Der Otahiti-Hund.** Canis otahitensis.
Vgl. S. 141. — Nach Catton.

576—77. **Der Salzburger Alpenhund.** Canis salisburgensis.
Vgl. S. 150. — Abb. nach Götze's Monographie des Hundes.

578—80. **Der Allko.** Canis Allco.
Vgl. S. 139. — Abbildung nach derselben Monographie.

581. **Der Alikante-Hund.** Canis alicantensis.
Vgl. S. 162. — Abb. nach dem Buche „Freund der Schooshunde."

582. **Der Itzcuinteporzotli des Hernandez.** Canis gibbosus.
Vgl. S. 154. — Abb. nach Hernandez.

583. **Der Solofänger.** Canis solicapus.
Vgl. S. 159. — Nach einem Gemälde.

584—88. **Der türkische Hund.** Canis leporarius turcicus.
Vgl. S. 156. — Nach einem Gemälde.

589—91. **Der amerikanische Otterhund.** Canis platyurus.
Vgl. S. 166. — Nach einer Zeichnung.

592—93. **Die kleine Brakke.** Canis bracca minor.
Vgl. S. 174. — Abb. nach Götze.

594—95. **Die bengalische oder ragusanische Brakke.** Canis bracca bengalensis s. ragusanus.
Vgl. S. 172. — Abb. nach der Natur.

596. **Der zottige Hühnerhund, Wasserhühnerhund.** Canis avicularius aquatilis s. villosus.
Vgl. S. 171. — Abb. nach einem Original-Oelgemälde.

597—99. **Der französische Parforce-Hund.** Canis venaticus gallicus.
Vgl. S. 173.

600. **Das weißrückige Stinkthier.** Mephitis leuconota *Lichtst.*
Säugth. XLIV. 1. — Vgl. oben S. 600. Mouffette à dos blanc.

Abbildung nach Lichtenstein's Darstellung des Exemplars im Berliner Museum.

So groß als ein Fuchs, Schnauze vorgestreckt, oben nackt, Pelz mittellang, glänzendschwarz, der weiße Streif beginnt spitz auf dem Kopfe und verläuft über den Rücken, auch oben über die Schwanzwurzel und dann über den ganzen Schwanz. — Länge 2′, Schwanzruthe 1′, Kopf 4″ 6‴, der weiße Streif auf dem Rücken 3″ breit. — Vaterland: Rio Alvarado in Mexiko.

601. **Das halbweiße Stinkthier.** Mephitis mesoleuca *Lichtst.*
Säugth. XLIV. 2. — Mouffette demi-blanche.

Abb. nach Lichtenstein's Darstellung des Exemplars im Berliner Museum.

So groß als eine Katze, etwas aufgetrieben, Schnauze vorgestreckt, oben nackt; Pelz langhaarig, glänzendschwarz, der weiße Streif vom Hinterhaupte stumpf beginnend, verläuft gleichbreit über den Rücken, auch oben über die Schwanzwurzel und dann über den ganzen Schwanz. — Länge 1′ 7″, Schwanzwurzel 11″, Haare an der Schwanzspitze 2″ 6‴, Kopf 3″, der weiße Streif über den Rücken 4″ breit. — Vaterland: Chico in Mexiko.

602. **Der Chinga.** Mephitis Chinga *Tiedem.* Mouffette Chinga.

Abb. nach Lichtenstein's Darstellung t. XLV. 1. eines Exemplars im Berl. Mus.

So groß als ein Marder, schlank, Schnauze etwas hervorragend; Pelz langhaarig, schwarzglänzend, ein Streif über den Nasenrücken, das Hinterhaupt, den Vorderrücken; die Seiten und die Unterseite der Schwanzwurzel weiß. — Länge 1′ 3″, Schwanzwurzel 5″ 6‴, Haare der Schwanzspitze 1″ 9‴, Kopf 2″ 8‴. — Vaterland: Seestrand von Nordamerika.

603. **Das halbschwarze Stinkthier.** Mephitis mesomelas *Lichtst.*
La Mouffette demi-noire.

Abb. nach Lichtenstein's Darstellung t. XLV. 2. eines Exemplars im Berl. Mus.

So groß als eine Katze, schlanker, Schnauze hervorstehend; Pelz langhaarig,

glänzendschwarz, weißgestreift: weißer Streif auf Nase und Stirn verschmälert, auf dem Rücken zwei breitere, abstehende, vom Genick quer entspringende, über den Schwanz beiderseits auslaufende. — Länge 1′ 7″, Schwanzruthe 9″, Haare der Schwanzspitze 2″ 8‴, Kopf 3″. — Louisiana.

604 — 5. **Das langgeschwänzte Stinkthier.** Mephitis macroura *Lichtst.* La Mouffette à queue longue.

Abb. nach Lichtenstein's Darstellung t. XLVI. eines Exemplars im Berl. Mus.

So groß als ein Marder, schlank, Schwanz sehr lang, Schnauze vorstehend; Pelz glänzendschwarz weißgestreift: Streif auf Stirn und Kehle schmal, auf dem Rücken sehr breit, vom Genick quer beginnend, durch einen schmalen schwarzen Rückenstreif getheilt, auf die Schwanzoberseite auslaufend, an beiden Seiten unterbrochen. — Länge 1′ 2″, Schwanzruthe 1′ 1″, Haare der Schwanzspitze 4″ 6‴, Kopf 2″ 6‴. — Nordwestliche Gebirge von Mexiko.

606 — 7. **Das schleierstreifige Stinkthier.** Mephitis vittata *Lichtst.* La Mouffette à bandes.

Abb. nach Lichtenstein's Darstellung t. XLVII. 1. 2. eines Exempl. im Berl. Mus.

Größe des Marders, schlank, Schnauze vorragend; Pelz glänzend schwarz weißgestreift: Streif auf dem Scheitel und hinter den Ohren auslaufend, abgekürzt, Seitenstreif jederseits ungleich auslaufend in den sehr langen Schwanz. — Länge 1′ 4″, Schwanzruthe 1′, Haare der Schwanzspitze 4″, Kopf 2″ 6‴, Breite der Rückenstreifen 1″. — Mexiko, Gegend von San Matteo al Mar.

608. **Der Yaguaré.** Mephitis suffocans *Illig.* Yaguaré *Az.*

Abb. nach Lichtenstein's Darstellung t. XLVIII. nach einem Exempl. im Berl. Mus.

Größe des Marders, dicklich gebaut, Schnauze vorragend, oben nackt; Pelz kastanienbraunschwärzlich, etwas matt, weißgestreift: Scheitelbinde an den Enden gebrochen eckig, hinter dem Ohr jederseits in einen Seitenstreif auslaufend, welcher auf dem Schwanze verschwindet.

609. **Die canadische Fischotter.** Lutra canadensis *Fr. Cuv.*

Abb. nach Griffith als Zusatz zu obigen Nrn. 353 — 354.

610. **Die Meer-Fischotter.** Lutra lutris *Fr. Cuv.*

Abb. nach Griffith zu S. 257.

611. **Der braune Wieseldachs.** Melogale fusca *G. St. Hil.* Melogale brune.

Abb. nach *Guérin* Mag. III. I. pl 16

Länge 1′ 1″, Kopf 3″ 9‴, Schwanz 6″. Pegu. — Dunkelbraun, Schnauze, Kinn, Kehle und Brust nebst Schwanzspitze schmutzigweiß, eine zweizackige Binde zwischen Auge und Ohr verläuft reinweiß in den unreinweißen Unterhals; Sohlen fleischfarb, Nägel gelbbraun. Eine Art. Das Thier steht zwischen Viverra, Nasua und Mydaus und wurde zuerst als Gulo orientalis *Horsfield* bekannt. Java.

612 — 13. **Der graue Ohrenrobbe.** Otaria cinerea *Peron* & *Lesueur.* Otarie centré.

Abb. nach *Guoy* & *Qaimard* in *Dum. D'Urville* Astrol. I. 89. pl. 12. 13. u. 15.

Pelz aschgraulich, Gliedmaßen schwärzlich, Haare am Kopf und Hals straff und lang, rothgelb, etwas zusammengedrückt. — Vaterland: an der Küste der Insel Decrés zwischen 30° südl. Br. und 135° östl. Länge. — Länge 9 — 10′.

Bereits Peron benamte eine Otaria cinerea, welche ungefähr in derselben Lage gefangen worden als diese, ohne sie zu beschreiben, doch vermuthen Quoy und Gaimard, daß ihr Thier dieselbe Art sei. Peron's Exemplar war 9—10′ lang, das ihrige 7′, hatte einen dicken Kopf, hohe Stirn, kurze, vierseitige Schnauze, Oberlippe unmerklich über die untere verlängert. Vom Kopf aus nimmt der Körper an Umfang zu und bildet einen Kegel, dessen Basis auf den Mittelrumpf fällt, da wo die Vorderglieder eingefügt sind. Der Hintertheil hat eine ähnliche Gestalt, daraus folgt, daß auf den ersten Anblick, da diese Thiere sehr dick sind, sie wie zwei Kegel aussehen, die mit ihrer Basis vereint sind. Der ganze Pelz ist oberseits einfarbig graulich, die Schnauze heller. Kinn, Achseln, Hinterseiten und Unterseite des Rumpfes ist rothbraun; die Halsseiten sind aschgraulich, ziehen in Weiß und die Ohren schwärzlich gespitzt; Hinterglieder fast schwarz und die vordern dunkelbraun, ziehen etwas in's Rothbraune. Die Haare an Kopf und Hals sind lang, straff und grob, die der übrigen Theile kürzer und dichter. Ihre graue Färbung entsteht durch die Mischung der Haare, von denen einige weißgelblich, andere schwärzlich sind. Streicht man sie auseinander, so sieht man einen wenig dicken, röthlichen Filz. Die Haare auf den Gliedmaßen sind sehr fein und sehr dicht, die Bärte stark und gelblich. Die Vordernägel sind kaum angedeutet, die Hinternägel sind schmal, die drei mittleren stehen mehr vor und der äußerste zeigt sich nicht. Die Stellung, unter welcher *M. de Sainson* sie gezeichnet hat, ist die nach dem Tode. Sie bewohnt den Hafen Western, am südlichen Ende Neuhollands an der Baßstraße. — Der knöcherne Schädel ist länglicher und minder breit als der von O. australis, die Leisten der Seitenbeine viel mehr vorstehend, bilden eine sehr deutlich wieder zurücktretende Ecke. Die Stirnbeine sind vorzüglich sehr verengt und hinter dem Augenbrauenbogen gerundet, und dieser Zwischenraum ist länglicher als bei der folgenden Art. Der Raum zwischen den Augenhöhlenfortsätzen ist auch minder breit und die Bläße krümmt sich mehr zurück. Die Nasenbeine treten mehr vor in das Niveau der Kieferbeine und bilden einen sanften Winkel. Die Jochbeinbogen sind breit und stark. Der untere Zitzenfortsatz ist sehr hervorstehend. Das obere Kieferloch ist groß und dreieckig. Der Schädel hat viel Aehnlichkeit mit dem von Phoca ursina *L.*, unterscheidet sich aber durch größere Dicke in der Walze hinter der Augenhöhle, welche die Stirnbeine bilden. Die Nasenbeine sind kürzer und mehr ausgeweitet, das Jochbein breiter. Die Zahnformel ist: Schneidezähne: $\frac{6}{4}$, Eckzähne $\frac{1}{1}$, Backzähne $\frac{1}{1}\frac{6}{5}$. Die Zähne haben einfache Wurzeln.

Die Jungen sind ganz schwarz und seidenhaarig. Ihr Kopf ist abgerundet, ihre Schnauze kegelförmig. Die englischen Wallfischfänger, dorthin verschlagen, sammelten Felle von diesen Thieren und brachten Junge, die sie an den Felsen gefangen hatten, wo die Alten sie säugten. Man erzog eines mehre Tage mit in Wasser eingerührtem Mehl. Es zeigte sich schon sehr verständig und folgte auf den Ruf, aber der Schmerz über den Verlust seiner Eltern veranlaßte es oft zu schreien, beinahe wie ein junges Kalb, und so oft, daß man es kaum aushalten konnte, daher es getödtet wurde. Es biß auch manchmal ungeachtet der Schwäche seine Zähne. Ein wenig kräftiger Schlag auf die Nase reichte hin, es zu tödten. Die sehr jungen bewegen sich auf der Erde weit schneller als in fortgeschrittenem Alter, denn ihre Vorderglieder sind in jener Zeit verhältnißmäßig weit größer und minder entfernt von den hintern als später. Sie heben auch den Vorderleib mehr vertikal, wegen größerer Beweglichkeit der Hals- und Rückenwirbel empor.

614. **Australische Ohrenrobbe.** Otaria australis *Quoy* & *Gaimard*. Otaire australe.

Abb. nach *Quoy* & *Gaimard* in *Dum. d'Urv.* Astrol. I. 95. pl. 14—15.

Oben gelbbraun, unten rothgelb; Hals dick, Gliedmaßen unten schwärzlich.

Obgleich das Exemplar jung war, so trug es doch einen zum Gebären reifen Fötus bei sich. Diese Art, kleiner als die andere, lebt in denselben Distrieten, doch auch in andern Punkten der Südküste Neuhollands. Ihre Gestalt ist kurz und zeigt nicht die kegelförmige Verlängerung nach vorn wie die vorige. Ihr Kopf ist rundlich und die Stirn neigt sich unmerklich in die Schnauze. — Die ganze Oberseite bis zur Schwanzwurzel ist angenehm grau, bei größerer Einwirkung des Lichtes gelblich. Dies Grau wird heller am Halse und zieht in unreines Weiß auf dem Kopf, den Wangen, den Augen und Seiten der Schnauze. Die Nasenspitze ist schwarz, die Schnurren sind weiß, stark und platt. Die ganze Unterseite ist vorn hellgelblich und kälberrothbraun nach hinten. Die Scheidungslinie zwischen dieser und der grauen Rückenfarbe zeigt sich an den Seiten auf entschiedene Weise. Die Gliedmaßen sind auf zwei Drittel ihrer Ausdehnung fast schwarz; die vordern endigen sich etwas in eine rundliche Spitze. Die Zehen der hintern sind tief und haben sehr deutliche Nägel, besonders auf den drei Mittelzehen, wo sie fahl sind und schwarz am Grunde. Die Ohren sind kurz, stark gespitzt und am Ende schwarz. Die Haare kurz, dicht, etwas straff, besonders die am Kopfe; streicht man sie auseinander, so sieht man, daß sie schwarz und weiß sind; die schwarzen glänzen und herrschen vor und haben alle eine gelbweißliche Spitze, wodurch sie die äußerlich graue Mischung vermitteln; diejenigen, welche den Hintertheil der Beine bedecken, sind lang, seidenartig und lebhaft rothbraun; der Schwanz ist so rothbraun wie die Oberseite. Das, was diese Art unterscheidet, besteht darin, daß sie am Grunde der Haare keinen Filz hat. — Sie findet sich am Hafen zu King Georges-Sound in Neuholland und zeigt folgende Maaße: Länge 4′ 9″ 6‴ engl., Umfang des Kopfes 1′ 8″ 6‴, Umfang des Rumpfs vor den Vordergliedmaßen 3′ 8″, in der Mitte des Rumpfs 3′ 8″, vor den Hintergliedern 1′ 8″, Umfang des Halses 2″, Länge der Ohren 1″, Entfernung zwischen Auge und Ohr 2″ 10‴, Entfernung zwischen Auge und Lippenspalte 3″, Entfernung zwischen Auge und Schnauzenspitze 3″ 10‴. — Der Schädel war von einem jungen Exemplar. An drei Schädeln derselben Art war ein einziger von einem wirklich alten Thiere und zeigte 6 Backzähne im Oberkiefer und 4 Schneidezähne in dem Grade abgenutzt, daß sie keine Querfurchen mehr zeigten. Es ist wahr, daß an dem dort abgebildeten Schädel die unteren Schneidezähne, ungeachtet der Jugend des Thieres, in demselben Zustande sind. — Bei einem älteren Schädel sind die Stirnbeine mittelmäßig schmaler, vorn aufgetrieben, abgerundet und mit den Kieferbeinen und Zwischenkieferbeinen in sanfter Beugung, welche sich in der Nasenleiste endigt. Das Hinterhauptbein ist querbreit, seine seitlichen Leisten mäßig gerundet und bilden einen kaum merklich einziehenden Winkel. Die Jochbogen sind gerade, schwach, wenig breit. Der obere Zitzenfortsatz ist abgerundet und kaum bemerkbar. Die Nasenknochen verlängern sich über die Stirnbeine in eine lange, ziemlich scharfe Spitze, aber werden von den Kieferbeinen überragt. Das obere Kieferloch ist rundlich. Die kleinen Schneidezähne sind so groß als bei Otaria cinerea; so erscheinen sie verhältnißmäßig größer. Die Backenzähne zeigen nichts Bemerkenswerthes, sie stehen etwas schief im Kiefer. Alle aufgeführten Theile unterscheiden sich merklich von den gleichnamigen der Otaria cinerea, und so erscheint O. australis als bestimmt verschiedene, auf

den Bau des Knochenschädels begründete Art. — Zähne mit einfachen Wurzeln: Schneidezähne $\frac{6}{4}$, Eckzähne $\frac{2}{2}$, Backenzähne $\frac{12}{10}$, zusammen 36. Bei einem Säugling sind die beiden unteren Mittelschneidezähne an ihrer Schneide dreispitzig. Ungeachtet der Identität der Gestalt der drei Schädel von demselben Orte, versichern wir doch, daß bei dem abgebildeten Schädel sich nur 5 Backenzähne jederseits fanden und die Kleinheit des Kieferbogen zeigte nicht, daß noch ein sechster nachkommen würde; auch haben wir auf einem Durchschnitte die Spur desselben vergeblich gesucht. — Die osteologischen Maaße finden sich a. a. O.

615. **Choris's Robbe.** Phoca Chorisii *Less*, Phoque de Choris, Chien de mer du detroit de Behring.

Abb. nach Choris. — Vaterland: Kamtschatka und die Kurilen.

Fell fast wie geschoren, schwarzgefleckt; Schnauze kegelförmig; Schnurren steif. — Länge $4\frac{1}{2}$'. Ph. tigrina *Lesson* man. 206 punctata et maculata *Smith*. Enc.

616. **Der Simir, bunte Hyänenhund.** Lycaon pictus (*Brook.*) *Ehrnb.* Le Simir, Chien hyénoide.

Abb. nach Rüppel und Cretzschmar als Nachtrag zu 250 u. 251 in abweichender Fleckenzeichnung. — Beschreibung oben S. 205.

617. **Der Dib oder Sib.** Canis lupaster *Hempr. Ehrnb.* Le Chacal Dib.

Abb. Canis Anthus *Rüpp.* & *Cretzschmar*, den *Ehrenberg* zu seiner Art citirt. Vgl. oben S. 108 u. 111.

618. *a.* u. *b.* **Der zahme Wolfshund.** Canis lupino $\times$ domesticus.

619—25. **Der Wolfs-Fleischerhund.** Canis lupino $\times$ laniarius.

Abbildungen der Bastardgenerationen, welche Buffon beobachtete. 619. Männchen, 620. Weibchen der ersten Generation, 621. Männchen, 622. Weibchen der zweiten Generation, 623. Weibchen der dritten, 624. Männchen und 625. Weibchen der vierten Generation.

626. **Der wilde Kleinbeutler.** Cryptoprocta ferox *Bennet.* La Cryptoprocta feroce.

Einzige Art. Abb. nach Bennet in den Zoolog. Transact. I. 137. nebst Abb. Proceed. 1833 I. 46. — Vaterland: Madagascar. Vorderzähne $\frac{6}{6}$, Eckzähne $\frac{1-1}{1-1}$, Backenzähne $\frac{4}{4}$, Schnauze nur ein wenig verlängert, Ohren groß, Beine verwachsen fünfzehig, Sohlen nackt. Ein Sack um den After. Schwanz walzig, Nägel zurückziehbar. —Länge $13\frac{1}{2}$'', Schwanz 11''.

627. **Das goldgelbliche Rollschwanzthier.** Paradoxurus aureus *Fr. Cuvier.* Le Pougonné doré.

Haare lang, einfarbig rothgelborange. Größe einer mittelmäßigen Katze. — Vaterland zweifelhaft. — Arctitis aurea *Fisch.* synops. 153

628. **Der Linsang.** Viverra Linsang *Hardw.* La civette grêle *Lesson.*

Abb. *Lesson* hist. nat. d. mammif. et ois. IV. 299. Vaterland: Java, Blambangam. Länge 15'', Schwanz 13'', Kopf $3\frac{1}{2}$''.

Schwanz lang, geringelt, walzig, Leib hellgelblich, vier breite Rückenstreifen, zwei schmale über den After, auf Schulter und Hüften mehre Flecken und Ringe, Schwanz mit sieben dergl. von sehr dunkelbrauner Farbe. — Paradoxurus Linsang *Fisch.* syn. p. 159.

629. **Der numidische Ichneumon.** Herpestes numidicus *Fr. Cuv.* La Manguste d'Alger.

Abb. *Frédéric Cuvier* mammifères livr. 68. — Vaterland: Numidien.

Haare schwarz und rothbraun geringelt; Schwanzspitze schwarz. — Länge wie 629, aber verschieden: 1) Kopf minder gestreckt und das Hinterhaupt mehr gebogen; 2) Haare schwarz und rothgelb (nicht weiß) geringelt; 3) Nacktheit der Augenhöhle schmaler.

630. **Steadmann's Hundsfrett.** Cynictis Steadmanni *Ogilby.* Le Cynicte de Steadman.

Abb. nach *Ogilby* Transact. Zoolog. Soc. I. 29. t. 3., copirt in *Schreb.* suppl. 125 D. — Proceed. zoolog. Soc. I. 49. — Meerkat *Barrow* travels I. 185. — Länge 1′ 6″, Schwanz 1′, Kopf $4^1/_2$″. — Vaterland: Vorgebirg der guten Hoffnung.

Rothbraun, Wangen, Halsseiten und Schwanz graugemischt, Haare nicht geringelt, Schwanzspitze unrein weiß. — Kopf kurz, Ohren innerseits nackt, Leib schlank gebaut, der Schwanz stark buschig, seine Haare vom Grunde aus rothbraun, dann dunkelbraun, Spitze grau.

631. **Weißöhriger Marder.** Mustela leucotis *Temm. Hamilt. Sm.* Le marte aux oreilles blancs.

Abb. nach Griffith. — Länge 20″. — Vaterland: zweifelhaft.

Glänzend dunkelbraun, Ohren inwendig weiß.

632. **Der maskirte Vielfraß.** Gulo larvatus *Temm.* & *Hamilt. Sm.* Le Glouton à masque.

Abb. nach Griffith's Darstellung eines Exemplars aus Temminck's Sammlung. Größer als Iltis. — Vaterland zweifelhaft.

633. **Der rostbraune Vielfraß.** Gulo ferrugineus *Hamilt. Sm.* Le Glouton ferrugineux.

Abb. nach Griffith's Darstellung eines Exemplars aus M. Bullock's Sammlung. Vaterland zweifelhaft. — Von Griffith im animal Kingdon II. 282 beschrieben und unter der Abbildung als Gulo castaneus bezeichnet. V. no. 338 steht die Diagnose:

Kastanienbraun, Beine schwarzbraun, Schwanz schwarz, Kopf breit, niedergedrückt, Augen und Nasenlöcher nahe beisammen, Ohren entfernt.

634. **Die Pampa-Katze.** Felis Pajeros *Desm.* Chat-Pampa.

Abb. *Waterhouse* in *Darwins* Zoolog. of the Beagle I. p. 18. t. 9. — Vgl. oben S. 353 Nr. 546. — Vgl. auch Nr. 748.

635. **Jacquemont's Katze.** Felis Jacquemontii *Is. Géoffr.* Chat Jacquemont.

Abb. *Jacquemonts* voy. pl. 2.

Gelbbraun, Haare schwarz gespitzt; Kopf, Bauch und Innenseite der Gliedmaßen rostfarbig, Stirn, Innenseite des Ohrs, Maul nebst Kinn, Kehle und Unterhals unrein weißlich, Nasenöffnung, ein kleines Fleckchen an der Basis des äußern Ohrwinkels und ein paar undeutliche Ringe gegen das Schwanzende, sowie die Spitze des Schwanzes schwarz. — Indien.

636. Roströthliche Katze. Felis rubiginosa *Is. Géoffr.* Chat à taches de rouille.

Abb. nach *Belanger* voy. pl. 6. — Pondichery.

Oberseits röthlichgrau, weiß gesprenkelt, ziegelroth gefleckt, unterseits weiß. Ueber dem Auge vier schwarze Längsstreifchen, laufen über den Scheitel, zwei verschwinden am Halse, zwei andere nehmen einen dritten zwischen sich auf und laufen, hier und da unterbrochen, über den Rücken hinaus. Ueber dem innern Augenwinkel steht ein weißer Fleck und über ihm ein kleiner schwarzer. Ueber die Backen laufen zwei röthliche Querstreifen und verbinden sich mit einem Halbring an der Kehle. Die Außenseite der Ohren ist unten röthlich, oben schwarz. Seiten, Schultern und Schenkel mit 4 bis 6 Längsreihen länglicher rostrother Flecken; die untern sind dunkler und schwarzbraun; am Unterleibe sind sie zahlreich und regelmäßig in Querbinden gereiht, welche mit den äußeren sich verbinden. Beine und Schwanz ungefleckt, jene vorn fahl, hinten röthlich; der Schwanz röthlichgrau und weiß gemischt, unterseits rothfahl. — Größe ziemlich die der Hauskatze. Sehr ähnlich der Felis caligata, besonders der F. torquata *Fr. Cuvier*, aber merkwürdig dadurch von ihnen wie von den meisten Säugethieren unterschieden, daß die Flecken der Unterseite dunkler sind als die der Oberseite. Auf dem Kopfe beginnen unmittelbar hinter den Augen 4 schwarze Längslinien, welche parallel nach hinten verlaufen. Zwei derselben ziehen sich über Kopf und Hals und verschwinden dann, die beiden andern dagegen werden immer deutlicher und schwärzer auf dem Rücken, hinter der Schulter bleiben sie aber weniger deutlich und laufen auseinander, zugleich beginnt zwischen ihnen eine gleichfarbige Mittellinie, welche sich mit jenen unten an den Weichen verliert. Diese drei Linien erleiden auf dem Rücken und in den Weichen mehre Unterbrechungen, so daß dadurch jene Fleckenreihen entstehen. Auf der Kruppe sind nur unregelmäßige Fleckenspuren. Die kleinen fast halbovalen Ohren sind äußerlich unten roth, oben schwarz, innerlich theils nackt, theils fahl behaart. Die länglichen rostfarbigen Flecken auf den Seiten, Schultern und dem Gesäß bilden 4—5 Längsreihen, mit den Rückenfleckreihen parallel. Gesicht röthlich kurzbehaart, an beiden inneren Augenwinkeln ein weißer Fleck und über ihm ein sehr kleiner schwarzer. Lippen, Wangen, Kehle, Brust und Bauch, sowie die Innenseite der Gliedmaßen weiß, mit Flecken, unter der Kehle ein kleines rothes, fast halbringförmiges Band, mit der Krümmung nach hinten, von beiden Seiten unter dem Ohr mit dem Ende zweier kleinen parallelen rothen Bänder zusammenkommend, welche hinter dem Auge anfangend, über die Wange laufen. Auch auf den Lippen finden sich 2—3 kleine rothe Linien. Die Flecken der Unterseite sind schwarzbraun, auf Brust und Bauch ziemlich zahlreich und unregelmäßige Querbänder bildend; noch breiter und auffallender sind die auf der Innenseite der Gliedmaaßen, Pfoten und Schwanz ungefleckt. Indien: Belanger. — Géoffr. St. H. bei Belanger S. 140, 144.

Ich beschrieb diese Katze früher, bevor Belanger's Reise zu uns gekommen, nach einem natürlichen Exemplare unserer Sammlung als F. leucogramma regnum animale p. 45. Das in der berüchtigten Revolution am 6. Mai 1849 mit verbrannte Exemplar war $16^1/_2''$ lang, der Schwanz $7''$.

637. Die marmorirte Katze. Felis marmorata *Martin.* Chat marbré.

Abb. *Schreb.* Säugth. Suppl. t. C.a. — Java: Martin. Himalaia: Mainzer Museum. — Etwas größer als die Hauskatze, $1'\ 11''$, Schwanz $1'\ 3^1/_2''$

Unrein rothgrau, auf dem Kopfe vier schwarze Linien über den Nacken verlaufend, zwischen den Ohren auseinander, im Genick aber zusammenlaufend und zu einem Rückenstreifen verbunden; Nase rothgrau, schwarz gemischt, beiderseits der Nasenwurzel ein kleiner weißgelber Fleck; vom innern Augenwinkel läuft gegen den Rücken ein schwarzer geschlängelter Streif, an den Schultern verschmälert gegen die Seite; Rücken lehmgelb, zu beiden Seiten laufen anfangs schwarze Längsflecken, welche am Mittelrücken in einen schwarzen Streif sich vereinigen, der gegen den Schwanz sich wieder zertheilt; die gelbe Lehmfarbe macht zu beiden Seiten astartige Ausläufer, welche schief nach hinten verlaufen und beiderseits von schwarzer Linie eingefaßt sind. Seiten, Vorder- und Hinterschenkel rundlich und schwarz kleingefleckt, Unterkinnlade, Hals, Bauch und Innenseite der Schenkel weißgelb, schwarz gefleckt, Schwanz mit schwarzen Halbringen und Spitze; Schnurren sehr lang, schwarze und weiße.

638. **Die dunkle Katze.** Felis obscura *Desmar.*

Abb. *Schreb.* Suppl. CX. c. als Felis caligata, indem Temminck diese mit obiger, die wir oben Nr. 22 abbildeten, vereint. Diese ist indessen eine wahre Katze mit runden Ohren, F. caligata nach der ersten Abbildung bei Bruce ein wirklich spitz- und pinselohriger Luchs.

639. **Die wilde Katze aus Morea.** Felis catus ferus L. var. e Morea *Bory St. Vincent* Exped. pl. 1. A.

Abb. nach *Bory St. Vincent*, nachträglich zu Nr. 27 — 28 S. 68.

640. **Die kleinpfötige Katze.** Felis maniculata *Rüpp.*

Abb. *Schreb.* Suppl. t. C. B. — Nachtrag zu Nr. 25, S. 53.

641. **Der japanische Wolf.** Canis hodophylax *Temm.*

Abb. Fauna japonica t. 9. — Japan.

Schnauze stumpfer als bei dem gemeinen Wolf, Schwanz kürzer, Beine niedriger, Färbung zieht nahe in Schwarzbraun. — 2′ 10″, Schwanz 1′.

642. **Der mexikanische Wolf.** Canis lupus mexicanus *Smith.* The Wolf of Southern states of N. America.

Abb. Jardine naturalists libr. Mamm. IX. Dogs I. pl. IV. — Mexiko.

Gesicht und Wangen schmutzigweiß, Rücken röthlichgrau, schwarzgrau gemischt. Seiten blaßgelblich, ebenso Gliedmaßen von außen, Bauch und Innenseite der Gliedmaßen weißlich; Schwanz oben schwärzlichgrau, heller gespitzt. Wurde schon von Hernandez und Fernandez beschrieben, ist aber noch sehr wenig bekannt und es fand sich nur ein unvollkommenes Fell, von den Honduros gebracht, zu Curaçao und die Abbildung wurde nach einem in Virginien geschossenen Exemplare gefertigt, welches man für identisch gehalten. Es hatte die Größe eines großen Wolfes und befindet sich im Museum zu Philadelphia.

643. und 649 — 50. **Der Prairien-Wolf.** Canis (lyciscus) latrans *Say.* North american prairie Wolf.

Abb. Jardine a. a. O. pl. V. — Prairieen am Verlauf des Missouri in Nordamerika. Wir geben Nr. 643 das Thier nach Jardine im Sommerkleide, und Nr. 649 und 650 nach der Natur im Winterkleide.

Wuchs wolfsartig, Hals kurz und dick, Beine ziemlich hoch, Schnauze spitzlich, Schwanz reicht hängend bis zum Fersengelenk. Sommerkleid schmutziggraugelb, Ohren

und Nasenrücken röthlichgelb, Haare am Hals, Rücken, Oberseite des Schwanzes und der Schwanzspitze schwarz gespitzt; Halsseiten, Schulterplatte, Hinterschenkel und Innenseite der Beine weißlich, Stirn und Augengegend fahlgrau bräunlich mit weißlichen Haarspitzen, Rand des Oberkiefers weißlich, Haare an den obern Theilen über 4″ lang, an der Wurzel aschgrau, dann gelbröthlich, schwarzbraun und weißlich geringelt, Spitze schwarz, Haare an den Seiten $1^{2}/_{3}$″ lang. Iris graugelb. Winterkleid weißlich. — Sie kommen im Winter in die Dörfer, um Alles, was sie habhaft werden können, zu rauben; ihr Bellen klingt wie das der Haushunde. Sie laufen außerordentlich schnell und jagen in großen Heerden versammelt. Größe der nordischen Schäferhunde.

644. **Der Cayotte.** Canis (Lyciscus) cagottis *Smith.* The Cayotte of Mexico.

Abb. Jardine a. a. O. pl. V.

Von den Spaniern in Mexiko so genannt; wahrscheinlich der Cayotl der Eingeborenen, ist den Reisenden ebenfalls wenig bekannt. Mr. Bullock beobachtete ihn in der Nähe von Rio Frio im mexikanischen Gebiete, wo Maulthiertreiber ihn als den Caygotte bezeichneten. Er ist ein sehr wilder Wolf. Die Exemplare, die er sah, hatten die Größe von einem Hunde („to a hound") *), bräunlich rostgrau, Beine fahl, Schwanz sehr mäßig behaart. Damit stimmte ein ähnliches Thier von der Nordküste Südamerika's überein, nur mit dunkelbraunem Schwanz und Unterseite der Beine schmuzigweiß. Die Indianer nennen es Aguarra, welcher Name freilich auf mehre Arten übertragen worden ist. — Dieser Lyciscus maß bis 24″ engl. Schulterhöhe und ähnelte einem gemeinen Wolf, hatte aber eine weit kürzere Schnauze, der Rumpf war gegen die Höhe ziemlich lang und robust, Nase, Wangen und Glieder bis zur Fußwurzel und den Fuß fahl, Vorderkopf, Hals und Rücken fahlgrau, das ganze Haar hart anzufühlen, übrigens wie oben beschrieben. Cuvier beschreibt im règne animal einen mexikanischen Wolf, welcher wohl auch eine andere Art und zugleich der Cuyota oder „Jackal Fox" des Capitain Belcher sein dürfte, den dieser am Ufer des Sacramento-Flusses in Californien zwischen 37° 43′ nördl. und 122° westl. Br. beobachtet hat. — Die grauen Wolfshunde des alten Continents, welche dem C. latrans und Cagottis des neuen entsprechen, sind noch weniger bekannt, aber wir ziehen diese Gruppe zu dem Jungle Koola oder Lyciscus tigris *Smith*, gewiß jenem Thiere, welches alle in alter Zeit angeblich durch Paarung von Tigern und Hunden entsprungene Tigerhunde erklärt, denen man eine solche Wildheit zuschrieb, daß nur erst ihre dritte Generation gezähmt werden konnte. Capitain Williamson verwechselt sie mit seinen beriahs, doch sollen diese etwas kleiner sein als dieses Thier, mit breiterem Rücken und lichtgrau, dunkler gezeichnet durch dunkle Bändchen an den schwarzen Haarspitzen, Gliedmaßen und Gesicht blaßfahl. Ein Exemplar auf dem Felsen der Küste bei Vincovale in der Nähe von Bombay geschossen, war gelblichgrau, schwärzlich gestiefelt, der Kopf war spitzig, Unterseite unrein weiß, Schwanz nicht sehr behaart, unten weißlich, die Zeichnung auf dem Felle so deutlich, daß mehre Offiziere das Thier für einen jungen Tiger hielten, während es andere Personen sogleich als den wilden Hund unter dem

---

*) So unglaublich unbestimmt ist die Angabe, wahrscheinlich ein Schäferhund oder Haushund gemeint. Indessen folgt noch die Angabe der Schulterhöhe.

Namen „jungle Koola" bezeichneten. Man schoß es, während es nach Aas ausging, welches an der Seeküste sich vorfand. Diese Nachricht gab Colonel Dunsterville, im Dienste der ostindischen Compagnie, welcher bei der Jagd selbst zugegen war.

645. **Der Dhole.** Chryseus scylax *Smith.* The true Dhole.

Abb. Jardine a. a. O. pl. VII. — Vgl. oben S. 146.

Der Dhole des Capitain Williamson und Quihoe nach Dr. Daniel Johnson. Die Namen Qyo, Quihoe und Qao scheinen sich auf die Stimme des Thieres, wenn es jagt, zu beziehen. Dhole ist aber ein in den Prairieen gewöhnlicher altasiatischer Name, türkisch Deli, altdeutsch Dol, belgisch Dulle, Wagehals, Wütherich. Dagegen sind die Namen Hoondar und Beriah als Hyäne und Wolf nicht für gleichbedeutend zu halten. Der Scylax hält der Beschreibung zufolge in seiner Größe die Mitte zwischen Wolf und Jackal, ist hellbraun, spitzschnauzig, hat wilde, kühne Augen, im Wuchs dem Jagdhunde ähnlich, Schwanz gerade, nicht buschig, Ohren breit, spitz, offen, dreiseitig. Pelz dunkel, Nase und Schnauze schwarz bis zu den Ohren, Beine rußschwarz. Also schlanker als Chrysaeus primaevus und andere Racen, schlanker auf den Beinen, mit spitzerer Schnauze, langhaarigem Schwanze und breiten dunklen Ohren. Jagt in großer Anzahl gesellig, schreit, während er wittert, die Stimme gleicht der eines Fuchshundes und ist mit einem knurrenden Belfern gemischt. Johnson berichtet einen geselligen Anfall dieser Art auf einen wilden Eber. Die Abbildung ist die Copie eines in Indien gefertigten Aquarellgemäldes, welches mehre Jahre vor Erscheinung von Capt. Williamson's „Oriental Field sports" in London zur Versteigerung kam. Colonel Deare erkannte dasselbe sogleich als den wahren Dhole, den in Europa nur wenige Personen, welche in Indien gelebt haben, kennen da er nur in den Rhamghany-Hügeln und manchmal in den Westen Ghauts vorkömmt.

646. **Der ceylonische Hund.** Chryseus ceylonicus *Smith.* Dhole of Ceylon. Canis ceylonicus *Shaw.* Wild Dog of Ceylon.

Abb. Jardine a. a. O. pl. VIII.

Zuerst von *Vosmaer* beschrieben. Das junge ausgestopfte Exemplar war nicht größer als eine Katze, 22″ lang, der Schwanz noch 16″, dünn und gegen das Ende noch mehr verdünnt. Gelblichgrau mit braunem Anflug, einige Haare dieser Farbe länger als die übrigen. Fuß stark braun. Haar dicht, aber weich anzufühlen. Kopf lang und spitz, Schnauze und Unterkinn braun, Spitze aber gelblich aschgrau, verläuft zwischen die Ohren, bildet einen Fleck unter denselben und endigt in einer Spitze unter den Augen. Ohren sehr klein, aufrecht und spitz. An dem Exemplare fehlte der letzte Backenzahn in der Unterkinnlade. Nägel mehr katzen- als hundsartig, fünf an allen Beinen. Ein Exemplar in Holland, angeblich aus Ceylon gekommen, stimmte überein, war aber 4″ länger und die Farben minder grau als rothgelb, der Schwanz lang und ohne Busch, Nägel stumpf, aber auch fünf an allen Pfoten. — Dr. Shaw erwähnt noch rothhaariger wilder Hunde in Congo und der Nachbarschaft des Vorgebirgs der guten Hoffnung, so groß wie ein Fuchshund, mit breiten Ohren und veränderlicher Farbe. Sie jagen auf Hausthiere der Hottentotten und Antilopen, sind aber so außerordentlich schnell, daß man sie selten erreicht. Dies scheint der Mebbia von Congo zu sein, welcher zu 30 bis 40 Stück jagt, doch den Menschen nicht angreift.

647. **Der Urhund des Hodgson.** Canis primaevus *Hodgson.* The Indian wild Dog: Búansú of the Nepaleses.

Abb. *Hodgson* in Asiatic researches XVIII. p. 111, mit Abbildung.

Fuchsroth, Schnauzenspitze, Unterseite vom Kinn an, Innenseite der Gliedmaßen Ohren und alle Pfoten und Hinterläufe unrein weiß, Schweif über die Ferse herabhängend, schwarz, nur die Basis fuchsroth; Krallen schwarz. Im Unterkiefer fehlt jederseits der zweite Höckerzahn; Sohlen behaart, Ohren aufrecht. Größe zwischen Jackal und Wolf. Hodgson mißt a. a. O. 2′ $5^1/_2$″ engl., Kopf $8^1/_2$″, Schwanz 1′ $4^1/_2$″, Schulterhöhe 1′ $8^1/_2$″, Kreuzhöhe 1′ $9^1/_2$″, Ohren $4^3/_4$″, Schnauze bis an die Augen $3^1/_2$″, vom Auge bis Hinterkopf 5″. Gewicht 30 Pfund. Sie jagen am Tage und in der Nacht und mehr durch die Witterung als durch das Gesicht und siegen durch Ausdauer und vereinte Kraft. Bellen eigenthümlich und sind auch, jung aufgezogen, fast zähmbar. Unter zahmen Hunden aufgezogen, zeigen sie schon jung einen kräftigeren Instinkt und größere Schärfe der Unterscheidung als zahme; allein man hat noch nicht hinlänglich beobachtet, ob sie erwachsen noch brauchbar sind. Sie gehören dem Waldgebirge zwischen Sutleje und der Boorhampsotra, finden sich aber auch mit einigen Unterschieden als Race oder Abart im Süden, in den Pindya-Hügeln, den Ghauts, Neilgherries, den Casiah-Hügeln, Süd-Bahar und Orissa nächst der Küste von Coromandel.

Der Kolsun oder Canis Dukhunensis des Colonel Sykes wird als eine dieser Abarten betrachtet (vgl. S. 146).

648. **Der Urhund Delessert's.** Canis Delessertii *Rchb.* — C. primaevus *Delessert* souvenirs d'un voy. dans l'Inde. Paris 1843 p. 16. pl. 2. Chien sauvage de l'Hymalaia.

Sehr schlank gebaut, dünnbeinig, durchaus fuchsroth, ganze Schnauze nebst Kinn und der zu Boden hängende Schweif schwarzbraun. Pelz glatt und dicht. Aus dem Berichte ersieht man, wie selten es gelingt, diese häufigen Thiere beobachten und erlegen zu können und vermuthet mit Recht, daß mehre Arten unter ihnen verborgen sein mögen. Delessert lebte gegen drei Jahre auf der Küste Coromandel in Pondicheri und seinen Umgebungen und durchforschte die Umgegend eifrig in zoologischer Hinsicht. Oft hörte er dieser Hunde erwähnen, ja sie kamen ihm auch bisweilen zur Ansicht auf seinen Jagden, aber nach vieler Mühe gelang es ihm endlich, sich einen verschaffen zu können, welcher in der Umgebung von Gengy bei Gates auf der Küste Coromandel erlegt wurde. Daselbst jagte er im Januar 1836 und fing mit seinen Jägern ein Kälbchen vom Axishirsch, welches dergleichen wilde Hunde verfolgten und bissen, wobei sie jedoch wie zahme Jagdhunde bellten. Nur die Jäger der Küste von Coromandel kennen diese Hunde und nennen sie Chennayes oder Tamouls. Vergleichen wir diese Abbildung von Delessert unserer 648 mit der von Hodgson 647, so liegt die Vermuthung nicht fern, daß beide Thiere sich offenbar als Art unterscheiden. Delessert traf auf den Neelgheries mehrmals Banden von 3 bis 4 Stück, welche am Tage jagten; doch gelang es ihm, nur einen außer jenem abgebildeten Exemplare zu tödten, welches im Pariser Museum jetzt sich befindet. Er jagt vorzüglich Hasen, wilde und zahme Büffel, mehre Arten Hirsche und Antilopen; die Büffel werden ihm besonders zur Beute, wenn sie in den von Wohnungen entlegenen Distrikten weiden, doch hat man kein Beispiel, daß jene Hunde Menschen anfielen. Der Buansu gräbt

nicht wie Wolf und Fuchs, sondern bewohnt natürliche Felshöhlen, wie die Jackals in Nepaul.

648. b. **Der sumatranische Hund.** Chrysaeus sumatrensis *Smith.* Sumatran Chrysaeus. Canis familiaris var. sumatrensis *Hardw.*

Nachtrag zur Beschreibung von Nr. 104, S. 114. Eine der kleinsten Racen, nur 2′ mit 14″ Schulterhöhe. Wuchs vom Fuchs. Nase gespitzt, Schnauze schwarz, Augenwimpern lang und schwarz, Augen schief, Ohren aufrecht, sehr behaart, mehr abgerundet als bei Schakal und Fuchs, Nase und Lippen fuchsbraun, schwarz gemischt, Schwanz hängend, buschig, besonders in der Mitte, kürzer am Grunde, nicht bis zur Ferse; fünf Zehen an allen Pfoten, fünfte klein, eine runde Schwiele auf jeder. Farbe fuchsroth, lichter am Bauch und der Innenseite der Schenkel. Eingesperrt höchst unruhig, und wenn ihm Menschen zu nahe kamen oder er gereizt wurde, gab er seinen stinkenden Urin von sich. Die Stimme war mehr Geschrei als Gebell.

649. **Der neuholländische Dingo.** Chrysaeus Australiae *Smith.* The Dingo of New Holland or Canis Australiae.

Nachtrag zu C. Dingo n. 110—111 p. 147. — Abbildung nach Jardine a. a. O. pl. X.

650. **Der Wolfshund von Simen.** Canis simensis *Rüpp.* abyss. t. 14. Kaberu *Simens.*

Größe und Gestalt eines starken Schäferhundes, 3′ 1″, Schwanz bis zur Haarspitze 10″ 9‴, Schwanzruthe 9″ 9‴, Kopf von der Nasenspitze bis zum untern Vorderrand der Ohrmuschel 8″ 2‴, Vertikallänge des Ohres 4″, Körperhöhe am Kreuz 1′ 7″ 6‴. — Nasenkuppe und ein Streif in der Mitte des Unterkiefers entlang rostroth, Mund rundum weiß begrenzt, so auch die Halsseiten, nebst Vorderhals und Innenseiten der Ohren; über die Augen geht ein gelblichweißer Streif, Kopf übrigens und Außenseiten der Ohren rothisabell, Endspitze der Ohren dunkelbraun. Ganzer Oberkörper, äußere Seite der Beine und die Mitte des Vorderhalses bis zur Brust braunroth. Am Körper selbst die meisten Haare mit schwarzer Endspitze, mit einigen weißen Haaren untermischt. Brust, Bauch, Innenseite und das Ende der Vorderbeine, ein Streifen längs der vorderen Seite der Hinterfüße und dem Ende weiß. Oberseite des Schwanzes und dessen Hinterhälfte schwarzbraun, vorn auf der unteren Seite weiß. Auf dem Braunroth des Vorderhalses bemerkt man drei convergirende Striche von gelblichweißer Farbe, welche zusammen ein Y bezeichnen. — Lebt rudelweise in den Bergen von Simen und jagt zahme Schafe und kleines Wild, ohne dem Menschen gefährlich zu werden; kömmt auch in den meisten anderen Provinzen Abyssiniens vor.

651. **Der wilde Hund Natoliens.** Thous acmon *Smith. Jard.* a. a. O. p. 204 pl. 14. — Wild Dog of Natolia.

Wurde mit dem türkischen Fuchs und Jackal verwechselt. Das abgebildete Exemplar hat 17″ Schulterhöhe, 2′ 8″ Länge ohne Schwanz, Kopf wie der eines spitznasigen Hundes (vermin-dog), doch der Vorderkopf breiter und flacher, Ohren klein und dreieckig, Umgürtung an Hals und Brust voll, Haar am Vorderkopf, Hals, Rücken und Seiten grob, Schwanz kurz, an der Wurzel kraus behaart, übrigens länger und

in fünf Ringe gesondert, von denen drei schwarz und zwei rostfarbig sind. Von den Nasenlöchern zwischen die Augen und von da etwas unregelmäßig abwärts zwischen die Vorderbeine weißlich. Uebriger Kopf, Leib, Schenkel, Seiten, Bauch und Obertheil der Vorderbeine nebst dem ganzen groben Haar rothfahl, weiß und sepia, mit rehfarbig grau gemischt, vom Nacken zum Halse auf den Rücken herab und auf den Schwanz ein schwarzer breiter Streif, welcher kraus aufrecht steht. Ein zweites Exemplar war mehr rothbraun und größer, hatte aber gleicherweise das Rückenhaar aufrecht stehen, ein Kennzeichen, welches auch Oppian seinem Acmon beilegt. Jenes Exemplar war im Museum in Prag, dieses in einer Privatsammlung aus Scanderoon herstammend.

652. **Der Jackal vom Senegal.** Thous senegalensis *Smith. Jard.* a. a. O. p. 201. pl. XIII. Senegal Thous.

Um einen Zoll höher auf den Schultern und mehre Zoll länger als Canis anthus, Ohren größer, Kopf mehr hundsartig, Läufe höher, Schwanz kürzer, minder behaart und die Form schlanker. Auch die Färbung verschieden, Nase und Vorderkopf graulichfahl, Kehle und Unterseite weiß, kein schwarzer Ring um den Hals, auch nicht die getüpfelten schwarzen Punkte auf dem Rücken, dieser Theil ist fahl und graulich, mit 4 bis 5 dunklen Bändern, welche jederseits abwärts verlaufen; der Raum zwischen ihnen ist blaßgraulich gewellt. Die dunkelsten Haare befinden sich auf dem Kreuz, wo ein sechstes Band abwärts nach der Kniekehle verläuft und aufwärts dann gegen die Weichen, wo ein weißlicher Raum an den Hinterbacken und vorn am Dickbeine bleibt. Schwanzwurzel und Obertheil dunkel sepiabraun, die langen Haare unten und gegen die Spitze schwarz, Hinterbeine fahl, sehr lang und dünn, so daß das Thier hochsteht und flink aussieht. Wohnt mit dem Jackal im Hochlande von Gambia und Senegal.

653. **Der Aguara von der Falkland-Insel.** Dusicyon antarcticus *Smith. Jard.* IX. 252. pl. XXIII., nach *Darwyn* Beagle II. 1. pl. 4. p. 7. — Falkland Island Aguara Dog. — Canis antarcticus *Shaw.*

Etwas kleiner als Cagotis, in allen Maaßen geringer, mit plumper gebauten Gliedmaßen, Schwanz weiß gespitzt, nicht auf den Grund reichend. Rücken dunkelbraun. Nach Mittheilungen des Capitain Fitzroy auf der Westseite der Falklandsinsel. Voll 3′ engl. lang, Schwanz 13″, Schulterhöhe 15″, Leib plump, Beine niedrig, Kopf wolfsartig, oberseits die Haare rothgelb und schwarz geringelt, dann dunkelgelbbraun; Bauch und Innenseite der Beine blaßweißlichfahl, Kehle unreinweiß. Schwanzmitte braun, Ende weiß. Im Pariser Museum steht ein schön erhaltenes Exemplar von den Falklandsinseln. Mr. Bougainville beobachtete, daß dasselbe in Höhlungen an den Seedünen lebte, läßt ein schwaches Bellen vernehmen und frißt vorzüglich Vögel. Buffon sah zwei Exemplare und hielt sie in seiner Weise für Varietäten vom Fuchs.

654. **Der Schakal von Morea.** Canis aureus var. moreotica *Bory St. Vincent* explor. de Morea pl. 1.

655. **Der grauliche Aguara**. Dusicyon canescens *Smith. Jard.* IX. 250. pl. XXII. — Hoary Aguara Dog.

Länge 2′ 8″ engl., Schwanz fast 11″, Schulterhöhe 15—16″ nach Messung in einem Glaskasten im Museum zu Baltimore, das abgebildete Exemplar. Kopf mit spitzer schwarzer Schnauze, Lippenränder schwarz, Eckzähne etwas schlank, lang und scharf, sehr große Warze mit einigen Borsten auf jeder Wange; Ohren klein, gespitzt, behaart; Augen hochstehend, Leib voll und lang gebaut, Brustwarzen nicht sichtbar, Beine stark und dicht behaart, an allen Pfoten fünf Zehen, Innenzehe am größten und scharf, Rachen tief geöffnet. Physiognomie eines Wolfs. Hals, Rumpf und Dickbeine locker und grob behaart, weißlich und sandgelb schattirt, meiste Haarspitzen schwarz, besonders am Rücken; Beine blaßrothgelb, Schwanz lang behaart, oben schwarz, unten weißlich. Nur etwas dunkler und größer als die zahme Race dieser Art, welche die Indianer in Nordamerika halten. Auch an dem zahmen ist der Gaumen und Rand der Oberlippe schwarz, aber tiefer eingeschnitten und breiter als an europäischen Hunden. Es kann sein, daß diese Art zu Canis thous *Linn.* gehört und daß sein Kennzeichen, eine Warze über den Augen, heißen soll unter den Augen, und die gefranzte Zunge sich auf die ausgezackte Unterlippe bezieht.

656. **Der surinamische Aguara**. Dusicyon sylvester surinamensis. — The Crabodage or surinam Aguara Dog *Jard.* IX. 256. pl. XXIX. (von *Jard.* fälschlich XXV. citirt).

Mit der folgenden Art in allem nahe übereinstimmend, nur verschieden durch den buschigen Schwanz, scheint also wohl dessen gezähmte Race zu sein, so daß der Chien de bois *Buff.* hierher gehört, während der Chien crabier, ein Cerdocyon, zu Canis Azarae gehört. Man sagt, daß die wilde Race in kleinen Trupps von 6 bis 8 zusammen Aguti's, Paka's und wilde Hühner jage. Die Indianer berichten auch, daß sie verschiedene Beeren, besonders die von Houmiria balsamifera (?) fressen und einen einzelnen Schrei ausstoßen, welcher manchmal in den dichtesten Wäldern gehört wird.

657. **Der Wald-Aguara**. Dusicyon sylvestris *Smith. Jard.* IX. 254. pl. XXV. Chien des bois. — Aguara dog of the Woods. — (Koupara *Barrere*, richtiger der Name einer Katze bei den Brasilianern).

Länge 2′ 6″ engl., Schwanz 1′, Schulterhöhe 14″, Kopf gerundet, Schnauze stumpfer, Ohren kurz, aufrecht, dreieckig, außen rothbraun, welches sich über den Hals zieht, ebenso wie bei den wilden Arten. Farbe mehr grau am Halse und gelblichweiß unten. Diese Farbe zieht sich über die Innenseite der Schenkel und Läufe, Oberkopf und Rücken schwarz gemischt, rothgelb, grau und weiß, mehr rothgelb an Kopf und Läufen und grau auf dem Rücken. Alle Beine schlank, Fuß klein, beide dunkelbraunröthlich, Schwanz dicht angedrückt behaart, nicht buschig, oben braun, unten gelblich, Spitze schwarz. Augenlider und Schnauze schwarz, zwei undeutliche schwarze Striche auf jeder Wange. Ansehen des glatten Bauernhundes. — NB. In Jardines Text ist das Citat seiner Abbildung verwechselt, muß pl. XXV. anstatt XXIV. heißen.

658. **Der dünnpfötige Aguara.** Dusicyon fulvipes *Smith. Jard.* IX. 257. pl. XXVI. Vulpes fulvipes *Martin.* Culpeu *Molina*? — *Waterh.* in *Darwins* zool. Beagle II. II. pl. 6.

Länge 2′ engl., Schwanz 9″, Schulterhöhe 10″. Stark gebaut, Gliedmaßen kurz, Schwanz ziemlich kurz (wohl richtiger ziemlich lang), dessen Haare mäßig lang, außer die an der Spitze, welche einen vollen abgestutzten rußschwarzen Busch bilden. Der Pelz ist insgemein voll, ziemlich rauch, am Rumpf ist die Farbe schimmelgrau und schwarz gemischt, letzteres waltet vor über dem Rücken; Kopf ziemlich rothgelb, schimmelgrau gemischt, Schnauze und Kinn dunkel, Lippenränder weiß, Ohren kurz, kastanienbraun, Außenseite der Vorderbuge düsterschwarz, rothgelb gesprenkelt, Innenseite und Zehen blaß rothgelbbraun, ein dunkler Fleck über jedem Pfotengelenke, Pfoten und Zehen rothgelbbraun, Oberhaar am Grunde dunkelbraun, mit gelblichweißem Band nach oben und schwarzer Spitze, daher das gemischte Ansehen der Färbung. Von Darwin in Chili entdeckt; er scheint durch den Menschen überrascht zu werden, flieht jedoch nicht, und die wenigen Angaben von Molina's Culpeu scheinen auf ihn zu passen.

659. **Der weißgebänderte Aguara.** Cerdocyon mesoleucus *Smith. Jard.* IX. 260. pl. XXVI. — White-barred Aguara Fox.

Länge 28″ engl., Schwanz 11″, hoch gebaut, Gliedmaßen schlank, Beine dünn, Schneidezähne sehr klein, Hundszähne schlank, nicht hoch über die äußern Schneidezähne hervorstehend; Augenwimpern und Wangenborsten sehr lang und schwarz, auch so die auf Schnauze, Lippenrändern und Augenlidern; an allen Pfoten fünf Zehen, die an den Hinterpfoten gut entwickelt und mit langen Klauen besetzt; Nase, Ohrenrücken, kleiner Raum zwischen den Schultern und Hinterseite der Buge röthlichfahl, Stirn blasser und die Innenseite mehr grau, um die Augen das Haar etwas schimmelweißlich, Wangen und Vorderkopf gelblichgrau, vom Genick über den Hals und Rücken 3—4″ und über den Schwanz schwarzgrau, ein Band am Halse und ein anderes hinter den Schultern reinweiß, tiefschwarz schattirt, doch auch da weißlich gemischt, zieht über die Ellbogen und ein drittes weißes Band um die Schwanzwurzel; Rückgrath fast schwarz, unterhalb schwarz und weiß gemischt, Brust, Schenkel und Bauch grau; Schwanz regelmäßig buschig, doch verhältnißmäßig kürzer als bei den Füchsen, am schwarzen Ende grau gemischt, einige weiße Haare in der Spitze. Ohren ziemlich groß, spitz, dick, grau behaart, auf der Rückseite etwas rothgelb; Außenseite der Dickbeine bis unter das Endgelenk weiß; Halsseiten, Schultern, Seiten und Schenkel zart grau, Lenden bloß fahl. — Südamerika, nach dem dicken Pelz zu urtheilen, aus einer hohen Breite. Gleichsam ein Seitenstück zu C. mesomelas vom Cap und vielleicht mit ihm verwechselt. Wurde in Plymouth zahm gehalten, zeigte die ganze Lebhaftigkeit und Behendigkeit eines jungen Fuchses und war ein Liebling seines Herrn, vollkommen zahm und gut gezogen. Die Pupille war immer rund und ein unangenehmer Geruch fehlte.

660. **Der Guaraxa-Aguara.** Cerdocyon guaraxa *Smith.* Guaraxa Aguara Fox, the Guaracha of Northern Brazil.

Habitus von C. mesoleucus, Kopf und Beine gleichfalls klein und hell, wenn man sie mit dem Rumpfe und Schwanze vergleicht, die beide mit lockerem, ziemlich grobem Haare bedeckt sind; der Schwanz ist aber länger, Nase, Wangen und Vorderkopf rußgrau, Nase bis zu den Augen, Ohrenrücken und die Beine von den Pfotengelenken abwärts sepiabraun, Hals, Rücken, Bauchseiten, Dickbeine und Schwanz gelblichweiß,

dunkler auf dem Rücken, den Seiten und Dickbeinen und auf dem Halse; Rücken und Kreuz undeutlich sepiabraun gewellt, was auch ähnlich auf dem Schwanze erscheint, wo etwa drei Bänder und die Spitze rußfarbig sind. In Brasilien mehre Racen. Prinz Maximilian und Rengger setzen ihn unter die echten Füchse, doch erwähnt Letzterer, daß er gezähmt werden kann und bei seiner ausgezeichneten Witterung zur Jagd gebraucht wird. Unbeachtet ist er ein gefährlicher Nachbar der Hausvögel. Seine Pupille ist zwar rund, doch bei vollem Tageslichte wird sie vertikal.

661. **Azara's Aguara.** Cerdocyon Azarae. *Smith. Jard.* IX. 264. pl. XXIX. Canis Azarae *Max N. W.* — *Waterh.* in *Darwyn's* Beagle II. II. pl. 7. p. 14.

Aehnlich dem Fuchse Europa's, Kopf mehr der eines Thous, Hals weniger in den Schultern versteckt, Schwanzbusch minder lang behaart, Pelz am Rumpfe blaßgelblichgrau, Rücken schwarz gemischt, ein schwarzer Streif am übrigens fahlen Schienbein. Lippen an der Spitze weiß, Unterkinnlade dunkelbräunlichgrau, Untertheile weißlich, Schwanzspitze schwarz. Länge 23″ engl., Schwanz 14″, Ohren 2″. — In Ebenen und Waldungen von Brasilien und Paraguay, südlich nach dem Aequator, doch auch nördlich verbreitet. Die südlichen Exemplare, wie das hier von Darwyn abgebildete, sind fast reinschwarz über das Rückgrath, ein weißliches Band unterbricht die schwarze Schwanzspitze; Gesicht und Beine braun, ohne den schwarzen Streif auf dem Schienbeine, Seiten mehr blaßgrau gemischt.

662. **Der magellanische Aguara.** Cerdocyon magellanicus *Smith. Jard.* IX. 266. pl. XXX. Vulpes magellanicus *Gray.* Canis magellanicus *Waterh.* in *Darw.* Beagle 10. pl. 5. — Magellanic Aguara Fox.

Kopf 8″ engl., Leib 20″, Schwanz 12″. An der Magellanstraße. Im brittischen Museum vom Capitain King. Graulich, am Rücken schwarz gemischt, Querband am Genick und Oberschwanz schwarz, Kopf blaßgelblich, Ohrenrücken, Nacken, Schenkelseite und Unterseite des Schwanzes schön rothgelb; Kinn, Kehle, Brust, Bauch und Vorderrand der Beine weiß. Wir wissen noch nicht, ob dies die Art ist, von der man sagt, sie komme auch auf den Falklandsinseln vor, sei aber von dem größeren Dusicyon antarcticus fast ausgerottet worden.

663. **Der wilde Hund von St. Domingo.** Canis Haitensis *H. Smith. Jard.* X. 120. pl. 1. Feral Dog of St. Domingo.

Ein französischer Offizier, welcher zum Gefangenen gemacht wurde, als General Le Clerc's Armee den siegreichen Negern zu entfliehen suchte, brachte den abgebildeten Hund mit nach Jamaica. Der Besitzer beschreibt ihn als einen wilden Hund von der Race, deren die Spanier in der westlichen Halbkugel sich als Bluthunde bedienen. Eine Zucht derselben war in den Wäldern von Haiti zerstreut worden und hatte da ihren wilden Zustand angenommen, wo sie mehre Generationen hindurch ein unabhängiges Leben geführt und gelegentlich den Viehmästern bedeutenden Abbruch gethan. Das Exemplar wurde bei Samana Bay erlangt und unter andern von spanischen Colonisten verkauft, um bei der Jagd auf die französischen Negersklaven zu dienen, welche nicht wieder in die Sklaverei zurückkehren wollten, nachdem ein französisches Nationaldekret sie für frei erklärt hatte. Der Hund fesselte auf den ersten Blick. Er war so groß als der größte schottische oder russische Jagdhund, hatte 28″

engl. Schulterhöhe, der Kopf gestaltet wie bei dem harthaarigen Dachshunde, Augen groß, lichtbraun, Ohren klein, spitz, nur an der Spitze ein wenig hängend; Hals lang und voll, Brust sehr tief, Kreuz sanft gebogen, Lenden fleischig, aber leicht, Schwanz nicht bis zur Ferse reichend, spärlich lang dunkel behaart; Schnauze, Lippen, Augenlider und Haut schwarz, unterseits aber wird diese Farbe einfarbig blaß aschgraublau und das Haar kurz, härtlich und scheinbar ohne Wollhaar. Lippen, Innenseite des Ohrs, oberhalb des Auges weißlichgrau, Ohrenrücken schieferfarb. Blick und Bewegungen zeugten von Selbstbewußtsein und Muth. — Er scheint uns mit unserer Nr. 583 übereinzukommen.

664. **Der Beduinenhund.** Canis beduinus. — Bedouin Greyhound of Akaba *Jard.* X. 168. pl. IX.

Groß und wild, nicht ganz rein, aber werthvoll und von den Nomaden nicht allein zur Antilopenjagd, sondern auch zum Bewachen ihrer Zelte und Heerden gebraucht. Sie sind von kräftigem Gebiß, röthlichbraun oder weißlich und fahl schattirt. Eine Race zu Akaba, welche Laborde in Silhouette abbildete, ist klein und länger geschwänzt, der Schwanz stärker und buschig behaart, Ohren aufrecht, spitz; das ganze Thier gleicht sehr den Bildwerken auf den ägyptischen Denkmälern, welche man von Thous anthus herleiten kann. — Der früher von uns nach dem Leben abgebildete Hund Nr. 569—570 scheint wenigstens der größeren, dünnschwänzigen Race sehr nahe zu kommen.

665—666. **Der japanische Haushund.** Canis familiaris japonicus *T. S.* Fn. japon. Der Kani-inu oder No-inu (Fuchshund) der Japaner. t. X. f. 1. 2.

Ohren gerade, Schnauze spitz, Wuchs schlank, Lebhaftigkeit bei Gelehrigkeit. Gewöhnlich kurz und glatt behaart, bunt, meist rothbraungelb oder weiß, hellbraun oder schwarz gefleckt. Frißt, so wie alle übrigen Hunde in Japan, Fische, daher diese Hunde wahrscheinlich aus Sibirien herstammen, wo die Hunde Fischfresser sind. Der Jäger braucht sie, um das Wild aufzustöbern und zu verfolgen, wie bei uns die Bracken.

Der Bawa-inu (rother Hund, Gassenhund), auch Kai-inu (Strandhund), unsere Fig. 666. In den japanischen Städten, wo alle Straßen mit Thoren verschlossen sind, hat jedes Quartier seine Hunde in privilegirter Familie. Diese Hunde sind daselbst nicht individuelles Eigenthum, sondern gehören den Bewohnern der Straße gemeinschaftlich an, in welcher sie eingeschlossen sind. Sie beschützen eine solche Straße auch vor den Hunden der anderen. Sie fressen die Ueberbleibsel von Fischen und von Gemüsen und allen Straßenkoth, sie tragen so dazu bei, die Reinlichkeit zu erhalten, wodurch sie sehr nützlich werden. Sie scheinen Bastarde von Jagdhunden und den übrigen aus China, Indien und Europa eingeführten Varietäten zu sein. — Der Gassenhund hat dickere Knochen als der Jagdhund, ist minder gefällig gebaut, sein Kopf größer, seine Schnauze stumpfer, etwas aufgeworfen, seine Ohren hängend, seine Augen klein. Sein Schwanz, obgleich zurückgebogen, ist stark behaart, sein ganzer Pelz länger als der des Jagdhundes. Er findet sich von allen Farben, auch fuchsroth, auch von dieser Farbe pudelartig, wo man ihn Muku-inu, rother Hund, nennt. Diese Gassenhunde sind wenig überwacht, deshalb nicht ganz zahm, mehr unabhängig

und oft unbändig und kommen dann gesellig räuberisch zur Nachtzeit in die Wohnungen, die einzelnen Dörfer und Vorstädte, verwüsten die Hühnerhöfe, tödten die Schweine und Ziegen, deren sie habhaft werden und sind die Geisel der Cultivateurs, die da Jagd auf sie machen.

Der ganz zahme Haushund oder Tsin der Japaner stammt aus China, zuerst von Macao durch Portugiesen gebracht. Der Makura tsin ist eine verkümmerte Form. Der Suikeu-tsin gleicht unserm Löwenhunde.

Der Sjok-ken in Japan ist der Hund, den man in China und Séghalin zum Verspeisen mästet, was auch vormals in Japan geschehen.

Der Oakame oder Berghund der Japaner ist graubraun, hat einen langen grauen Schwanz mit weißer Quaste; seine Wangen sind ebenfalls weiß. Er hat Schwimmhäute und verläßt selten die hohen Gegenden, nur zur Frostzeit kommt er in die Thäler herab und wird den Bewohnern nachtheilig.

667. **Der Techichi aus Mexiko.** Canis familiaris Techichi. The Techichi of Mexico or the carrier Dog of the Indiens *Jardine* X. 156. pl. 4.

Ein bei den Indianern gesehenes, Techichi genanntes Exemplar hatte einen langen Rücken, schwerfällig aussehend, Schnauze eines Dachshundes, dessen Schwanz und Ohren, aber das Haar war dichter und glatter und die Ohren gestutzt. Es wird vermuthet, daß dieser zu Rio de San Juan gesehene Techichi das gleichnamige Thier von Hernandez gewesen sein möge. Zu dieser Race gehört wohl auch der indianische Leithund „the carrier Indian Dog", den Dr. Richardson beobachtete und in einem Briefe beschrieb.

Der schwarze Wolfshund der Florida-Indianer, den Mr. Bartram beschreibt, unterscheidet sich von den dort einheimischen Wölfen nicht, außer daß er bellen kann. Er gehört zu dieser Gruppe, und von ihm wird erzählt, daß er von seinem wilden Herrn abgerichtet wird, Pferdetrupps ohne Beisein eines Menschen allein zu bewachen.

668. **Der Alko.** Canis Alco *Young. Jardine* X. 135. pl. 4 links.

Lange Zeit nur aus der schlechten Figur von Recchi im Hernandez bekannt, s. unsere 582. Er hieß dort Itz-cuinte-porzotli, Hernandez nannte ihn auch Michua canens und der Name Alco sollte nach Buffon allgemeiner Gattungsname sein. Indessen bezeichnen vielleicht alle diese Namen in der ältesten dortigen Sprache nur den Begriff „Hund". Einen dem von Hernandez ähnlichen Hund fand man nicht wieder und Humboldt hält den Alco für eine Schäferhund Race, weiß und gelblich, bei Buffon weiß und schwarz mit rothbraunem Fleck über dem Auge. Die Frauen halten ihn als Schooshund. Das hier abgebildete Exemplar brachte Mr. Bullock mit aus Mexiko und es wurde ausgestopft in der Egyptian Hall gezeigt. Es war klein, mit ziemlich großem Kopf, langem Hinterhaupt, voller Schnauze, hängenden Ohren und langem weichen Haar auf dem Leibe.

Die Goschi's von Charlevoix oder Gasques von Garcilasso und Peres waren kleine ganz stumme Hunde, mit weichem schön, oft verschieden gefärbten Seidenhaar. Bei den Eingeborenen von St. Domingo vor Ankunft der Spanier zur Jagd gebraucht.

669—670. **Boje's Viverre.** Viverra Bojei *S. Müll.* Verhandel. t. 2. Hemigalea zebra *H. Smith. Jard.* N. L. XIII. 175. pl. IX. Paradoxurus Derbyanus *Gray.* Viverra Derbyi *Temm.*

Länge 1′ 9″, Schwanz 11″ 3‴. Oberseits gelblichgrau, unten etwas heller schmuzig ockergelb, welche Farbe gegen die Beine und Pfoten allmälig in Gelblichgrau übergeht. Ueber den Rücken laufen fünf breite schwarze Querbänder auf die Seiten herab. Zwei schwarze Streifen beginnen hinter den Ohren, ziehen sich nach den Schultern und vereinigen sich mit zwei kleinen schwarzbraunen Querflecken; endlich läuft eine andere schwarzbraune Linie über die Mitte des Kopfes in den Nacken herab. Von beiden Seiten der Nase geht ein solcher Streif rückwärts durch die Augen bis unter die Ohren. Der untere Theil der Ohren und die vorderste Hälfte des Schwanzes ist schwarzbraun, die Nägel sind weißlich. — Borneo. — Unsere Abb. 669 ist die von S. Müller, 670 die von Gray und Jardine.

671. **Abyssinische Viverre.** Viverra abyssinica *Rüppell* Wirbth. 33. t. 11. Genetta Amer *Brit. Mus.*

Kopf gelbgrau, Haare weißlich gespitzt, Gegend zwischen Auge und Mundwinkel, Unterkiefer, Oberlippenrand und Gegend zu beiden Seiten der Nasenspitze weiß, hinter den Nasenlöchern, da, wo der Schnurrbart sitzt, ein breiter schwarzgrauer Fleck, Schnurren schwarz oder weiß oder beides. Körper isabell, längs der Rückenmitte vom Kreuz bis Schwanzwurzel ein schwarzer Streif, zu beiden Seiten zwei andere etwas breitere schwarze Streifen, welche auf dem Nacken zusammenneigen, in der halben Körperlänge etwas ausbiegen, auf den Schenkeln wieder aufsteigen. Von der Hinterseite der Ohren ein drittes paar schwarzer Streifen unregelmäßig unterbrochen, unter ihm auf den Halsseiten und den Schenkeln noch einzelne schwarze Flecke. Kehle, Brust, Bauch und Innenseiten der Beine weißgrau, letztere außen isabell; Schwanz gleichförmig ziemlich dick behaart isabell mit 9 Ringen und Spitze schwarz; Rücken ohne Haarkamm. Zwischen After und Geschlechtstheilen eine Vertiefung wie umgekehrtes Y, worin die Bisamdrüsen sich münden. Linke Lunge drei-, rechte vierlappig, Leber siebenlappig, Milz lang, sehr schmal, dreikantig, verwaschen roth, Blinddarm fehlt. — In der Gefangenschaft am Tage zurückgezogen zusammengerollt, Nachts unruhig, flüchtig. Entwischt, schleicht sie vorsichtig einher, richtet sich auf den Hinterbeinen empor, wobei die Vorderbeine am Körper dicht anliegen und der wagerecht ausgestreckte Schwanz das Gleichgewicht hält. Seltner vorkommend als V. genetta (pardina *J. Géoffr.*). Die paganischen Neger in Kordofan nennen beide: Dejum. — Südabyssinien, in Sennaar und Kordofan auch V. civetta dort Sabat genannt, bei den japanischen Negern in Kordofan: Durmu. Diese Art wird häufig eingefangen und gezüchtet, um den Zibet von ihr zu sammeln, der in der Höhlung von Ochsenhörnern aufbewahrt und versendet wird und ein wichtiger Handelsartikel von Afrika aus nach China, Indien, Arabien und die Türkei ist; man verkauft die Unze zu Massaua zu 3 bis 8 spanischen Thalern.

672. **Die wellige Viverre.** Viverra undulata *Gray* spicileg. II. 9. t. 8.

Sie wird in einer Aufzählung der Arten Proceed. zoolog. soc. 1832 p. 63 zu V. Zibetha *Linn.* gezogen. Nach unvollständigem Fell abgebildet, deshalb theilweise versteckt.

673. **Die gefleckte Viverre.** Viverra maculata *Gray* spicileg. II. 9. t. 9.

Wird später als vierte Varietät der V. genetta aufgeführt, nämlich 1) V. genetta *Linn. Schreb.* t. 113, *Fr. Cuv.* fasc. III., unsere 267, 269. — 2) mit Ringflecken, Genetta pardina *Guérin* Mag. 1832 t. 8, unsere 272—73. — 3) blasser, Flecken kleiner, blasser: V. senegalensis *Fr. Cuv.* mamm. fasc. 66, unsere 270 — 71. — 4) Flecken zahlreich eckig: V. maculata *Grag* l. c., unsere 268 und 672. Wir bemerken hierbei, daß diese sogenannten Varietäten in der Natur immer als wohlunterschiedene Arten auftreten und namentlich letztere maculata durch schwarze Schwanzspitze von der wahren genetta leicht unterscheidbar erscheint. Die geographische Verbreitung der vier Arten ist noch genauer zu ermitteln.

674—675. **Der Caffrische Ichneumon.** Herpestes caffer *Lichtst.* Verz. 1835.

Grünlichgrau, schwarz gemischt, Haare schwarz und weißlich geringelt, mit grünlichem Schimmer; Kopf und Beine schwarzbraun, Schwanz am Ende pinselartig, schwarz. — Südafrika.

676. **Der Pinsel-Ichneumon.** Herpestes penicillatus *Cuv.* Gehört zu Cynictis Ogilbyi *A. Smith*, unsere Nr. 690.

677. **Der blasse Ichneumon.** Herpestes pallidus *Wagn. Schreb.* Suppl. II. 311. H. griseus *Desmar. Ogilb.* Mangusta grisea *Fisch.*

Schwanz so lang als Körper ohne den Kopf. Gelbgrau, Haare schwarz gespitzt, Schnauze, Ohren und Kehle röthlichgelb, Pfoten dunkelbraun. Man vermuthet, daß dieses Thier mit M. malaccensis *Fr. Cuv.* unserer 293 einerlei sei.

678. **Der javanische Ichneumon.** Herpestes javanicus *Müller. Géoffr.* unsere Nr. 296.

Wir geben hierzu die mit dem Namen Herpestes javanus Mus. monac. bezeichnete Abbildung nach *Schreb.* suppl. t. CXVI. C.

679. **Der Zebra-Ichneumon.** Herpestes Zebra *Rüpp.* abyss. t. 9. f. 2

Oberleib, Schwanz und Außenseite der Beine dunkelbraun, Haare mit 1 — 2 rothgelben Ringen, die auf dem Hintertheile so regelmäßig stehen, daß der Rücken bei glattgestrichenen Haaren gelbgrau und dunkelgebändert erscheint, so daß man ziemlich deutlich von der Basis des Schwanzes nach vorn hin 13 — 15 dunkle Bänder zählt. Gegend um den Mund, untere Kopfhälfte, Hals, Brust, Bauch und innere Schenkelseite rostfarbig, von der Brustmitte zieht längs des ganzen Unterleibes ein weißer Streif, gegen das Ende zu sind die Beine kastanienbraun, ebenso die Schwanzspitzen. Vordernägel groß, dunkelhornbraun; Schnurren an der Oberlippe und die über den Augen schwarz; Schwanzhaare verkürzen sich nach der Spitze hin, Spitze selbst quastig. Länge 1′ 1″ 3‴, Schwanz mit Quaste 8″ 9‴, Haarquaste allein 9‴. — Aehnlich dem ostindischen H. Mungo *Desm.* unserer Nr. 297. taenionotus *A Sm.* fasciatus *Desm.* Mangouste à bandes *Fr. Cuv.* mammif. livr. 69, s. oben.

Der Zebra-Ichneumon lebt in Erdhöhlen unter Buschwerk und Rüppel beobachtete ihn im Jahre 1825 gezähmt in Kordofan, wo er Gottoni genannt wird, fand ihn aber später ziemlich häufig in den Niederungen der Kulla und im Küstendistricte bei Massaua.

680. **Der Mungo.** Herpestes Mungo *Desmar.* unsere Nr. 297.

Wird für den Entdecker des Heilmittels gegen Schlangengift, der Wurzel der Ophiorhiza Mungos, gehalten, welche in Java und Ceylon wächst. Die hier nachgetragene Abbildung befindet sich *Jard.* nat. libr. XIII. pl. 5.

681. **Der schlanke Ichneumon.** Herpestes gracilis *Rüppell.* Abyss. t. 8. f. 2. Sakie. Abyss.

Kopf, Oberkörper, Beine und Schwanz gelbgrau, alle Haare mit dunkelbraunen Ringen und Endspitzen, wodurch sich quer über den Rücken undeutliche Wellenbänder bilden. Schwanzende schwarz, Kehle, Hals und Bauch röthlichgrau, Iris hellbraun, Nägel hornfarbig. Länge 11″ 7‴, Schwanz mit Quaste 1′ 1″, Quaste 1″ 6″, Schlanker als H. sanguinarius, Schwanz verhältnißmäßig lang, d. h. um ein Fünftheil länger als Körper, und durchaus gleichlang behaart; Körperfarbe leicht unterscheidbar. Nur der Mitteltheil der Fußsohlen unbehaart. — In den Thälern westlich von Massaua an der abyssinischen Küste ziemlich häufig in Erdhöhlen buschiger Gegenden.

682. **Der Mutgigella.** Herpestes Mutgigella *Rüppell,* Abyss. 29. t. 9. f. 1. — Mutgigella Abyss.

Oberkopf, Nacken, Rückenmitte und Schwanzende glänzend schwarz. Bei Individuen ausnahmsweise von allen Arten der ganze Balg einförmig schwarzbraun, bei andern das Haar am Halse, Körper und Beinen mit rothbraunen Ringen und Endspitzen; Nägel dunkelbraun, Fußsohle nur auf einem schmalen Streifen nackt. — Länge 1′ 1″ 6‴, Schwanz mit Quaste 11″ 6‴, Quaste allein 1″ 6‴. Abyssinien: Provinz Dombea und Simen, zwischen Gebüsch in Erdhöhlen um die Häuser; stiehlt die Eier der Haushühner und greift auch das junge Hofgeflügel selbst an.

683. **Der leberbraune Ichneumon.** Herpestes badius *A. Sm.* South. Afr. Zool. ill. pl. 4.

Oberseits hellbraunroth, unten heller in Fahl ziehend, Schwanzende glänzend schwarz, Kopf, Nacken und Gliedmaßen am dunkelsten; Haare auf der hintern Hälfte des Körpers und am Schwanze am längsten, auf dem Rücken dunkelgelb, schwarz gesprenkelt und geringelt, Schnurren schwarz. Länge 12″, Schwanz 12′ 4‴. Südafrika.

684. **Der blutdürstige Ichneumon.** Herpestes sanguinarius (sanguineus *Rüpp.*). Abys. 27. t. 8. f. 1. — Abu Wusie Abyss.

Oberkopf hellgrau, jedes Haar mit schwärzlichem Mittelring, Nacken, Rücken und Seiten rothisabellfarbig, Haare kastanienbraun geringelt, Kehle, Vorderhals und Rücken weißlich, Vorderbeine isabell, Hinterbeine mehr röthlich. Der lange Schwanz durchaus stark behaart, rothgelb, jedes Haar mit 2—3 dunkelgrauen Ringen, Schwanzende einförmig rostroth. Iris hellbraun. Nägel der Beine an einem Individuum sehr groß und hellgrau, an einem andern mittelmäßig dunkelhornfarbig. Wie bei allen Herpestes münden die kleinen Drüsen zu beiden Seiten des Afters in zwei Blindsäcke aus und sondern eine gelbliche ölige Substanz ab, welche das Thier oft in gekauerter Stellung an Steinen oder Holzwerk abstreift. Die Bedeutung solcher Riechstoffe haben wir bei den Antilopen S. 104 zu erläutern versucht; sie sind jedenfalls Mittel zum gegenseitigen Auffinden der Individuen. Ob H. madagascariensis *Sm.*? —

685. **Der weißgeschleierte Wieselmarder.** Galictis vittata *Bell.* Zool. Journ. II. 552. Zool. Transact. II. pl. XXXV. p. 201.

Gute Abbildung nachträglich zu Nr. 428. Wir erhielten das Thier seitdem auch aus Chile.

686. **Allamand's Wieselmarder.** Galictis Allamandi *Bell.* philos. Mag. 529. Transact. of Zool. soc. II. t. XXXVII.

Schwarzgrau, Unterseite schwärzer, von der Stirn das Ohr einschließend, an den Halsseiten herabziehend ein weißer Streif; Haar dicht anliegend. Soll etwas größer sein als vorige Art, und Wagner glaubt, das Exemplar sei ein sehr altes Thier der vorigen Art.

687—88. **Gelbbäuchiger Wieselitis.** Galidictis chrysogaster. Gwatkin's Galidictis *A. Smith* in *Jardine* Nat. libr. XIII. 167. pl. VII.

Die auf Mustela striata begründete Gattung hat kräftigere Eckzähne, breitere Kauzähne, in ihrer Stellung von vorn nach hinten mehr zusammengezogen; oben und unten 6 Vorderzähne, jederseits 1 Eckzahn, 5 Backenzähne, zusammen also 36. Die mehr stumpfen Zähne deuten auf theilweise Nahrung von Früchten und trennen die Gattung von Hemigalea und Prionodon. — Galidictis striata: Viverra fasciata. Chat sauvage à baudes noires *Sonnerat* unsere Nr. 278 ist die typische Art. Die zweite die gegenwärtige. Rücken, Schultern und Beine schwarz, Leib tief braun, an den Seiten blasser, Kehle weiß, Brust und Bauch orangefahl. Zehenläufer, Zehen katzenartig, Nägel weiß, Schwanz lang. Länge 42″. Riecht unangenehm, setzt sich aufrecht, hüpft behende, klettert auf Bäume und springt von einem zum andern, bellt in rauhem Tone. Weibchen gleicht dem Männchen. Wurde auf dem Himalaiagebirge zu Mussorie geschossen. Mitgetheilt durch Reynold Gwatkin, Esq.

689. **Dünnschwänziges Hundsfrett.** Cynictis lepturus *A. Smith.* South. Afr. zool. ill. t. XVII.

Blaßbräunlichorange, Haar ochergelb und braun geringelt, Rücken- und Körperseiten blaßrostroth überlaufen, Haare des Schwanzes über die Hälfte braun geringelt, Lippen, Kinn und Schwanzspitze weißlich, Augen roth, äußere Ohren rothbraun, innere rothgelblich; Schnauze, Schnurren und Augenwimpern schwarz; Schwanz dünn, schlank, spitz zulaufend; Körperhaar im Allgemeinen kurz. Südafrika.

690. **Ogilby's Hundsfrett.** Cynictis Ogilbyi *A. Smith.* South. Afr. zool. ill. t. XVI. Herpestes penicillatus *Cuv.*, *Wagn.*, *Schreb.* suppl. t. CXVI. D., unsere Nr. 676.

Oberseits ochergelblich, schwarzbraun und unrein weiß gesprenkelt, unterseits unrein gelblichweiß; Schwanz breit, platt, fast zweizeilig; Ohren äußerlich rothbraun, innerseits weißlich, Augen roth, Nägel bläulichbraun, spitzewärts blasser. Schwanzspitze weiß. Länge 15″, Schwanz $9^1/_2$″. — Südafrika.

691. **Der weißbartige Palmenmarder.** Paradoxurus leucomystax *Gray.* Loud. Mag. 1837. *S. Müller* Verhandel. I. 55. *Temm.* monogr. 325. pl. 64. f. 4, 5, 6. Tohon Ouwan Dajak.

Wollhaar gelblichweiß, außer wo das Oberhaar ganz schwarz ist. Scheitel, Hinterhaupt, Ohren, Hals, Schultern, Vorderbeine außen, Spitzen der Hinterfüße und

Schwanzmitte tief schwarzglänzend; Stirn, Backen und Kinn braunschwarz, zwischen Ohren und Augenbrauen ein großer weißlicher Fleck, welcher die Ohrwurzel berührt und beiderseits nach der Stirn zieht, aber getrennt bleibt. Schnurren lang, weiß; Rücken, Seiten, Kreuzgegend, Schenkel und Schwanzwurzel schön glänzend kastanienbraun, unterseits und Schenkel innerseits mattroströth, Schwanz spitzewärts weiß. — Länge 1′ 8″, Schwanz 2′ 10″. — Sumatra: Borneo.

692. **Zweifelhafter Palmenmarder.** Paradoxurus dubius *A. Smith.* Nat. libr. 162. pl. 6.

Blaßgelblichgrau, längere Haare weißbraun, unten gelblichweißgrau, drei Rückenstreifen und schwache Flecke an den Seiten braun, Ohren behaart, Beine kastanienbraun, Schwanz am Grunde und der Spitze schwarzbraun, ein Fleck jederseits der Nase, ein anderer über den Wangen und ein Band zwischen den Ohren weißlich. — Es scheint, daß die Farbe aller Felle abändert. Ein Exemplar wurde unter Bauholz an einem Ufer zu Philadelphia gefangen, welches dem P. dubius nahe kam. Vorderkopf, Schläfengegend, Halsseiten, Kehle, Nase und ein Fleck unter dem Auge weiß, Wurzel und Ende des Schwanzes rostfarb, nur die Spitze nebst Außenseite des Ohrs, Wangen und Unterkinnlade schwarz, die dunkleren Streifen und Flecken auf dem gelblichgrauen Rücken sind nicht sehr deutlich. Größe wie bei P. typus, die Nase minder gespitzt; unter dem Schwanze eine große Tasche. Das eigentliche Vaterland und die Art und Weise, wie das Thier nach Philadelphia gekommen, ist unbekannt.

693. **Der viverrenartige Marderhund.** Nyctereutes viverrinus *Temm. Schlg.* Fn. japon. S. 40. pl. 8.

Die Thiere, welche die Japaner Hatsimon-si, Mami-tanuki und Tanuki nennen, bilden diese Gattung, die gleichsam zwischen Hunden und Waschbären steht. Gray bildete die erste Art als Canis procyonoides in *Hardwicke's* ill. of Indian Zoology ab. Sie ist mehr über Indien und Japan verbreitet, in Japan seltener als die hier abgebildete zweite Art, welche in Japan gemein ist. — Scheitel, Rücken und Schwanzwurzel braungelb; Rückenmitte dunkelbraun, Haare alle schwarzgespitzt. Durch die Augen und über die Nase läuft schief nach hinten ein brauner Streif, Backen, Unterkinnlade und Vorderhals rothbraun, Beine kastanienbraun, Schwanz oben schwarz, Haare alle an der Wurzel rostrothgelb, an der vordern Hälfte schwarz, unten ist der Schwanz gelbbraun, Unterleib schmuzig rothbraun, Ohren schwarzbraun, inwendig weißlich; Stirn und Vorderkopf weißbräunlich, Haare an der Wurzel brandgelb, an der Spitze weißlich. Schulterhöhe 7″, Kreuzhöhe $7^1/_2$″. — Japan.

693. *b.* **Der Rakuhu-Marderhund.** Nyctereutus procyonides (Canis — *Gray. Hardw.* ill. II. t. 1.) *T. S.*

Graubraun, Haarspitzen schwarz, Wangen und Glieder dunkelchokolatbraun, Schwanz kurz, dick, blaßbraun mit weißer Haarspitze, Ohren abgerundet, kurz. Länge $22^1/_2$″, Schwanz 5″. — China, Indien.

694. **Der Hundsmarder oder Mampalon.** Cynogale barbata (Potamophilus barbatus) *S. Müller* Verhandl. t. 17. Cynogale Bennetii *Gray. Loudon.* Mag. 1837. Lamictis carcharias *Blainv.* Ann. sc. nat. VIII. 279. t. 8. A. cran.

Unter dem Gattungsnamen Potamophilus war schon längst ein Käfer, ein vormaliger Parnus beschrieben, weshalb der Gattungsname von Gray in sein Recht eintritt. Die Gattung steht Paradoxurus nahe; von den 6 Backenzähnen sind 3 oben und 4 unten Lückenzähne; Zunge rauh, Schnauze gestreckt, vielschnurrig; Fuß sohlenläufig, Zehen durch Haut verbunden; Wollhaar reichlich, fahlgelblichbraun, Oberhaar am Grunde fahlbraun, in der Mitte gelblichweiß, schwarz gespitzt, Pelz grauschwärzlich, licht gesprenkelt; Kehle und Unterlippe schwarzbraun, am Bauche einzelne Haare weißlich gespitzt; Schwanz an der Wurzelhälfte wie der Rücken, an der Spitzenhälfte mehr einfarbig, dunkelbraun; Schnauze dunkelbraun, Oberlippe, Kinn und ein kleiner Fleck über jedem Augenlid gelblichweiß, Nase schwarz, Augen und Augenbrauen braun, Ohr abgerundet, außen schwärzlich, innen fast kahl. Auf den Wangen zwei Bündel lange weiße Borsten und ein Bart von 8 bis 9 unter dem Kinn, hinter diesen kürzere braune. Wasserthier, frißt Fische, Krebse, Mäuse, Vögel, auch Baumfrüchte und ist gleichsam ein Verbindungsglied zwischen den Fischottern und Palmenmardern.

695. **Der Itatsi-Iltis.** Mustela Itatsi *Temm.* & *Schleg.* Fn. jap. p. 34. pl. VII. f. 1 u. 2.

Oben rothbraun, unten blasser, Schnauzenspitze und Lippen weiß, Kopfseiten, Kinn und Kehle hellgrau, Wollhaar graulich, längere Haare braun glänzend, Schwanz von der Farbe des Körpers. Färbung im Sommer matter. Länge 15″, Schwanz $5^1/_2$. — Japan.

696. **Der schwarzbeinige Marder.** Mustela melampus *Temm. Schleg.* Fn. jap. p. 31. t. VII. f. 3. 4. Ten im Winter, Aka-ten im Sommer in Japan.

Das goldig gelbliche Wollhaar bedeckt dicht alle Theile des Körpers, den Schwanz und die Obertheile der Gliedmaßen. Das Oberhaar verbirgt jenes nicht gänzlich, ist schön goldig rothgelb, oben auf den Vorder- und Hintergliedmaßen heller goldig braungelb, übrigens aber bis auf die Klauen braunschwärzlich. Der Schwanz hat die Färbung des Rücken, sein Endbüschel ist seidenartig weißgelblich; Oberkopf, Wangen und Ohrgegend weißlichgelb, Ohren breit und gerundet, bis an den Rand behaart und mit einem reinweißen Filz besetzt. Um Auge und Schnauze dunkelbraun, Lippen und Kinn hellbraun, Vorderhals bei dem Männchen hell goldrothbraun, bei dem Weibchen weißlich. Länge 2′ ohne Schwanzbüschel, dessen Haar 3″ mißt, Schwanzruthe 7″, Nasenspitze vom vordern Augenwinkel 1″ 4‴. Im Sommer ist das Wollhaar kurz und spärlich, unrein gelblich, die Seidenhaare kurz, rothbraun, ihre Spitzen unrein braun, das ganze Fell röthbräunlich, nach der Jahreszeit mehr oder minder dunkel, letzteres besonders über den Gliedmaßen, der Fuß fast ganz schwarz; Gesicht, Oberkopf und ein Theil der Wangen braunschwärzlich, Unterlippe und Kinn ebenso. Vorderhals, Brust und Bauch unrein gelblich; Schwanz minder lang gebüschelt, scheint dünner, röthlichbraun, sein Endbüschel unrein gelblich; Ohren wenig behaart, Saum weiß. Von Wuchs der Mustela sibirica, doch um ein Drittheil stärker. In der Nähe bewohnter Orte in Wäldern auf Bäumen in Japan. Frißt Vögel, kleine Säugthiere und Insekten.

697. **Das schwarzwangige Wiesel.** Mustela boccamela *Cetti* hist. Sard. t. 5. *Bonap.* Fn. ital. fasc. 22.

Kopf breit, gedrückt, Augen groß, Ohren breit und abgerundet, behaart, nicht über den Kopf vorragend. Oben kastanienbraun, alle Haare an der Wurzel graulich, Kinn, Kehle, Brust und ganze Unterseite unrein weiß, an Kehle und Brust etwas röthlich überlaufen; Beine außen kastanienbraun, Vorderbeine unten weiß, kastanienbraun gefleckt; Schwanz steif behaart, Ende etwas dunkler. — Sardinien.

698. **Der Krabbenfresser.** Procyon cancrivorus *Illiger. A. Smith. Jardine* Nat. hibr. XIII. t. XIX. Crab-eating Racoon.

Wenn dies das richtige Thier ist, so sieht es hier ziemlich verschieden von dem, welches wir oben unter Nr. 435 nach der Natur nach einem Exemplare aus Surinam abgebildet und beschrieben haben. Namentlich ist die Farbe des Körpers sowol als auch die des Schwanzes abweichend. A. Smith beschreibt sein Thier rothgelb und grau, Gesicht und Lenden unrein weiß, am Vorderkopf ein Flecken, Ring um die Augen und undeutliche Ringe um den Schwanz schwärzlich. Fand sich nur einmal in Guiana. Haare sehr kurz und dicht anliegend, Schwanz locker behaart. Die Abbildung eines anderen Exemplars zeigte volles, welliges Haar wie ein Bärenfell im Winter. Der Schwanz ist sehr buschig und ganz schwarz. Ein Streif jederseits auf der Nase und die Vordertatzen rostfarbig. Das Exemplar war kleiner. Jedenfalls war dies eine der kleineren von uns ebenfalls beschriebenen Arten. Der eigentliche Krabbenfresser wird von Smith 2′ 6″ engl. gemessen, Schwanz 1′ 3″, ganze Länge 3′ 9″, gegen 1′ 3″ Schulterhöhe. — Südamerika, östlich der Anden, lebt in baumreichen Gegenden nächst der Wässer. Seine Nahrung ist wahrscheinlich der des Waschbären gleich, da aber in jenen Flüssen im Süden eine Krabbenart sehr häufig ist, glaubt man, daß er vorzüglich von dieser sich nährt.

699. **Der dunkle Waschbär.** Procyon obscurus *Wiegm.* Arch. III. 370. *Wagn. Schreb.* Suppl. t. 143. D.

Oben dunkelbraun, Hinterkopf, Nacken, Schultern und Vorderrücken mehr schwarzbraun, Hinterrücken mehr kastanienbraun, Haare sehr glänzend, Wollhaar graubraun; Gesicht schwarzbraun, Seiten der Schnauze und Kinn graulichweiß, gelbbraun gemischt, Ohren innen weiß behaart, Beine braun, Schwanz dicht behaart, oben wie Rücken mit einzelnen fuchsrothen Haaren und vier oben zerfließende Ringe und Spitze schwarz. — Amerika; bestimmtes Vaterland unbekannt.

700. **Der kurzschwänzige Waschbär.** Procyon brachyurus *Wiegm.* Arch. III. i. 369. *Wagn. Schreb.* Suppl. t. 143. C.

Weißgrau, schwarzbraun gemischt, Vorderrücken gelblichgrau, auf dem Hinterrücken in Schwarzgrau ziehend; Rückenhaare in der Mitte weißgrau, an der Spitze schwarzbraun, am Vorderrücken nimmt das Weißgrau die Mitte, am Hinterrücken das Schwarzbraun der Spitze größeren Raum ein. Unterseite des Halses, Bauch, Oberschenkel, Vorderbeine weiß, Füße hellweißgrau, Unterschenkel schwarzbraun, Schwanz kurz, dicht behaart, gelblichbraun, mit sechs dichtstehenden schwarzen Halbringen. Länge 2′ 1″, Schwanz 7″. — Vaterland unbekannt.

701—2. **Das chilenische Stinkthier.** Mephitis chilensis *Géoffr.* Marputia chilensis *Gray. Jardine* N. Libr. XIII. 198. t. XIII. Chili Skunk.

Tief nußbraun, zwei weiße Streifen seitlich des Rücken, auf den Schultern verbunden, auf dem Kopfe zu einem Mondfleck vereint, daselbst aufstehend; Schwanz weiß, Mittelstreif vom Rücken aus über die Schwanzruthe verdünnt auslaufend, während sich das Weiß daneben in den Rücken hinanzieht, Nase, Wangen und Pfoten fahl. Länge 1′ 6″ engl. — Chile.

703—4. Der thibetanische Bär. Ursus thibetanus *Fr. Cuv.* var. *β. Schreb.* Suppl. CXLI. DD.

Die Varietät mit schmaler, in der Mitte nach unten mit einer Ecke versehenen weißen Brust-Querbinde von U. malayanus *Raffles*, den wir oben Nr. **416** abgebildet und beschrieben haben.

705. Der Anakuma-Dachs. Meles Anakuma *Temm. Schleg.* Fn. jap. 30. pl. VI.

Wuchs und Verhältnisse in der Größe wie bei M. labradoricus. Ein dichtes gelbliches Wollhaar ist über den ganzen Körper verbreitet, das Seidenhaar an den oberen Theilen ist unrein gelblich und schwarzbraun geringelt, unterseits ganz schwarzbraun. Dieser matten und wenig bunten Färbung entbehrt die dunkle Schnauze, was diese Art vorzüglich von den beiden andern unterscheidet. Am alten Thier ist das Seidenhaar der ganzen Oberseite schwärzlichbraun, zwischen den lichterstehenden Haaren zeigt sich der gelbliche Filz und ein kleiner gelblicher Streif erstreckt sich von der Schnauze zum Auge, und diese Farbe findet sich auch auf den Seiten der Schnauze und auf den Wangen. Ein braunschwärzlicher Raum umgiebt das Auge. Die Ohren sind ganz pechschwarz und weiß. Der Schwanz gedrückt und lang seidenartig behaart, das Haar hell rothbraun und in der Mitte braun geringelt. Alle unteren Theile und die Pfoten sind schwarz. Länge 2′ 7—10″, Schwanz davon 5—6″. Einjährige Junge sind mehr röthlichbraun, die Seidenhaare gelblich und rothbraun geringelt, der gelbliche Streif von der Muffel steigt mehr nach der Stirn, und die Seiten der Schnauze und der Wangen sind mehr weißlich als bei den Alten. Schädel und Gebiß wie bei M. taxus. Der Name Anakuma bedeutet Höhlenbär, da er sich so wie der europäische Dachs unterirdische Baue, meist zwischen Baumwurzeln, gräbt. Er hält sich darin den Tag über verborgen und geht nur zur Nachtzeit nach Nahrung aus, die er in den Umgebungen aus Wurzeln und Früchten, vorzüglich Bataten entnimmt, die er mit seinen großen Grabklauen leicht ausgräbt. Eben so thätig verfolgt er auch Fische, Eidechsen und Erdwürmer. Gewöhnlich gebiert das Weibchen in einem Kessel des Baues drei Junge, deren erstes Kleid noch heller ist. Ueber alle Inseln von Japan, aber nicht häufig, findet sich in buschigen Berggegenden, selten in der Ebene. Die Exemplare, welche v. Siebold mitbrachte, stammten von Nagasaki und Awa.

706. Der Berg-Coati. Nasua montana *Tschudi.* Fn. peruan. 102. t. 5. Mishash Peruan.

Rüssel schwarz mit röthlichbräunlicher Spitze; Gesicht bis zu den Augen schwärzlichbraun; mittlerer Kamm und Seitenkämme bis zum Hinterhaupte schwarz. Ein kleiner schwarzer Fleck entspricht jederseits dem obern Eckzahne. Die weißen Augenflecke fehlen. Rücken röthlichbraun, mit vielen schwarzen Schattirungen. Wollhaar schwärzlich, Oberhaar am Grunde bis zu $^3/_4$ gelblichgrau, dann ein schwarzer Ring und röthlichgelbe Spitze. Hintertheil mehr grau, Schultern und Vorderkörper mehr

röthlich; Innenseite der Ohren schwarz, Saum weiß; hinter jedem Ohr ein ziemlich großer schwarzer Fleck. Schwanz oben mit 6 breiten schwarzen Ringen, dazwischen weißlich, Spitze schwarz. Außenseite der Vorderbeine grauer, die der hintern schwärzer als Rücken. Oberseite der vier Pfoten schwarz, Kehle und Brust schmuzigweiß, ebenso die Innenseite der Vorderbeine. Bauch und Innenseite der Hinterbeine schwärzlich; Nägelfirste schwärzlich, übrigens heller. Am Schwanze unten die weißen Querbinden breit, die schwarzen schmal. Länge 1′ 3″ 6‴, Schwanz 1′ 2″, Kopf 7″, breit 3″, Rüssel 1″, Schulterhöhe 6″, Kreuzhöhe 8″, Vorderpfote 2″ 9‴, Hinterpfote 3″ 2‴. Rüsselkuppe nackt, seitlich und unten kurz behaart. Schnauze seitlich bis hinter die Augen mit kurzen starken Haaren besetzt, welche auf der Mittellinie bis zur Stirn steifer sind, gerade aufstehen und so einen kleinen Kamm bilden. Vom Vorderwinkel jeden Auges ein schwächerer Kamm parallel mit jenem an der Rüsselseite. Schnurren ziemlich kurz und stehen nur bis etwas hinter die Eckzähne. Haare der Stirn und des Gesichts etwas länger und weicher als die des Rücken, die der Ohren weicher als am übrigen Körper; Rückenhaar stärker als des Kopfes und ziemlich trocken, Schwanzhaar länger und dichter als bei irgend einer der übrigen Arten. An der Oberseite der Beine die Haare stark und kurz, an Kehle, Brust, Bauch und Innenseite der Glieder kürzer und weicher als am Rücken; Ohren klein und rund. Schwanz einen und eine halben Zoll kürzer als Körper; Nägel der Vorderpfoten viel länger als die der hintern. — In Peru in den höchsten Gegenden der Waldregion 8500′, beinahe an der Grenze der Baumvegetation. Geheul monoton, weittönend. Im Magen Insektenlarven und Würmer nebst vegetabilischen Ueberresten. Fleisch zart, meist wohlschmeckend. Nur ein Exemplar im Museum zu Neufchatel.

707. **Der Mönchs-Coati.** Nasua monachus *A. Smith* Nat. Libr. XIII. 220. pl. XVIII. anno 1842.

Länge 2′ 3″, Schwanz 1′ 4″, ganze Länge des Thiers 3′ 7″; Nase, Lippe und Unterkinnlade weiß, dies verläuft sich oben zwischen die Augen, die drei gewöhnlichen weißen Flecke sind vorherrschend, das Weiß an der Kehle zieht sich über die Wange, bedeckt die Schläfen und den Raum um die Basis der Ohren und die Haare zwischen ihnen, verläuft dann auf die Brust und wendet sich über dem Ellbogen um den Arm. Hals, Schultern und Oberarm unrein ochergraulich, Wangen, Vorderkopf, Rücken, Seiten, Untertheile, Dickbeine und Schwanzwurzel tief sepiabraun, Beine und Pfoten und Schwanz schwarz. Nach einem lebendigen Exemplare, welches auf eine sehr gemächliche Art sich bewegte und nährte, ganz verschieden von dem leichtsinnigen Treiben der Nasua fusca. Der N. solitaria verwandt, aber gewiß nicht gleich, da die Zeichnung des Pelzes sehr bestimmt abweicht und der Schwanz noch kürzer ist. — Aehnlich scheint

707.b. **Der weißschnauzige Coati.** Nasua leucorhynchos *Tschudi.*

Schnauze seitlich bis zum obern Eckzahne weiß; auf dem Schnauzenrücken verlängert sich diese Färbung unter einem spitzigen Winkel etwas weiter nach hinten. Das Gesicht ist braunschwarz und hat vier weiße Flecken: einen über dem hintern Augenwinkel, einen zweiten unter dem Auge in der Mitte wie bei N. socialis, einen dritten von dem untern schief nach unten und hinten und ungefähr einen halben Zoll weit entfernt, einen vierten ungefähr einen halben Zoll vom Mundwinkel nach hinten

gerückt. Oberkiefer weiß gesäumt, Unterkiefer und Kehle weißlich, ebenso die Brust, deren hellere Färbung sich bis auf die innere Seite der vorderen Gliedmaßen erstreckt. Ohr innen ganz weiß. Gliedmaßen schwärzlich, Schwanz so lang als Körper und nur bei jungen Thieren geringelt, bei ausgewachsenen einfarbig. Wollhaare schwarzbraun, Oberhaar schwärzlich, weiß gespitzt, oder die Wollhaare falb, Basis der Oberhaare weißlich, Mitte schwarzbraun, Spitze weiß; Schwanz von der Länge des Körpers. — Hierher gehört wahrscheinlich die vierte Varietät, die *Fr. Cuv.* Dict. sc. nat. IX. 464 beschreibt. — Ferner gehört hierher:

707. c. **Der schwarzbindige Coati.** Nasua vittata *Tschudi.* Peruan. 101.

Schnauze, Kopf und Nacken ganz schwarz, von letzterm verläuft zwischen die Schultern eine breite schwarze Binde bis zur Mitte des Rücken. Die Extremitäten sind schwarz, der Rücken gelbbraun, nach der Schwanzwurzel hin dunkler; Bauch röthlichbraun; Schwanz bedeutend kürzer als der Körper und hat Querbinden, die nach der Spitze hin ganz verschwinden. Im Innern von Guyana: Schomburgk. Berliner Museum. Eine ganz schwarze Varietät dieser Art erwähnt dessen Bruder Ann. of Nat.-Hist. IV. 433.

708. **Die Pegu-Tupaia oder das peguanische Spitzhörnchen.** Tupaia peguana, siehe oben S. 322. Cladobates Belangeri *Is. Géoffr. Belang.* voy. pl. 4.

709. **Der Masken-Wieseldachs.** Melogale personata *Is. Géoffr. St. Hil. Belanger* voy. t. 5.

Fahlröthlich, Viereck über den Augen, Wangen, Ohrgegend, Kinnlade, Kehle und ganze Unterseite, sowie der Endbusch des Schwanzes weiß. — Die zweite Art zu der oben S. 318 Nr. 611 beschriebenen. Pegu.

710. **Der Intusi.** Macroscelides Intusi *A. Smith* S. Afr. zool. ill. pl. 12. — Vgl. oben S. 328.

711. **Der gemeine Springrüßler.** Macroscelides proboscideus *Gray.* M. typus *A. Sm.* S. Afr. zool. ill. pl. 10.

Wir gaben oben Nr. 460 Lichtenstein's Abbildung und tragen hier die von A. Smith nach, welcher das Thier folgendermaßen beschreibt: Ohren kurz, breit, abgerundet, Augen groß, Rüssel sehr spitzig, ziemlich walzig. Oben und an den Seiten gelbbraun, auf dem Rücken stehen einzelne rothbraune Haare zerstreut; untere Theile weiß, gelblich überlaufen, die Zehen reinweiß; Schwanz oben graubraun, unten gelblichbraun; über den Rücken des Rüssels bis zur Stirne läuft ein brauner Streif. Länge 9½″ engl., Schwanz 4″ 6‴, Hinterglieder 3″ 3‴. — In offenen Ebenen am Cap der guten Hoffnung.

712. **Der ohrfleckige Felsen-Springrüßler.** Macroscelides rupestris *A. Smith* S. Afr. zool. ill. pl. 11. — Vgl. oben S. 327.

Robust gebaut, Rüssel am Grunde beträchtlich dicker, in die Spitze verdünnt, Ohren aufrecht, ziemlich lang, eirund zugespitzt. Farbe oben holzbraun mit einzelnen schwarzen Haaren gemischt, Seiten, Oberlippe, Augenring, Nacken und ein Fleck hinter den Ohren lebhaft rothgelb, Ohren inwendig weiß, Rüssel rostweißlich, oben gegen die

Wurzel ein schwarzer Längsstrich; Auge fast schwarz, Nägel hornfarb; Schwanz gelbbraun, spitzewärts schwarz. — Länge 6″ engl., Schwanz 4⅓—5″. — An felsigen Orten in Südafrika.

713. **Der kurzrüsselige Springrüßler.** Macroscelides brachyrhynchus *A. Smith* S. Afr. zool. ill. pl. 13. — Vgl. oben S. 328.

Kopf und Rücken gelbbräunlichorange, mit schwarzen Haaren gemengt und schattirt; Kopf- und Rumpfseiten blaßbräunlichorange, braun gemischt, Oberlippe, Augenring und Unterseite weiß; Schwanz oben dunkelbraun, ockergelb gemischt, unten rothgelb, braun gemischt; Schenkel weiß, rostfarb überlaufen; Ohren und Inneres derselben gelblichweiß, Schnurren zum Theil weiß, zum Theil ockergelb, Rüssel weißlich rostfarb, über den Rücken desselben bis zum Hinterhaupt ein dunkelbrauner Streif; Nägel schwarz; Ohren aufrecht, länglich eirund, an der Spitze gerundet. — Länge 4″ 6‴, Schwanz 3″ 6‴. — Südafrika.

714. **Der schmalöhrige oder Edward's Springrüßler.** Macroscelides Edwardsii *A. Smith* S. Afr. zool. ill. pl. t. 14. — Vgl. oben S. 328.

Ohren aufrecht, lang, schmal, oval, an der Spitze abgerundet, am Außenrande etwas ausgekerbt. Innenzehe des Hinterfußes von den anderen abstehend. Oben hellgelbbraun, mit schwarzbraunen Haaren schattirt; Kopf- und Rumpfseite aschgrau, blaßröthlich überlaufen, Lippen, Kinn, Augenkreis und Unterseite weiß; Ohren blaß rostfarbweißlich behaart, an der Wurzel mit hellrothem Fleck; Rüssel schwarz, dessen Seiten weiß, Schwanz gelbbraun, schwarz gesprenkelt. — Länge 6″, Schwanz 5″. — Südafrika.

714.b. **Alexander's Springrüßler.** Macroscelides Alexandri *Ogilby* Proceed. 1838 p. 5. — Vgl. oben S. 328.

Haare lang, fein, am Grunde dunkelblauschwarz, blaß sandgelb gespitzt, unterseits weiß, Ohren auffallend groß, fast elliptisch, hinten roth, ganze Unterlippe roth, Läufe und Pfoten weiß, Schwanz lang, behaart, sehr verdünnt. — Länge 5″ 9‴, Schwanz 4″ 9‴. — Südwestküste von Afrika.

714.c. **Der schwarzöhrige Springrüßler.** Macroscelides melanotis *Ogilby* Proceed. 1838 p. 5. — Vgl. oben S. 328.

Ein wenig größer als M. Alexandri, Kopf breit, Ohren dunkelbraun oder schwarz, Unterlippe etwas rostgelb (sandy, wie durch Eisenocher rothgelber Sand), Kehle und Bauch unrein weiß, Brust blaßröthlichbraun, Obertheile meist gleichfarbig. — Länge 4″ 6‴, Schwanz fehlte. — Südwestküste von Afrika.

714.d. **Rozet's Springrüßler.** Macroscelides Rozeti *Duvernoi* Mém. Strasb. I. t. 1. 2. *Wagner* Reise nach Algier I.

Oberseits die Haare an der Wurzel schieferschwärzlich, Spitzen hell fahlbraun, Rückenstreif schwärzlich, Unterseite reinweiß, scharf abgesondert; Rüssel und Oberseite der Füße schwärzlich mit einzelnen weißen Haaren, Ohren groß, rundlich, oval, schwarzbraun, gelblichweiß gesäumt; Schnurrhaare meist schwarz, Nägel dunkelbraun, Schwanz geschuppt, schwarz, ziemlich dicht kurz behaart, unten gelblichweiß. — Mauritanien. Algier, um Oran.

715. **Das schweinsartige Waldspitzhörnchen.** Hylomys suillus S. *Müller* Verhandel. 153—158 pl. 25—26. Beschrieben oben S. 322.

716. **Mäuseartiges Spitzhörnchen.** Cladobates murinus *Schinz.* Hylogalea murina *Schleg.* & *Müll.* Verhandel. 167. pl. XXVI. f. 5. t. XXVI. f. 17. 18. Beschrieben oben S. 322.

717. **Der Dsi-Nezumi.** Sorex Dsi-Nezumi *T. Schleg.* Fn. jap. 26. pl. V. f. 3. pl. IV. f. c. c. Dsi-Nezumi, Erdmaus. Japan. Beschrieben oben S. 341.

718. **Die plattköpfige Spitzmaus.** Sorex platycephalus *Temm. Schlg.* Fn. jap. 24. pl. V. I. a. a. Beschrieben oben S. 348.

719. **Die indische Spitzmaus.** Sorex indicus *Géoffr.* Vgl. S. 339 Nr. 500.

720. **Die braunbrüstige Spitzmaus.** Sorex thoracius *Savi. Bonap.* Fn. ital. fasc. 29. Beschrieben oben S. 345.

721. **Die mariguensische Spitzmaus.** Sorex mariguensis *A. Smith* S. Afr. ill. mamm. pl. 44. f. 1. Beschrieben oben S. 347.

722—23. **Antinori's Spitzmaus.** Sorex Antinorii *Bonap.* Fn. ital. fasc. 29. Beschrieben oben S. 338.

724. **Die gescheckte Spitzmaus.** Sorex varius *Smuts* Enum. p. 108. *A. Sm.* S. Afr. ill. XXI. pl. 44. f. 2. Beschrieben oben S. 343.

725. **Die Alpenspitzmaus.** Sorex alpinus *Schinz. Bonap.* Fn. ital. fasc. 29. f. 3. Vgl. oben S. 345.

726. **Der Ohrigel.** Erinaceus auritus *Pall.* Bereits oben S. 324 beschrieben.

727. **Der schwarzstirnige Igel.** Erinaceus frontalis *A. Sm.* S. Afr. ill. III. Beschrieben oben S. 324.

728. **Der Sokinah.** Echinogale Telfairii *Wagn.* Beschrieben oben S. 327.

729. **Der zottige Goldmaulwurf.** Chrysochloris villosa *Sm.* S. Afr. ill. mamm. t. 9.

Schnauze gestreckt, Pelz etwas steifzottig, oben gelblichgrau schimmernd, schwach dunkelbraun gesprenkelt, Haare am Grunde schieferfarbig, in der Mitte gelbbraun, Spitzen braun. Ober- und Unterlippe, Kinn und ein schiefer Strich zwischen Nasenspitze und Mundwinkel weiß. Länge 5″. — Port Natal.

730—31. **Der Wogura-Maulwurf.** Talpa Wogura *Temm.* Beschrieben oben S. 337.

732—33. **Der japanische Haarschwanz-Maulwurf.** Urotrichus talpoides *Temm.* Beschrieben oben S. 322.

734—35. **Der lappenfüßige Seebär.** Arctocephalus lobatus *Gray* Ereb. Terr. p. 4. pl. XVI.

Kopf, Hals und Brust schwärzlich bleigrau, Rücken hirschbraun, zwischen der Farbe der Brust und den Seiten ein weißer Raum, Füße oben bräunlich, hinten hirschbraun;

Augenkreis und Schnauze gelblich, Zehenlappen der Hinterzehen kürzer als die Zehen, Eckzähne breit, Backenzähne groß, jederseits mit einem Höcker. Junges oben grau, Kopf- und Vordertheile weißlich. — Nordwestküste von Australien: Houtmans Albrohos: *Gilbert.*

736. **Hooker's Seebär.** Arctocephalus Hookeri *Gray* Ereb. Terr. p. 4. pl. XIV.

Blaßgelblich, Lappen der Hinterzehen lang, ungleich, an den Außenzehen jeder Seite länger, Eckzähne mäßig. Diese Art ist The Eared Seal *Penn.* quadr. 278. Phoca flavescens *Shaw.* zool. I. 260. t. 73. Otaria flavescens *Desm.* mamm. 252. — Länge 22″, ein junges Thier, nicht bemerkt ob dasselbe das Unterhaar trug oder nicht. Das Junge von O. Forsteri ist bei dieser Größe schwarz. — Falklandsinseln und Cap Horn.

737. **Falklands-Ohrenrobbe.** Otaria falklandica *Hamilt.* N. libr. mamm. VIII. 271. pl. XXV. Arctocephalus falklandicus *Gray* Ereb. Terr. p. 4.

Grau, Unterhaar rothbraun, jung schwärzlich. Länge 4 Fuß. Gray in der neuesten Bearbeitung im Erebus & Terror stellt zusammen: Sea Bear *Forster* voy. I. 147. Ours marin *Buffon* suppl. VI. 336. t. 47. Otaria Forsteri *Lesson* Dict. XIII. 42. Falkland Isle Seal *Penn.* quadr. I. 275. Phoca Falklandica *Shaw* zool. I. 256. Otaria Falkl. *Desm.* O. Shawii *Lesson* Dict. XIII. 424. — Petit Phoque *Buff.* XIII. 341. t. 43 jung. Little Seal *Penn.* quadrpds. Ph. parva *Bodd.* P. pusilla *Schreb.* 314. t. 85. *Gm.* O. pusilla *Desm.* O. Delalandii *Fr. Cuv.* O. Peronii *Desm. Blainv.* O. Hauvillii *Lesson.* Indessen vermuthet Gray selbst, daß diese Synonymik mehr als eine Art vereinigen möge. — Dieser Seebär ist übrigens die beste Pelzrobbe, „the common fur-seal of commerce.“ — Weddel beobachtete Männchen von 6′ 9″, Weibchen nur von 3′ 6″, indessen sollen dergleichen große Männchen nur einzeln vorkommen und auf 20 Weibchen gerechnet werden. Die Männchen erwarten in der Mitte des November die Ankunft der Weibchen am Lande. Wenigstens Anfangs December gelangen sie an, wobei die heftigsten Kämpfe der Männchen beginnen. Dieselben beschützen dann die Weibchen die ganze Tragzeit hindurch. Ende December ist der Zweck der Landung durch die Weibchen erfüllt; die Tragzeit soll fast zwölf Monate dauern und sie gebären in der Regel nur ein Junges, welches sie mit großer Liebe und Sorgfalt säugen und erziehen. Mitte Februar versuchen die Jungen schon mit der Mutter in das Wasser zu gehen. Nachdem sie von ihr schwimmen gelernt haben, verlassen sie dieselbe, bleiben an der Küste und warten da die Vollendung ihrer Behaarung ab. Ende Februar ist die Zeit, wo die Jungen der zwei verflossenen Jahre auf der Küste ankommen, wobei die Männchen noch zu schwach sind, um die Kämpfe um die Weibchen bestehen zu können. Sie kommen an die Küste, um ihr Kleid erneuern zu lassen, worauf sie Ende April dieselbe wieder verlassen und bis Ende Juni bekommt man kaum einen zu sehen, wo dann einige junge Männchen herankommen und abwechseln. Dies dauert sechs bis sieben Wochen und dann sind die Küsten wieder bis Ende August verlassen, wo wieder der Stamm der Jungen beider Geschlechter auf fünf bis sechs Wochen die Küste besucht und dann in das Wasser sich wieder zurückzieht. Die großen Männchen nehmen ihren Platz an der Küste. Die Jungen sind schwarz, werden nach

einigen Wochen grau, späterhin erhalten sie ihr Pelzhaar. — Als man diese Süd-Shetlands-Seehunde zuerst sah, zeigte sich keine Gefahr bei ihrem Zusammentreffen mit Menschen, sie lagen still, während ihre Nachbarn getödtet und abgehäutet wurden, indessen späterhin widersetzten sie sich ihrer Gefahr und setzten sich auf Felsen, von denen sie augenblicklich in das Meer sich zu stürzen vermochten. Ueberhaupt ist ihre Beweglichkeit größer als man auf den ersten Anblick denken sollte und oft entgingen sie dem, welcher ihnen nachrannte, um sie zu tödten. Die absurde Geschichte, daß sie mit dem Schwanze Steine auf ihre Verfolger werfen sollten, erklärt sich so, daß sie an steinigen Küsten sich so fortschleppen, daß sie bei dem Vorwärtsziehen der Hinterbeine den Leib verkürzen und dann den Schwanz ausstrecken, um ihn vorzuschieben; da dies mit Hilfe der Schwimmlappen geschieht, so treffen diese die Steine und schleudern sie ellenweit fort. Sie hören und riechen scharf und ihr Instinkt dürfte nur wenig niedriger sein als der des Hundes, besonders ist ihr Benehmen im Wasser noch klüger als das an der Küste. Das von dem der anderen Robben ganz verschiedene Haar wird auch in verschiedener Weise benutzt. Das lange Pelzhaar nimmt man zuerst ab, man häutet das Fell ab und schabt es dann mit einem großen hölzernen, dazu dienenden Messer ab. So erscheint das Haar in seiner ganzen Vollkommenheit und so gilt ein Seehund in China etwa zwei bis drei Dollars, in England, wo sie nur sparsam vorkommen, etwa dreimal so viel. Der Pelz wurde vorzüglich zu Mantelfuttern und Klappmützen verarbeitet.

738. **Ulloa's Ohrenrobbe.** Otaria Ulloae *Tschudi* Peruan. 136. t. 6.

Von vorn gesehen graubräunlich mit silberweißem Schiller nach hinten, von hinten gesehen, hell olivengrün. Die nackte Flossenhaut schwarz, ebenso die Spitze des Schwanzes; Bauch mehr röthlichbraun als Rücken. Einige haben auch viele kleine weiße Flecken an den Seiten des Körpers. Schnurren ihrer größten Länge nach schwarz, weißlich gespitzt. Ohrspitze schwarz. Länge 4 — 4½′. Das abgebildete Exemplar maaß 4′, Kopf 7½″, Kopfbreite 5″, Abstand der vordern Augenwinkel von einander 3″ 6‴, von der Schnauzenspitze 3″, des hintern Augenwinkels vom Ohr 2″ 9‴, Länge des Ohrs 9‴, längste Schnurren 3″ 6‴. Vorder- und Hinterglieder 12″, Breite 4″ 6‴. — Schädel gestreckt, zusammengedrückt, der Theil zwischen den Augenhöhlen schmal, bildet nach hinten mit dem aufgetriebenen Seitentheile des Stirnbeins und nach vorn mit dem hintern Rande des hintern Augenhöhlenfortsatzes einen fast rechten Winkel. Schädel bedeutend breiter vor dem hintern Orbitalfortsatze als hinter demselben; dieser ist nach außen länglich und verläuft allmälig nach vorn. Der vordere Orbitalansatz ist klein und schwach nach vorn gebogen. Der Gaumen concav und mit seitlichen Kanten; der hintere Gaumenrand unregelmäßig ausgeschnitten, seine Entfernung zu den Keilbeinästchen (ramuli pterygoidei) verhält sich zu seiner Entfernung vom letzten Backzahne wie 1 : 2, 3. Der Winkel des Unterkiefers sehr stumpf, der Fortsatz zwischen ihm und dem Processus condyloideus steht nach hinten und außen. Länge des Schädels 9″, Abstand der Jochbeine 4″. — Der Kopf ist länglich viereckig, vorn etwas schmaler als hinten, Hinterkopf etwas convex, Oberlippen wulstig aufgeworfen. Ueber der Nase jederseits 15 — 20 platte Schnurren, einige bis 3⅓″ lang, über jedem Auge ein oder zwei sehr starke 2″ lange Borsten, am Unterkiefer keine. Auge klein, Ohr 4‴ breit, kegelförmig. Körper nach hinten rasch schmaler

werdend. Vorderglieder wie länglich dreiseitige Flossen ohne bestimmt gesonderte Finger, aber fünf sehr kleine Nägel. Hinterglieder eben so lang als vordere, drei Mittelzehen, jede mit 7‴ langem convexen dicht aufliegenden scharfen Nagel, äußerste Zehe mit sehr kleinem Nagel, innerste nagellos. Von den Hautlappen der Zehen ist der innerste beinahe doppelt breiter, auch etwas länger als die drei folgenden, die an Länge und Breite ziemlich mit einander übereinstimmen, der äußerste ist aber kürzer als die übrigen, aber breiter als die vorhergehenden. Zehen nur bis zur Basis der letzten Phalanx behaart, innere Seite der Füße nackt, mit schwarzer Sohle. Schwanz sehr kurz, drehrund, an der Spitze nackt. — Peru.

739. **Der zweifarbige Robbe.** Phoca bicolor *Cuv.* The Pied Seal *Penn.*, *Shaw*, *Bingley*, *Flemming*, *Jard.*, *Selby.* N. libr. VIII. *Hamilt.* p. 154 pl. 6.

Schieferfarbig, der ganze Hals ringsum und ein Fleck jederseits an der Unterbrust weiß. — *Pennant* Hist. of Brit. Quadr. II. ed. 2. p. 273 sah diesen Robben zuerst zu Chester, wo er im Jahre 1766 gefangen worden war. Als man ihn fing, war er nackt wie ein Braunfisch, nur der Kopf und ein kleiner Fleck zwischen jedem Bein war behaart. Vor dem Tode war das Haar auch noch anderwärts gewachsen. Der Vorderkopf war schwarz, Hintertheil und Kehle weiß, zwischen jedem Vorderbeine ein gleichfarbiger Fleck. Hinterfuß dunkelweiß, das übrige Thier schwärzlich. Schien ein junges Exemplar zu sein. Nase niedergedrückt und lang, Pfoten wie bei den verwandten Arten. Mr. *Ienyns* Man. of Brit. Vertebr. Anim. 1835 16. hält das Thier für eine Varietät des gemeinen Seehundes.

740. **Der dünnkrallige Robbe.** Phoca leptonyx *Blainv.* s. oben S. 385.

Stenorhynchus leptonyx *Fr. Cuv.* mém. Mus. XI. 191. t. 13. f. 1. *Gray* Ereb. Terror p. 2. Ph. Homeii *Lesson.* Weddelii *Lesson.* Leopardina *Jameson.* Sea Leopard *Weddel. Hamilt.* p. 183. pl. XII. — Capitain Weddel beobachtete seinen See-Leopard an der Südküste der Orkney's. Der Kopf ist gestreckt, Hals ziemlich verengert, Leib an der Brust am stärksten, nach hinten verdünnt. Vorderflossen klein, ohne alle vortretenden Hautlappen; der Daumen am längsten, die übrigen gradweise kürzer, alle mit einem scharfen schwarzen Nagel versehen, diese seicht gekrümmt und gefurcht, unten gekerbt, Hinterglieder weder mit Nägeln noch mit vorstehender Haut; Haar ziemlich weich und dünnstehend, bedeckt die ganzen Gliedmaßen. Farbe oben blaßgraulich, seitlich und unten lehmgelb, Rücken blaßweißlich gescheckt, fast der ganze Körper schwarz gefleckt. Keine Spur von äußerem Ohr, Augen 3″ perpendicular überdem Mundwinkel; Zähne $\frac{2 \cdot 1 \cdot 5}{2 \cdot 1 \cdot 5} = 32$, Schneidezähne kegelförmig, etwas einwärts gekrümmt, die des Oberkiefers am längsten und die beiden mittleren stehen weiter in dem Munde als die beiden anderen und sind kleiner. Die Hundszähne kegelförmig, am Grunde sehr entwickelt und seicht gefurcht; der Körper der Backenzähne besteht aus drei Theilen, der mittle ist kegelförmig, der längste und breiteste, jederseits hat er einen kleinen Höcker. Länge 9′ 10″ engl., Schwanz 2″ 6‴, Vorderglied am Vorderrande 1′ 1″, am Hinterrande 8″, größte Breite der Vorderpfote 4″ 10‴, größte Länge der Hinterpfote 1′ 5″ 6‴, größte Breite bei ausgebreiteten Zehen 1′ 4″, Breite des Fußes am Grunde 4″ 6‴. Abstand des innern Augenwinkel 3″ 6‴, Abstand des Mundwinkel von der Spitze der Unterkinnlade 4″. — Orkney's und Shetlands-Inseln.

741. **Weddell's dünnkralliger Robbe.** Leptonyx Weddellii *Gray* Mag. Nat. Hist. 1836 (nicht *Lesson*) Ereb. Terr. p. 2. ex 7. pl. V.

Schädel breit, hinten niedergedrückt, Schnauze kurz, breit, Backzähne etwas zusammengedrückt, mit einem kleinen, ziemlich mittelständigen, kegelförmigen Höcker und einem kleinern hinten; Unterkiefer hinten schmal, ohne Hinterwinkel, Vorderzehen mit Nägeln. — Südmeer. Santa Cruz. Capitain Fitzroy. — Röthlichgelb, von der Stirn an über den ganzen Rücken und Schwanz schwarz und schwärzlichgrau, an den Seiten gefleckt. Schnurren braun, verdünnt.

742. **Rossi's Robbe.** Ommatophora Rossii *Gray.* Ross's large-eyed Seal *Gray* Ereb. Terr. p. 7. pl. VII.

Schädel breit, hinten niedergedrückt, Schnauze sehr kurz, breit, Augenhöhlen sehr groß, Backenzähne klein, zusammengedrückt, Mittelhöcker einwärts gekrümmt, jederseits ein kleiner Höcker; Vorderpfote mit sehr schwachen Nägeln. — Grünlichgelb, mit dichten, schiefen gelben Seitenstreifen, unten blaß. Schädel a. a. O. pl. 8. f. 1 — 5. — Im antarktischen Ocean.

743. **Der See-Leopard.** Phoca leopardina *Jameson.* Leopard Seal of *Weddell. Hamilt.* p. 183. pl. XII.

Vgl. oben 140, wo Gray diese nach dem Exemplare von Weddell, welches sich im Edinburger Museum befindet, gefertigte Abbildung zu seinem Stenorhynchus leptonyx zieht.

744. **Die Klappmütz-Robbe.** Phoca cristata *Erxleben.* (Das oben S. 285 beschriebene und Fig. 396 abgebildete Thier gehört zu folgender Art.) *Hamilt.* 197. pl. XIV. Hierzu gehören auch die a. a. O. aufgezählten Synonymen.

Die hier gegebene Abbildung rührt von einem transatlantischen Naturforscher her, durch den sie Hamilton unter der Versicherung, daß sie sehr treu sei, erhielt. Dr. Dekay hielt darüber einen Vortrag im Lyceum zu New-York, in dessen Annalen derselbe erschien. Der Kopfsack beginnt etwa 2 Zoll vom Ende des Kiefers und bildet eine knorpelartige Leiste, welche bald nach hinten bis auf 7 Zoll sich erhöht. Eine Furche von ein Zoll Tiefe theilt dieselbe längs in zwei Hälften. Oben ist sie jederseits gewölbt und der ganze Bau verräth eine Fortsetzung von der Scheidewand der Nase; die Nasenlöcher öffnen sich jederseits als längliche Spalte. Die Leiste wird zu einer sackähnlichen Haube. Dieselbe ist muskulös durch Kreisfasern um ihre beiden Mündungen, welche unten und vorn am Kopfe liegen. Sie dienen jedenfalls als Schließmuskeln, um den Sack ganz zu verschließen. Die Zwischenkieferknochen sind lang und breit und bestimmen so die Länge des Kiefers. Das Auge ist vollkommen kuglich und der Nerv tritt genau in das Centrum ein. Die Hornhaut ist in der Mitte ganz rund, ihre beiden Ränder sind durch eine elastische Haut verbunden, welche von Muskeln dicht bedeckt ist. Die Hinterhälfte ist in vier Längsabschnitte getheilt, welche sich vom Rande bis auf einen Viertelzoll vom Eintritt des Sehnerven verbreiten. Dieser Bau verlängert die Sehachse, wodurch das Thier die entfernten Objecte schärfer unterscheiden kann, auch von hinten, wenn das Auge in der Ruhe in die Augenhöhle gezogen ist, besonders da die Augenlider nicht beweglich sind, sondern nur allein die Nickhaut. Die Linse ist kuglich, die Iris breit und bestimmt muskulös. —

Die Seeleute halten die Mütze für einen Luftbehälter, dessen das Thier unter dem Wasser bedürfe. Die Verbindung der Augenlider mit dem Sacke, der Bau desselben und sein innerer Bau zeigt von seiner Wichtigkeit als Hilfsorgan für den Geruch. Die Schwäche der Angriffs- und Vertheidigungswaffen macht es nothwendig, daß dies Thier einen desto ausgebildeteren Geruch habe. Das Haar am Felle ist reich und lang und mit Wollhaar untersetzt, bei Alten dunkel, bei den Jungen hellgrau, unregelmäßig braun gefleckt. Nach Fabricius findet sich diese Art nur an der Südküste von Grönland, wo sie im April, Mai und Juni an das Land kömmt. Nach Cranz findet sie sich auf den großen Eisinseln und schläft daselbst unbewacht. In der Davisstraße sind sie zahlreich und machen von da aus jährlich zwei Reisen, bleiben vom September bis März daselbst. Dann ziehen sie ab, um ihre Jungen fortzubringen und kommen mit ihnen im Juni zurück, wo sie sehr abgemattet und erschöpft sind. Im Juli ziehen sie zum zweiten Male ab gen Norden, wo sie wahrscheinlich reichlichere Nahrung finden, denn sie kehren im September in sehr gutem Zustande zurück. Sie besuchen auch die Küste von Nordamerika, wie Desmarest versichert. Nach Fabricius leben sie polygamisch und haben ihr Junges auf dem Eis. Sie beißen heftig, bellen und weinen wie ein Hund; verwundet, werden sie heftig, sie weinen dann, vom Jäger überrascht, und vergießen häufige Thränen. Sie kämpfen heftig unter einander selbst und verwunden sich gegenseitig mit den Zähnen und Klauen. Giesecke giebt ihre Größe an auf zehn bis zwölf Fuß. Scoresby fügt hinzu, daß sie bedeutend verwunden und daß ihre Mütze einem Schlage auf die Nase leicht widersteht. Sie sind ein vorzüglicher Gegenstand der Jagd, sowol auf Grönland als an der Davisstraße und werden nächst dem Rough Seal, d. i. Phoca hispida, in größter Menge in diese Gegend gebracht und vorzüglich geschätzt. Die Felle der Jungen geben elegante Besetzungen für Frauen und sind deshalb hoch geschätzt, die großen Boote werden mit den Fellen der Alten beschlagen, ebenso ihre Häuser; die Zähne setzt man auf ihre Jagdspeere und aus dem Magen macht man Fischerblasen oder Wahrtonnen.

745. **Der Mützenrobbe.** Phoca mitrata *Camper.* The mitred or hooded. Seal, the capuchin Seal. Hierher gehört auch unsere Abbildung 396.

Das nach Frankreich gebrachte Exemplar war 3′ 6″ lang; als man es aus der Flüssigkeit nahm, zeigte es oberseits auch über die Gliedmaßen eine schiefergraue, an den Haarspitzen weißlich schillernde Färbung, unterseits weiß. Die Haare sind am Grunde braun, so weit die Wolle ihre Wurzel bedeckt. Nach Abtrocknung zeigte sich durch das natürliche Oel ein entschieden gelblicher Ueberflug. Die Nägel groß und weiß gespitzt, Schnurren fein, kurz und einfach. — Der Schädel ist sehr verschieden von dem des gemeinen Seehundes. Auf Schädel und Hals zeigt sich ein eigenthümlicher Bau, indem die Haut wie eine Mütze nach Willkühr anschwillt. Zahlreiche Gefäße, die ein mäßig dickes Netz bilden und eine große Blutmasse enthalten, geben dem Halsrücken und der Schultergegend ein geschwolleneres Ansehen als bei den gemeinen Seehunden. Die Art ist wenig bekannt. Cranz sagt in seiner Geschichte von Grönland I. 125: „Eine Art hat ein dickes faltiges Fell auf dem Vorderkopf, welches sie über die Augen ziehen kann wie eine Kappe, um gegen Sturm, Wellen, Steine und Sand sich zu schützen; sie hat ein kurzes, dickes, schwarzes Wollhaar unter dem weißen Haar, was eine schöne graue Färbung veranlaßt.“ — Den Namen von Camper

fand Cuvier im Jahre 1811 auf einer Etikette an einem Schädel des Thiers. Scheint im nördlichen Ocean zu leben. Cuvier erhielt ein junges Exemplar von Mr. Milbert aus New-York. Es wurde skeletirt und mit Camper's Exemplar vollkommen übereinstimmend gefunden. Die Abbild. im Dict. sc. nat. unsere **396.**

746. **Weibchen des Elephanten-Robben.** Macrorhinus proboscideus *Fr. Cuv.* Vgl. oben 370—372 S. 267.

Als Morunga elephantina *Gray* Ereb. & Terr. p. 8 beschrieben, wo sich die ältere Synonymik zusammengestellt findet. Wir haben 370 — 372 nur die Männchen nach Peron abgebildet; das Weibchen sieht so verschieden aus, daß man es für die Gattung Phoca selbst halten möchte, indessen spricht der Zahnbau, die einfachen walzigen, querabgestutzten und lückenständigen dünnen Backenzähne (*Gray* Ereb. pl. X.) jederseits in jeder Kinnlade, deren kleine fünf kurze und stumpfhöckerige Kronen, wie es scheint, bald abgenutzt werden, sowie die sehr großen kegelförmigen, gekrümmten Eckzähne und die vier kegelförmigen Schneidezähne, deren mittlere kleiner sind, für eine Andeutung an die Seekühe, deren Eigenschaften hier auf der hohen Stufe der Raubsäugthiere wieder aufgenommen werden. Es ist nicht zu leugnen, daß man bei Kenntniß der Weibchen den Gedanken aufgeben muß, diese Gattung mit den Seekühen zusammenstellen zu wollen, allein daß diese Gattung die Seekühe hier auf der Stufe der Raubthiere wiederholt, folglich als deren niedrigstes Glied erscheinen muß, dürfte wahrscheinlicher sein. — Das weibliche Exemplar befindet sich im Liverpool-Museum. Das Exemplar mißt noch unausgewachsen 15′ 6″, würde aber bei richtiger Lage der Beine 16′ 6″ messen. Hinter den Vorderbeinen ist sein Umfang 10′ 3″, im lebenden Zustande noch ungleich mehr, gewiß 12′. Mißt man die Entfernung der Spitzen der Vordergliedmaßen, so scheint das Thier so breit als lang, also im Verhältniß des menschlichen Skelets. Die ganze Oberfläche, mit Ausnahme der Nase, ist mit sehr kurzem, dunkelolivenfarbigen Haar bedeckt, gelblichbraun schattirt. Auf dem Untertheile der Wangen und am Kinn zieht die Farbe in Dunkelbraun und das Haar ist länger als anderwärts. Das Haar liegt nach allen Richtungen hin in Flecken, so daß der ganze Körper gefleckt scheint, wie gewässerte Seide, aber die einzelnen Haare sind olivenbraun gelblichbraun. Der Kopf ähnelt dem des Seelöwen, doch ohne Bart und Mähne. Die Nase ist nicht im geringsten ausdehnbar, nicht mehr als am Labrador- oder glatthaarigen Neufoundland-Hunde, dem der Kopf nicht unähnlich ist. Die Vorderglieder haben vier Finger und einen Daumen mit vollkommenen Nägeln. Die Hinterfüße haben keine Nagelspur, aber sie breiten ihre Schwimmhaut wie an einem Entenfuße aus, um ihre Schwimmkraft zu vermehren. Der Schwanz ist sehr kurz, nur 6″ lang. Die Ohröffnung ist deutlich, aber sehr klein, so daß man nicht den kleinen Finger einbringen kann und die Haare einwärts gerichtet. Im Oberkiefer stehen vier kegelförmige Schneidezähne, deren beide mittlere weit kleiner sind. Die Backenzähne zu fünf von einander entfernt, Krone knopfförmig, aus mehren (4 oder 5) ganz zusammengeneigten Höckern bestehend. Im Unterkiefer nur zwei sehr kleine kegelförmige Schneidezähne in der Mitte zusammengeneigt. Das Thier kann also wohl nur schlingen und nicht kauen.

747. **Géoffroy's Katze.** Felis Géoffroyi *D'Orbg.* & *Gervais* in *Guérin.* Mag. de Zoolog. 1844.

Oberseits graulichfahl, Kehle weiß, Unterseite hellfahl, über den Rücken klein schwarzgefleckt, Flecke am Unterhals, Schultern und Beinen bandförmig breitgezogen, an den Wangen zwei schmale schwarze Linien parallel abwärts und zwischen den Ohren vier dergleichen parallel über den Scheitel verlaufend. Schwanz schwarzgefleckt und gegen das Ende geringelt. Am Hintertheil der Ohren ein großer weißer Fleck fast am Außenrande, Augenbrauen hellgelb, Tarsen graubraun. Länge 20″, Schwanz 11″. Eine neulich von *D'Orbg.* voy. am merid. pl. 14 gegebene Abbildung zeigt das Thier über den Körper mehr gefleckt, auch bis auf die Füße herab und den Schwanz bestimmter geringelt. — Patagonien: am Rio negro: *D'Orbigny.*

748. **Pampa-Katze.** Felis pajeros *Desmar.* s. oben Nr. 546 u. 634.

Wir tragen hier noch die Abbildung aus *Guérin* Mag. Zool. 1844 mamm. pl. 58 nach. Das Thier ist lang, auf dem Rücken bis 4½″ Farbe blaßgelblichgrau, zahlreiche unregelmäßige gelbe oder braune Binden laufen vom Rücken schief über die Seiten; von den Augen verlaufen jederseits zwei zimmtbraune Streifen über die Wange herab, vereinigen sich unten und umfassen die Kehle. Schnauzenspitze, Kinn und ein Fleck unter den Augen, Unterleib und Innenseite der Vorderglieder weiß. Ein unregelmäßiger schwarzer Streifen läuft von der Brust über die Wurzel der Vorderglieder, über denselben laufen noch zwei andere Streifen über die Brust. An den Vorderbeinen bilden sich drei schwarze Querbinden, an den Hinterbeinen bis fünf schwarze Binden und an der Innenseite wie am Unterleibe unregelmäßige schwarze Flecken. Füße gelblichbraun; Ohren mäßig groß, innen weißlich; Schwanz ziemlich kurz, etwas buschig, ungefleckt, von der Farbe des Rücken. Die Haare am Oberleib sind an ihrer Wurzel braun, dann gelb, Spitze schwarz, am Hinterrücken an der Wurzel schwarz, an den Seiten grau, dann weiß, an der Spitze schwarz. — Länge des oben 634 abgebildeten Exemplars: 26″ engl., Kopf bis zu den Ohren 3″ 6‴, Ohren 1″ 11″, Schwanz 11″, Schulterhöhe 13″. — Südamerika, vom 30° bis zur Magellansstraße.

749—50. **Der Prairien-Wolf.** Canis (lyciscus) latrans *Say.* Vgl. oben Nr. 643.

Wir geben hier das Thier im Winterkleide nach Originalfellen gezeichnet von Herrn Wegener.

751. **Der gewölkte Wolf.** Canis nubilus *Say.* Vgl. oben Nr. 102—3 S. 114.

Abbildung nach einem Felle, gezeichnet von Wegener.

Register nach der Seitenzahl.

Gedruckt bei Carl Ramming in Dresden.



1.



2.

T.



3.



4.

Stahlstich v. Schnorr in Dresden.



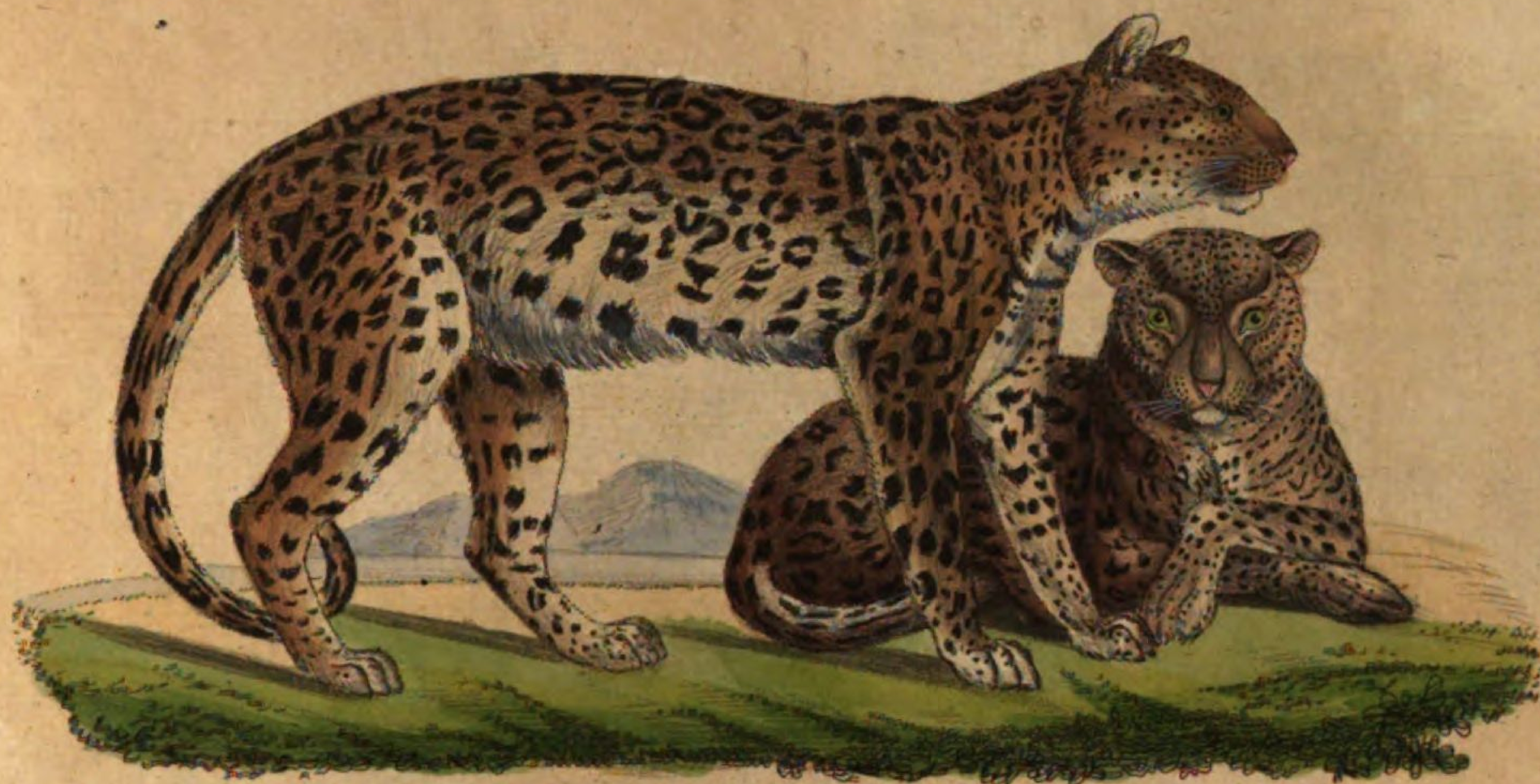
5.



6.



7.



8.



9.



10.

Stahlstich v. Schnorr


11.
12.
13.
14.
15.



16.



17.



18.



19.



20.



21.



22.



23.



24.

Stahlstich v. C. Schnorr in Dresden


25.
27.
26.
28.
29.
31.
30.


32.
33
34.
35.
36
38.
37
39
40
40 b
Rahlstich v. C. Schnorr


41.
43.
42.
44.
45.
47.
46.



48.

Canis Zerda



49.



52. b.



50 - 52.



53.



54. 56. 55. 57.



58-59.



60.



61.





62 63.



64.
66. 67
65.
68.
69.
70
71.
Trefärgad Räf, Can. cinereo-argentatus
72
73



74. 75. 76. 77



79. 78.



80 81.

C. argentatus



Stahlstich v. Schnorr.

82. 83.

Canis corsac



85. Schakal – Can. aureus 84.



86. 88. 87.



89.

86–89 Schakal fr Senegal, Canis anthus



90. Schakal fr. Cap, Can. mesomelas 91.



92. Bengalisk Schakal, Can. micrurus



93. Syrisk Schakal, Can. Syriacus



94. Dib, Canis lupaster



95. Skäckig Schakal, Can. variegatus



96. Koupara ÷ Cayenne-hund – Can. cancrivorus





97. 98. Trefärgad Räf, Can. cinereo-argentatus se No 71



99. Warg med manke, Can. jubatus



100. 101 Svart Warg, Can. lycaon



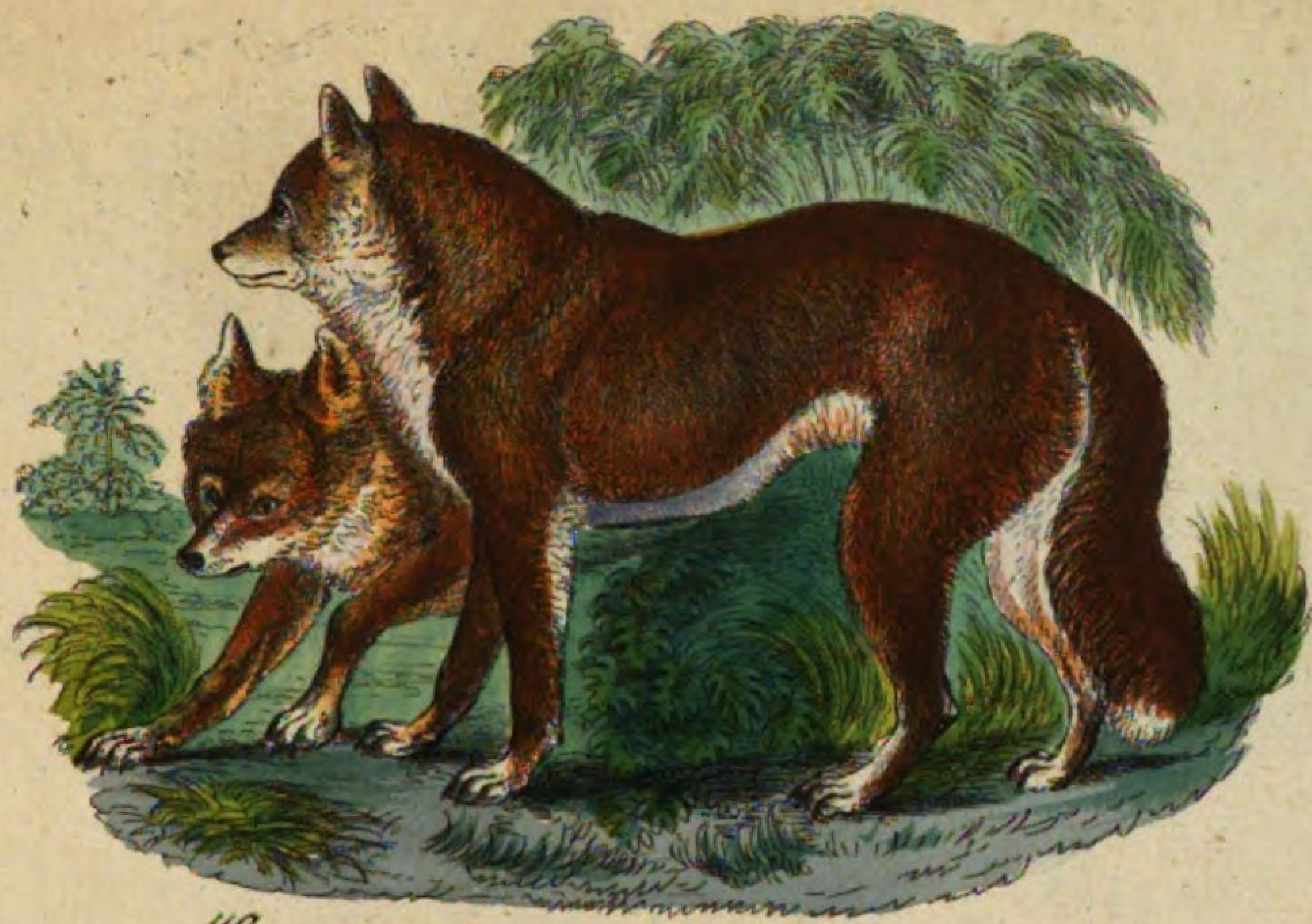
104. Sumatr. Warg, Can sumatrensis



102. 103. "D. gewölkte Wolf", Canis nubilus



105. 106. -8. 109. vanlig Warg, Canis lupus



110 Dingo, Can dingo 111.



112. Zigenarhund C. f. zingariorum 113



114. 115. 116.

Hedhunden C. f. campestris



119. Warghund, Can. f. luparius

118. 117. Pomer, Can. f. pomeranus



120. 121. Eskimo-hund, Can. f. borealis



123.



122.

122_124
långhårig spits
C. f. pomeranus villosus
v. sibericus



124.



126 – 129.



130.

Körhund, Canf. arcticus = vectarius



131.



132.

Herdehund C. f. domesticus Lin



133

Islandshund Can fam islandicus


Spitspudlar = Canes lasioti
134. K. Charles hund
C. f. las. brevipilis
136. Spansk Sidenhund. C. f. extrarius minor
135. flamming d° = C. f. las. brevip. flammeus
139. Lejonhund. C. f. aquat. leoninus
137. 138. Bologneser. C. f. aqu. melitaeus
140. Dvergpudel
C. f. aquat. minor
141. 142. Pinscher. C. f. gryphus
143. 144. Pudel. C. f. aquaticus



145. Orientalisk [illegible]

146. Tysk Schäferhund. C. f. pastoreus



147. Kalabreserhund C. f. calabricus 148.



150. Stor Spansk Silkeshund C. f. extrarius major

149. Newfoundländer C. f. terræ novæ

s. 237



151 152 153.

Egyptis hund C. f. Ægyptius





155

154.

Egypt. hund med mahn
C. f. Ægypt. subjubatus



158. 157. 156.

Das Windspiel C. f. leporarius


160
159.
Itonê Windhund
C. f. grajus
161
Stahlstich v C Schnorr
162





168
"Laufhund
C. f. cursorius



169
Irlandsk hund. C. f. iricus



170. Slagtarhund C. f. laniarius 171.


172
173.
174
Svinhund. Can. f. aprinus
s suillus
Stahlstich v. C. Scharr
175.


176
Taxar
C. f. vertagus
177
178.
179.
180
181.
182
183
184.
185
186.
Tryffelhund
187
188.
Slät Pinscher C. f. fricatori-vertagus



189. Normandisk jagthund 190.
C. f. venaticus conirostris



191. Schweishund C. f. venat. scoticus



193

192.
Engelska Räfhundar
C. f. ven. vulpicapus



194



Stahlstich v. C. Schnorr

195 Hönshund C. f. avicularius major


196.
Brakke
C. f. bracca
198
Engelsk jagthund. C. f. acceptorius anglicus
197.
199
200
Stahlstich v. C. Schnorr
201
202.
Fransk jagthund C. f. acceptorius gallicus


214.
215.
216.
Mops C. f. fricator
217. Roquet. C. f. fricat. hybridus
Bullenbeisser. C. f. molossus
218.
219. Dubbelnäsig d° C. f. molossus nasica
220. 221.
Rundkopf
222
223.
224.
Thibetansk hund C. f. molossus thibetanus



225. 226.



229. 228. 227.



230. 232-35. Stahlstich v. [illegible] 231.



237.



Neufoundländer
C. f. terra nova

238



239

240

241.

St. Bernhardshund. C. f. St. Bernhardi



Fähund - Can. f. pecuarius   242-43. (119 b.c.)



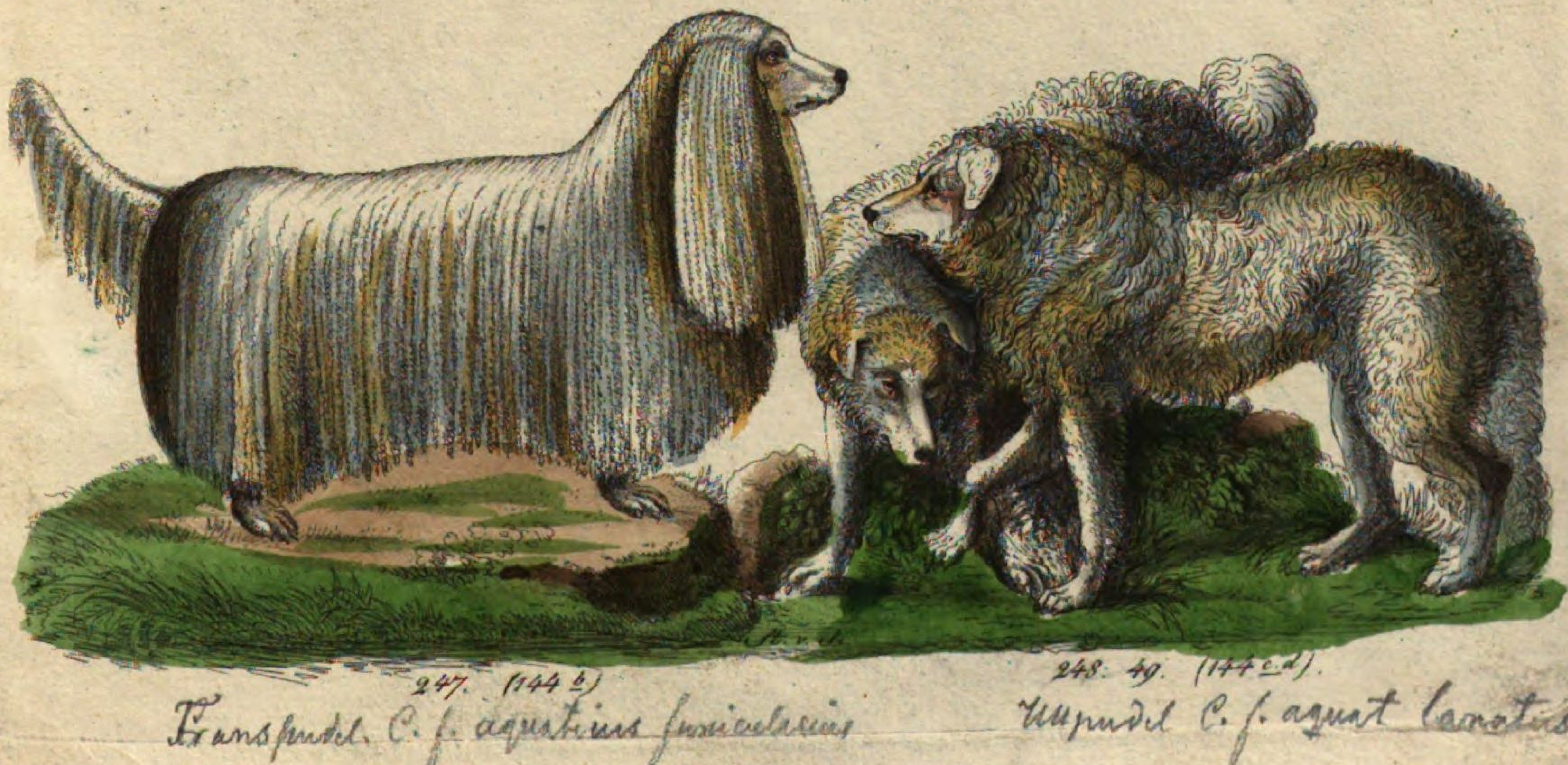
244. (133 b)



245. (150 b)
krausig Schäferhund
C. f. extrarius crispus



246. (183 b)
Burgos C. f. burgensis



247. (144 b)   248. 49. (144 c.d)

Transpudel. C. f. aquaticus funicularius   Wollpudel C. f. aquat. lanatus



250 - 251 Lycaon pictus. 252 Hyæna brunnea



253. Hyæna crocuta 254.



255 256 Hyæna striata 257.


258.
Protles lalandii
259.
260.
261.
262.
263.
*264. 265.
266.


267.
268.
269.
270.
271.
272.
273.
274.
275
276.
277.
278


279.
280.
281.
282.
283.
284.
285.
286.
287.
290.
288.
289.
Schwerdgeburth.


291.
292.
293.
294 – 295.
296.
297.
298.
299.
300.
301.
302.
303.
Schwerdgeburth sc.


304
305
306
307 – 9
310 – 13
314 – 15
316 – 17
318



C. Schwerdgeburth.


350.
351.
352.
354.
353.
356.
355.
357.
358.
359.
360.


Otaria forsteri
362.
363.
361.
364.
Otaria ursina
365.
Otaria molossina
366 - 367.
Otaria pusilla
369.
368.
Otaria jubata
C. Schwerdgeburth.



371
372.
370 Macrorhinus proboscideus
374.
373.
Phoca Monachus
Phoca leucopla
375
376.
377.
Phoca barbata


378
380.
Phoca groenlandica 379.
381.
382.
383.
384.
Phoca gryphus



388. *Phoca vitulina*



392. *Phoca annelata*



393. *Phoca discolor*


394.
Phoca scopulicola
395. Phoca leptonyx
396.
Phoca cristata
399-400-401.
398.
397.
Trichechus rosmarus
G. Schwerdgeburth.



G. Schwerdgeburth.



410. Ursus americanus



Ursus ferox 411.



413. Ursus syriacus



412. Ursus thibetanus



414. Ursus maritimus 415.

C. Schwerdgeburth.



416.

Ursus majalanus



418. Ursus labiatus



417.

Ursus euryspilus (Borneo)



419. 420.

Meles labradoria



421. G.H.S. 422.

Meles taxus



423. 424.

Mydaus meliceps

425.

Arctonyx collaris

426. 427.

Gulo capensis (Ratelus)

428.

429.

430. 431.

Gulo arcticus

JMS.


432
Procyon lotor
433.
434.
435.
Procyon cancrivorus
436.
437.
438.
439.
440.
Nasua fusca (solitaria)
441.
442.
Nasua rufa (socialis)
54.


444.
445.
446.
448.
447.
449.
450.
451.
G.A.S.



452. 453.



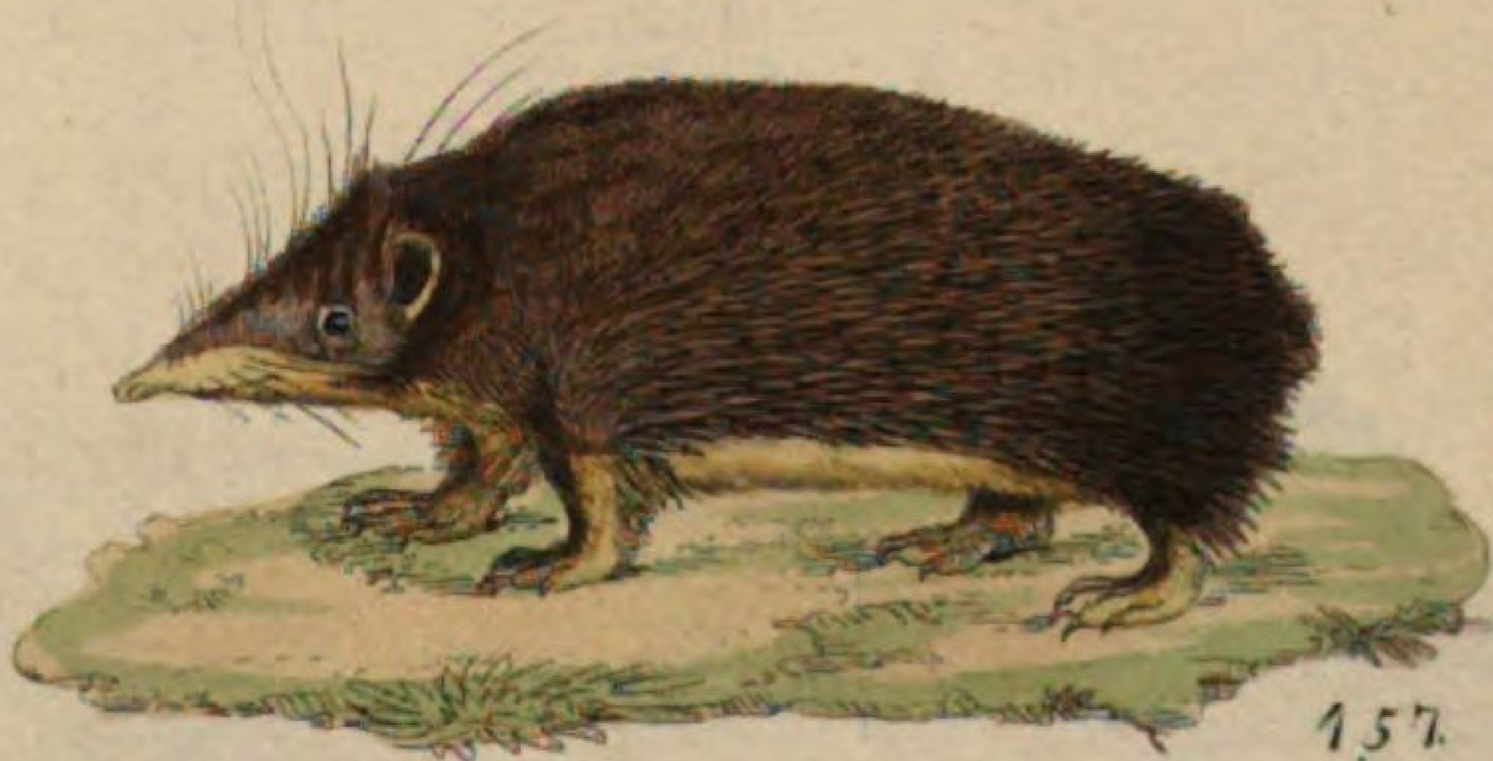
454. 455.



456.



458.



457.

G.A.S. sc. 56.



459



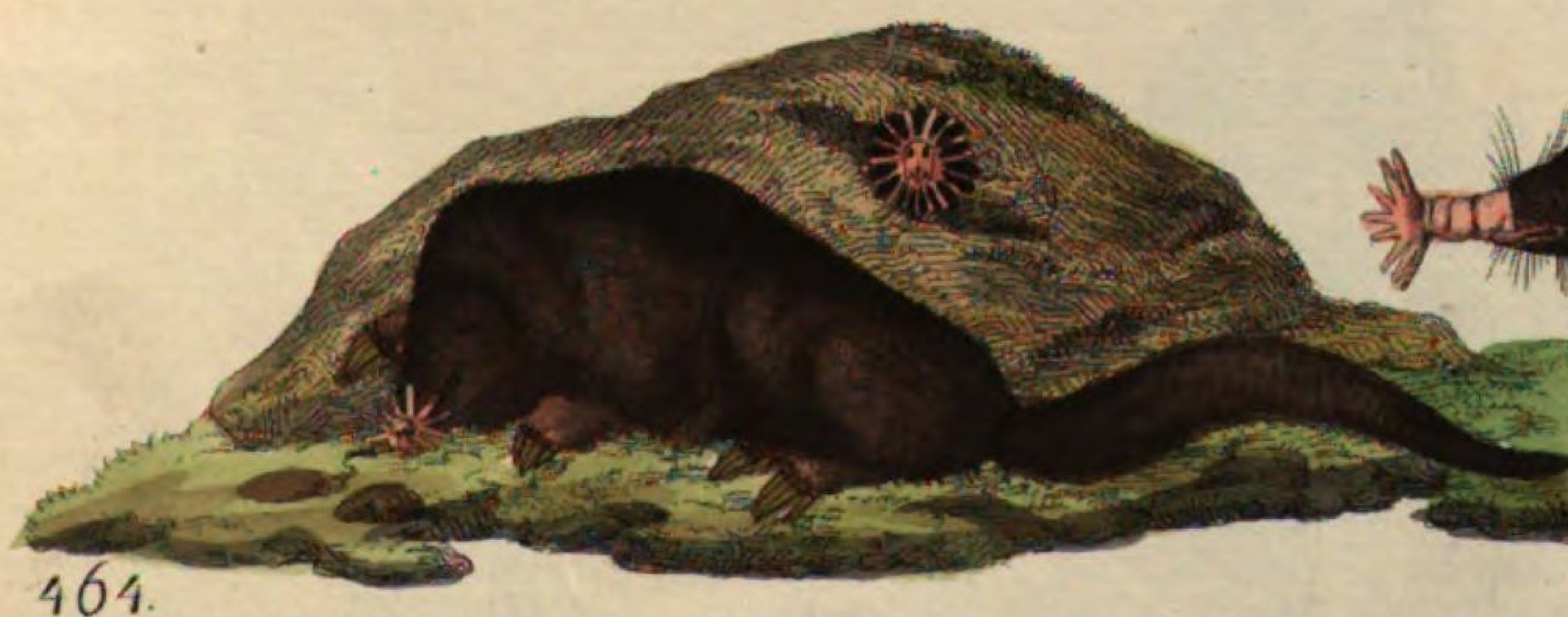
460



461



462



464



463

G.A.S. 57



G.A.S. 58


476.
477.
478.
479.
480.
481.
482.
483.
484.
485.
486
487.
488.
489.
490
491.
GAS
59



Tab. 60.



500.



501.



502.



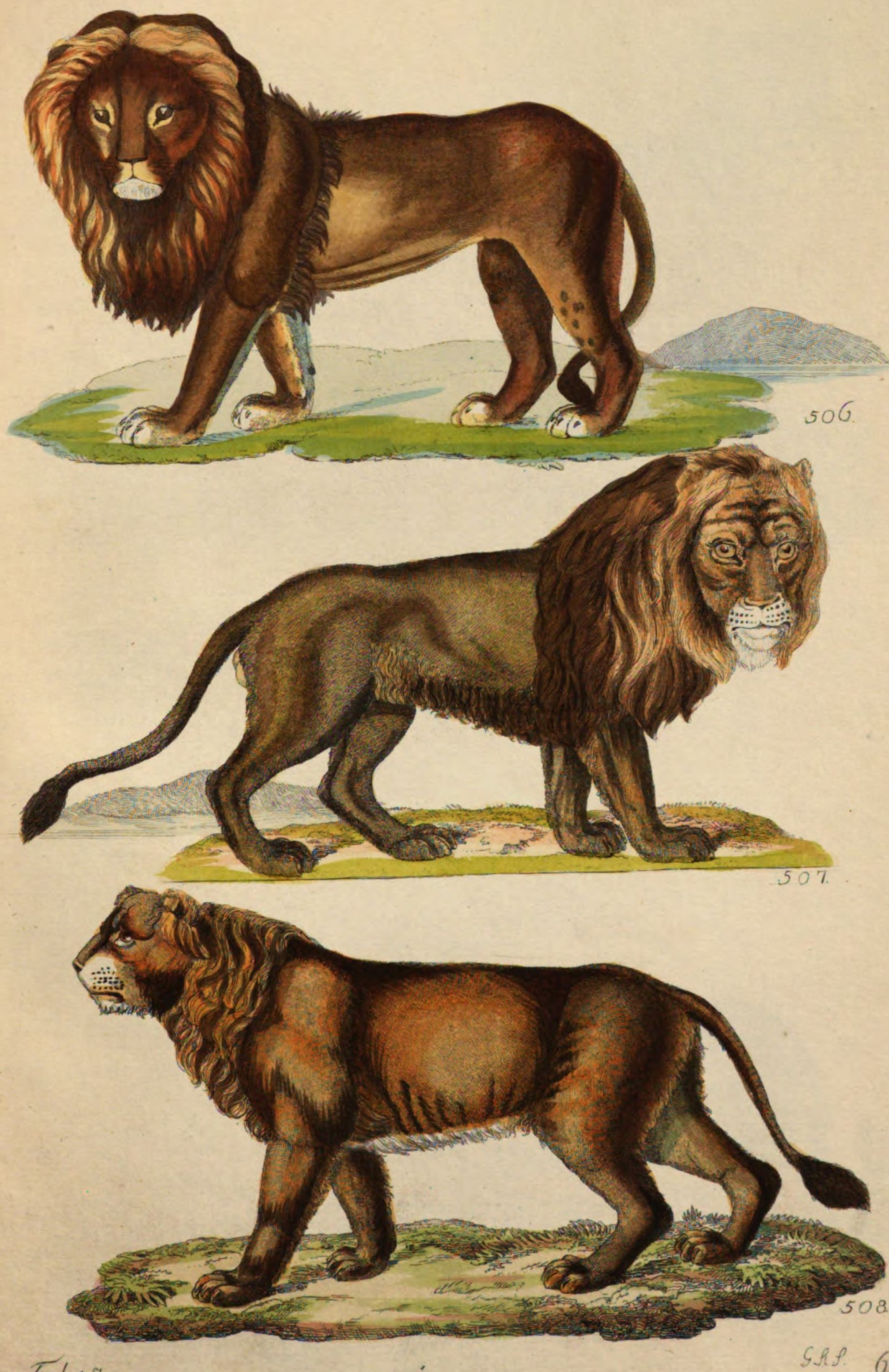
503.

504.



505.

G.A.S. 61


506.
507.
508.
Tab I.a
G.R.S.
62.



509.

510.



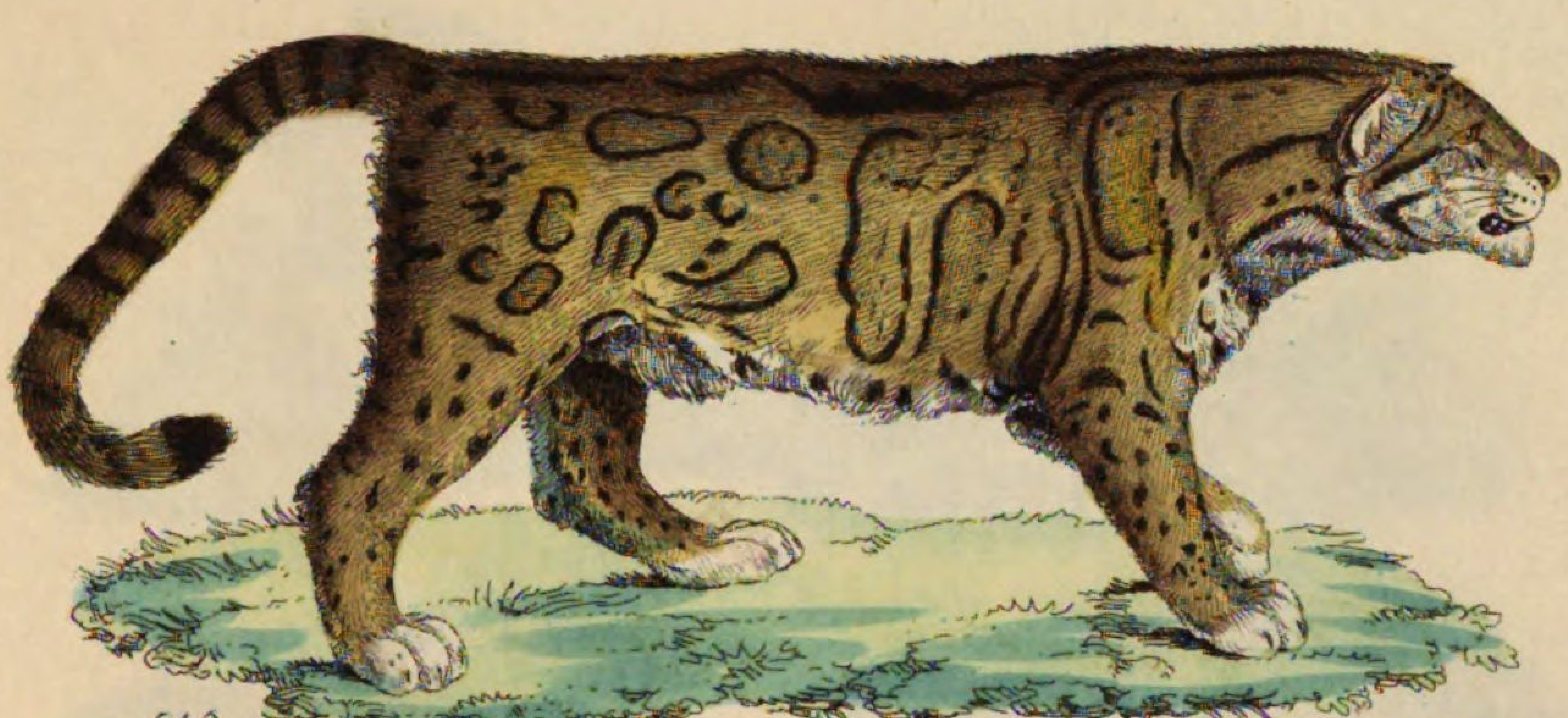
511.



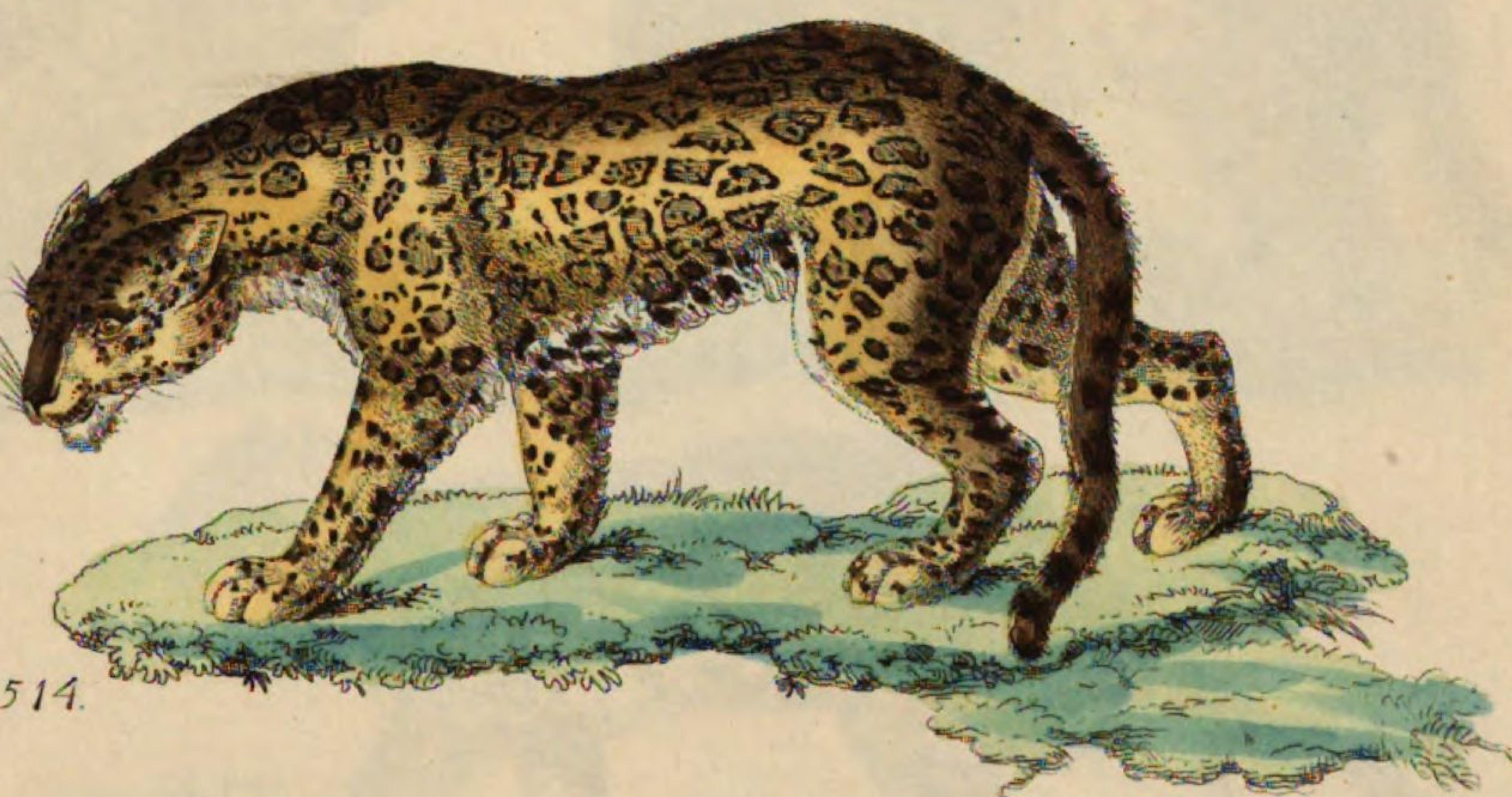
512.

Tab. 2.a

G.A.S. sc. 63.



513.



514.



515.



516.

Tab. 3a. GAS sc. 64.



Tab 5 a G.A.S. sc. 65.



Tab. 6 a. G.A.S. 66.



532.



534.

533.



535.



536 541.

C. Schnorr sc.

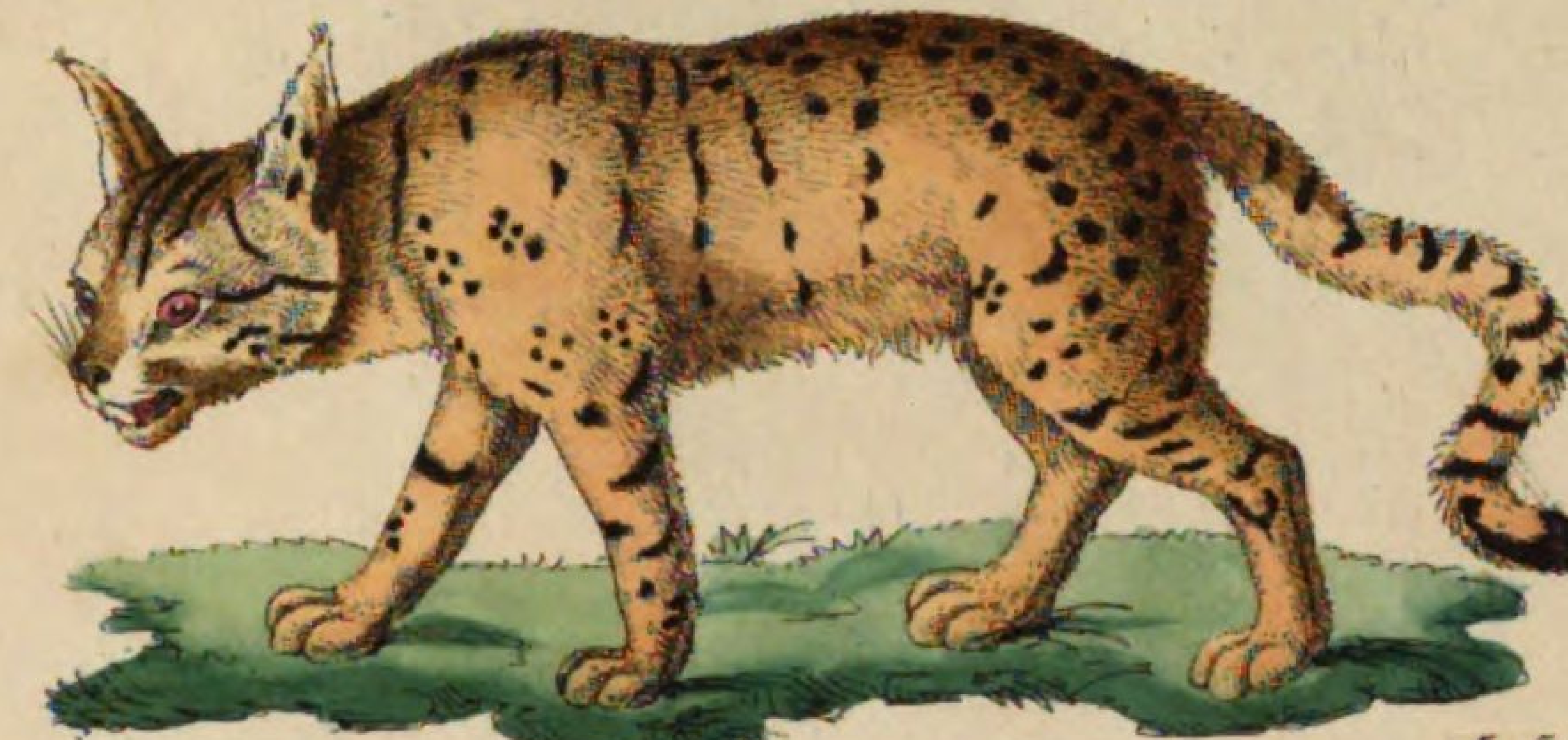
Tab. 7 a.

67.

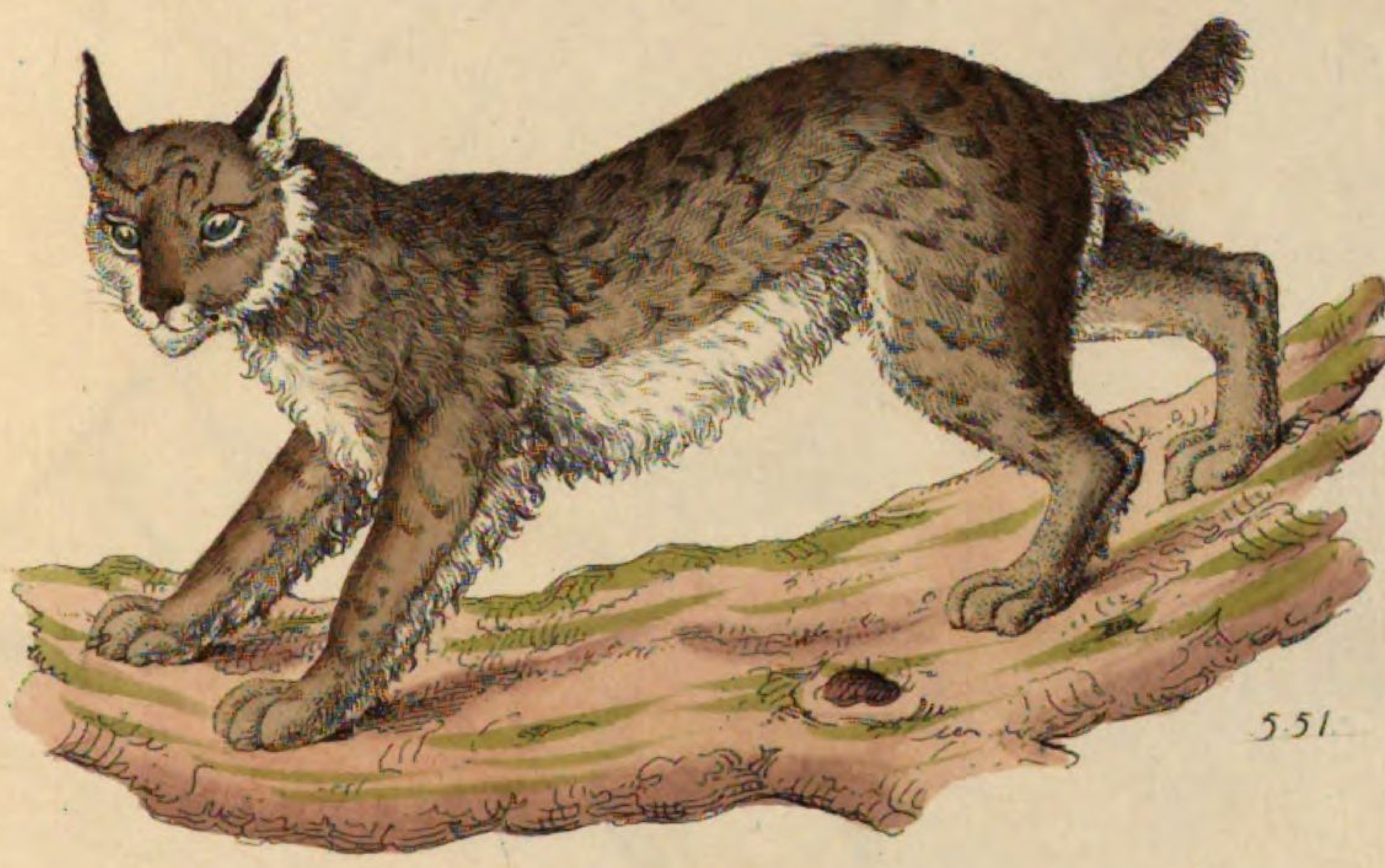


Tab. 8 a.

68.



5.5.0.



5.5.1.



5.5.2.



5.5.3. 5.5.4.

T. 9 a. G.A. Sc.



555

Albanesfaire C. f. Albanus



558



556



557



560



559



561

Hunde der Antiken.

Tab. 17ª. G.A.S. sc. 70



Tab 17 b. Dianahund G.f. G.. sc. spartanus s. laconicus 71



571. 572.



573. 574–575.

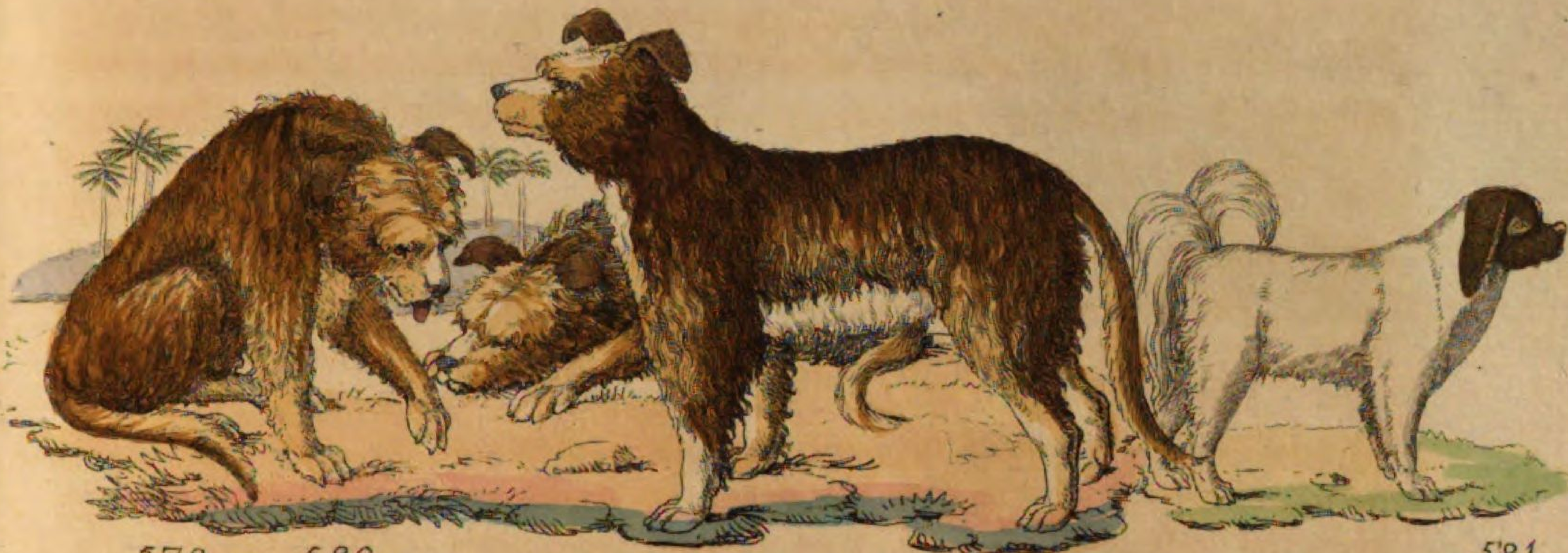
Otaheitë hund, C. f. Otaheitensis



576. 577

Barbet. C. f. Salisburgensis

Tab. 20.a G.A.S sc. 72.



578. — 580. 581.



582. Puckelhund. C. f. gibbosus Solofänger C. f. solicapus 583.



584. — 588.

Tab.22.a G.A.Sc. 73



591. 590. 589.

Otterhund C. f. Plattyarus



592 593. 594. 595.



596.



597-599.

Tab 28.a G. A. Sc. 74




279.
280.
281.
282.
283.
284.
285.
286.
287.
290.
288.
289.
Schwerdgeburth.



Tab 11a

G.A.S.



Tab 35.a G.A.S. 77.



626.



627.



628.



629.



630.



631.



632.



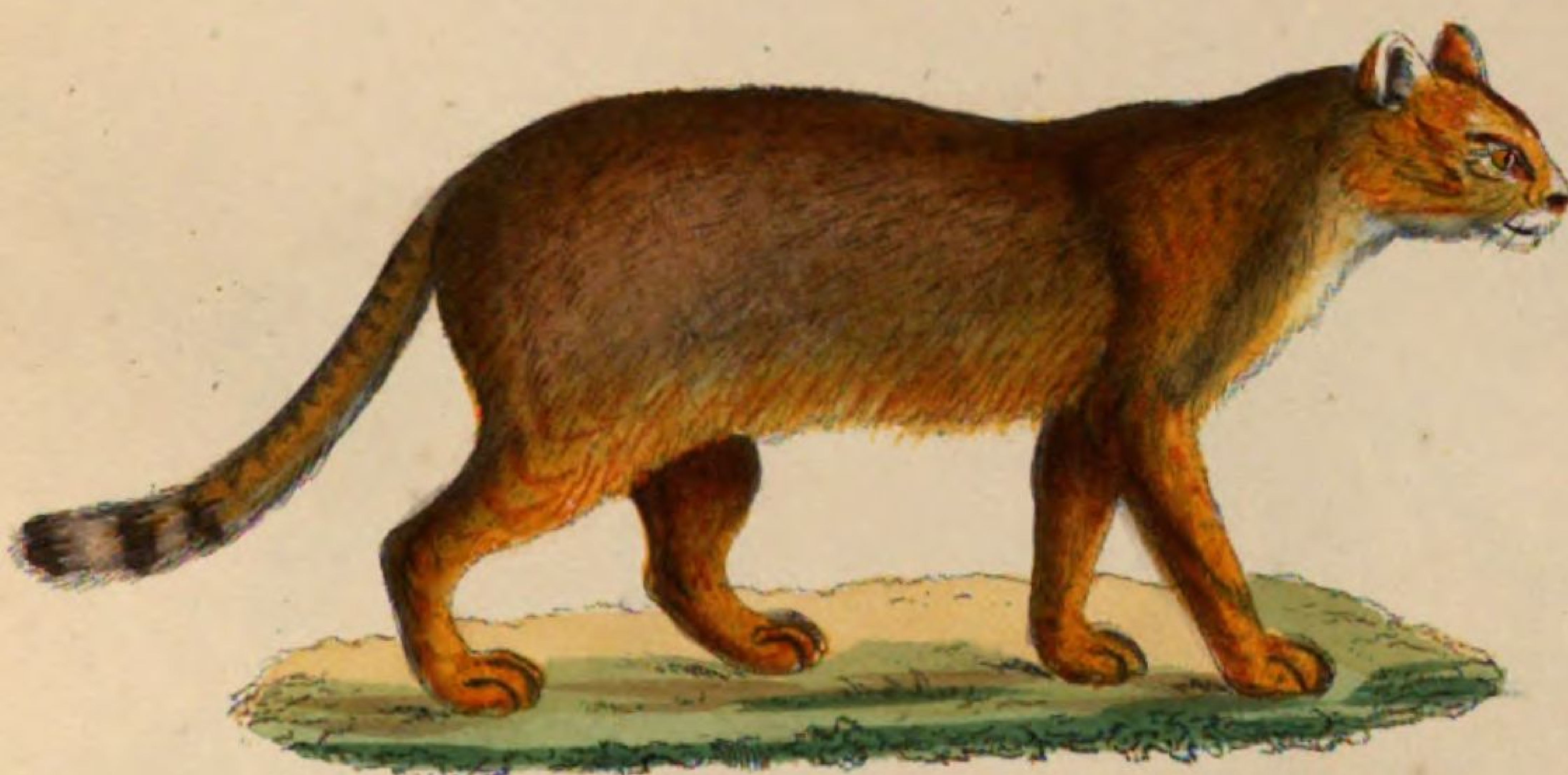
633.

Ch. Schnorr sc.

Tab. 53. a



634.



635.



636.

79.c.



637.



638.



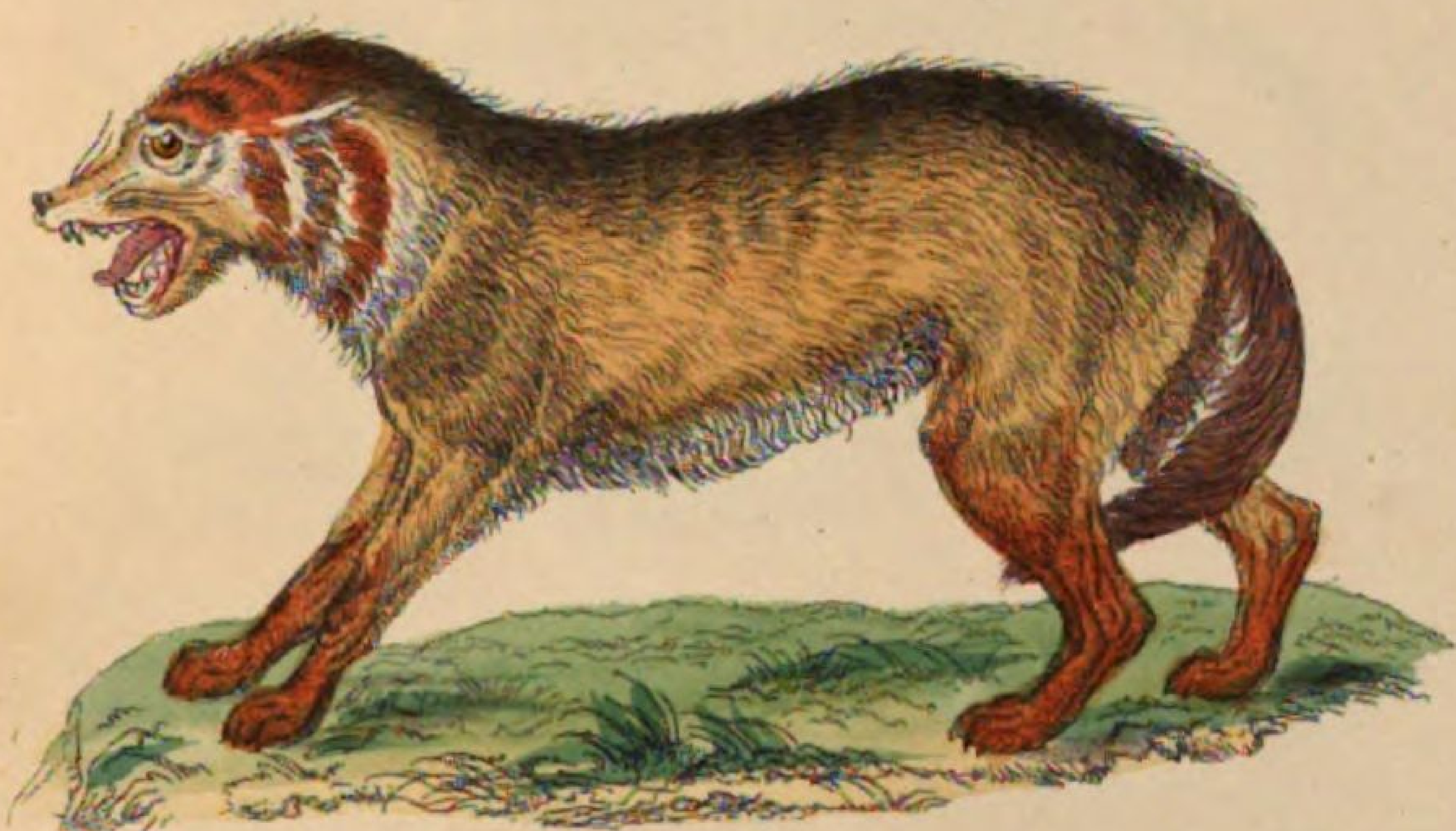
639.



640.



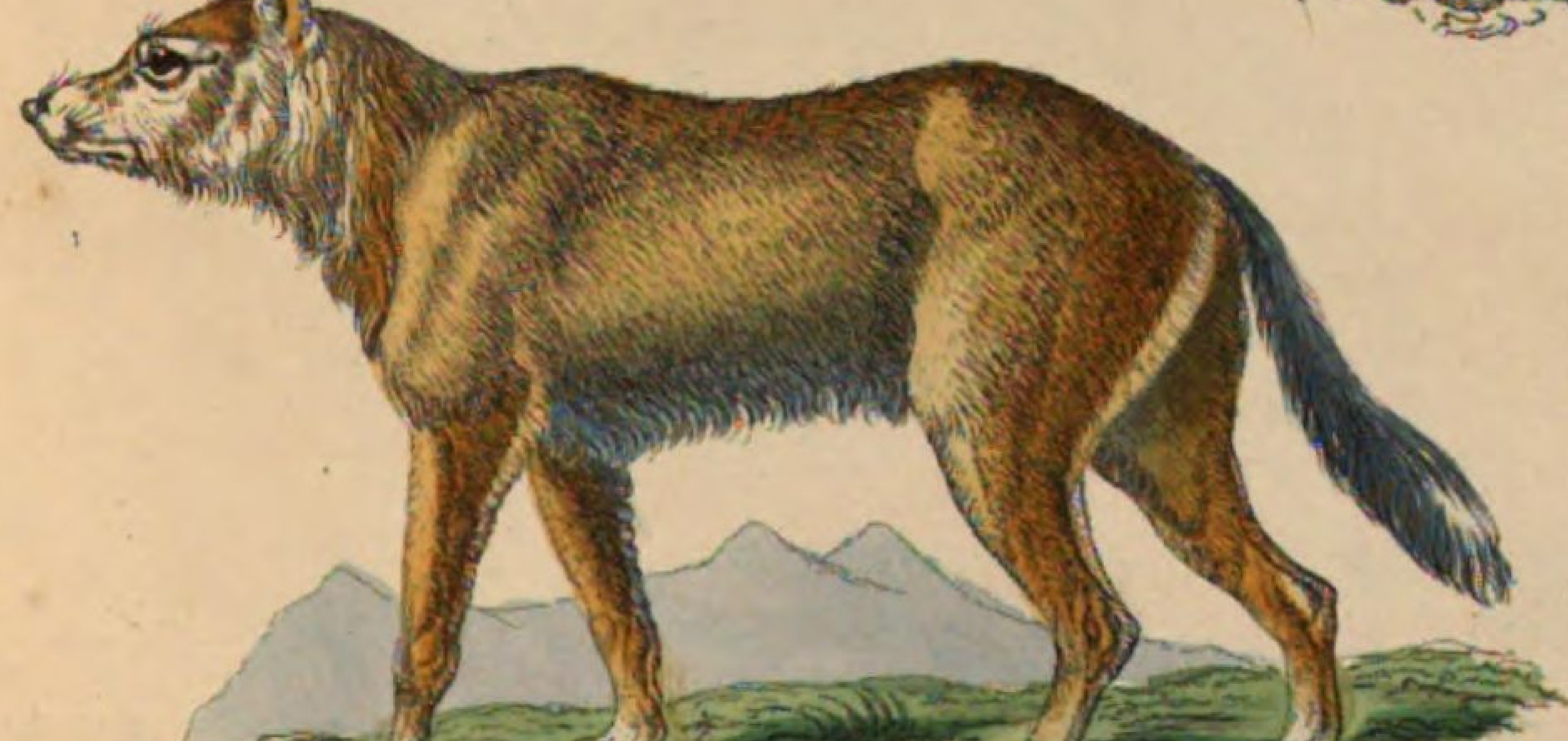
641.



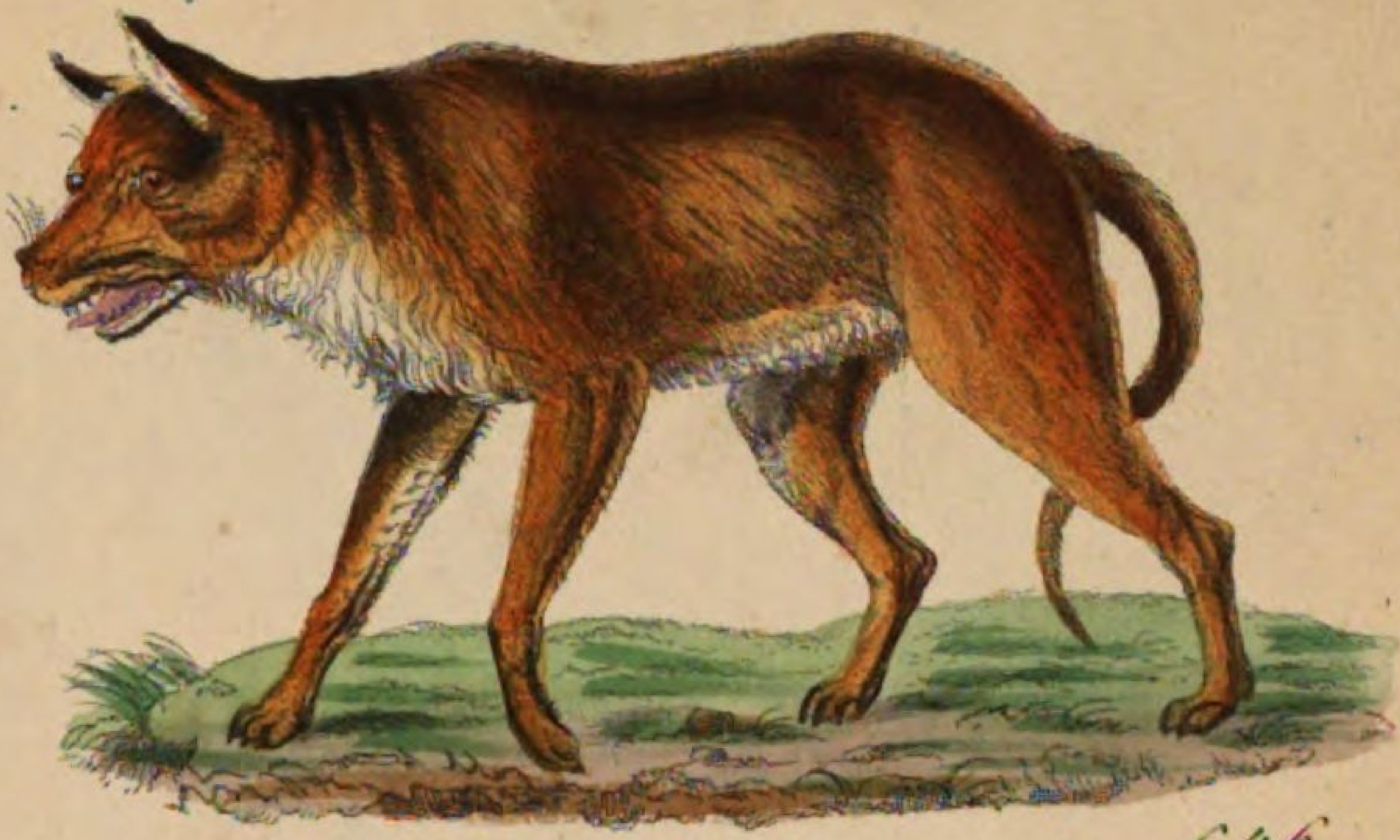
642.



643.



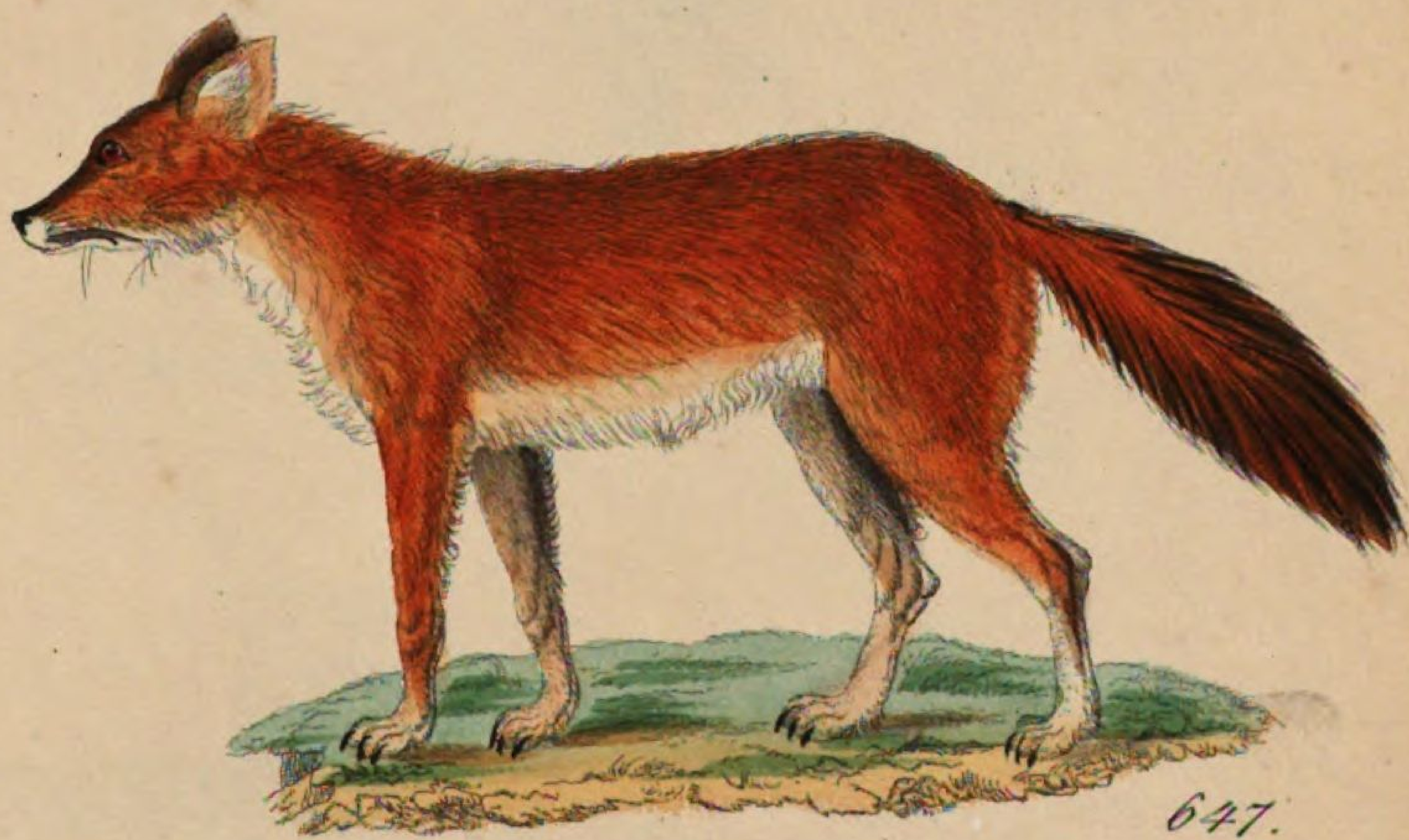
644.



646.



645.



647.



648.



649.



650.



652.

651.

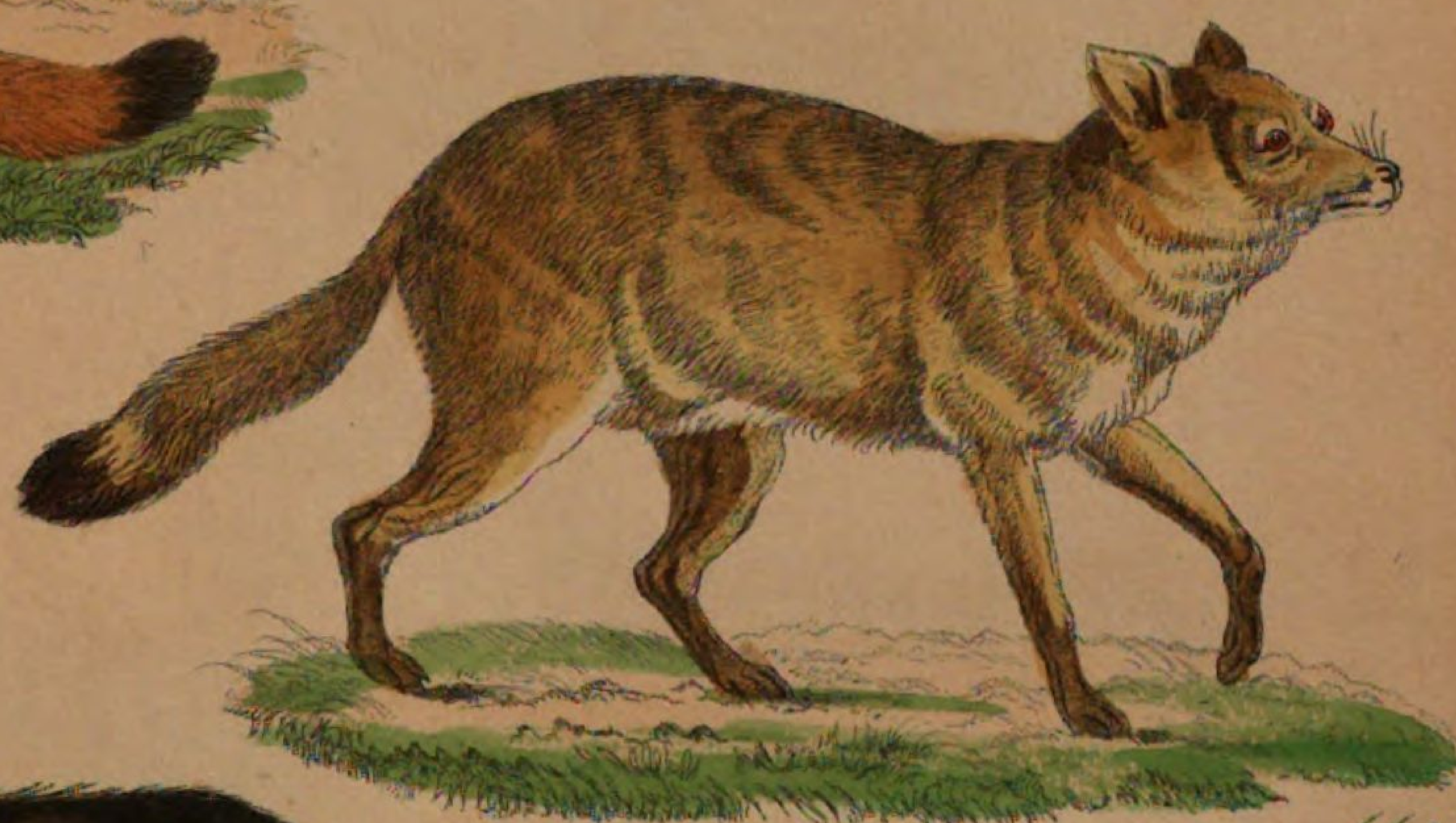

653.
654
655.
657.
656.
84.e



658.



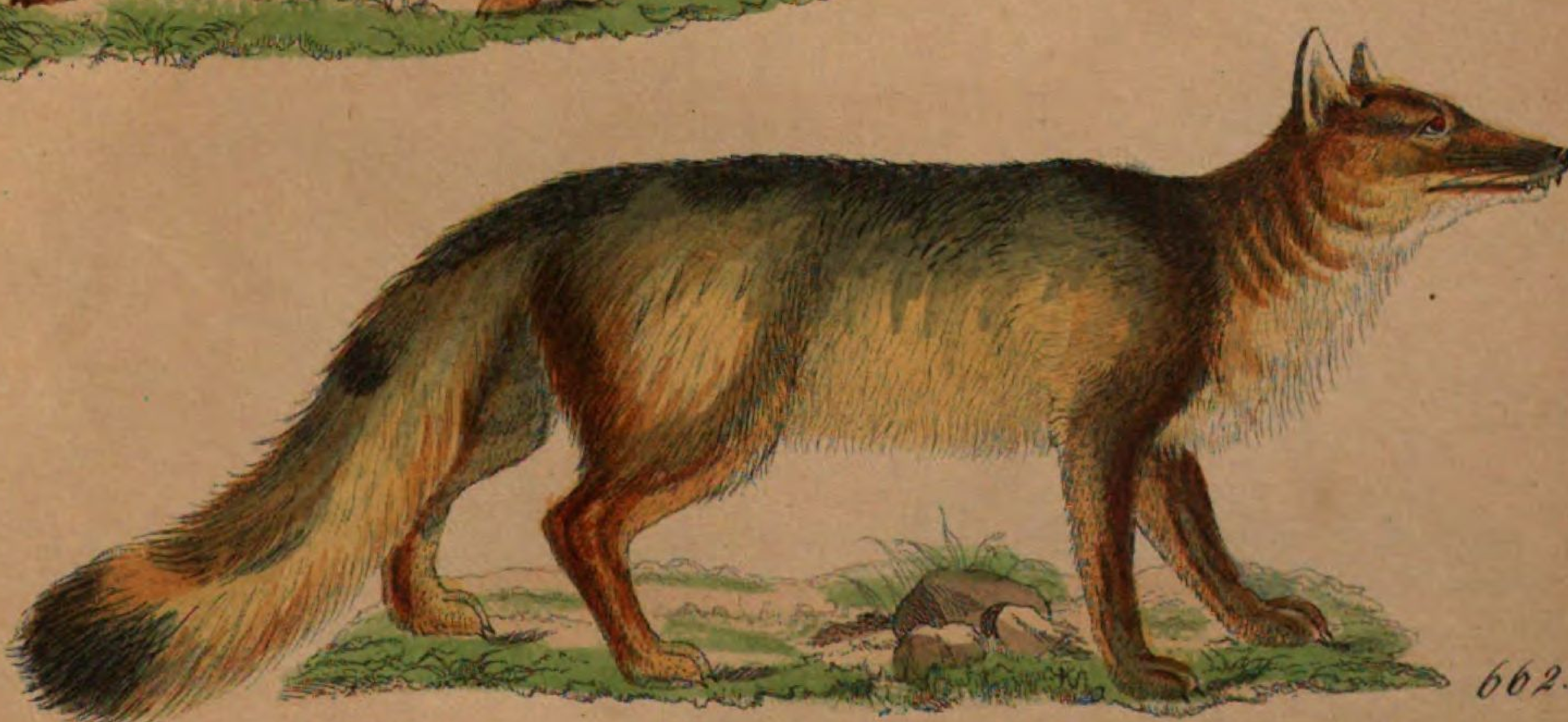
659.



660.



661.



662.



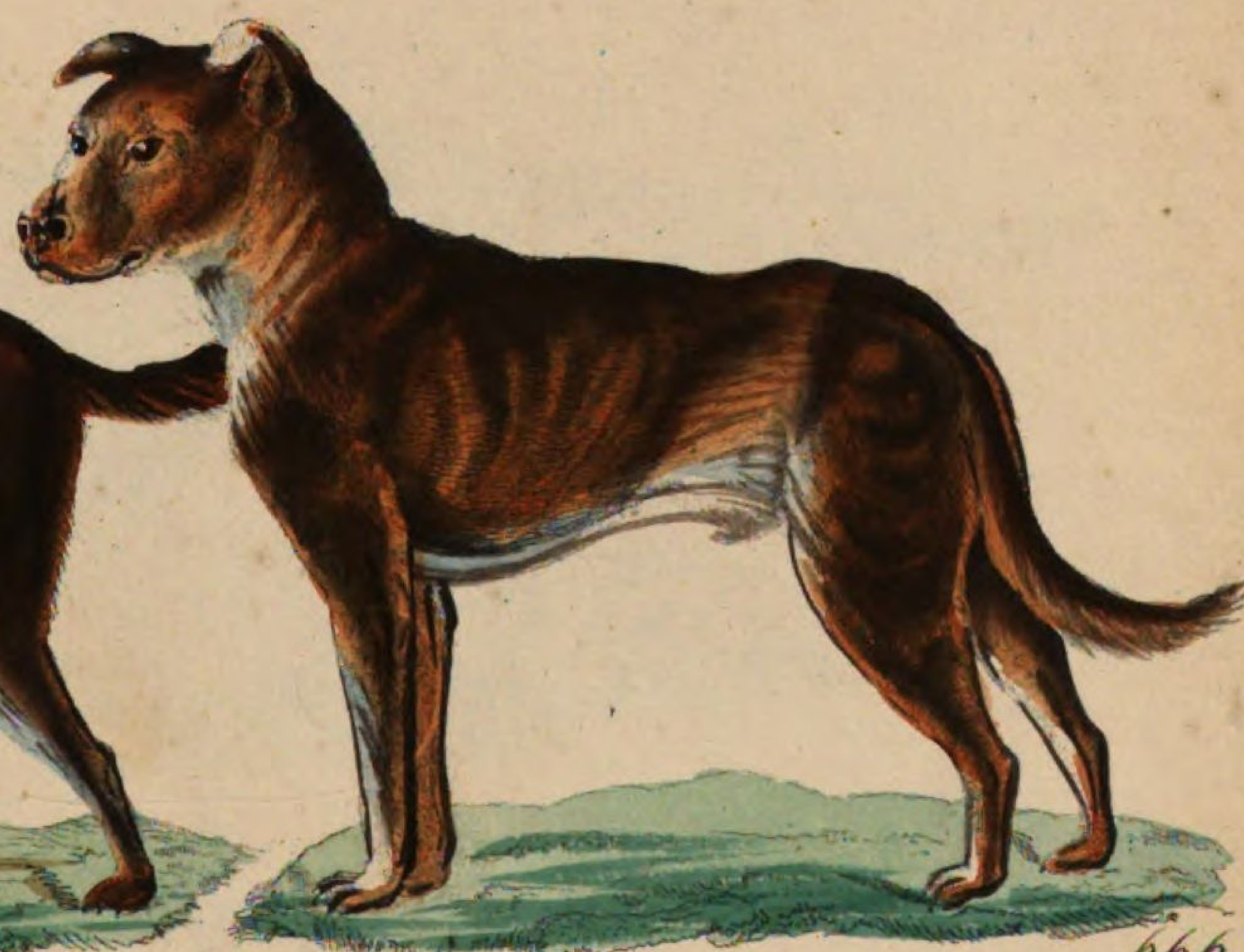
663.



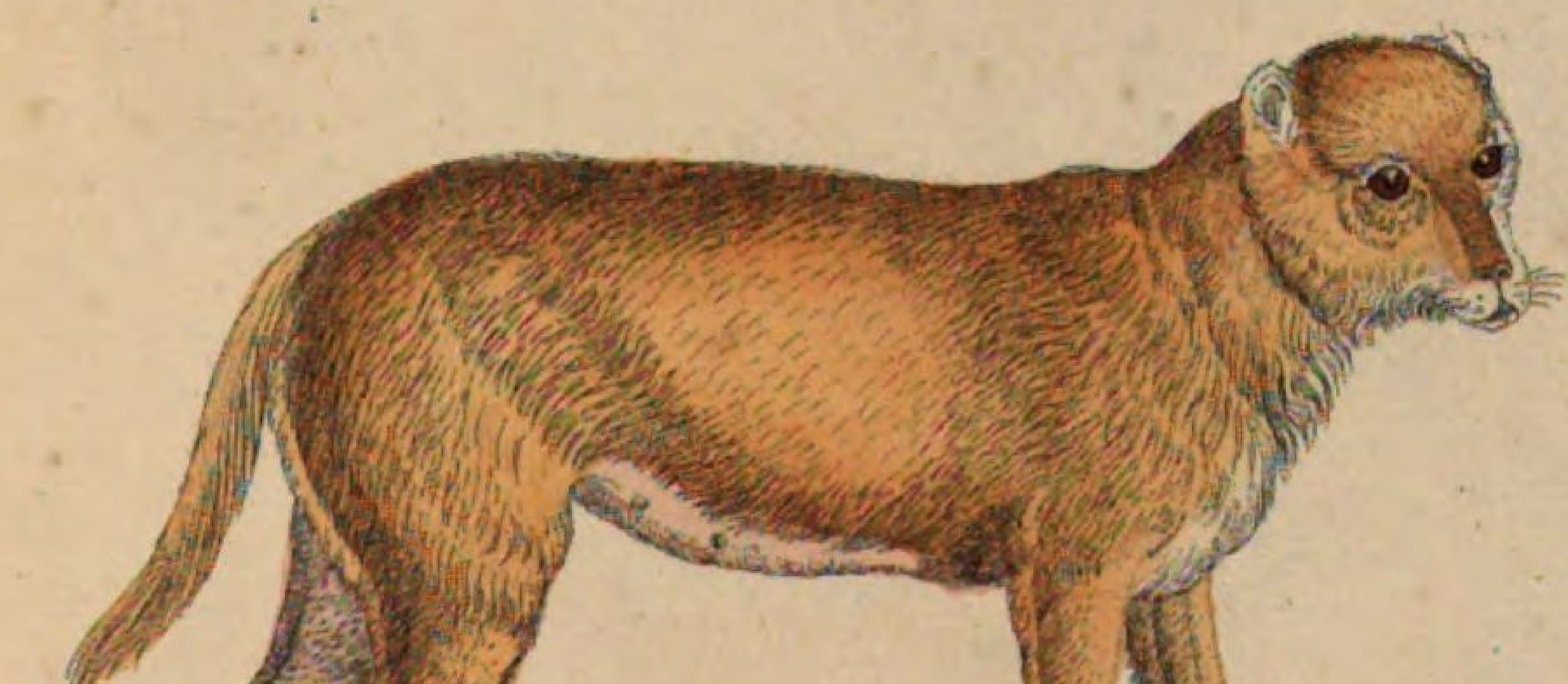
664.



665.



666.



667.



668.



669. 670.



671.



672. 673.



674.



675.



676.



677.



678.


679.
680.


681.


682.


683.


684.

89.

Lange



685.



686.



687. 688.



689.



690.



691.



692.



693.



694.



695.



696.


697.
698.
699.
700.
701.
702.



705.



706.



707.



708.



709.


710.
711
712.
713.
714.
95.



715.



716.



717.



718.



719.


720.
721.
722.
723.
724.
725.



726.



727.



729.



728.



730. 731.



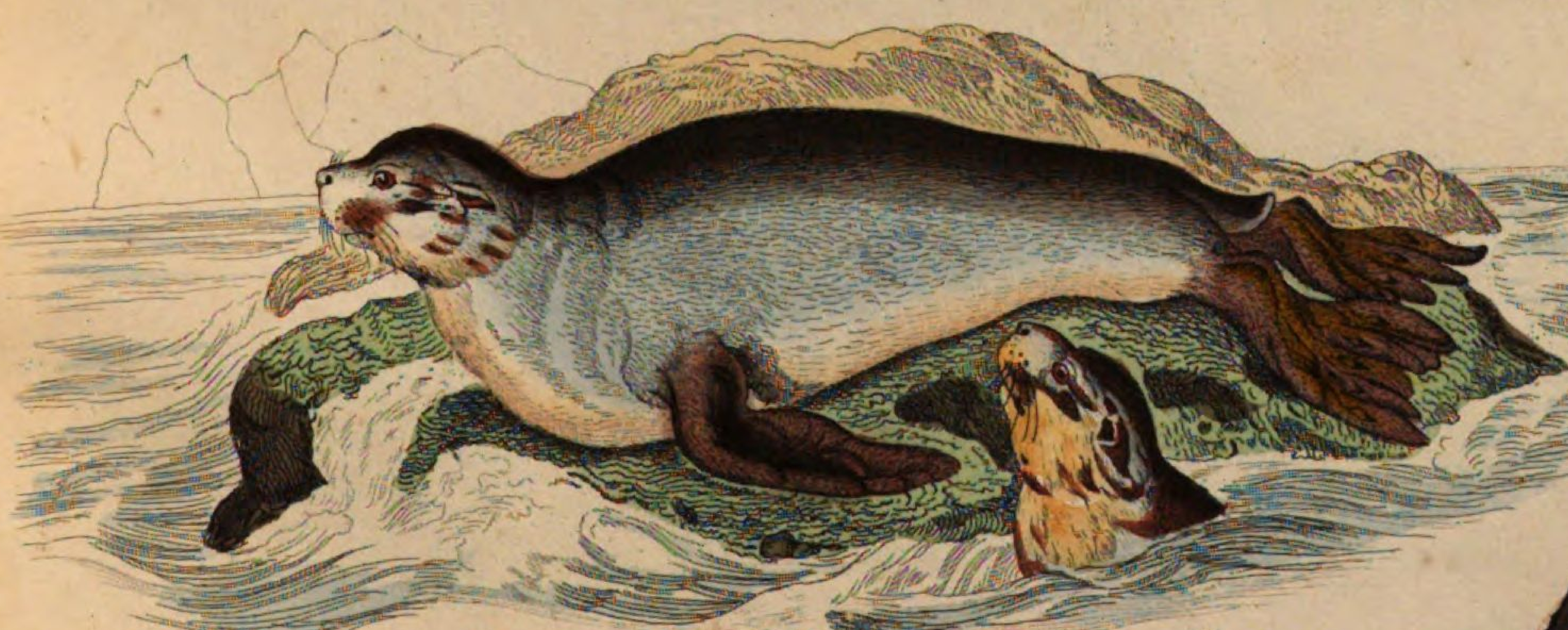
732. 733.



735.



736.



737.



738.



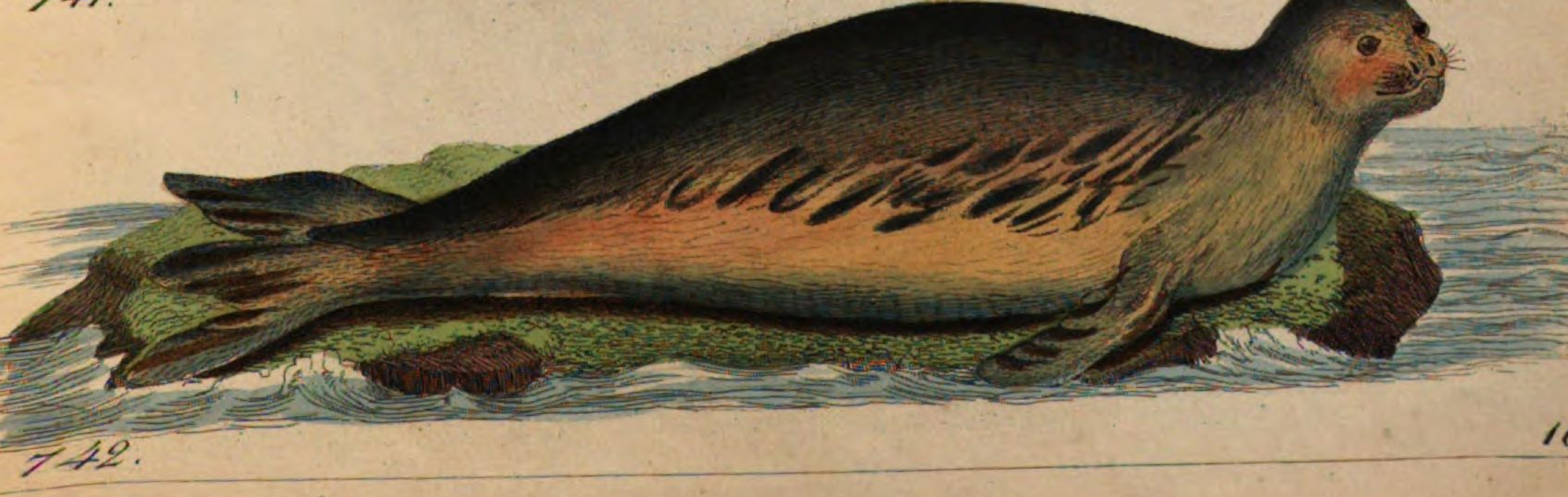
739.



740.



741.



742.

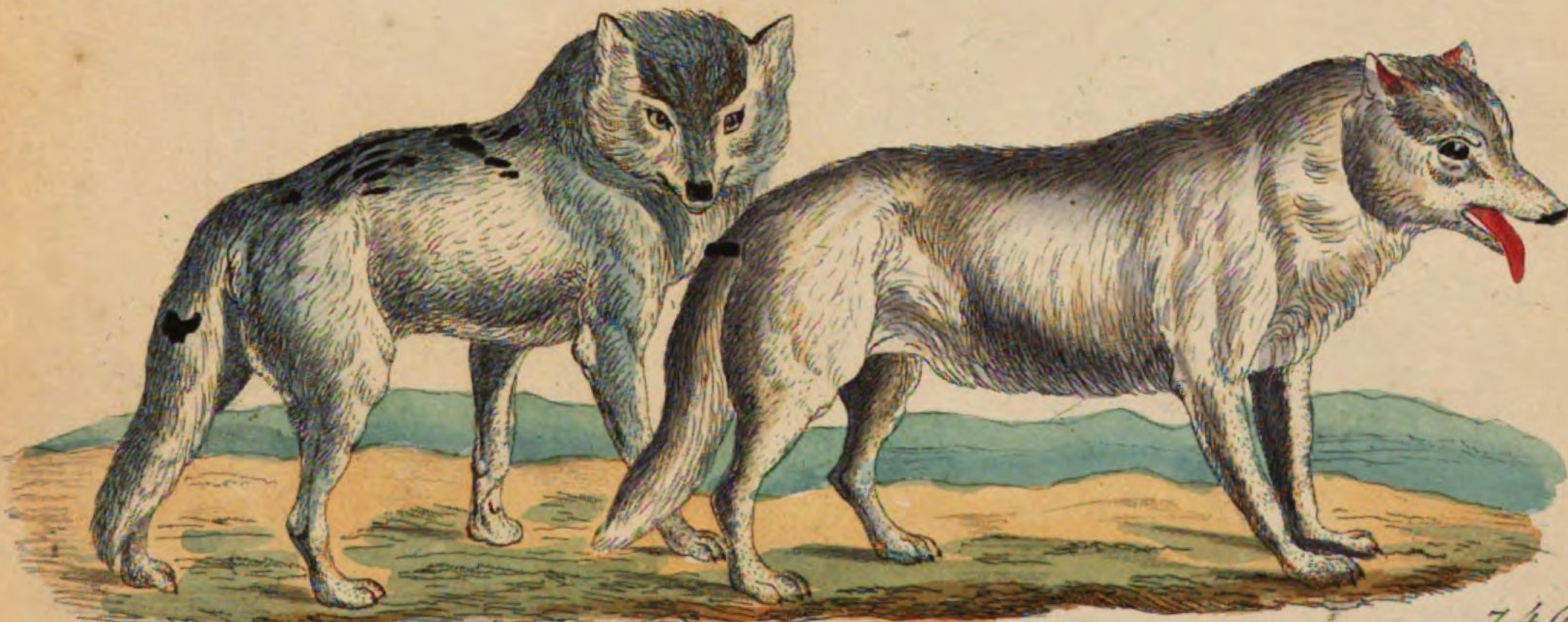

743.
744.
745.
746.



747.



748.



750. 749.



751.